image
not
available

Berliner Revue.

Social-politische Wochenschrift.

Redigirt

von

Hermann Keipp.

Zweites Quartal.

Einundzwanzigster Band.

Berlin, 1860.

Verlag von Ferdinand Schneider, Victoriastraße 11.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Literarisches:

Correspondenzen:

Johanniter-Orden.

Seite

Militairische Revue.

Vermischtes.

Bonapartismus.

(Dieser Artikel, für das Wagener'sche Staats- und Gesellschafts-Lexikon bestimmt, ist von dem Hrn. Herausgeber der Red. freundlichst zur vorläufigen Benutzung mitgetheilt worden.)

I.

Bonapartismus ist die den heutigen socialen und politischen Zuständen und Vordersätzen entsprechende Gestaltung des Cäsarismus, ein politisches System, welches eben wie sein heidnischer Vorläufer, und wie alles Lebendige und Lebenskräftige überhaupt, an den Namen, den Charakter und die Thaten einer bestimmten historischen Persönlichkeit geknüpft erscheint.

Selbstredend müssen wir die nähere Darstellung und Charakteristik sowohl des Cäsarismus, als Napoleons und der Napoleoniden den betreffenden Special-Artikeln überweisen, doch dürfen wir sowohl um der Analogie und Divergenz, als auch um der psychologischen Rechtfertigung willen nicht unterlassen, auf eine kurze Vergleichung Beider einzugehn.

Der Cäsarismus, das Werk und die Darstellung des Menschen, des Feldherrn und des Staatsmannes Cäsar, des Cäsar, der seine Cäsaren-Laufbahn mit dem Demagogen begonnen und erst in späteren Jahren den Soldaten angezogen: er war nicht allein der Sieg der Monarchie über die Republik; er war nicht allein die Beseitigung der alten Parteien und der im Wesentlichen bereits der Vergangenheit anheimgefallenen politischen Fragen; er war nicht allein die Wandelung in den Schicksalen und Tendenzen der römischen „Popular-Partei", die, wie überall, so auch in Rom „aus der Reform in die Revolution, aus der Revolution in die Anarchie und aus der Anarchie in den Krieg gegen das Eigenthum" gedrängt war: er war außerdem Beides, die Werthloserklärung und gewaltsame Bewahrung der überlieferten Institutionen in Staat und Gesellschaft, die Vollendung und zugleich der Anfang des Endes des geschichtlichen weltbeherrschenden Römerthums*), die letzte kräftige Zusammenfassung und zugleich die Indifferenziirung des Heidenthums und daher gleichzeitig die Negation des Alten und die Negation des Neuen.**)

*) Mommsen sagt mit Recht, daß mit Cäsar das Römerthum innerlich erstorben und nur noch mechanisch gewachsen sei. S.

**) Kein Franzose hat mit dem Ernst und der Präcision wie August Comte, der Gründer der „positiven Philosophie", die doppelte Feindschaft der bonapartischen Politik gegen die historischen Staaten Europa's wie gegen die Revolution selbst dargestellt. Der französische Philosoph kämpft zwar in dieser bittern Kritik (vergl. seine philosophie positive, 1842, Tom VI., pag. 386 ff.) pro aris et focis; sein eigenes System, in welchem er alle bisherige Religion und Metaphysik gestürzt und an ihre Stelle die exacte Erforschung der Natur- und Geschichts-Gesetze zur Herrschaft gebracht zu haben glaubt, sieht er zum er-

Daher die Erbitterung der demokratischen Partei, welche den Cäsarismus begründet und dabei nicht bedacht, „daß der demokratische Monarch aufhören muß, Parteihaupt zu sein“; daher die gleißnerische Lügenhaftigkeit des Schiboleths der Versöhnung aller Parteien; daher der Krieg der Complotte und Conspirationen gegen den Cäsar, der doch nur als Vorkämpfer gegen „die Aristokratie“ seinen erhabenen Platz erobert; daher die sonst unverständliche Erscheinung, daß ihm, der die wesentlichen Gedanken der römischen Popular-Partei verwirklichte, die „Freunde der Freiheit“ den Tod bereiteten. Daher die zeitweilige Festhaltung der republikanischen Formen neben dem monarchischen Wesen und dem persönlichen Regiment; daher das Mißlingen des Versuches, das Heer, welches seine Macht kennen gelernt und die Scheu verlernt hatte, wieder als dienendes Glied in die bürgerliche Ordnung einzufügen. Daher das fast ausnahmslose Scheitern der Bestrebungen, durch milde Concurs- und angemessene Wucher-Gesetze den Grundbesitz, besonders den kleineren, zu heben und die Geld- und Banquier-Herrschaft zu brechen. Daher mit der Befestigung und Organisation der römischen Welt-Herrschaft das Verschwinden der politischen Bedeutung Roms und des römischen Bürgerthums, das Aufgehen Roms in der „Mittelmeer-Monarchie“, damit aber auch die Verkündigung und Hoffnung einer besseren Zeit für die unterdrückten Provinzen und Nationalitäten. Daher die Concentration aller Spielarten des Heidenthums und seiner Haupt-Gottheiten in Rom, jene weitherzige Toleranz, welche sich selbst auf das Judenthum erstreckte, und dar-

---

sten Mal, wenn auch nur versuchsweise, in der Revolution und namentlich in der Dictatur des Convents ausgeführt. In diesem persönlichen und zugleich wissenschaftlichen Interesse bedauert er, daß es einem Fremden, wie er den älteren Bonaparte nennt, einem Fremden, der unter einer zurückgebliebenen Civilisation und unter den Eindrücken der alten hierarchischen Bildungsstufe aufgezogen war, einem Manne, dessen maßloser Ehrgeiz trotz seines eben so ungeheueren Charlatanismus durchaus nicht mit einer eminenten geistigen Superiorität verbunden war — daß es einem solchen Manne gelungen sei, die Organisations-Versuche der Revolution durch die Wiederherstellung der kirchlichen und militärisch-feudalistischen Hierarchie wieder zu ersticken. Wir wollen hier nicht untersuchen, mit welchem Recht A. Comte die Dupirung der Revolution durch ihren militärischen Meister und diplomatischen Vollstrecker gegen das Ausland bedauert, — wir haben hier auch nicht in den Wettstreit des Philosophen und des Imperators in Betreff der geistigen Ueberlegenheit und organisatorischen Begabung zu entscheiden, — wir wollen nur die Feindschaft des Imperatoren gegen das Neue constatiren, als welches sich die Revolution im Gegensatz gegen das bisherige Lebens-System betrachtete; — wir wollen nur das Bewußtsein constatiren, welches ein französischer Forscher von wenigstens sehr ernstem Charakter über diese Feindschaft des Kaiserthums gegen die Neuerungen der Revolution hat. In seiner „politique positive“, die zur Zeit des Staatsstreichs herauskam, geht A. Comte so weit, in seinem neuen Kalender, in welchem die Heiligen der Kirche durch die Heroen der Kunst, Wissenschaft, Politik und aller Religionen verdrängt sind, den älteren Bonaparte neben Kaiser Julian gleichsam als Repräsentanten des bösen socialen Princips, der Lüge und des Abfalls paradiren zu lassen. Beide, sagt Comte, Julian wie Bonaparte, hatten das Neue, welches sich zu ihrer Zeit die Weltordnung zu unterwerfen begann, in sich aufgenommen, Beide waren wenigstens von den ersten Strahlen desselben berührt worden: Julian vom Christenthum, Bonaparte in seiner Jugend von der Revolution; Beide suchten aber ihre Macht auf der Demüthigung und Verleugnung dieses Neuen zu gründen.

über eine „italisch-hellenische" Staats-Religion, welche die römische Nationalität nur als eine der vielen besonderen betrachtete.

Ganz besonders aber gab es schon unter dem ersten Cäsar ein Volk, welches seine Erhebung am lautesten begrüßte und seine Ermordung am längsten beklagte*) und dessen Bedeutung für den Cäsarismus um so gewichtiger und lehrreicher erscheint, als es auch heute noch in derselben Weise unter uns wandelt und dem Gegenbilde des Cäsarismus, dem Bonapartismus, ähnliche Dienste zu leisten scheint. Um nicht parteiisch zu erscheinen, citiren wir einen Schriftsteller, den Niemand in dem Verdacht einer Voreingenommenheit haben wird, Mommsen, bei dem es in seiner Römischen Geschichte (2. Aufl., Bd. 3, S. 529) wörtlich folgendermaßen heißt: „In gewissem Sinne könnte man allerdings neben Römern und Griechen noch eine dritte Nationalität nennen, die mi denselben in der damaligen Welt an Ubiquität wetteiferte und auch in dem neuen Staate Cäsars eine nicht unwesentliche Rolle zu spielen bestimmt war. Es sind dies die Juden. Das merkwürdige nachgiebig zähe Volk war in der alten wie in der heutigen Welt überall und nirgends heimisch, überall und nirgends mächtig. Die Diadochen David's und Salomo's bedeuteten für die Juden jener Zeit kaum mehr als heutzutage Jerusalem für sie bedeutet; die Nation fand wohl für ihre religiöse und geistige Einheit einen sichtbaren Anhalt in dem Königreich Jerusalem, aber sie selbst bestand keineswegs in der Unterthanenschaft der Hasmonäer, sondern in der unermeßlichen, durch das ganze parthische und das ganze römische Reich zerstreuten Judenwelt. In Alexandria namentlich und ähnlich in Kyrene bildeten die Juden innerhalb dieser Städte eigene administrativ und selbst local abgegrenzte Gemeinwesen, den Judenvierteln unserer Städte nicht ungleich, aber freier gestellt und von einem „Volksherrn" als oberstem Richter und Verwalter geleitet. Wie zahlreich selbst in Rom die jüdische Bevölkerung bereits vor Cäsar war und zugleich wie landsmannschaftlich eng die Juden auch damals zusammenhielten, beweist die Bemerkung eines Schriftstellers dieser Zeit, daß es für den Statthalter bedenklich sei, den Juden in seiner Provinz zu nahe zu treten, weil er dann sicher darauf zählen dürfe, nach seiner

*) Suetonius (Caesar c. 84) sagt: An der enthusiastischen Trauerfeier, welche das Volk und die Veteranen an seiner Spitze Cäsar nach seinem Tode widmeten, nahmen auch die barbarischen Völker Theil, deren zahlreiche Colonieen in Rom wohnten. Während das römische Volk um den tumultuarisch aufgerichteten Scheiterhaufen trauerte, auf dem die irdischen Reste des Dictators verbrannten, zogen die Barbaren in Processionen klagend und heulend in der Stadt umher. Am meisten aber fielen die Processionen der Juden auf, die noch mehrere Nächte hindurch nach dem Scheiterhaufen zogen. Wenn die auswärtigen Nationen fühlten, daß der erste der Cäsaren gleichsam ihnen angehöre, wenn sie nicht ohne Grund erwartet hatten, daß er durch Demüthigung der römischen Aristokratie sie an dieser rächen werde, so zog die Juden noch ein lebhafteres Gefühl der Wahlverwandtschaft zu Cäsar hin. Er, der den ganzen Erdkreis durchzogen, alle Widerstands-Regungen der Völker rings um das Mittelmeer niedergeschlagen und der römischen Aristokratie dieselbe Niederlage wie den Barbaren bereitet hatte, war in ihren Augen der Executor des Vernichtungs-Spruches gewesen, welchen die Propheten gegen alle Völker ausgesprochen hatten. Er hatte die Erde zu einem großen Leichenfelde der Völker gemacht — die Juden glaubten daher ihr Vorrecht allein behaupten zu können.

Heimkehr von dem hauptstädtischen Pöbel ausgepfiffen zu werden. Auch zu jener Zeit war das vorwiegende Geschäft der Juden der Handel: mit dem erobernden römischen Kaufmann zog damals der jüdische Händler ebenso überall hin, wie später mit dem genuesischen und venezianischen, und neben der römischen strömte das Capital allerorts bei der jüdischen Kaufmannschaft zusammen. Auch zu jener Zeit endlich begegnen wir der eigenthümlichen Antipathie der Occidentalen gegen diese so gründlich orientalische Race und ihre fremdartigen Meinungen und Sitten. Dies Judenthum, obwohl nicht der erfreulichste Zug in dem nirgends erfreulichen Bilde der damaligen Völkermengung, war nichts desto weniger ein im natürlichen Verlauf der Dinge sich entwickelndes geschichtliches Moment, das der Staatsmann weder sich ableugnen noch bekämpfen durfte und dem Cäsar vielmehr, eben wie sein Vorgänger Alexander, in richtiger Erkenntniß der Verhältnisse möglichst Vorschub that. Wenn Alexander, der Stifter des alexandrinischen Judenthums, damit nicht viel weniger für die Nation that, wie ihr eigener David durch die Gründung von Jerusalem, so förderte auch Cäsar die Juden in Alexandria wie in Rom durch besondere Begünstigungen und Vorrechte und schützte namentlich ihren eigenthümlichen Cult gegen die römischen wie gegen die griechischen Localpfaffen. Die beiden großen Männer dachten natürlich nicht daran, der hellenischen oder italisch-hellenischen Nationalität die jüdische ebenbürtig zur Seite zu stellen. Aber der Jude, der nicht wie der Occidentale die Pandoragabe politischer Organisation empfangen hat und gegen den Staat sich wesentlich gleichgültig verhält; der ferner eben so schwer den Kern seiner nationalen Eigenthümlichkeit aufgiebt, als bereitwillig denselben mit jeder beliebigen Nationalität umhüllt und bis zu einem gewissen Grad die fremde Volksthümlichkeit sich aneignet — der Jude war eben darum wie geschaffen für einen Staat, welcher auf den Trümmern von hundert lebendigen Politieen erbaut und mit einer gewissermaßen abstrakten und von vornherein verschliffenen Nationalität ausgestattet werden sollte. Auch in der alten Welt war das Judenthum ein wirksames Ferment des Kosmopolitismus und der nationalen Decomposition und insofern ein vorzugsweise berechtigtes Mitglied in dem cäsarischen Staate, dessen Politik doch eigentlich nichts als Weltbürgerthum, dessen Volksthümlichkeit eigentlich nichts als Humanität war."*)

Wenn dessen ungeachtet, oder vielleicht gerade um deßwillen, das spätere Kaiserthum das aus der Wurzel des Judenthums erwachsene Christenthum als seinen Todfeind behandelte, ja wenn es schon unter Vespasian, also bereits im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, auch das Judenthum, wie dessen politisches und religiöses Centrum zerstörte und unter die Füße trat, so

*) An einer anderen Stelle (S. 499) heißt es noch: „Welche Dimensionen aber neben dieser auf dem Ruin der kleinen Bauerschaft unnatürlich gedeihenden Gutswirthschaft die Geldwirthschaft angenommen, wie die italische Kaufmannschaft mit den Juden um die Wette in alle Provinzen und Clientelstaaten des Reiches sich ergossen hatte u. s. w." Die deutsche Vierteljahrsschrift sagt deshalb mit Recht (Nr. 89, S. 57): „Das Wesen des Hebräers ist so zu sagen mit dem Wesen des Geldes völlig Eins geworden — — und das Bürgerthum in den Städten ist auf dem besten Wege bei demselben Endresultate anzukommen."

folgte es damit nur seinem eigenen Gesetze und Beruf, jenem Gesetze seines eigenen inneren Widerspruchs, welcher es gleichmäßig zum Feinde des Alten wie des Neuen machte, jenem providentiellen Beruf, welcher es trieb zu beseitigen und zu zerstören, was innerlich das Recht seiner Existenz verscherzt hatte und so die Welt durch Hinwegräumung aller Trümmer und Ruinen für die neue Schöpfung und Ordnung vorzubereiten, deren geistiger Grundstein bereits gelegt war.

Allerdings könnte es hierbei den Schein gewinnen, als ob auf diese Weise das Schlechtere über das Bessere den Sieg gewonnen, als ob das römische Kaiserreich, indem es das, wenn auch abtrünnige, Judenthum daniederschlug, indem es die Bestimmtheit und Individualität des heidnischen Glaubens und Cultus beseitigte, indem es seine Unterthanen in eine Sklavenheerde und die Erde in einen großen mit Bordellen und Wechselbanken verzierten Sklaven-Behälter verwandelte, Nichts verändert und Nichts verbessert, als daß es den Superlativ an die Stelle des Comparativ gesetzt, und doch vollzog sich in diesem Allen nur ein Gericht, welches das abtrünnige Judenthum und das dahingegebene Heidenthum über sich selbst heraufbeschworen. Das Lauwarme mußte dem Kalten, das Halbe dem Ganzen weichen, und das römische Kaiserreich, indem es den Spruch der Weltgeschichte über die vorchristliche Zeit vollzog und zwar vollzog dadurch, daß es in sich selbst alle Regungen und Strebungen des ungöttlichen Wesens innerhalb des Heidenthums und des mit dem Blute seines Königs befleckten und belasteten jüdischen Volkes zur Reife und Vollendung brachte, es schuf doch in und mit der Verwesung zugleich den neuen fruchtbaren Boden, auf dem, wenn auch nur gedüngt mit dem Blute der Märtyrer und getragen durch frische Völkerkräfte, ein besseres Geschlecht und eine neue christliche Weltordnung erwachsen konnte.

War aber so das römische Cäsarenthum nicht etwas Willkürliches und Unerwartetes, sondern das nothwendige Resultat der Entwickelung und des Verfalls der vorchristlichen Zeit, die unabweisliche Consequenz des Mißbrauchs Beider, der Freiheit und der Autorität, der logisch nothwendige Schlußstein und das *geringste* Uebel innerhalb einer auf das Sklaventhum basirten, der Vernichtung geweihten Gesellschaft und einer zwischen oligarchischem Absolutismus und Vergewaltigung des hauptstädtischen Pöbels schwankenden Staats-Verfassung — wir können nicht anders, als auch sein christliches Gegenbild, den Bonapartismus, unter gleichen Gesichtspunkten betrachten.

Selbstredend ist es dabei nicht von ohngefähr, daß der Bonapartismus ebenso wie der Cäsarismus ein Product des Romanenthums ist, ein Product, welches heute wie damals, hier wie dort, das unabweisliche Resultat einer vielhundertjährigen Entwickelung bildet und nicht minder wie sein heidnischer Vorläufer die gesammte christliche Weltordnung neben ihm mit der Vernichtung bedroht.

Wie die französische Revolution selbst nichts Anderes war, als der letzte Act der Politik des Bourbonischen Königthums, der tragische Moment, wo das Königthum mit seinem durchsägten Sitze zur Erde fiel, die Sturm- und Drang-Periode,

in welcher die Schlange des Absolutismus sich häutete und das morsche Gerüst um das „neue Bild" des Despotismus zerschlagen wurde, so war auch das System des ersten Napoleon's nicht etwas wesentlich Neues, sondern die Fortsetzung und relative Vollendung des Absolutismus des französischen Königthums, der durch die blutige Logik der Revolution von allen Rücksichten und Traditionen der Vergangenheit befreite Despotismus, so ist es durchaus in der Wahrheit begründet, wenn die Bonapartes einen Richelieu und Louis XIV. als ihre rechten Vorgänger betrachten. Sehr treffend bemerkt deshalb ein anderer französischer Schriftsteller (Tocqueville, l'ancien regime): „Da die Revolution nicht den alleinigen Zweck hatte, eine veraltete Regierung zu stürzen, sondern die Form der damaligen Gesellschaft zu zersprengen, so mußte sie auf einmal alle bestehenden Mächte angreifen, alle anerkannten Einflüsse zerstören, alle Rechte des Herkommens auslöschen, Sitten und Gebräuche erneuern und den menschlichen Geist gleichsam aller Ideen entlasten, auf die bisher Ehrfurcht und Gehorsam sich gegründet hatten. Daher kam ihr der so seltsame, anarchische Charakter. Aber räumet hinweg all' diesen Schutt: ihr entdeckt eine ungeheuere Centralgewalt, die in ihre Einheit alle einzelnen Theilchen von Ansehen und Einfluß aufgenommen hat, welche vorher einer Menge von untergeordneten Mächten, von Körperschaften, Klassen, Aemtern, Familien, Individuen anheimgegeben waren und im Gesellschaftskörper vereinzelt schwebten. Seit dem Fall des römischen Reiches hatte man nicht eine ähnliche Macht auf Erden gesehen. Die Revolution hat diese neue Macht erschaffen, oder vielmehr dieselbe hat sich wie von selbst aus den Trümmern erhoben, welche die Revolution rings hingestreut hatte. Die Regierungen, welche sie gegründet hat, sind zerbrechlicher zwar, aber ungleich mächtiger, als alle diejenigen, die sie gestürzt hatte; zerbrechlich und mächtig aus gleichen Gründen." — „Heut' zu Tage sind besonders die Blicke der Fürsten auf sie geheftet. Sie betrachten sie mit Bewunderung und Neid; und zwar nicht nur die Fürsten, welche die Revolution auf den Thron erhob, sondern auch diejenigen, die ihr fremd und feindlich sind; alle bemühen sich, Gerechtsame und Privilegien abzuschaffen. Sie vermischen die Stände, gleichen die Unterschiede aus, setzen Beamte ein an die Stelle aristokratischer Verwaltung; tauschen örtliche Freiheiten gegen gleichförmige Satzungen, Zersplitterung der Gewalt gegen Einheit der Regierung. Sie geben sich dieser revolutionären Gewalt mit unablässiger Geschäftigkeit hin, und wenn sie auf Widerstand stoßen, so stehen sie nicht an, Grundsätze und Verfahrungsweise der Revolution anzuwenden." — „Es lag also im Wesen der Dinge, daß die demokratische Bewegung, die so viele Institutionen des alten Staatswesens zerstörte, diese Eine befestigen mußte, und darum fand auch die Centralisation in der neuen, durch jene Umwälzung hervorgerufenen Gesellschaft eine so bequeme und natürliche Stätte, daß man sie leicht für ein Werk der Revolution halten konnte. — Die alte Administration hatte im Voraus die Franzosen der Lust und der Möglichkeit beraubt, sich gegenseitig zu helfen. Als die Revolution ausbrach, hätte man vergeblich den größeren Theil von Frankreich durchsucht, um nur zehn Menschen zu begegnen, die gewohnt gewesen wären, auf regelmäßige Weise gemeinsam zu

handeln und selber für ihre wechselseitige Vertheidigung zu sorgen. Die Centralgewalt allein war damit beauftragt; sobald daher diese Centralgewalt aus den Händen der königlichen Administration in die einer unverantwortlichen souveränen Versammlung überging, und ihre gewohnte Gutmüthigkeit in furchtbare Härte sich verwandelte, so fand sie kein Hinderniß, das sie hätte eindämmen, oder auch nur einen Augenblick aufhalten können. Dieselbe Ursache, welche die Monarchie so leicht stürzen ließ, machte nun auch nach dem Sturze derselben Alles möglich." — „Als den bei dergleichen Ereignissen obwaltenden Naturgesetzen gehorchend, die Freiheitsliebe unter der Wucht der Anarchie und unter dem Joche der Volksdiktatur muthlos und entkräftet kaum noch athmete, und als endlich die bedrängte Nation nach einem Herrn umherblickte, boten sich zur Wiederherstellung des Absolutismus Tausende von Mitteln dar, die jener Mann (der erste Bonaparte!) ohne Mühe entdeckte, der die Revolution zugleich weiter führen und vernichten sollte. — Man zog die Centralisation aus ihren Trümmern hervor, um dieselbe zu restauriren, und da, als sie wieder auferstand, Alles, was sie früher einschränken konnte, aufgehoben und zerstört blieb, so sah man aus dem Schooße einer Nation, die das Königthum vor Kurzem gestürzt hatte, plötzlich eine größere, unumschränktere, besser gegliederte Gewalt, als die unserer Könige, hervorgehen. Das Unternehmen schien von außerordentlicher Kühnheit und sein Erfolg unerhört zu sein, nur weil man lediglich an Das dachte, was man im Augenblicke selbst erblickte, und Jenes vergaß, was man früher gesehen hatte. Der Kaiser fiel, aber was an seinem Werke wesentlich war, blieb stehen; als er die Regierung verloren hatte, lebte seine Administration noch fort, und jedes Mal, wenn man seitdem versuchte, den Absolutismus zu stürzen, begnügte man sich, das Haupt der Freiheit auf diesen Rumpf der Knechtschaft zu setzen. —"

Wie aber das System des ersten Bonaparte zu dem alten französischen Königthume und der Revolution von 1789, so verhält sich das System des „dritten" zu der Restauration, dem Orleanismus und zu der Februar-Revolution, ja, es ist durchaus zutreffend, wenn der dritte Napoleon selbst darauf hinweiset, die der Orleanismus in seiner einseitigen Beschäftigung, der Etablirung des Industriestandes, der militärischen Reminiscenzen des ersten Napoleon nicht entbehren konnte und in der Heimholung der Asche des Bezwingers Europa's, anstatt — wie man wollte — die eigene Erbärmlichkeit zu vergolden, die Popularität des Kaisers und der Bonaparte neu erweckte und belebte. Und wie die erste Revolution mit ihrem Ruf nach Freiheit und Menschen-Rechten bei dem unbedingten und unbeschränkten Despotismus des Einen anlangte und anlangen mußte und die Praxis ihrer Theorie schon in ihren Lieblingskindern, dem Convent und dessen Schreckensherrschaft, offenbarte, so hat auch die Februar-Revolution, „die Revolution der Verachtung", wie sie sich nannte, mit ihrem Rufe nach „Reform" nur dazu gedient, eine Herrschaft herbeizuführen, die alle ferneren parlamentarischen Reformen unnütz und unmöglich macht. Man zog eben das Facit von Louis Philipps Regiment. Die „abgenutzten" Staatsmänner beseitigte man, die geschwächten

und entwaffneten Parteien schlug man vollends nieder, die Auflösung aller socialen und politischen Bande, der Gedanken und Principien, die Alleinherrschaft des persönlichen materiellen Interesses erhob man zum Staatsgesetz.

Nichtsdestoweniger aber war es das eine Allen Gemeinsame: den „dritten Stand", die Bourgeoisie, jene revolutionäre Caricatur des Bürgerthums, welche außer ihrem materiellen Interesse und ihrem Gegensatze gegen die alten Traditionen keinen Willen und Gedanken hat, zur Alleinherrschaft zu erheben; der erste Napoleon, indem er derselben im Innern durch seine Gesetzgebung den ruhigen Genuß der revolutionären Errungenschaften rechtlich sicherte und nach Außen durch seine Siege militärische Propaganda machte; der zweite, indem er durch den und mit dem Staatsstreich den Staat in eine Industrie-Anstalt verwandelte, nach Innen die Industrie zum obersten Staatsdienst erhob und nach Außen die durch Moskau, Leipzig und Waterloo unterbrochene militärische Propaganda wieder aufnahm.

Aber freilich geschah Beides nicht anders, als indem man gleichzeitig das „Bürgerthum" sich politisch unterwarf, in ähnlicher Weise sich unterwarf, wie der königliche Absolutismus den Feudal-Adel, indem er gleichzeitig dessen politische Exclusivität, das Vorwalten seiner materiellen Interessen und seine büreaukratische Dienstbarkeit vollendete. „In solchen Gesellschaften" — sagt Tocqueville — „wo nichts scharf begrenzt ist, fühlt sich Jedermann erregt, sei es durch die Furcht, herabzukommen, sei es durch den heißen Wunsch, sich emporzuschwingen. Das Geld, indem es dort fast zum alleinigen Abzeichen wird, das einen Rangunterschied unter die Menschen bringt, erlangt zugleich auch eine seltsame Beweglichkeit: unaufhörlich geht es von Hand zu Hand, die Stellung der Individuen verändernd, Familien erhöhend oder erniedrigend. Darum giebt es Niemand in solchen Gesellschaften, der nicht genöthigt wäre, eine anhaltende, verzweifelte Anstrengung zu machen, um über sein Geld zu wachen oder um Geld zu erwerben. Die Begierde, reich zu werden um jeden Preis, das Jagen nach Geschäften, die Gewinnsucht, das Streben nach Wohlleben und nach sinnlichen Genüssen sind also bei einem solchen Volke die gewöhnlichen Leidenschaften. Sie dringen leicht durch alle Schichten der Gesellschaft hindurch, selbst durch diejenigen, die ihnen bis dahin am fernsten geblieben waren, und sie würden Alle zugleich verderben und entnerven, wenn man ihrer Einwirkung nichts entgegenstellte. Nun aber gehört es zum Wesen des Despotismus, sie zu begünstigen und überall auszudehnen. Diese entkräftigenden Leidenschaften sind ihm hülfreiche Genossen: sie halten das Gemüth des Menschen fern von den öffentlichen Angelegenheiten und machen sie erzittern schon bei dem bloßen Gedanken an Umwälzungen. Der Despotismus allein kann ihnen jenes verschwiegene Dunkel gewähren, welches der Habgier bequeme Stätten bereitet und ihr gestattet, der Schande trotzend, schändende Güter zu sammeln. Ohne ihn hätten jene Leidenschaften mächtig sein können: mit ihm sind sie Herrscherinnen." Und wie der fürstliche Absolutismus bei der Unterwerfung des Feudal-Adels das Bürgerthum als seinen Verbündeten benutzte und von diesem in die Consequenzen seiner Action getrieben wurde, in derselben Weise hat Louis

Napoleon seinen Staatsstreich mit Hülfe des vierten Standes, der Caricatur der Arbeit, ausgeführt, von welchem er seinerseits wieder dahin gedrängt werden wird, den Staat in eine Arbeits-Maschine umzuwandeln.

Ist aber so der Bonapartismus auf der einen Seite nur ein bestimmtes Stadium in der geschichtlichen Entwickelung des Franzosenthums, eine besondere Phase in der historischen Entwickelung Frankreichs, das man nicht mit Unrecht den Krater der geschichtlichen Welt genannt, so ist er auf der andern Seite auch die Verkörperung eines bestimmten politischen Princips, eines Princips, das über die Grenzen Frankreichs hinausweiset und wesentlich propagandistisch ist, wie die „Revolution, die ihn geboren und deren Erbschaft er angetreten". Es ist deshalb gleich zutreffend, den Bonapartismus als den prägnantesten Ausdruck des modernen Frankreichs und Franzosenthums und als die zum Bewußtsein ihrer selbst gekommene Revolution zu charakterisiren, als die Personifikation Frankreichs und des revolutionären Princips, welche um deswillen den Krater der Revolution nicht geschlossen, „sondern seine Feuerkräfte zu ihrem Artillerie-Park verwendet" und eine Unterscheidung Frankreichs und des Bonapartismus, wie man selbige noch auf dem Wiener Kongreß beliebt, nicht ferner gestattet.

Begreiflicher Weise klang es der „Mehrzahl" als ein arger Widerspruch oder gar als eine bewußte Ironie, wenn der Kaiser Louis Napoleon in dem Augenblick, wo er die sogenannten politischen Errungenschaften der glorreichen Revolution unter die Füße trat, zugleich die „glorreichen Principien" derselben Bewegung als die theuersten, unveräußerlichen Güter der französischen Nation und als das Piedestal seiner eigenen Größe proclamirte. Es klang ihnen als Widerspruch, weil sie sich daran gewöhnt hatten, die vermeintlichen politischen Freiheiten Frankreichs als die, wenn auch etwas wurmstichigen, doch natürlichen Früchte der Revolution zu betrachten. Es klang ihnen als Ironie, weil ihr Blick nicht scharf genug war, den geheimen Zusammenhang jener glorreichen Principien mit den Thaten des Kaisers zu erkennen. Indeß hatte der Kaiser, wie so oft, mit feinem Tact und klarem Verständniß das Rechte getroffen. Daher die Theilnahmlosigkeit des Volkes bei der Bestattung seiner „politischen Freiheit", für welche es Gut und Blut eingesetzt haben sollte, daher die Hingebung der Armee an „die Sache des Despotismus", wie man es zu nennen beliebte, einer Armee, die dessenungeachtet als der bewaffnete Apostel der glorreichen Revolutions-Principien bezeichnet werden konnte. Das Volk und die Armee, das allgemeine Stimmrecht und das blutige Ballottement in den Straßen der alten Revolutions-Mutter Paris: beide gaben dem Kaiser Antwort, daß sie ihn richtig verstanden. Seit Jahren hatte man es mit Ingrimm getragen, daß die lauwarme Klugheit der Restauration und die Krämer-Politik des Juli-Königthums das revolutionäre Staatsrecht Frankreichs gefälscht und die große Nation, welche noch in der Erinnerung der Siege des ersten Kaiserreichs schwelgte, zu der Rolle eines verdächtigen Schutzverwandten in Europa heruntergedrückt hatten. Seit Jahren hatte man es mit Erbitterung geduldet, daß der verwerflichste und gemeinste Unterschied, „die Differenz des Mammons",

die Gleichheit der Staatsbürger verkümmerte. Plötzlich vernahm man wieder die bekannte Stimme, plötzlich fühlten sich Alle wieder vor dem Einen gleich. Verwundert und betreten sah die europäische Demokratie dies unerwartete Schauspiel an ihren Blicken vorüberziehen. Wie mochte sie es reimen, daß plötzlich die Waffe des allgemeinen Stimmrechts der Demokratie den Dienst versagte, daß die große Nation die Thaten des Kaisers bereitwilligst mit dem Stempel der Volkssouverainetät versah, und daß, wenn einzelne ungeduldige Socialisten die Fahne des Aufstandes erhoben, ihre einsichtigsten Führer sie eines Besseren belehrten. Die kurzsichtigen, verblendeten Thoren! Aufgewachsen mit dem verhängnißvollen Irrthum, daß die „glorreichen Principien" der französischen Revolution die untrügliche Bürgschaft der socialen und politischen Freiheit der Völker, eingewiegt in die Täuschung, daß lediglich der böse Wille und die Treulosigkeit der Regierung daran Schuld, wenn man bis dahin vergeblich gestrebt, „die Charten zu einer Wahrheit zu machen", sahen sie heute die Republik von dem allgemeinen Stimmrecht zu Grabe getragen und standen mit verwirrten Sinnen vor der Möglichkeit, ihre Hoffnung auf eine Lüge gebaut zu haben. Auf eine Lüge, und wahrlich auf eine so grobe und handgreifliche, daß nur das Gericht der Verstockung das Beharren auf derselben verständlich macht.

Wir, die wir die Geschichte und Erfahrungen zweier Menschenalter hinter uns haben, wir, die wir uns überzeugt, daß die consequente Durchführung jener Principien mit unabweislicher Nothwendigkeit die höchste Steigerung des Despotismus in sich schließt, wir wissen, daß der Kaiser von Frankreich die Wahrheit gesprochen, wenn er die gegenwärtigen Zustände jenes Landes als das nothwendige Resultat der Revolutions-Principien kennzeichnet. Wir wissen aber auch nicht minder, daß überall der Despotismus in demselben Maße wachsen muß, als die vielgenannten Principien sich realisiren, und daß kein Volk der uns dort dargestellten Entwickelung sich entziehen kann, wenn es nicht den Muth hat, sich von deren grundlegenden Principien loszusagen. Allerdings fehlt es nicht an Versuchen, das Kaiserthum in Frankreich als das reine Ergebniß der Corruption und Vergewaltigung darzustellen, doch aber ist Nichts unwidersprechlicher, als daß man — wie es in einer neueren Schrift (Untersuchung über das europäische Gleichgewicht, S. 130) heißt — „sieben Millionen Stimmen weder kaufen noch durch Gewalt erpressen kann, sondern daß man sie nur gewinnt, wenn man die Massen für sich hat, gleichviel ob diese Stimmung der Massen nur auf Instinct oder Vorurtheil beruht." Noch ist freilich das Werk der Auflösung und Zerstörung nicht vollendet. Hat man auch das Königthum umgeworfen und die Constitutionen zerrissen; hat man die alten Gegensätze neutralisirt und die Autonomie und Selbstregierung des Adels gründlich ausgerottet; hat man die Selbstständigkeit und Freiheitsliebe des Bürgerthums in den materiellen Interessen erstickt oder durch den kaiserlichen Schrecken zur Stummheit gezwungen; hat man selbst die Kirche und Hierarchie hier corrumpirt und dort irre geführt; hat man die „Arbeiter" theils durch socialistische Hoffnungen und Erstlinge geködert, theils durch Kartätschen und Cayenne eingeschüchtert: dennoch haben sich in allen Kreisen seit 1789 noch

mächtige Reste der alten Corporationen und Stände gerettet, und es ist in der That nur die „kaiserliche" Spitze und die Armee, in welchen das moderne Frankreich seinen adäquaten Ausdruck erhalten.

Ja, was noch mehr ist, jener Widerspruch zwischen Aufgabe und Leistung ist heute noch lebendig und kräftig genug, um in der Haltung und Action des Bonapartismus jenes eigenthümliche Schwanken und jenen scheinbaren Widerspruch zu erzeugen, jene Unsicherheit des Geistes, welche allen Uebergangsperioden eigen ist, jene „Duplicität" der Persönlichkeit und des Charakters, welche seinen Träger heute als ältesten Sohn der Kirche und morgen als Kirchenschänder, heute als Vertreter der monarchischen und conservativen Interessen und morgen als Revolutionär und Thronräuber erscheinen lassen, welche die oberflächlichen Beobachter verführen, ein Jeder den Bonapartismus so lange als seinen Alliirten zu betrachten, bis dieser durch das Bündniß stark genug geworden ist, um selbst die andere Seite in den Vordergrund zu stellen.

Bis nach Hohen-Zieritz.

Eine Preußisch-Französische Geschichte

von

George Hesekiel.

Erstes Capitel.

Im Frühling anno Neun.

„Auf dem Barnim
Wird's nicht anders syn,
Auf dem Teltow
Da war's immer so,
Jo, hoho!"

Man schrieb Eintausendachthundertundneun und es war beinahe ganz Frühling geworden auf dem Barnim und im Lande Bellin, auf dem Teltow und im Ländchen Schollähne, im Lande Klietz und in der Herrschaft Ruppin, auch im Glien und im Schenkenland, kurz überall in der Churmark Brandenburg und den anstoßenden Gebieten. Unsere gute alte Churmark Brandenburg, die zerfiel einst in eine hübsche Menge von Ländern, Ländchen, Herrschaften und Gebieten, die mit ihren uralten Namen weit in die graue Vorzeit, in das vorchristliche slavische Alterthum hinanfragen; jetzt sind die Namen längst weggewischt von den Landkarten, sie haben sich zurückgezogen in den Verkehr der älteren Landleute, mit denen werden sie denn bald ganz zu Grabe gelegt werden und verklingen, wenn sie nicht ein Dichtermund noch ausspricht mit der wehmüthigen Frage: „Warum hat man die alten Namen nicht gelassen bei der alten churmärkischen Scholle, sind die Leute darum besser oder glücklicher ge-

worden?" Die großen, weiten Regierungsbezirke haben die kleineren, besonderen Länder und Ländchen verzehrt, nur hier und da hat ein Landrathsamt so einen altbrandenburgischen Namen festgehalten und es hat noch immer einen voraus guten Klang, wenn so ein Märkischer von Adel als Landrath in so einem alten Gebiet sitzt, wie ein Knesebeck auf dem Teltow, ein Hertefeld auf dem Glien, oder ein Barfuß auf dem Barnim; es wird immer seltener indessen und mag auch gute Gründe haben, aber leid thut's Jedem, der die alte Churmark Brandenburg so von ganzem Herzen und ganzer Seele lieb hat, wenn er's auch nicht sagt und vielleicht auch nicht recht klar weiß, warum's ihm leid ist.

Mit den Namen geht eben ein Stück lebendige Geschichte verloren, weiß nicht Jeder, was so ein Stück Geschichte werth ist, aber fühlen thut der Patriot jeden Verlust an Geschichte.

In glänzendem Sonnenlicht lagen die Waldungen und die Höhenzüge des Landes Teltow, leuchtende Strahlen funkelten in den klaren Gewässern, zwischen den Gräsern schaukelten sich die zarten, goldgelben Glocken der Butterblumen, Veilchen und Himmelsschlüsselchen blüheten auf den schmalen Rasensäumen, an den Hecken und Zäunen, die frisch ausschlugen; die junge Saat überzog die Felder mit einem dünnen, grünen Schleier und darüber wirbelte Lerchenschlag und Gezwitscher von tausend hellen Stimmen, die den Frühling grüßten, dessen erster Schritt die alte churbrandenburgische Mutter Erde schon geweckt aus ihrem winterlichen Schlummer.

Im Jahre Eintausendachthundertundneun wurde es aber nicht nur draußen in Feld und Haide, in Wiese und Wald Frühling, sondern es wurde auch Frühling in den Herzen; im Jahre zuvor, und noch mehr gleich im ersten Jahre nach Jena, da war es gar nicht ordentlich Frühling geworden in unserer lieben alten Churmark, der Winter hatte eben nur aufgehört, denn so lange die habgierigen Satrapen des Franzosenkaisers mit ihren reisigen Schaaren und dem schmutzigen Geschlepp ihrer frechen und fingerfertigen Beamtenschaft im Lande schalteten, da konnte ein rechtschaffener Frühling mit Ehren gar nicht aufkommen bei uns; anno Neun aber, da war's schon ein ander Ding, da begannen die Hoffnungen schon wieder zu blühen, die tief im Preußischen Herzen lagen und nicht auszurotten waren, trotz der fremden Macht und Hinterlist, trotz Druck und Noth, trotz Tod und Teufel. Freilich blutete das Land aus tausend brennenden Wunden, die ihm das Schwert des großen Schlachtenkaisers geschlagen, die aber nachgehends seiner revolutionären Tyrannenknechte Teufelei hundsföttisch vergiftet; noch aß die Riesencontribution mit aus der Schüssel jedes Preußischen Mannes und nahm ihm die besten Bissen weg vor dem Munde, und lange noch mußte mancher Mutter Kind in der Churmark Brandenburg und unserem alten Preußenlande insgemein hungrig zu Bett gehen, weil die goldbeblechten Lakaien der französischen Prätorianerhorden und ihre ungesunden Luftgenossinnen in feinen Weinen schwelgten und in Sammet und Seide sich köstlich kleideten auf Kosten unserer Armuth.

Derweilen saß unser allergnädigster König und Herr zu Königsberg bei einer Mahlzeit, die selbst ein bescheidener Employé des in Berlin commandi-

renden Marschalls verschmähete, und die hohe Königin, bei deren Gedächtniß das Preußische Herz noch heute jubelt und weint zugleich, sie nahm von der eigenen Schulter das Tuch, um die treuherzige Mennonitenfrau zu belohnen, die ihr eine ländliche Gabe brachte für die Königliche Küche.

Ja, es war anno Neun noch eine schrecklich harte Zeit im Lande, der Feind bedrohte uns noch aus unseren eigenen Festungen, seine Etappenstraßen gingen wie Messerschnitte scharf und blutig durch unsere Städte und Dörfer, tagtäglich klopften Entbehrung und Entsagung wechselsweise mit dem knöchernen Finger an die Fensterscheiben in Schloß und Haus, aber es war doch eine schöne Zeit, denn leichtere Athemzüge schwellten die Brust, denn die Schaaren des Feindes, die wie Heuschreckenschwärme uns überzogen, sie hatten uns verlassen. In Berlin kommandirte wieder ein Königlich Preußischer General als Gouverneur, jener mannliche Held, Anton Wilhelm von Lestocq, der die Preußischen Geschwader zum Siege geführt in jenen blutigen Kämpfen nach Jena, Freund und Feind zum leuchtenden Beweise, daß Preußen bei Jena und Auerstädt zwar geschlagen, aber nicht besiegt worden. Und neben ihm stand als Commandant der Königlichen Hauptstadt der ritterliche Normannensohn Ludwig Egmont Adolph Graf von Chasot, dessen Ahne sich die Preußische Grafenkrone und den Preußischen schwarzen Adler in sein altes Wappen mit dem grünen Baum und goldenen Löwen verdient durch kühne Reiterthat in der großen Friedrichsschlacht bei Hohenfriedberg. Graf Chasot war der letzte Mann seines Hauses, aber er war ein ganzer Mann, und ist sein Stamm erloschen bei uns, sein Gedächtniß lebt bei uns fort bis in die spätesten Tage.

Berlin und Churmark Brandenburg hatten wieder Preußische Truppen, des Königs Fahne flatterte wieder über des Königs alten Landen.

In den Decembertagen des Jahres Acht, als ihr Witz zu Ende war und sie gar keinen Vorwand mehr zu ersinnen vermochten, länger zu bleiben, da waren sie ausgezogen aus Berlin, die Franzosen, die blutigen Komödianten der Weltgeschichte, und mit einem frechen Possenspiel hatten sie geendet.

Oder ist's nicht ein überfreches Possenspiel, daß der General St. Hilaire die Berliner National-Garde vor dem Johanniter-Ordens-Palais am Wilhelmsplatz paradiren ließ, während er selbst mit all' seinen Säbelschleppern hineindrang und die Trauer des Prinzen Ferdinand, des letzten Bruders Friedrichs des Einzigen, störte! Da saß der greise Prinz, er weinte um seinen Sohn Christian Friedrich Ludwig, vulgo Prinz Louis Ferdinand geheißen, der bei Saalfeld in den Tod ging, und nun trat ihm der französische General entgegen und überreichte ihm die Schlüssel von Berlin. Wahrlich, sie glaubten einem Prinzen von Preußen eine Ehre zu erweisen, indem sie ihm die Schlüssel der Preußischen Hauptstadt überreichten, und Herr Saint Hilaire erklärte ganz naiv, der Marschall Herzog von Auerstädt, er wagte den Namen Auerstädt vor dem Preußischen Prinzen zu nennen, habe ihn beauftragt, dem Bruder Friedrichs des Großen die Schlüssel von Berlin zu überreichen, um das Andenken des großen Königs zu ehren. Komödianten! wie mag dem armen alten Prinzen dabei zu Muthe gewesen sein?

Nun, Prinz August hat Revanche genommen für diese Beleidigung seines greisen Vaters, so manches französische Festungsthor hat er nachgehends geöffnet mit einem Kernschuß und sich nicht weiter um die Schlüssel gekümmert; der Marschall Davoust aber ist nur unsterblich geworden durch den Fluch Hamburgs, durch den tausendfachen Fluch der Wehrlosen, die er in Winternacht und Tod hinaustrieb. Herzöge von Auerstädt giebt es nicht mehr.

Nach dem blutigen Trauerspiel von Jena und Auerstädt war der Davoust eingezogen in Berlin mit seiner Löffelgarde, mit Löffeln und Scheffeln hat er's genommen bei uns, er und seines Gleichen; mit dem frechen Possenspiel im Ordens-Palais zogen sie aus, die blutigen Komödianten; hinter sich aber ließen sie nichts als unbändigen Zorn, grimmigen Haß und — leider — tausend ekelhafte Spuren ihres schmutzigen Wandels und unreinen Wesens.

Darum war der Frühling von anno Neun so schön, die Hoffnung der nahenden Vergeltung blühete auf in den Preußischen Herzen, die schwere Verwünschung saß auf Aller Lippe, der unbändige Zorn funkelte im Auge, die harte Hand fuhr von selbst nach der Schwertseite. Die Franzosen hatten sich schnöde vergriffen an Gut und Leib, an Ehre und Weib, an Glauben und Recht in des Königs alten Landen, da kam's über die Mannen in den Marken unverstanden, aber ahnungsreich, sie sahen sich an und sie wußten's nicht, aber sie fühlten es allesammt, daß sie Gott der Herr bestimmt hatte, Rache zu nehmen an der Revolution und ihrem großen gekrönten Kriegs- und Gewaltknecht, der da heißt Napoleon Bonaparte. Aber so laut das Preußische Herz auch pochte, so heiß auch die Wange brannte, so grimmig es zuckte in der Faust, stumm und ernst standen die Mannen, an dem Könige hing ihr Blick, nichts von wälschem Rottenwesen, geheimen Bunden und Hinterlist. Nichts ohne den König, aber mit Gott Alles für den König und das theure Vaterland. Das war der loyale Gedanke in der Churmark Brandenburg und in dem alten Lande, und bei dem blieben sie, selbst als die schwersten Proben ihnen auferlegt wurden, als das edle Feuer der Besten Etliche fortriß, aber ihr treues Ausharren ward belohnt, es ist diese Loyalität gewesen, die Preußen gerettet hat, nächst der Barmherzigkeit Gottes.

An einem der ersten Tage dieses schweren und schönen Frühlings wanderten drei Personen auf der Landstraße, die von Berlin durch den Teltow über die alte Stadt Mittenwalde nach den Lausitzen führte, ein Erwachsener und zwei Knaben. Der Erstere war ein straffer Gesell von Mittelgröße nur, sichtlich aber von großer Kraft und Dauerbarkeit; er trug einen halbmilitärischen grauen Rock mit grünem Kragen und Aufschlägen, eine grüne Mütze, um die Hüfte einen Hirschfänger, lange Beinkleider und plumpe, aber feste Schnürstiefel; danach zu urtheilen, war er der Forstbeamte irgend einer Herrschaft. Außer dem Hirschfänger aber trug er noch einen ziemlich schweren Dachsranzen und einen Kober, über welchem noch ein Kleidungsstück von grobem Tuch und unbestimmterer Farbe hing, ein Mäntelchen oder vielmehr ein Mantelkragen, ein Kleidungsstück, das in jener Zeit zuweilen vorkam und „Matin“ genannt wurde. Der Träger aller dieser Gegenstände war Lehnerdt Schaller, der Jä-

ger des Kammerherrn von Pletz auf Bessin, der zur Zeit als eine Art von Mentor mit den beiden Söhnen seiner Herrschaft auf Reisen geschickt war.

Junker Eusebius Eberhardt von Pletz, der Aelteste der beiden Knaben, war ungemein groß und stark für seine eilf Jahre; von seiner Mutter, die man in ihrer Jugend die große Carnitzin genannt, hatte er den hohen Wuchs, von seinem Vater aber das breite Antlitz mit den hervorstehenden Backenknochen, die dunkeln Augen, den trotzigen beinahe finsteren Ausdruck und den Mund voll spitzer weißer Zähne geerbt. Eine Schönheit war der Junker nicht, aber wer ihn ansah, der konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß aus dem Knaben mal ein tüchtiger Mensch werden müsse. Der Zweite der Brüder, Gneomar Dubislaw Eusebius von Pletz, kein Jahr jünger als sein Aelterer, war fast eben so groß wie dieser, aber zarter in allen Verhältnissen, weißer in der Färbung der Haut, weniger trotzig und offener in der Miene, mit einem Worte seiner Maman ähnlicher als dem Vater; Frau Hedwig von Pletz, geborene von Carnitz, galt aber noch immer für eine schöne Frau, obwohl sie röthliches, oder kurz heraus, rothes Haar hatte. Das rothe Haar der Mutter war denn richtig auch auf den Junker Dubislaw gekommen, dazu aber hatte er nicht die milden klaren Augen der Frau Mutter, sondern wie sein Vater und sein Bruder tief dunkle Augen, wenn auch der Ausdruck darin nicht wie bei jenen finster und trotzig war, sondern kühn und offen. Beide Junker waren sehr einfach, gleichmäßig in grüne Röcke gekleidet, man sah ihnen an, daß sie nicht eben zärtlich gegen die Witterung gewöhnt waren. Aber man sah ihnen Beiden auch die helle Freude an, die sie am Reisen und Wandern hatten.

Schon mehrere Tage waren sie fort von dem alten Herrenhaus am Bessiner-See; ihr ehemaliger Informator hatte eine von Pletz'sche Patronatspfarre erhalten und war nach Schlesien gereist, um sich dort seine Pfarrfrau zu holen, die als eine genügsame Braut vierzehn Jahre auf ihn gewartet, und der neue Informator konnte seine Stelle erst nach Ostern antreten. Da hatte der Kammerherr von Pletz, wie er auch schon früher gethan, seine Söhne auf Reisen in's Land gesendet, denn er sagte immer, ein rechter märkischer Junker, der müsse die Churmark Brandenburg ganz genau kennen, das sei wichtiger als das genaueste Studium von China oder Hinter-Indien; darum ließ er sie frühe schon zu Fuß das Land durchstreifen, damit sie mit eigenen Augen sehen lernten. So kam es, daß die kleinen Junker von Bessin zwar über das alte Rom und die antiken griechischen Freistaaten nur mäßig unterrichtet waren, im Havellande aber, in der Uckermark, auf dem Barnim und im Lande Bellin ganz vortrefflich Bescheid wußten. Der stete Begleiter der Junker auf diesen Reisen, jetzt würde man's lächerlich finden das Reisen zu nennen, wie denn überhaupt die ganze Ansicht des ehrenfesten Kammerherrn der modernen Erziehung ein Spott sein mochte, auch wenn der bisherige Informator, ein wackerer und frommer, aber etwas ängstlicher Herr mitgewandert, war Lehnerdt Schaller.

Diese Persönlichkeit galt sehr viel auf dem Bessiner Hofe, sowohl bei der Herrschaft, als bei dem Gesinde; der alte Schaller hatte dort schon in Ehren gewirkt, die Mutter Lehnerdt's bekleidete die hohe Stellung einer Ausgeberin

und Schaller selbst hatte sich in jungen Jahren schon, namentlich in der traurigen Zeit, die nach der Schlacht von Jena kam, dem Kammerherrn durch seine feste Treue, seine ruhige Sicherheit, seine Unermüdlichkeit sehr werth gemacht. Lehnerdt Schaller hatte die Aufsicht über einen bedeutenden Theil der Haide, die zum Bessiner Dominium gehörte, er besaß aber in alle Wegen das Vertrauen seiner Herrschaft und alle Leute wußten, daß Lehnerdt Schaller einst die Hegemeisterstelle in Bessin bekommen werde, das hatte der Kammerherr selbst gesagt.

Jetzt war Lehnerdt schon ein paar Tage mit seinen Junkern, die er hütete, wie seine Augäpfel, ohne sich's je merken zu lassen, auf dem Barnim herumgezogen und hatte ihnen die Merkwürdigkeiten gezeigt. Merkwürdigkeiten aber findet man nicht nur in Paris und andern großen Städten, sondern auch in jedem Dorfe auf dem Barnim, wenn man sie nur finden will. Wenn Lehnerdt mit seinen Junkern in ein Dorf kam, dann stärkten sie sich erst so gut es gehen mochte mit Speise und Trank, dann gingen sie zu dem Pastor oder dem Cantor und ließen sich die Kirche aufschließen, bei der Gelegenheit sahen sie nicht nur allerlei, was sonst Niemand zu sehen bekommt, sondern erfuhren auch im Detail die Ortsgeschichte, die Schicksale der Kirchen und der Gutsherrschaften, ganzer Sippen und einzelner Personen; die Junker nahmen das Ding sehr ernsthaft und ihre kleinen rothen Brieftaschen waren stets reich an Reisenotizen, wenn sie heim kamen. Diese Notizen theilten sie dem Vater dann mit, der ihnen anknüpfend an das Geschehene dann mehr erzählte, oder sie nachlesen ließ in passenden Büchern. So führte der Kammerherr von Pletz seine Söhne an zur Kenntniß ihres Vaterlandes.

Den vergangenen Tag und die letzte Nacht hatte die kleine Reisegesellschaft in Berlin zugebracht, wo ihnen eine Freundin ihres Hauses, die Tante von Redow, Quartier gegeben, und heute waren sie bei guter Zeit ausmarschirt, um nach Mittenwalde zu gehen; dort sollten sie acht Tage und das Osterfest bei der Tante Friederike, einer ältern Schwester ihrer Mutter, zubringen, die sich den Besuch der Knaben erbeten hatte. Der Kammerherr hielt es nicht für anständig in der Osterwoche zu reisen, nach dem Fest aber sollte Lehnerdt die Knaben in Mittenwalde wieder abholen, mit ihnen die Herrschaft Wusterhausen und das Schenkenland durchstreifen und sie dann heimführen nach Bessin, wo unterdessen der neue Informator eingetroffen sein mußte.

Die Tante Friederike hatte Einen von Uchtenhagen zum Manne gehabt, einen braven Offizier, der beim Feldjäger-Regiment unter dem tapfern Obristen von York gestanden und anno sechs in dem ehrenvollen Gefecht bei Altenzaun den Tod gefunden hatte. Der Stab des Feldjäger-Regiments hatte vor dem Kriege in Mittenwalde garnisonirt, dort war die Frau von Uchtenhagen als eine betrübte Wittwe zurückgeblieben mit ihren Töchtern; sie bewohnte das kleine Haus, das der selige Capitain dort gekauft, das sie auch nicht verlassen mochte weil sie ihre Erinnerungen dort festhielten, trotz der großmüthigen Einladung des Kammerherrn von Pletz, der sie gern zu sich nach Bessin genommen hätte.

Obwohl die drei Reisenden früh von Berlin ausmarschirt waren, so war

doch längst Mittag vorüber, als sie die stattlichen Thürme von Mittenwalde endlich in der Ferne erblickten. Zwei oder drei Kirchen und Dörfer hatten den Marsch weniger noch verzögert als die Lust der beiden Junker bald an einem Hunde, oder einem Paar Pferde, bald an einem Vogel, oder einem Ziegenbock; die Frühlingssonne machte die kräftigen Knaben ausgelassen, obwohl die Luft noch ziemlich rauh war und selbst der sonst sehr schweigsame Lehnerdt Schaller war auf dem ganzen Wege mittheilsamer gewesen als eigentlich seine Art war. Außerdem hatte die Tante Redow Jedem ein Taschenmesser mit hörnernem Griff und einer kleinen blanken Messingplatte darauf geschenkt, und diese neuen Messer mußten nothwendig bei jeder Gelegenheit probirt werden. Auch dabei zeigte sich die verschiedene Art der Junker, der Jüngere hatte sofort sein altes Messer, denn ein echter märkischer Junge, mag er nun ein Edelmanns- oder Bauernsohn sein, geht nie ohne Messer aus, dem Lehnerdt Schaller geschenkt und benutzte nun das neue, um eine ganz unbillige Menge von Gerten und Stöcken abzuschneiden, wo's irgend die Gelegenheit bot; der Aeltere dagegen prüfte sorgfältig das neue Messer und verglich dessen Tüchtigkeit mit der seines alten Messers, nach wiederholten Proben aber sagte er ruhig neben dem treuen Diener seines Hauses herschreitend: „Lehnerdt, mein altes Messer ist mir doch lieber als das neue, wenn's auch nicht so schön aussieht, ich behalte das alte und lege das neue zu Hause in den Kasten!"

Lehnerdt Schaller sagte darauf nichts weiter, sondern nickte nur, aber ihm gefiel das von seinem Junker, das paßte zu seiner Art besser; ihm war überhaupt, ohne daß er recht gewußt hätte warum, der Junker Eusebius lieber als der Junker Dubislaw, obwohl er auch für den sich hätte todtschlagen lassen. Es war in dem Aelteren mehr von der märkischen Art des Vaters wie in dem Jüngeren. Den Junker Sebus, so nannten die Leute den ältesten Sohn des Herrn, verstand der ehrliche Kerl immer, der Junker Dubisch aber sagte oft Dinge, über die Lehnerdt Schaller sehr lange grübeln mußte, ehe er herausbekam, wohinaus der Junker damit gewollt.

Die drei Reisenden hatten das Thal der Notte erreicht, in welchem Mittenwalde liegt, ohne Müdigkeit zu verspüren, schwärmte Junker Dubislaw noch immer herum; bald hier einem Käfer nachjagend, bald dort über ein Wasser springend und mit hochgehobenem Stock und laut jauchzend, einen Frosch, oder sonst ein Thier verfolgend. Junker Eusebius hielt sich mehr an der Seite Schaller's, der ihm von Zeit zu Zeit einige praktische Bemerkungen über die Beschaffenheit des Bodens machte, sich über das gute Niederland mit Lehm und Thon freute, das im Nottethal scharf absticht gegen den todten Sand an der Grenze der Feldmark. Sie verglichen die Güte des Bodens hier mit der irgend eines Ackers in der Bessiner Flur und waren höchst ernsthaft und wichtig dabei. Junker Dubislaw gesellte sich erst wieder zu ihnen, als sie die gepflasterte Straße betraten, die zu dem Berliner Thor führt, vor dem die stattlichen Ruinen der Sanct Georgenkirche liegen.

„Was ist das für eine alte Kirche, Lehnerdt?" fragte der lebhafte Knabe hastig.

„Ich weiß nicht, Junker Dubisch," entgegnete der gleichmüthig.

„Tante Friederike wird's schon wissen," bemerkte der ältere Bruder.

„Werden wir das Haus der Tante finden, Sebus?" fragte Dubislaw wieder, sofort auf einen neuen Gedankengang geführt.

„Wir haben die Tante Redow in Berlin gefunden und Berlin ist viel größer wie Mittenwalde!" lautete die Antwort des Aelteren.

„Tausendmal größer wohl?" fragte der Jüngere dagegen.

„Soviel Mal wird's nicht größer sein!" erwiderte Junker Eusebius zögernd mit ächt märkischem Mißtrauen gegen große Zahlen, dabei sah er Lehnerdt fragend an.

„Ich weiß nicht, Junker Sebus," versetzte der, indem er sein Pfeife ausklopfte und in die Tasche steckte, „kann sein, kann aber auch nicht sein!"

Die Knaben waren mit dieser Antwort vollkommen zufrieden, blickten mit großen neugierigen Augen auf das Sanct Georgen-Spital und die Trümmer der Kirche und traten endlich durch das schöne alterthümliche Thor ein in die Stadt Mittenwalde. Die ziemlich breite Hauptstraße gefiel den Junkern, aber sie wollten nun sogleich wissen, wo die Tante Friederike wohne und bestürmten ihren treuen Mentor mit Fragen. Dieser bemühete sich nicht mit Antworten, sondern ging, sich überall umsehend, immer weiter. Es ist nicht die Art des Volkes in der Churmark Brandenburg, viel zu fragen, das entschließt sich schwer zu einer Frage. Einige Leute waren auf der Straße, die sahen neugierig die Reisenden an, und endlich trat Einer, der da meinen mochte, sie suchten eine Herberge, zu ihnen und fragte: „wohin wollen denn die jungen Herrschaften?"

„Zu Tante Friederike!" entgegnete Junker Dubislaw augenblicklich.

Halb vorwurfsvoll, halb verwundert sah ihn sein älterer Bruder an, dann sagte er ruhig: „Ihr würdet uns einen großen Gefallen thun, wenn Ihr uns das Haus der Frau von Uchtenhagen zeigen wolltet, Landsmann!"

„Ja, ja, die gnädige Frau von Uchtenhagen!" nickte Lehnerdt Schaller bestätigend.

Der Mann zeigte ihnen ein gefällig hübsches, hellangestrichenes Haus an der nächsten Ecke, ging auch noch ein paar Schritte mit, blieb aber dann stehen, sah wie die Drei in das Haus der Frau von Uchtenhagen traten, und kehrte dann um. Allen aber, die ihm begegneten, theilte er die höchst merkwürdige Nachricht mit, daß die Frau von Uchtenhagen einen Besuch von Auswärts bekommen, von zwei kleinen Junkern.

In einer kleinen Stadt sind eben auch kleine Dinge merkwürdig!

Ludwig Holberg.

Ein dänisches Dichterleben.

Ludwig Holberg wurde 1684, vermuthlich im Juli, zu Bergen in Norwegen geboren. Der Tag seiner Geburt ist unbekannt. Sein Vater, Christian Holberg, ein braver und rechtschaffener Mann, war in seiner Jugend in venetianischen und maltesischen Kriegsdiensten, durchwanderte ganz Italien zu Fuß, wurde nach seiner Rückkehr Capitain und zeichnete sich 1658 bei Drontheim und 1660 bei der Belagerung von Friedrichshall aus. Derselbe starb als Obrist-Lieutenant im ersten Lebensjahre seines Sohnes Ludwig, des jüngsten von zwölf Kindern. Seine Mutter, Abel Lem, Nichte des Bischofs Niels Munthe, starb, als Ludwig zehn Jahre alt war, und hinterließ ihren Kindern, von denen mehrere Geistliche in Norwegen wurden, ein unbedeutendes Vermögen. Holberg, der schon früh eine große Lernbegierde zeigte, dafür aber durchaus keine Lust zu der für ihn bestimmten militairischen Carrière hatte, kam nach dem Tode seiner Mutter erst zu seinem Oheim, Peter Lem, und ging dann von der Berger Hochschule nach Kopenhagen zur Universität. Seine geringen, völlig unzureichenden Subsistenzmittel nöthigten ihn jedoch vor der Zeit zur Rückkehr in seine nordische Heimath, wo er sich gezwungen sah, eine Hauslehrerstelle anzunehmen. Nach einem Jahre ging er abermals nach Kopenhagen, erlernte fremde Sprachen und machte sein theologisches Examen. Abermals aus Geldmangel zur Rückkehr nach Norwegen und zur Uebernahme von Hauslehrerstellen genöthigt, kam er in das Haus des Vicebischofs in Bergen, Niels Smed. Durch Lectüre des Reisetagebuches dieses Mannes, der in seiner Jugend sich vielfach in der Welt umgesehen hatte, erwachte in Holberg eine unüberwindliche Reiselust. Trotz aller Einreden seiner Verwandten verließ er seinen Hauslehrerplatz, nahm den Rest seines Vermögens zusammen und machte sich mit diesem, 60 Thlr., auf die Reise. Er ging über Amsterdam nach Aachen, um in den dortigen Bädern zunächst seine angegriffene Gesundheit wieder herzustellen, mußte jedoch, bald gänzlich mittellos, zu Fuß diesen kostspieligen Ort wieder verlassen. Nachdem er kein Geld mehr besaß, lernte er auch einsehen, daß sein ganzer Reiseplan wenig vernünftig gewesen, er scheute sich, in seine Heimath zurückzukehren, wo ihn die härtesten Vorwürfe erwarteten, und ging deshalb zu einem Verwandten in Christiansand, der ihn freundlich aufnahm. Hier ertheilte er Sprachunterricht und schmiedete neue Reisepläne, die er auch ein halbes Jahr später, mit welchen Mitteln ist nicht ersichtlich, ausführte, indem er über London nach Oxford ging, wo er seine häufig unterbrochenen Studien fortsetzte. Unter seinen Mitstudirenden gewann er bald ein gewisses Ansehen durch Bildung von nützlichen und angenehmen Vereinen; seinen Unterhalt erwarb er sich durch Unterricht in fremden Sprachen und Musik. Er vervollkommnete übrigens hier durch fleißige Studien und namentlich durch Benutzung der großen Bodleyans-Bibliothek seine wissenschaft-

liche Ausbildung. — Nach zweijährigem Aufenthalt in England kehrte Holberg nach Kopenhagen zurück, wo er seiner Armuth halber, nachdem er einen vergeblichen Versuch, als Privat-Docent aufzutreten, gemacht, wiederum Hauslehrer sein mußte. Als solcher machte er mit einem seiner Zöglinge eine kleine Reise nach Deutschland, jedoch war ihm seine Stellung so zuwider, daß er mit Freuden eine Lehrerstelle in Borch's Collegium (einer Privatschule) annahm.

Von da ab datirt seine literarische Thätigkeit. 1711 kam sein erstes Werk heraus, das er schon in Oxford angefangen: „Introduction til de europaiske Rigers Historie.“ Im folgenden Jahre überreichte er dem Könige Friedrich IV. das Manuscript zu seiner Geschichte Christian IV. und Friedrich III., wofür er zum außerordentlichen Professor ohne Gehalt ernannt wurde. Ein ihm zugefallenes Reisestipendium erlaubte ihm aber von Neuem seiner Reiselust zu genügen. Er ging über Holland nach Paris und von da nach 1½jährigem Aufenthalt, den er zu den ernstesten Studien in verschiedener Richtung benutzte, über Genua nach Rom. Hier blieb er einen Winter über, kehrte zu Fuß über den Apennin und die Alpen nach Paris und von da über Amsterdam und Hamburg nach Kopenhagen zurück. Bald nach seiner Rückkehr erschien 1715 seine: „Moralischen Kerne oder Einleitung zur Natur- und Völkerrechtskunde.“ Er bekannte sich hierin als nationaler Schriftsteller, der nicht, wie andere Gelehrte, als Belege seiner Hypothesen, die Geschichte der Alten, sondern die seines eigenen Volkes benutzte; doch fand das Werk wenig Anklang. 1718 endlich wurde er zum ordentlichen Professor der Metaphysik und 1719 der lateinischen Sprache in Kopenhagen ernannt. Seit 1737 war er auch Quästor der Universität.

Er hatte in der gelehrten Welt viele Feinde, die sich noch vermehrten, als er von 1719—20 unter dem fingirten Namen: Hans Wilckesen Brauer und Poet in Kallunborg das satyrische Gedicht Peder Paars erscheinen ließ.

Von diesem Gedicht sagt einer seiner Biographen: „Holberg zeichnet, während er kleinliche Alltagsverhältnisse und Begebenheiten erzählt, mit unaufhörlich parodirendem Ernste die Großsprecherei und die mythologische Maschinerie des Heldengedichts und geißelt zugleich eine Menge allgemeiner und nationaler Gebrechlichkeiten und Verirrungen in Bezug auf den groben Aberglauben der Menge und die Auslegungskunst der geistlosen Philologen.“

Zu seinen schlimmsten Feinden zählten die beiden bekannten Gelehrten Hoïer und Gram, aber der erbittertste war der Obersecretair in der Kanzelei Friedrich Rostgaard, Besitzer der Herrschaft Anholt. Dieser setzte in einem Libell gegen Holberg auseinander, daß dessen höhnisches Heldengedicht Peder Paars ein Pasquill nicht nur auf die Einwohner seiner Besitzung Anholt, sondern auch auf die Universität Kopenhagen und deren Notabilitäten, ja auf die Religion selbst sei. Er suchte den König Friedrich IV. dahin zu bestimmen, daß er das Buch confisciren und zur Beschämung des Verfassers vom Henker verbrennen ließe. Allein dem König Friedrich gefiel das Gedicht selbst viel zu gut, und Holberg wurde durch Königl. Resolution freigesprochen, dabei ihm aber zu erkennen gegeben, „daß der fingirte Scherz besser nicht geschrieben wäre“. Trotz dieser einzelnen Anfeindungen fand Peder Paars eine glänzende

Aufnahme beim Publikum. Ein Zeitgenosse, E. Deichmann, sagt: „Die Nation wurde gleichsam hingerissen; Peder Paars war in Aller Munde. Man kann von der Zeit an eine neue Epoche in unserer Sprache datiren."

Holberg schritt nun nach diesem ersten vollständig gelungenen Versuche in der komischen Poesie tapfer fort auf diesem Wege. Er verfaßte sechs neue Scherzgedichte, darunter eine Kritik über Peder Paars, deren Vorrede von dem wahren Wesen der Satyre handelt. Dahin gehören auch spätere Arbeiten, als: „die jütische Fehde, Metamorphosen oder Verwandlungen und das daphnische Blutbad, ein weniger bekanntes Thier-Epos. Die Verse, die er sehr liebte, machten ihm große Mühe. „Fast jedes Blatt," sagt er, „verursacht mir heftige Kopfschmerzen; ich will lieber einen großen Folianten, mit Citationen geschmückt, schreiben, als noch einen Peder Paars."

Man hegte damals in Kopenhagen allgemein den Wunsch nach einer dänischen Bühne und richtete in dieser Beziehung die Augen auf Holberg, den man nach den gelieferten Proben in der komischen Poesie und der Satyre für befähigt hielt, als dramatischer Dichter aufzutreten. Er wurde namentlich von einem seiner Gönner, dem Grafen von Danneskjold-Samsoe ermuntert, sich in der Richtung zu versuchen, und so begann er denn aus dem Nachlaß einer französischen Schauspielergesellschaft, die einige Jahre von Friedrich II. engagirt gewesen und deren Mitglieder der dänischen Sprache mächtig waren, eine dänische Bühne zu bilden.

Seine erste Comödie, „den politiske Kannestöber" (politische Kannegießer), wurde unter großem Zulauf und unter allgemeinem Beifall 1722 zum ersten Male aufgeführt. Es folgten nun in kurzer Zeit 15 andere Stücke und später noch 10. Diese Arbeiten hatten ihn jedoch so angestrengt, daß er 1725 zur Herstellung seiner Gesundheit abermals eine Reise nach Paris unternahm. Er verkehrte hier mit vielen gelehrten Männern, unter andern Tournemine, Montfaucon, Hardouin und Fontenelle, auch versuchte er einzelne seiner Stücke, die er in's Französische übersetzt hatte, zur Aufführung zu bringen, namentlich den politischen Kannegießer, jedoch traten dem unüberwindliche Hindernisse in den Weg, so daß er seinen Zweck nicht erreichte.

Bei seiner Rückkehr, ein Jahr darauf, fand er die von ihm gegründete Bühne in einem so elenden Zustande, daß 1727 das Theater geschlossen werden mußte. Es wurde zwar im folgenden Jahre durch Hülfe des Königs wieder eröffnet, doch noch in demselben Jahre, wegen der großen Feuersbrunst, auf lange Zeit geschlossen. Holberg hatte gleich nach seiner Rückkehr einen Epilog: „den danske Comedies Ligbegjaegnelse" (das Leichenbegängniß der dänischen Comödie), geschrieben, worin er unter einem scherzhaften Gewande sich bitter über die Theilnahmlosigkeit des Kopenhagener Publikums an diesem Unternehmen beklagt. Nach dem Tode Friedrichs IV. 1730 und unter Christian VI. Regierung war an kein Theater zu denken, und Holberg, dessen dichterischer Ruf nunmehr fest begründet war, mußte sich auf andere Arbeiten legen. Er entwickelte nun eine ungemeine Thätigkeit in allen möglichen Branchen der Wissenschaften, die seine umfassenden Kenntnisse bekundet. Nur Mathematik und

Medicin waren ihm, wie er selbst gesteht, terrae incognitae, auch vom Hebräischen kannte er nicht einmal die Buchstaben (merkwürdig genug für einen Theologen). Von 1729 an, gab er eine Reihe von historischen, statistisch-ökonomischen, topographischen und raisonnirenden Schriften heraus, unter denen die wichtigsten: Dänemarks und Norwegens Beschreibung, des Reiches Dänemarks Geschichte, Beschreibung der Stadt Bergen, allgemeine Kirchengeschichte, berühmter Männer und Helden vergleichende Geschichten, Heldinners vergleichende Geschichten, moralische Gedanken, Briefe. Von allen diesen Arbeiten, zu denen noch kleinere Erzählungen, Einleitungen ꝛc. kommen, ist die Geschichte Dänemarks wohl die werthvollste, obgleich man Holberg tieferes historisches Wissen abspricht und namentlich Unkunde in der altnordischen Geschichte vorwirft. Für dies Studium äußerte er bei mehreren Gelegenheiten die größte Mißachtung, doch schätzte er Thorfeus und seine Quellen und stellte Snorro hoch, den er in späteren Jahren in der Ursprache lesen konnte.

Ein Hauptverdienst Holberg's besteht in der Ausbildung der dänischen Sprache, was auch neben dem Moralisiren bei allen seinen Arbeiten sein Zweck war. In Bezug auf Peder Paars sagt er z. B., daß er nicht allein für das Volk schreibe, sondern auch um die Sprache zu poliren. Vom Schauspiel behauptet er, daß keine kräftigere Art erfunden ist, zu moralisiren. Er hatte übrigens mit großen Schwierigkeiten auch in sprachlicher Hinsicht zu kämpfen, da man damals eigentlich keine dänische Literatur, wenigstens nur eine sehr beschränkte, hatte, sondern, wie er irgendwo sagt, die Leute dasselbe lieber in einer fremden Sprache lasen, um so zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen und an Materie und Sprache zu profitiren. Doch gelang es ihm bald durch sein unermüdliches Arbeiten den Leuten Geschmack an ihrer Muttersprache beizubringen und sich so ein unsterbliches Verdienst um dieselbe zu erwerben.

Holberg's Ansehen war indessen in Dänemark zu einer bis dahin von keinem andern Autor erreichten Höhe gestiegen, doch nicht allein hier, auch im Auslande, namentlich in Schweden, verbreitete sich sein Ruf, ja auch in Deutschland ist sein Einfluß auf das Theater nicht zu verkennen; die meisten seiner Werke wurden in's Deutsche übertragen. Uebrigens war er immer wieder Anfeindungen ausgesetzt, wozu seine Denkweise in Religionssachen, namentlich bei der unter Christian VI. herrschenden, sehr ernsten religiösen Richtung nur allzu sehr Veranlassung gab. Er gesteht selbst ein, daß die Lectüre von Schriften englischer und französischer Zweifler, die damals sehr ausgebreitet waren, ihm Scrupel erweckt hätten, daß er aber durch gründlichere Studien und reifes Nachdenken diese Zweifel überwunden habe. Obgleich er nun nicht zu einem tieferen Glauben kam, erreichte er doch eine auf religiöse Grundlagen ruhende Lebensanschauung. Doch genügte das dem damals herrschenden Geiste nicht, und vielfach wurde er wegen seiner Freidenkerei angefeindet. Vor Allem aber setzte sein Niels Klim die Theologen in Bewegung, ein Werk, das in lateinischer Sprache (Nicolai Klimii iter subterraneum) zuerst in Deutschland erschien. Er hatte dasselbe schon lange fertig liegen, wollte es aber aus Furcht, Aergerniß damit zu erwecken, nicht herausgeben, und es mußte ihm von einem Ver-

leger förmlich abgezwungen werden. Seine Befürchtungen trafen dann auch ein; der königliche Confessionarius Bluhme und der Hofprediger, Professor Pontoppidan trugen auf Confiscirung des Werkes an, erlangten jedoch ihren Zweck nicht. —

Niels Klim ist eine jener fingirten Reisebeschreibungen, die in jener Periode namentlich durch Swift's Gulliver so allgemeinen, ja fast europäischen Beifall fanden. Das Werk ist voll sprudelnden Witzes und versetzt uns auf's Lebhafteste in des Verfassers Zeitalter mit seiner gelehrten Pedanterie, der Rangsucht, der Projectenmacherei, der rabulistischen Rechtspflege ꝛc. — Er selbst stellte Niels Klim sehr hoch unter seinen Werken, wie denn überhaupt bei Holberg ziemlich häufig eine sehr starke Vorliebe für seine eigenen Arbeiten, namentlich für seine Verse durchschaut. Die erste Ausgabe von Niels Klim, wie oben bemerkt, lateinisch, (Hafniae et Lipsiae) ist von 1741; im folgenden Jahre erschien dies Buch zuerst im Dänischen. In Brockhaus' Bibliothek klassischer Romane und Novellen des Auslandes finden wir Niels Klim 1828. 1844 wurde noch eine neue lateinische Ausgabe zum Schulgebrauch angezeigt. Der Verfasser gesteht, daß er die Idee zu dieser kosmopolitischen Satyre aus der nordischen Volkssage genommen.

Während Holberg in seiner Jugend, wie oben erwähnt, und auch noch im Mannesalter gradezu mit der Armuth zu kämpfen hatte, erwarb er sich durch seine zahlreichen Arbeiten, nachdem sein schriftstellerischer Ruf befestigt war, im späteren Alter ein bedeutendes Vermögen, das er in Landeigenthum anlegte. Hieraus wurde eine Baronie gebildet und er selbst 1747 in den Freiherrenstand aufgenommen. Man hat ihm daraus einen Vorwurf machen wollen und ihn, der sonst in seinen Schriften die Rangsucht lächerlich macht, der Inconsequenz beschuldigt. Er selbst behauptet, keine Schritte zu dieser Rangerhöhung gethan zu haben, nahm sie aber als wohlverdienten Lohn für seine litterarischen Verdienste, die er, wie erwähnt, durchaus nicht unterschätzte, mit Freuden an.

Als Friedrich V. zur Regierung kam, wurde das Theater wieder eröffnet, und Holberg kam so noch ein Mal am Abend seines Lebens in die alte Thätigkeit. Er hatte die Aufsicht über die Bühne, weigerte sich aber, die Direction des Theaters zu übernehmen. Man behielt das alte Repertoire bei, das zum größten Theil aus seinen Stücken bestand, allein es lebte eine andere Generation, deren Geschmack ein anderer, und Holberg sah zu seinem größten Verdrusse die geleckten Schauspiele des Destouches auch über die Kopenhagener Bretter gehen. Er fühlte sein Alter herannahen und merkte selbst nur zu gut, daß seine Thätigkeit einer vergangenen Zeit angehörte. Trotzdem schrieb er noch 6 neue Stücke, womit sein danske Skueplads geschlossen ist. Unter diesen (Plutus; Sganarel's Reise in das Land der Philosophen; Abracadabra; der Philosoph aus eigener Einbildung; die Republik und der verwandelte Bräutigam), denen mehr oder minder die alte Laune mangelt, stellt er selbst Plutus am höchsten und sagt, „daß dies den Preis von allen seinen Komödien verdiene."

Das Letzte, was Holberg herausgab, waren 4 Bände Episteln, denen nach seinem Tode ein fünfter hinzugefügt wurde. Dies weniger bekannte Werk, das

über des Verfassers Lebensanschauungen und sein inneres Wesen sehr interessante Aufschlüsse giebt, enthält „verschiedene historische, politische, metaphysische, moralische, philosophische, also (wie er selbst auf dem Titel sagt) scherzhafte Materien.“

Er machte nach langer und ernster Ueberlegung sein Testament, dem zu Folge seine Güter, seine Bibliothek und ein Kapital von 15,000 Rthlrn. der Ritteracademie zu Soroe zufielen, und außerdem ein Legat von 18,000 Rthlrn. zur Aussteuer von armen Jungfrauen gestiftet wurde. Bald darauf, in der Nacht zwischen dem 27. und 28. Januar 1754, starb er. Er war, das ist nicht zu läugnen, ein tüchtiger Mann, dessen Verdienste um die Litteratur trotz mancher Schwächen, mancher Verirrungen, doch groß genug sind, um ihm ein bleibendes Andenken zu sichern, und wenn auch die Zeit, in der er lebte, und die damalige Denkungsweise von der unsrigen sehr verschieden ist, so ist doch in vielen seiner Werke auch für unsere Zeit manches Gute enthalten; ja selbst seine dramatischen Arbeiten, obgleich Manches darin zu drastisch und daher für sehr empfindliche Ohren vielleicht anstößig, haben durchaus nicht alles Interesse verloren, im Gegentheil bilden viele seiner Stücke Glanzpunkte in dem Repertoire der Königl. Bühne zu Kopenhagen, wozu allerdings die meisterhafte Darstellung derselben einen nicht geringen Theil beiträgt.*)

Was Holbergs Charakter anbelangt, so war er ursprünglich aufgeweckter, munterer Natur und wurde erst später, in Folge vieler Verdrießlichkeiten und körperlicher Leiden, abgeschlossen und hypochondrisch. Doch brach sich seine Laune häufig wieder Bahn, und er selbst sagt, das beste Mittel, seine Schwermuth zu überwinden, sei, daß er lustige Bücher lese, oder selbst scherzhafte Sachen schreibe. Uebrigens war er ein sehr angenehmer Gesellschafter und unterhielt sich namentlich gern mit Damen. Er beschäftigte sich viel mit seinen Gütern und hielt sich gern und viel dort auf, da namentlich das auch vortheilhaft auf seine Gesundheit wirkte. Er war dann viel im Freien, pflanzte selbst Bäume und durchstrich Wald und Flur. „Ich finde Behagen,“ sagte er, „die Früchte der Erde hervorsprossen und einernten, die Kühe und Schafe Morgens und Abends gleichsam in Prozession nach ihren Versammlungsorten gehen zu sehen.“ Er war hier auch gesellschaftlich, besuchte den Gottesdienst und ließ sich mit den Bauern in Gespräche ein. „Niemals“, sagte er irgendwo, „spreche ich mit einem Bauer, ohne etwas von ihm zu lernen.“ — Auch die Musik liebte er und spielte selbst Violine und Flöte, namentlich letztere mit Fertigkeit. In Oxford wurde er nach abgelegter Probe als Flötenbläser in eine musikalische Gesellschaft aufgenommen und als er auf einer seiner Reisen fieberkrank nach Amsterdam kam, heilte eine musikalische Abendunterhaltung, bei der er selbst mitwirkte, ihn völlig vom Fieber. Auch in Kopenhagen war er Mitglied einer harmonischen Gesellschaft und hatte stets das größte Interesse an dem Zustande der Musik in der Hauptstadt. In seinem spätern Alter klagte er

*) Der König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen wünschte bei seiner Anwesenheit in Kopenhagen im Jahre 1845 die Aufführung des „politischen Kannegießers“, welche Allerhöchstdemselben sehr zu gefallen schien und oft zu herzlichem Lachen bewegte.

darüber, daß ein veränderter Geschmack der Musik Harmonie und natürliche Lieblichkeit geraubt habe.

Man hat Holberg des Geizes beschuldigt, doch wohl mit Unrecht. Namentlich wirft man ihm vor, seine Verwandten ohne Unterstützung gelassen zu haben, indessen ist die Dürftigkeit derselben durchaus nicht erwiesen, bis auf einen kränklichen Neffen, dem er auch eine Pension aussetzte. Er selbst hatte den größten Theil seines Lebens in Dürftigkeit zugebracht, es war daher kaum zu verwundern, daß er in seinem spätern Alter, als ihm seine Reichthümer zuflossen, nicht so leicht von den einmal angenommenen Gewohnheiten der Einschränkung und Mäßigkeit lassen konnte, noch dazu, da seine Gesundheit ein sehr regelmäßiges und enthaltsames Leben nöthig machte. Er selbst nennt den Geiz den Fehler, der den Menschen am meisten verunglimpfe, sucht überhaupt an mehreren Stellen seiner Episteln von diesem Verdachte sich zu reinigen. „Ich weise gewöhnlich", sagt er unter Anderem, „die Leute ab, die mich täglich mit Bettelbriefen heimsuchen, forsche dagegen nach Anderen, die mich niemals um Etwas gebeten, die aber, wie ausgemittelt, am meisten Ursache dazu haben." Diese und ähnliche Züge beweisen das Ungegründete des Vorwurfs, auch hielt er sich in seiner Häuslichkeit durchaus nicht ärmlich; er wohnte standesgemäß, kleidete sich stets zierlich und versagte sich erlaubte und ihm zuträgliche Genüsse, z. B. Kaffee (bekanntlich damals noch ein sehr kostspieliges Getränk) durchaus nicht. — Uebrigens hielt er eine gute Oekonomie für seine ernste Pflicht, da er sich nur als den Verwalter des Vermögens ansah, das dem Lande, in welchem er gewirkt und in welchem er sich dasselbe erworben, zu Gute kommen solle — was denn auch nach seinem Testamente wirklich geschehen. Ja, schon 5 Jahre vor seinem Tode gab er die Einkünfte seines Vermögens fort an die Academie und behielt für sich nur das Gehalt als Senior der Universität. Das ist doch wohl kein Geiz?

Herzog Franz IV. von Modena.

Die Ereignisse des letzten Sommers haben den Herzog Franz V. von Modena vertrieben aus seinen Erbfürstenthümern und ihn seiner Krone beraubt, trotz der hochtrabenden Versprechungen von Villafranca. Es ist nicht das erste Mal, daß ein Herzog von Modena durch die Verbindung der Revolution mit französischen Waffen vertrieben wird, aber wie einst Herzog Franz IV. zurückkehrte in seine Erblande, so kann auch Franz V. einst wieder zur Herrschaft gelangen, hat er auch jetzt wenig Aussicht, so hat er desto mehr Recht dazu.

Die Geschichte der italiänischen Fürstenhäuser ist immer sehr reich an dramatischen Wechselfällen gewesen und auch das Geschlecht, was über Modena herrschte, erlebte manche blutige Tragödie, manch eigenthümliche Katastrophe. Aeltere Genealogen nennen als den Stammvater des großen Dynastengeschlechts der Este den Actio, einen Römer, der im vierten Jahrhundert gelebt haben soll und rechnen zu seinem Geschlecht

die große Mathilde, die Markgräfin von Este und Tuscien, die Freundin Hildebrand's. Diese ganze Genealogie ist mehr als bedenklich und dürfte kaum Aussicht haben, vor einer einigermaßen gründlichen Kritik zu bestehen. Mit mehr Sicherheit können die Genealogen auftreten, welche den Markgrafen Azzo (im 11ten Jahrhundert) zum Stammvater des Hauses Este machen, obwohl auch diese Annahme noch nicht über allen Zweifel ist. Nach dieser Genealogie ist Azzo's älterer Sohn Welf, aus erster Ehe mit Cunigunde einer geborenen Herzogin von Baiern gezeugt, Stammvater des Welfischen Hauses (Braunschweig) geworden, während der jüngere, Fulco, in zweiter Ehe mit Ermengardis, einer Gräfin von Maine, gezeugt, der Stammherr der Herzöge von Modena sein soll. Der erste Herzog von Modena war Borsus, der zugleich auch vom römischen Stuhl mit dem Herzogthum Ferrara belehnt wurde. Aus seinem Stamm herrschten über Modena und Ferrara folgende Fürsten: Hercules I., Alphons I., Hercules II., Alphons II. Eigentlich ist mit diesem Fürsten das italiänische Haus Este schon erloschen und die apostolische Kammer zog auch bei seinem Tode das Herzogthum Ferrara als heimgefallenes Lehn ein, Kaiser Rudolph II aber erachtete Don Cäsar von Este, einen Enkel Alphons I. für erbfähig, obwohl seines Vaters Mutter, Laura von bürgerlicher Herkunft aus Ferrara gewesen, und gab ihm die Lehen wegen des Herzogthums Modena. Aus Cäsar's Stamm regierten nach ihm vier Herzöge von Modena und das Haus wäre mit Franz II. erloschen, wenn nicht Rainald Cardinal von Este, den Purpur abgethan, sich standesmäßig vermählt und sein Haus fortgesetzt hätte. Rainald erhielt nach langem Erbstreit durch Kaiserspruch Correggio, erkaufte das Herzogthum Mirandola und wurde noch in seinem Todesjahr 1737 mit dem erledigten Herzogthum Novellara belehnt. Sein Enkel Hercules III. Rainald, der letzte Mann vom Stamme des Markgrafen Azzo, also der letzte vom Hause Este, erheirathete mit der schönen Erbtochter der Cibo-Malaspina das Herzogthum Massa-Carrara und hinterließ bei seinem Tode, 1797, die ganze Estensische Erbschaft seiner einzigen Tochter Maria Beatrix, welche mit dem Erzherzoge Ferdinand von Oestreich, einem jüngern Bruder des Kaisers Joseph, vermählt war. So war das große und reiche Erbe der Este rechtlich im Besitz einer Tertiogenitur des Hauses Oestreich, factisch freilich nicht, denn Erzherzog Ferdinand konnte sich gegen Bonaparte und die Revolution nicht in Besitz setzen, auch den Breisgau nicht behaupten, der ihm durch den Lüneviller Frieden als Entschädigung zugewiesen worden; er hinterließ bei seinem Tode, 1806, seinen Sohn Franz IV. erblos. Dieser Prinz, der sich nach dem hochberühmten Geschlecht seiner Mutter gern kurz und gut Franz von Este nannte, woher es gekommen ist, daß man auch jetzt wohl noch, wenn auch ungenau, von einem Hause Este spricht, war bei dem Tode seines Vaters 27 Jahr alt; glänzende Begabung war ihm nicht zu Theil geworden, er war kein Genie, aber er hatte einen scharfen Blick und ein muthiges, unverzagtes Herz. Verzweifelt standen seine Angelegenheiten, er hatte noch viel weniger Aussicht auf eine Wendung des Geschickes, wie heute sein Sohn Herzog Franz V., aber er verlor die Zuversicht auf den endlichen Sieg seines Rechtes nicht.

Mag man über die politischen Anschauungen Franz's IV. urtheilen wie man will, mag man geradezu ein Gegner derselben sein, Eines muß unter allen Verhältnissen mit Achtung erfüllen: das strenge Festhalten an einem Princip. Dieses Princip war das der Legitimität bis in die äußersten Consequenzen und vermochte den Herzog bekanntlich, bis an seinen (1846) erfolgten Tod dem Bürgerkönige Ludwig Philipp, die Anerkennung zu versagen. Schon vor Jahren deutete Freiherr von Hormayr in seinen Anemonen auf den Antheil hin, den Herzog Franz IV.

von Modena an den Vorbereitungen zum Kampfe nahm, wodurch endlich der Bonapartismus vom Throne gestoßen wurde, namentlich auf seine Verbindung mit dem unversöhnlichsten Feinde Napoleons I., dem unbeugsamen England, auf seine Verbindung mit Nugent, Ficquelmont, Latour und anderen östreichischen Patrioten, die trotz ihrer fremdländischen Namen ein ächt deutsches Herz im Busen trugen. Doch ließ es Freiherr von Hormayr bei bloßen Andeutungen bewenden. Nun spielte uns der Zufall ein Büchlein in die Hände, welches, in Modena 1846 gedruckt, eine Biographie des Herzogs enthält. Diese Broschüre, der Feder eines Geistlichen, Namens Cesare Galvani, entstammend, kann insofern auf wissenschaftliche Bedeutung keinen Anspruch machen, als sie eine reine Lobschrift auf den Verewigten ist, ihn als vollkommenen Menschen darstellt. Bekanntlich leistet man der Geschichte keinen Dienst, wenn man ein biographisches Bild aller Schatten entkleidet, die doch eigentlich das Bild zum Bilde machen.

Aber sich selber wahrscheinlich unbewußt, verleiht Galvani seinem Buche einen historischen Werth durch die Auszüge, die er den im Manuscript vorhandenen Denkwürdigkeiten des Herzogs Franz von Este entnimmt. Sie stellen uns diesen Fürsten dar als einen Mann nicht nur von vielseitiger Bildung, sondern, was mehr gilt, als einen Mann von unbeugsamer Willenskraft. Zugleich werfen sie Streiflichter auf die napoleonische Zeit, die den zahlreichen französischen Memoirenquellen fehlen. Es tauchen Namen auf, die uns in dieser Zusammenstellung überraschen; historische Personen gehen wie in einem glänzenden Drama über die Scene, nicht ohne Spuren ihres gewaltigen Trittes zurückzulassen. Die Form, in der das Alles erzählt wird, ist so anspruchslos als möglich.

Wenn wir uns erlauben, einzelne Episoden aus dem vielbewegten Leben eines so vielfach falsch beurtheilten Fürsten an der Hand des Galvani'schen Buches dem deutschen Publikum vorzulegen, so glauben wir ihm einen doppelten Dienst zu erweisen. Einmal insofern, als das italiänische Original, wie alle im außeröstreichischen Italien erschienenen Bücher, ihm schwer zugänglich sein dürfte; dann an zweiter Stelle, weil die Lesung des Buches in seiner Urgestalt eines der unerquicklichsten Dinge ist, die man einem deutschen Leser zumuthen kann.

Die wörtlichen Auszüge aus dem Memoirenmanuscript sind im Buche sehr dünn gesäet; in der Regel ist es Galvani, der spricht.

Es war Ende 1809, nachdem Oestreich in einem neuen Kampfe der Uebermacht Napoleons unterlegen war, als Herzog Franz vom Grabe seines als Primas von Ungarn gestorbenen Bruders Carl nach Wien zurückkehrte. Er erfuhr hier die betrübenden Resultate des soeben abgeschlossenen Preßburger Friedens und sah dadurch die Hoffnungen auf Restauration seines Hauses in Mittelitalien auf's Neue in weite Ferne gerückt. Wohin er blickte, sah er auf den europäischen Königsthronen nur Vasallen Napoleon's sitzen. Nur einige Inseln waren es, geschützt von Albion's Schiffen, wohin der allmächtige Arm des modernen Cäsar nicht reichte. Auf einer dieser Inseln, Sardinien, lebte seine Schwester Maria Theresia, ein Pathenkind der großen Kaiserin, vermählt an den König Victor Emanuel. Dahin beschloß er zu gehen und die Ereignisse abzuwarten, die nach seiner innigsten Ueberzeugung nicht ausbleiben konnten. Aber wie dahin gelangen? Alle Häfen des Mittel- und adriatischen Meeres befanden sich in französischen Händen, ebenso die Häfen der Ost- und Nordsee. Ein einziger Weg stand offen, es war der, den während der ganzen Zeit der Continentalsperre die englischen Waaren in's Herz von Europa nahmen — durch die Türkei. Es war die Zeit, wo Semlin und Belgrad Handelsplätze von großer Bedeutung waren, wo namentlich das in

einem Winkel des Griechenlandes versteckte Saloniki ein Markt ersten Ranges wurde und zwar auf Kosten von Handelsplätzen wie Triest und Venedig. Dorthin beschloß der Prinz seinen Weg zu nehmen, trotz mannigfacher Abmahnungen von Seiten wohlmeinender Freunde, die ihn auf die Unsicherheit in den türkischen Provinzen, auf die kolossalen Mühseligkeiten der Reise während der Winterszeit aufmerksam machten.

Der Prinz ließ sich aber nicht abhalten. Er sah sich vielmehr nach Begleitern um, die bereit wären, mit ihm, nicht fürstlichen Comfort, sondern alle denkbaren Beschwerden einer Winterreise in unwirthbaren Ländern zu theilen.

Diese Männer fanden sich alsbald. Es war Graf Latour, das nachmalige unglückselige Opfer des 6. October 1848, Graf Fiquelmont, der bekannte, erst vor wenig Jahren in Venedig gestorbene Staatsmann, dann ein Graf Salburg, Cavaliere Sterpin, bis an des Herzogs Tod sein unzertrennlicher Begleiter, ein Signore Leveroni und 7 Personen von der Dienerschaft. Am 15. December 1810 ging die Caravane in aller Stille von Wien ab und reiste über Oedenburg, Güns, Steinamanger, Szala, Kanisa, Breznice, Babocsa, Szigeth, Fünfkirchen, Siklos, Baranyavar nach Essek, wo man am Weihnachtsabend anlangte. Am Weihnachtstage selbst stärkte sich der Prinz durch Anhörung des Gottesdienstes in der dortigen Franziskanerkirche für die beabsichtigte Reise. Am 26. ward die Reise fortgesetzt und ging über Buka, Diakovar, Drakotin, Topolic und Baniza nach Brod an der Save. Am 29. ward dieser Grenzfluß übersetzt und die Richtung nach Travnik eingeschlagen. Die erste Nacht auf türkischem Boden brachte der Herzog in einem elenden türkischen Dorfe auf frischem Heu zu, und zwar in heiterster Laune. Am andern Morgen fiel der Schnee in reichlichen Flocken!

Von hier aus ging die Reise zu Pferde, und zwar nahm der Herzog die Richtung gegen die Stadt Travnik. Nach Beschwerden der mannigfachsten Art, wie sie eine Winterreise in der Türkei damals wie jetzt nur bieten konnte, langte er in dieser Stadt am 3. Januar 1811 an. Travnik war der Sitz eines Pascha's von drei Roßschweifen; aber der Prinz dachte nicht daran, sich zu erkennen zu geben, sondern verhandelte nur mit dem Janitscharen-Aga über Beistellung von Pferden nach Saloniki.

Vom 5. bis 26. Januar dauerte nun die Reise bis zu letztgenanntem Orte und zwar unter Fährlichkeiten jeder Art, die das Tagebuch des Herzogs getreulich aufzeichnet. Zu Zeiten hieß es absitzen, wenn der seinsollende Reitsteg am Rande kolossaler Bergschlünde vorbeiführte, dann ging man zu Fuß durch Schnee und Morast; manchmal hieß es schwimmend reißende Ströme übersetzen, welche Eisschollen führten; manchmal konnten die Pferde im knietiefen Straßenkothe kaum vorwärts. Oft gestattete türkischer Religionsfanatismus den Giaurs nicht den Eintritt in die schmutzigen Khans und da wurde Beiwacht unter Gottes freiem Himmel gehalten — immer besser noch, als wenn dieser Eintritt gestattet wurde und man sich des unzähligen Ungeziefers nicht erwehren konnte. Hunger und Durst gehörten nicht zu den geringsten Leiden der Reisenden.

Einmal (der Herzog nennt die Gegend Cazenizza) mußten sie durch ein Thal, welches raublustige Arnauten bewohnten, die, den Stegreifrittern des Mittelalters gleich, alle Durchpassirenden zu berauben pflegten. Nur die entschlossene Haltung der kleinen Caravane konnte die Strolche abhalten, ihr gewohntes Handwerk auszuüben.

Nichtsdestoweniger war der Prinz stets heiter und guten Muthes und seine Laune theilte sich auch den Begleitern mit.

Einmal übernachteten sie in einer verlassenen elenden Hütte, die einsam auf grünem Anger stand. Aus unbekannten Gründen fing die Hütte Feuer, welches so rasch um sich griff, daß die Gesellschaft Mühe hatte, sich noch rechtzeitig zu retten. Als sie schon in Sicherheit waren, erinnerte er sich, daß sein Tagebuch in der brennenden Hütte zurückgeblieben. Ehe seine Gefährten es verhindern konnten, sprengte er zurück und holte es aus den brennenden Flammen heraus.

Am 26. Januar stieg Prinz Franz von Este incognito beim östreichischen Consul in Saloniki, Conte Koch, ab, und die Ankunft einer so stattlichen Gesellschaft erregte unter der europäischen Bevölkerung der Stadt die heftigste Neugierde. Es war vergebens, daß der Prinz, um der geräuschvollen Geselligkeit des Koch'schen Hauses zu entgehen, seine Wohnung bei einem Kaufmann aus Ferrara, Namens Basselini, nahm; es war namentlich der französische Consul, der, die hohe Stellung des Fremdlings ahnend, Alles in Bewegung setzte, um dessen Namen und Reisezweck zu erfahren. Endlich glaubte er in ihm einen vielgenannten östreichischen General zu erkennen und berichtete in diesem Sinne nach Paris. Aber dort war man, als des Consuls Bericht ankam, bereits über die Reise des Herzogs von Wien aus unterrichtet und der französische Consul zu Saloniki büßte seine Leichtgläubigkeit mit Entlassung von seinem Posten.

Ein eigener Unstern waltete über den Schiffen, welche der Prinz nach und nach zu seiner Ueberfahrt nach Smyrna benutzen wollte; diejenigen, die in Saloniki erwartet wurden, langten nicht an, hauptsächlich durch die winterlichen Stürme im Archipelagus aufgehalten.

Endlich erklärte sich ein Triester Kauffahrer, Namens Giorgio Nicolentini, welcher, um nicht von den britischen Kreuzern als nunmehriger französischer Unterthan aufgebracht zu werden, von der Pforte die Bewilligung erhalten hatte, unter ottomanischer Flagge zu segeln, bereit, den Prinzen nach Smyrna überzuführen. Dort hoffte der Herzog eine Schiffs-Gelegenheit nach Malta zu finden.

Am 11. März verabschiedete er sich von Koch und ging an Bord. Die Ueberfahrt war eine ungewöhnlich lange. Im Jahre 1860 klingt es fast fabelhaft, daß man zu so kurzer Strecke 20 volle Tage gebraucht haben sollte. Und dennoch war es so. Unter Abenteuern, welche an die Irrfahrten des viel gewanderten Königs von Ithaka erinnern, gelangte er erst am 21. März an die Rhede von Smyrna und landete an der Scala de' Franchi.

Dort fand er eine englische Fregatte („Friederichsthal", Capt. Beaufort, der zugleich Stationscommandant war) und erfuhr zugleich, daß eine englische Brigg („Wisel", Capt. Peytten) erwartet werde, um eine ganze Flotte von Kauffahrern in's Mittelmeer zu escortiren.

Die Zwischenzeit bis zur Ankunft der Brigg benutzte der Prinz zu einem Ausfluge nach Pergamus. Auf halbem Wege dahin, wo einst die Stadt Gambrium gestanden, hatte er das Glück, unter den Ruinen eine Medaille mit dem Namen der Stadt, der einzigen, die bisher entdeckt worden, aufzufinden. Dieser seither von vielen italiänischen Gelehrten beschriebene numismatische Schatz bildet mit einer anderen 1815 vom Prinzen auf dem Monte Cimone gefundenen Münze eine der Hauptzierden des Münzcabinets in Modena.

Am 25. April enthüllte der Prinz, nach Smyrna zurückgekehrt, dem britischen Stationscommandanten Beaufort sein Incognito und schloß sich an Bord eines venetianischen Schiffes, Capitän Alessio, der Kauffahrteiflotte an, die der „Wisel" escortiren sollte.

Die Ueberfahrt nach Malta dauerte bis 11. Mai und bot nichts Interessantes

bar, als die fruchtlose Verfolgung eines französischen Kapers in der Nähe der Insel Cerigo, welche Verfolgung der „Wisel“ endlich aufgeben mußte.

Schon während der Fahrt hatte Capitain Peytten vom „Wisel“, obwohl das Incognito des Prinzen ahnend, denselben mit seinen Offizieren wiederholt in seiner Capitains-Jolle zu seiner Tafel abholen lassen, im Angesicht der britischen Felsenfeste Malta aber lud er den Herzog ein, mit seinem Gefolge das britische Kriegsschiff zu besteigen, damit ihn Malta mit den seinem Range gebührenden Ehren empfangen könne.

Wirklich donnerten bei seiner Landung die Kanonen von St. Elmo und Fort Ricasoli, und am Hauptmast des britischen Schiffes prangte Oestreich's Kaiserlicher Doppelaar. An der Landungstreppe stand die Equipage des Gouverneurs, General Oakes, der ihn selbst mit seinem Cortége an der Pforte des ehemaligen großmeisterlichen Palastes empfing.

Der Gouverneur bot dem Prinzen bereitwillig den „Wisel“ zur Ueberfahrt nach Sardinien an, und nach zehntägiger Fahrt begrüßten die Kanonen des britischen Kriegsschiffes die sardinische Flagge im Hafen von Cagliari.

Der Empfang von Seiten der Königin, seiner Schwester, war der herzlichste, obwohl er sie seit ihrem zehnten Lebensjahre nicht wieder gesehen hatte. Sehr bald aber wurde es in Cagliari bekannt, daß er um die Hand seiner Schwestertochter, Maria Beatrix, angehalten habe. Da diese Vermählung zwischen Oheim und Nichte der päpstlichen Dispens bedurfte, Pius VII. sich aber zu Fontainebleau in französischer Gefangenschaft befand, so mußte die Vermählung eine ziemliche Verzögerung erleiden, und Franz von Modena beschloß, inzwischen die Königl. neapolitanische Königsfamilie in Palermo zu besuchen.

So wie nämlich in Sardinien die Königsfamilie von Savoyen, so weilten in Sicilien die neapolitanischen Bourbons unter dem Schutze britischer Schiffskanonen.

Auf der Brigg „Scott“, welche Admiral Pettew zu diesem Behufe nach Cagliari geschickt hatte, schiffte sich unser Prinz am 25. September 1811 nach Palermo ein. Schon nach zwei Tagen landete er im Hafen der sicilianischen Hauptstadt.

Dort weilten nicht nur der König und seine Gemahlin Carolina, Tochter der Kaiserin Maria Theresia, sondern auch der Herzog von Genevois (nachmaliger König Carl Felix von Sardinien) und seine Gattin, ferner der Herzog von Orleans (nachmaliger König Ludwig Philipp der Franzosen) und seine Schwester und Vertraute, Madame Adelaide. Am 6. Oktober war Louis Philipps Geburtstag, der durch ein großes Bankett gefeiert wurde, wobei Madame Adelaide die Gesellschaft durch ihr vortreffliches Harfenspiel entzückte. Der Herzog von Orleans hatte damals für seine Haltung während der Revolution nach langem Bitten die Verzeihung seines Königs erhalten und war mit dem bourbonischen Königshause ausgesöhnt.

Nachdem noch 24 Miglien von Palermo eine große Königliche Jagd abgehalten worden war, begann Herzog Franz von Modena seine archäologische Reise durch die Insel, und zwar in Begleitung des bekannten Gelehrten Marchese Gargallo, der in seinem Vaterlande als Uebersetzer des Horaz und Verfasser mehrerer archäologischen Schriften wohlverdienten Ruf genießt. Die Aufzeichnungen des Prinzen über diese Reise sind umfassender Natur; seine Beschreibungen der Alterthümer von Syracus und Girgenti (Agrigent) geben Zeugniß von seinem Beobachtungsgeist und tüchtigen classischen Bildung. Den Schlußstein dieser Reise bildete die Ankunft in Messina, wo der britische General Maitland die englische Garnison ihm in Parade vorführte. Am 2. November langte er wieder in Parlermo an und begann nun die Merkwür-

digkeiten dieser Stadt zu besehen. So zwei Mal die Sternwarte, wo der berühmte Astronom Piazzi, der Entdecker der „Ceres“, sein Führer war, so die Abtei von Monreale, den botanischen Garten, den Palast des Fürsten Schiavi, einst ein maurisches Schloß u. s. w. Am 18. November wurde er von Louis Philipp an Bord des englischen Linienschiffes von 74 Kanonen, „Victorious“, Capitän Talbot, geleitet und langte nach einer stürmischen fünftägigen Ueberfahrt wieder auf der Rhede von Cagliari an.

Die Dispens des Papstes für die beabsichtigte Heirath war noch immer nicht angelangt, da das Gesuch darum einen fabelhaften Umweg zu machen hatte. Der Herzog benutzte diesen Verzug, um eine Reise zu Pferde durch die ganze Insel Sardinien zu machen, welche damals, wie eigentlich noch zur heutigen Stunde, eine terra incognita war. Auch hier war die Untersuchung der natürlichen und Kunstschätze eine umfassende, und wir lesen mit Interesse die Beschreibung der mannigfachen Merkwürdigkeiten, welche diese merkwürdige Insel bietet.

Vom 26. Februar bis 12. März 1812 dauerte dieser Ritt, und als er nach Cagliari zurückkam, war die ersehnte Dispens noch immer nicht zur Stelle.

Sie langte erst am 15. Mai an, und am 20. Juni wurde der Herzog mit Maria Beatrix in der Kathedrale von Cagliari getraut.

Ueber ein Jahr lebten die Neuvermählten ein stilles Familienleben auf der Insel, als britische Schiffe hintereinander die Nachricht von Wellington's Einzug in Madrid, der Katastrophe von Moskau und des Einzugs der Russen in Deutschland brachten. Da beschloß der Prinz, sich dem östreichischen Kaiserstaate wieder zu nähern.

Am 15. Juli 1813 begab er sich mit seiner Gattin auf den „Tremendous“ von 74 Kanonen, Capitän Cambell, welcher noch am selben Tage die Anker lichtete.

Man wollte zunächst auf Malta landen, aber als man sich der Insel näherte, erfuhr man, daß daselbst die Pest ausgebrochen sei. Man segelte also vorbei und befand sich bald am Eingange der Adria, wo zahlreiche britische Schiffe sich anschlossen, die gleiches Endziel hatten.

Am 23. Juli ankerte der „Tremendous“ im Hafen der „Blume der Levante.“ Hier auf Zante fand man die beste Gesellschaft. General Campbell, der britische Gouverneur, Sir John Forrester, Commissär für die jonischen Inseln, empfingen die Reisenden bei ihrer Landung, so wie der Marquis von St. Clair, zwei Prinzen von Hessen, Fürst Pignatelli, Graf Lucchesi-Palli, endlich Königin Caroline von Neapel, welche nach Wien reiste (um dort beim Beginne des wiener Congresses auf Schloß Hetzendorf zu sterben).

Während diese entschlossene und ungeduldige Königin sich einschiffte, um über Constantinopel nach Wien zu reisen, da die Häfen von Triest und Fiume noch immer in den Händen der Franzosen waren, beschloß Franz von Este, auf Zante den Gang der Ereignisse abzuwarten.

Da brachte am 10. September das Linienschiff „Eagle“, Capitän Rowley, die neuesten Nachrichten von den Niederlagen Soult's und Suchet's in Spanien, von den Fortschritten der Alliirten in Deutschland, so wie daß sich Oestreich der Coalition gegen Napoleon angeschlossen habe.

Nun beschloß der Prinz, auf demselben Schiffe nach Dalmatien zu reisen, um diese Provinz dem Hause Oestreich womöglich wieder zu verschaffen. Am 15. September schiffte er sich, zunächst nach der Insel Lissa, ein, wo er am 23sten anlangte.

Dort erfuhr er von dem britischen Commandanten Robertson, daß Admiral Freemantle, mit Erzherzog Maximilian von Este am Bord, längs der Küste von

Istrien kreuzte. Am 9. October kam der „Eagle," derselbe, der das Prinzliche Paar von Zante gebracht hatte, wieder in Sicht, legte bei, und eine sich vom Schiffe loslösende Barke brachte den Prinzen Maximilian selbst in die Arme des Bruders.

Am 11. October schifften sich beide Brüder ein und landeten am 15. in Fiume, welche Stadt sich bereits in den Händen der Kaiserlichen Truppen befand.

Von Fiume aus besuchte der Prinz, wie seine Denkwürdigkeiten melden, auch die Seestädte Buccari und Porto-Ré, sowie das alte Schloß der Frangipani's.*) Es wird dabei bemerkt, daß die Mitglieder der Verschwörung, in Folge welcher das Haupt des letzten Frangipani fiel, sich in einem über der Thüre mit steinerner Rose geschmückten Saale versammelten, daher der Ausdruck sub rosa kommen soll. Das ist nun freilich ein Irrthum, denn schon die Römer kannten das: sub rosa.

Am 28. October 1813 trennte sich Erzherzog Max von dem Bruder und schiffte sich mit Kaiserlichen Truppen nach dem Kirchenstaate ein, um den bekannten Einfall in das Ferrarische zu machen, der eine interessante Episode in der Geschichte des itäliänischen Feldzuges von 1813—14 in Italien bildet. Herzog Franz mit Gemahlin aber begab sich am 15. November auf dem Landwege nach Triest.

Der Empfang in der allergetreuesten Stadt war ein enthusiastischer: Man spannte dem fürstlichen Paare die Pferde aus und zog den Wagen bis in's Regierungsgebäude, wo es von der Contessina Brigido, nachmaligen Gräfin Thurn empfangen wurde. Nach dem am folgenden Tage gefeierten Tedeum in der Kirche S. Pietro begann eine Reihe von Festen. Beleuchtung der Stadt und des Hafens, festliche Vorstellungen im Theater, Fahnenweihe für die sich bildenden Freiwilligen-Bataillone wechselten mit Vorstellung der Behörden und Damen der Stadt, des englischen Flotten-Officiercorps unter Admiral Freemantle und Capitän Perceval ab. Auch die Umgebungen der Stadt wurden besucht und unter Anderem der schönen Grotte von Corgniale ein längerer Besuch gewidmet.

Noch im December desselben Jahres war das auf Kosten des Prinzen ausgerüstete Freibataillon unter Hauptmann Taverna marschfertig und schiffte sich nach Commachio ein. Am Sylvesterabend langte auch Maximilian von Este auf der Goelette „Nina" von seinem Argonautenzuge wieder an.

Das neue Jahr begann für den Prinzen mit einem Ausfluge nach Capodistria. Zurückgekehrt besuchte er die öffentliche Bibliothek und das Cabinetto della Minerva, sowie die jüdische Synagoge, über welche Institute die Denkwürdigkeiten sehr ausführliche Beschreibungen enthalten.

Am 13. Februar 1814 verließen der Herzog und die Herzogin Triest, um sich nach Wien zu begeben. In Wiener-Neustadt trafen sie die Kaiserin von Oestreich, Maria Ludovica, dritte Gemahlin des Kaisers Franz, welche zur Begrüßung des geliebten Bruders ihm entgegengeeilt war, und zwar in Begleitung ihrer Mutter Beatrix, der letzten Sprossin des erlauchten Hauses Este.

Am 20. Februar stieg er zu Wien in der Herrngasse im sogenannten Beatrix-Palais ab, wo er die Königin Caroline von Neapel und den Prinzen Leopold von Salerno fand.

Nach einem kurzen Ausfluge nach seiner Herrschaft Sarvar in Ungarn kehrte er nach Wien zurück, empfing die Huldigungsdeputation von Modena und Reggio und eilte endlich am 3. Juli nach Italien, um Besitz von den wiedererlangten Provinzen zu nehmen. Der Empfang war ein begeisterter. Begreiflich genug, da die französische

*) Vergl. über die Frangipani den Artikel im 20. Band der „Berliner Revue" pag. 335.

Occupation, wie unser Gewährsmann in detaillirter Rechnung ausweist, dem Lande nicht weniger als 77,486,366 modenesische Lire gekostet hatte.

Das ist in gedrängter Kürze ein Bericht über die Irrfahrten des Herzogs Franz IV. Noch einmal, im Jahre 1831, war er genöthigt, vor dem Angriffe der revolutionären Partei die Flucht zu ergreifen. Aber er blieb seinen Principien getreu und hielt an ihnen fest bis zu seinem Tode (1846). Ein gütiges Geschick ersparte ihm die Erfahrungen von 1848 und 1859!

Was in dem von uns benutzten Buche an eigenhändigen Aufzeichnungen des Herzogs zu finden ist, zeigt, wie schon erwähnt, einen vielseitig gebildeten Geist, eine stets rege Wißbegierde und einen unverkennbaren practischen Blick. Herzog Franz IV. von Este war ein Charakter in des Wortes vollster Bedeutung, ein Mann, der kein Opfer scheute, wenn es galt, die Gesinnung durch die That zu bewahrheiten. Mag sein, daß diese Principien für Manche unbequem waren — er hielt an ihnen fest mit jener bewunderswerthen Zähigkeit, die unter allen Umständen auf die Anerkennung der Geschichte rechnen darf.

Landadel und Grundsteuer.

(Eingesandt.)

Ebenso wie in der Rheinprovinz die Ansicht verbreitet ist, daß die östlichen Provinzen gar keine Grundsteuer zahlen, gleichergestalt auch in den östlichen Provinzen bei den Bauern und weiter hinab herrscht der Glaube und wird von den Demokraten unermüdlich genährt: Der Landadel gebe gar keine Steuer.

Gleich den Rheinländern haben auch unsere Bauern die allgemeine Vorspannpflichtigkeit, die Fouragelieferung für die Cavallerie und Grasung der Pferde vergessen, wovon sie seit 1850 gratis befreiet worden, gleichwie von Hofdiensten, Zehnten, Weiderecht der Gutsherren gegen an der Börse herabgedrückte Rentenbriefe, und daß jenes Alles an Mühseligkeit und Last ungleich mehr auf sich hatte, als die, jetzt Grundsteuer geheißene, ihnen verbliebene ordinaire Contribution!

Sei letztere jetzt — was sie in der That ist — eine Rente, oder möge man diese Eigenschaft bekämpfen, gleichviel!

Vor Jahrhunderten schon ist die Contribution (Grundsteuer) der Bauergüter dem Annehmer bei der Erbtheilung und seitdem jederzeit zu Gute gerechnet worden, daß die Geschwister an Capital um so viel weniger bekommen haben und der Annehmer das Gut um so viel wohlfeiler angetreten hat.

Will man ebenfalls den Rittergütern Grundsteuer auflegen, so muß den Bauergütern nach wie vor die alte Contribution bleiben und nicht ad partem kommen, sondern mit der neuen Grundsteuer müßten die Bauern, gleich den Rittergutsbesitzern, ganz von vorn anfangen; sonst kommen letztere augenscheinlich zu kurz, da sie immerwährend grundsteuerfrei geerbtheilt und eben zu den Erbtheilungen hypothekarische Schulden contrahirt haben.

Allerdings würde solchergestalt der Zweck der Demokraten, den Landadel zu ruiniren und zu beseitigen, weniger vollständig erreicht werden, weil die volle Gleichmachung fehlen würde.

Denn nur daran, nicht an der Steuer selbst ist etwas gelegen, ganz in gleicher Weise, wie bei der jetzt vorliegenden Vermehrung des stehenden Heeres den Gegnern

der Kostenpunkt nur als Vorwand dient, während es nur die vermehrten Offiziere die Cadettenhäuser und die alten Soldaten sind, welche die Gemüther in Unruhe und in die Besorgniß versetzen, es könne etwa preußische Heeres-Macht und Krieges-Glorie dem Landadel nur ein Uebergewicht verschaffen.

Literarisches.

Die Familie von Meyern in Hannover und am Markgräflichen Hofe zu Bairuth. Von **Kurd von Schlözer.** Berlin, Verlag von Wilh. Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1855. 8. S. 93.

Die Veranlassung zu dieser kleinen Schrift, die uns jetzt erst in die Hände kommt, ist in der Widmung an die Schwägerin des Herrn Verfassers (geb. v. Meyern) nur leicht angedeutet. Die Bedeutung geht aber über eine verwandtschaftliche Rücksicht hinaus, da die Meyern'sche Familie durch reelle Verdienste und vielseitige Tüchtigkeit einen recht beachtenswerthen Stoff zu einer besondern Anstellung lieferte. Berühmt ist als Verfasser der acta pacis Westphalicae J. G. v. Meyern, nach dessen Erwähnung eine sehr lebendig geschriebene Skizze des folgenschweren Congresses zu Münster und Osnabrück geliefert wird. An J. G. v. Meyern knüpft sich eine dankenswerthe Schilderung des Treibens am Baireuther Hofe zu den Zeiten der geistreichen Markgräfin, der Schwester Friedrichs des Großen, so wie der heillosen Wirthschaft unter den letzten Markgrafen dieser Linie.

In dieser pikanten mehr belletristischen Behandlung seines Stoffes hat der Verfasser sehr geschickt verstanden, für die Gestalten seiner Familiengeschichte einen reichen Hintergrund zu gründen. C. R.

Briefe zweier Handwerker. Ein Beitrag zur Lösung gewerblicher und socialer Fragen. Gekrönte Preisschrift. Dem deutschen Handwerkerstande gewidmet von Karl Viktor **Böhmert.** Dresden, Clemm 1859. gr. 8. (15 Sgr.)

Diese »Briefe zweier Handwerker« verdanken ihr Entstehen dem Vorhandensein und der practischen Verwirklichung des Princips gewerblicher Association. Ein Verein deutscher Handwerkermeister, Schneider, welcher unter dem Namen »Deutsche Bekleidungsacademie« besteht, hatte einen Preis von 100 Dukaten für die beste Bearbeitung der Frage ausgesetzt, wie Magazine fertiger Arbeiten, zunächst Kleidermagazine, einzurichten und zu beschränken seien, um dem öffentlichen Verkehr alle möglichen Vortheile zu bieten, ohne doch das Kleingewerbe in Nachtheil zu bringen und die Arbeitskraft unverhältnißmäßig zu entwerthen. Der Verfasser des vorliegenden Schriftchens, welchem der Preis zuerkannt wurde, hat von der aufgeworfenen Frage Veranlassung genommen, die Handwerkerverhältnisse im Allgemeinen einer eingehenden Erörterung zu unterwerfen, die Vortheile und Nachtheile der beiden sich bekämpfenden Richtungen des Innungswesens und der Gewerbefreiheit gegeneinander abzuwägen, ganz besonders aber Wesen und Werth der Association, als des natürlichen Mittels zur Unterstützung und Regelung der gewerblichen Einzelthätigkeit näher zu entwickeln. Als eine der fruchtbarsten Anwendungen der Association auf die speciellen Verhältnisse der Handwerker und insbesondere der Schneider betrachtet der Verfasser die Gründung gemeinschaftlicher

oder sogenannter Innungsmagazine, in denen die einzelnen Mitglieder eines Gewerbes ihre vorräthigen Waaren ausstellen und welche dazu dienen sollen, den Verkauf dieser Arbeiten zu erleichtern, Zeit, Arbeit und Geld zu sparen, namentlich aber den weniger bemittelten Gewerbsgenossen bei dem Absatz ihrer Producte Vorschub zu leisten. An derartige Einrichtungen sollen sich dann, gleichwie an einen Kern oder Mittelpunkt, noch mancherlei andere Arten der Association anschließen, Krankenunterstützungskassen, Credit- und Sparvereine, gemeinsame Ankäufe von Rohstoffen, Sammlung von Modellen zur Förderung der gewerblichen Technik und dergleichen mehr.

Correspondenzen.

Aus der Hauptstadt.

31. März 1860.

— Befinden Sr. Majestät des Königs; Hofnachrichten; Verwickelungen der auswärtigen Politik; der Herzog von Coburg als Minister; zwei märkische Junker. —

„Wenig Verbesserung und noch immer keine Hoffnung,“ schreibt uns ein Freund aus Potsdam in Bezug auf das Befinden Sr. Majestät des Königs, unseres allergnädigsten Herrn. Ihre Majestät die Königin empfingen auf Sanssouci die Besuche Mehrerer von des Königs alten Dienern, darunter den Staatsminister a. D. Freiherrn von Manteuffel und dessen Gemahlin. Der General der Infanterie von Gerlach, General-Adjutant Sr. Majestät des Königs, der in diesem Winter stärker von der Fußgicht zu leiden hatte, als in früheren Jahren, ist jetzt ganz wiederhergestellt und war schon wieder einige Male hier in Berlin. Sonst pflegte Ihre Majestät die Königin in einer ziemlich regelmäßigen Reihenfolge die zahlreichen wohlthätigen Anstalten der Hauptstadt, von denen Viele unter Allerhöchstihrer besonderen Protection stehen, mit einem Besuche zu beglücken. Da jetzt nun höhere Pflichten die geliebte Mutter der Armuth an die Person des leidenden Königs, den Sie nie verläßt, fesseln, so hat Ihre Königliche Hoheit die Frau Prinzeß von Preußen, wie schon im vorigen Winter, auch dieses Jahr eine lange Reihe von Besuchen in solchen Anstalten gemacht. Was über die Pläne der höchsten Herrschaften in Bezug auf den Sommer verlautet, ist wohl noch ziemlich unbestimmt. Ihre Königliche Hoheit die Frau Prinzeß von Preußen gedenkt nach Ostern nach Coblenz und dann nach Baden-Baden zu gehen; jedenfalls wird die Durchlauchtigste Prinzeß schon im Monat Mai wieder hier eintreffen, weil für Ende Mai oder Anfang Juni Ihre Majestät die Königin von Großbritannien zum Besuche Höchstihrer Frau Tochter hier eintreffen wollen. II. KK. HH. der Prinz und die Frau Prinzeß Friedrich Wilhelm nehmen die Sommer-Residenz wieder wie im vorigen Jahre im Neuen Palais bei Potsdam, dort gedenken Ihre Königl. Hoheit die Frau Prinzeß, welche Höchstihre Niederkunft im Monat Juni erwarten, das Wochenbette zu halten. Unbegründet ist es, wenn, wie von einigen Blättern geschehen, berichtet wird, daß auch Ihre Königl. Hoheit die Frau Prinzeß Friedrich Carl zu derselben Zeit Höchstihre Niederkunft erwarte; ein trauriges Ereigniß, welches vor mehreren Wochen eingetreten, hat die erfreulichen Hoffnungen der Durchlauchtigsten Frau Prinzessin und des Hohen Königlichen Hauses zerstört. Gegen Mitte des Sommers werden alle Prinzen und Prinzessinnen des Königshauses hier vereinigt sein.

Die politischen Verhältnisse haben sich in dieser Woche wieder trüber gestaltet, und selbst der gußeiserne Optimismus der speciellen Anhänger des Herrn von Auerswald fängt an sehr bedenklich den Kopf zu schütteln! Die grobe Verletzung des legitimen Princips und der Verträge von 1815 in den Personen der Souveräne von Parma, Modena, Toskana und Kirchenstaat hat man geschehen lassen, die Folge davon ist, daß man auch bei Savoyen und Nizza gute Miene zum bösen Spiel machen muß. Wo aber hört das böse Spiel auf, das mit solchen Anfängen beginnt? Der König von Sardinien hat sein Kind und seine Wiege daran gesetzt, um König von Italien zu werden, der kann nicht mehr umkehren auf dem betretenen Wege, wir fürchten aber nicht die, welche nicht mehr umkehren können, sondern die, welche fortschreiten wollen. Trotz dieser bedrohlichen Verhältnisse draußen, die wahrlich zur Eintracht mahnen sollten, giebt es immer noch Leute genug, die nicht aufhören, durch die Betonung gewisser Wünsche in Bezug auf Preußens deutsche Politik neue Schwierigkeiten herbei zu führen. Soll doch die Stellung des auswärtigen Ministers ernstlich bedroht sei, weil derselbe nicht Lust hat, seine Politik der des Nationsvereins anzupassen, oder auch nur zu nähern. Herr von Schleinitz wird viel lieber den Abschied nehmen, als seine Hand bieten zu einer Verständigung mit dieser Faction, die sich durchaus kein Gewissen daraus macht, in diesem Augenblicke gerade Preußen mit Oestreich und den andern deutschen Souveränen gänzlich zu verfeinden. Es wurde in vergangener Woche ernsthaft versichert, daß Seine Hoheit der regierende Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten übernehmen werde. Das mag bis jetzt noch ein Wunsch sein, und hoffentlich bleibt er auch ein solcher, denn in dem Augenblick, wo das oder etwas Aehnliches einträte, wäre offenbar das Dreikaiserbündniß, das bis jetzt noch ein leeres Gespenst ist, fertig; Rußland, Oestreich und Frankreich würden im Orient wie im Occident neue „Territorial-Bestimmungen“ treffen, und Preußen allein gelassen, hätte nur die Wahl zwischen — Unterwerfung und Untergang. Oder vertraut man auf England? Wir sind überzeugt, daß es ein furchtbarer Leichtsinn wäre, wenn sich Preußen auf das England von heute verlassen wollte!

Der Feldzug der Spanier in Marokko wird natürlich vorzugsweise in den politischen Kreisen mit regem Interesse verfolgt, aber auch die anderen nehmen aufrichtig Theil an den neuen Lorbeeren, die das tapfere Volk der alten Ritterlichkeit und Ehre sich erkämpft auf afrikanischer Erde. Man freut sich, daß die Haltung der preußischen Offiziere, welche an jenen Kämpfen Theil nehmen, von den Spaniern so rühmend anerkannt wird. Einer von Jena, ein märkischer Junker, hat sich schon eine militärische Ordensauszeichnung erkämpft, er ist leicht blessirt. Das erinnert uns an einen andern Herrn von Jena, der seit 1848 in der östreichischen Armee mit hoher Auszeichnung gedient hat und für seine Bravour auf dem Schlachtfelde decorirt wurde. Wie wir hören, wird derselbe seinen Abschied nehmen, er ist der Erbe der märkischen Güter seiner Familie. So haben innerhalb weniger Jahre wieder zwei Söhne eines märkischen Adelsgeschlechts sich militärische Ehren und Auszeichnungen verdient in fernen Landen, in Italien und in Afrika.

Aus Paris.

Ende März 1850.

— Eber und Hermelin, keine Fabel; — Reste der Saison; — aus der Theaterwelt; — Hühnerflügel und Champagner. —

Eine sonderbare Heirath, die in einigen Wochen stattfinden wird, macht hier mächtiges Aufsehen. Ein bedeutender Schriftsteller und großer Sonderling wird sich mit der jungen Gräfin S.... vermählen, welche die intimste Freundin der vor einigen Jahren hier verstorbenen russischen Fürstin Bragation war.

Diese reizende Gräfin hat im Umgange mit der Fürstin alle deren Sonderbarkeiten angenommen. Beide schliefen stets in einer betäubenden Atmosphäre der verschiedensten Parfüms, und verbrachten den ganzen Tag, auf dem Sopha liegend, von Liebe und Religion sprechend. Die alte Fürstin war eine Voltairianerin, die junge Gräfin dagegen eine eifrige Katholikin.

Beide waren ungewöhnlich blaß. Wenn sie zusammen ausfuhren, glaubte man zwei Marmorstatuen im Wagen sitzen zu sehen.

Diese *unnatürliche* Blässe war indessen ihr eigenes Werk. Die Fürstin hatte den größten Abscheu vor frischen Farben, und die Gräfin theilte diese Ansicht. Sonntags nach der Messe ließen also Beide regelmäßig zur Ader. Außerdem trugen sie beständig ein Flacon mit Blutegeln bei sich, die sie oft unter dem Vorwande von Megräne und Beklemmungen anlegten. Bald war es ihnen durch diese Experimente gelungen, so blaß zu werden, daß selbst der Marmor gegen sie rosenroth erschien, und daß man ihre Equipage das Familienbegräbniß nannte. Die Blässe machte sie nämlich einander sehr ähnlich, und Jeder hielt die junge Gräfin für die Enkelin der alten Fürstin.

Nach dem Tode der Letzteren setzte die Gräfin dasselbe Leben und dasselbe System fort. Sie versammelte oft Gesellschaft um sich, die sich aber nur flüsternd bei ihr unterhalten durfte. Unser vorhin erwähnter Schriftsteller hatte auch dort Zutritt, und machte sich eben so bemerklich durch seinen Geist, wie durch seine nachlässige Toilette. Er faßte bald für die Gräfin eine heftige Leidenschaft, aus der er auch durchaus kein Geheimniß machte, und Léon Gozlan sagte einst von ihm in einer Gesellschaft: „Es hat sich ein Eber in einen Hermelin verliebt!“

Das Bonmot machte Glück; von da an hieß dieser Schriftsteller immer nur „der Eber“ und die Gräfin „der Hermelin“.

Die Letztere schien aber die Leidenschaft durchaus nicht erwiedern zu wollen, obwohl Pierre, so wollen wir den Liebhaber nennen, kein Mittel unversucht ließ, und sogar auf seinen Anzug mehr Sorgfalt verwendete. Es half Alles nichts. Da machte er einen letzten verzweifelten Versuch, zum Ziele zu gelangen.

Eines Abends, als wieder Gesellschaft bei dem Hermelin gewesen war, that der Eber, als gehe er mit den Anderen fort, in Wahrheit aber blieb er im Hause, sich in einem finsteren Corridor verbergend. Mitten in der Nacht, als Alles schlief, kehrte er in die Salons zurück, zündete alle Kerzen an, riß an alle Klingeln, daß die ganze Dienerschaft wach wurde und zusammenlief, und stürzte dann in das Schlafzimmer der Gräfin, dieser zurufend: „Frau Gräfin, vor allen Ihren Leuten erkläre ich Ihnen, daß ich Sie bis jetzt wie ein Toller geliebt habe. Aber von diesem Moment an liebe ich Sie nicht mehr. Ich verlasse Sie auf ewig, und kämen Sie jetzt selbst zu mir, um mir Ihre Hand anzubieten, ich würde sie zurückweisen.“

Mit diesen Worten entfernte er sich ganz stolz und kam auch wirklich nicht wieder.

Aber nach vierzehn Tagen kam die Gräfin zum Eber; er wies ihre Hand nicht zurück und bald ist die Hochzeit.

Die Saison der Gesellschaften und Bälle naht sich ihrem Ende und entfaltet zum Abschiede noch einmal ihren größten Glanz. Auf dem letzten Maskenballe tanzte Alexander Dumas' Sohn in einer Quadrille vis-à-vis dem Componisten Félicien David und versprach demselben während der Chaine anglaise, ihm bald einen Operntext zu schreiben. Man ist schon jetzt gespannt darauf. Es ist hier mehr als je Mode in der vornehmen Welt, die Künstler vom Théatre français einzuladen und mit deren Hülfe geistreiche Proverbes aufzuführen. Man honorirt die Schauspieler aber gewöhnlich nicht mit Gold, sondern mit kostbaren Geschenken, die meist aus werthvollen Kunstsachen bestehen.

Die berühmte Primadonna Madame Cabel (die entzückende Meyerbeer'sche Dinorah) hat in diesem Winter ebenfalls viel in den Salons der Aristocratie gesungen, aber nicht unter 1000 Francs per Abend.

Man giebt hier jetzt viel ein Stück in einem der mittleren Theater, in welchem ein Diner vorkommt. Statt einer Atrappe und einer Flasche Selterwasser verlangt der betreffende Schauspieler vom Director, daß ihm ein wirkliches Huhn und wirklicher Champagner servirt werde, der sparsame Director will sich nicht zu dieser Ausgabe verstehen. Der empfindliche Schauspieler droht das Theater zu verlassen, und der Director droht in solchem Falle mit einem Prozeß. Die Affaire ist noch unentschieden.

Dabei fällt mir folgende spaßhafte Geschichte ein, die vor vielen Jahren bei der großen Oper passirte bei einer Aufführung des „Johann von Paris.“ In der genannten Oper kommt bekanntlich auch ein festliches Mahl vor und der splendide Director ließ immer köstliches Geflügel und Champagner auftragen. Die Primadonna hat bei Tische einige Strophen zu singen. Der Sänger, welcher gleich nach ihr zu singen hatte, pflegte jeden Abend, wenn „Johann von Paris“ gegeben wurde, einen Hühnerflügel zu verzehren und einige Gläser Champagner dazu zu trinken. Um das mit Ruhe zu können und Zeit zu gewinnen, engagirt er eine Claque, welche jedesmal die Strophen der Primadonna da capo verlangen mußte. Der Sänger war entzückt über seine wohlgelungene List und die Sängerin über den außerordentlichen Beifall, den sie davon trug.

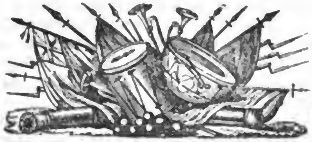
Leider erfuhr dieselbe einst zufällig die wahre Ursache desselben und konnte nun nicht umhin, obwohl sie selbst über den Spaß lachen mußte, ihrem Collegen einen kleinen Streich zu spielen.

Als die Couplets bei der nächsten Aufführung wieder da capo verlangt wurden, sang sie nicht, eine plötzliche Heiserkeit vorschützend, und der unglückliche College, welcher noch mit seinem Flügel beschäftigt und darauf gar nicht vorbereitet war, verschluckte sich dermaßen in der Bestürzung, daß er lange nicht wieder zu sich selbst kommen konnte und seine Nummer wirklich ausfallen lassen mußte.

Vielleicht endet der vorhin erwähnte Streit zwischen Director und Schauspieler, welcher mich auf diese Anecdote brachte, auf eine eben so lustige Art.

Militärische Revue.

Sonntag, den 1. April 1860.



Avis. Beiträge ꝛc. für die militärische Revue werden unter der Adresse der Expedition, Kronenstraße Nr. 21, erbeten.

Geschichtskalender.

1. April 1758.	Eröffnung der Laufgräben vor Schweidnitz durch die Preußen.
2. April 1761.	Gefecht von Saalfeld: der preußische Gen.=Maj. von Syburg schlägt die Reichstruppen.
3. April 1807.	Ausfallgefecht v. Danzig: die französischen Arbeiten werden theilweise zerstört.
4. April 1793.	Mainz wird durch die Preußen und Oesterreicher eingeschlossen.
5. April 1813.	Gefecht von Dannigkow: General v. York schlägt die Franzosen.
6. April 1813.	Sturm auf Wittenberg, der abgeschlagen wird.
7. April 1813.	Magdeburg wird durch den Gen.=Lieut. von Bülow auf dem rechten Elbufer eingeschlossen.

Inhalt:

Ueber die Nothwendigkeit einer neuen Heeresorganisation.

Preußen steht vielleicht am Vorabend großer Ereignisse; in wenigen Monaten kann der Krieg über uns hereinbrechen und den vielfachen Reden über die zukünftige Gestaltung unserer Armee ein gewaltsames Ende machen, indem er uns zu Thaten zwingt. Mit feurigen Zügen muß jedem Vaterlandsfreunde der Wunsch in's Herz geschrieben stehen, daß dieser zu erwartende Krieg uns nicht unvorbereitet überrasche, daß er uns nicht in dem jetzt währenden Zwitterzustande über den Hals komme, der die Armee und die besten Kräfte des Landes lähmt. Im Angesichte dieser Gefahren halten wir es für gerechtfertigt, wenn wir den Abgeordneten unseres Volkes, die vielleicht aus Furcht vor Verantwortlichkeit immer noch nicht ernstlich Hand angelegt haben an die Lösung der für das Vaterland so wichtigen Heeresfrage, wir halten es für gerechtfertigt, wenn wir diesen Vertretern der Nation es in Erinnerung bringen:

„Die Zeit drängt; der bisherige zweifelhafte Zustand kann ohne erhebliche Nachtheile, die sich unter Umständen bis zum

Verderben des Staates erweitern können, nicht länger fortdauern! Die Regierung muß wissen, über welche Mittel sie zu gebieten hat, wenn die Flamme des Krieges emporlodert, die sich kaum länger ersticken läßt. Darum heiße es jetzt bald entweder „Ja oder Nein.““

Unser Zweck sei es hier, Einiges zur Orientirung in diesem leidigen Wirrsal beizutragen, und wir hegen den Wunsch, daß bald bessere Stimmen sich erheben und ihre Meinung in die Welt schreien mögen, damit wir bald, recht bald, aus dieser uns Preußen schlecht anstehenden Betäubung zum Leben, zur Entschlossenheit, zum Handeln emporgerüttelt werden mögen.

Die erste Frage, die uns bei Abwickelung unserer Aufgabe in die Augen springt, dürfte sein:

Ist eine neue Heeres-Organisation überhaupt nothwendig oder nicht?

Wir glauben diese Frage unbedingt mit „Ja“ beantworten zu müssen, und zwar aus folgenden Gründen:

1) Bei der bisherigen Formation der Landwehr-Bataillone kamen eine Menge Leute, die sich untereinander kaum kannten, viel weniger aber noch ihre Vorgesetzten, in dem Momente zusammen, wo die Mobilmachungs-Ordre eintraf. Stockungen, Reibungen, Mißverständnisse im Dienstbetrieb an allen Ecken und Enden waren die natürliche Folge hiervon. Erst wenn das Bataillon längere Zeit bei einander gewesen war, wenn man anfing sich zu kennen, erst dann fing der Dienst an glätter zu werden. Es konnte von den Vorgesetzten, die ihre Untergebenen meist nur auf dem Papiere kannten, nicht verlangt werden, daß sie sogleich und auf den ersten Griff die rechten Leute zu den verschiedenen Functionen der militairischen Maschine herausfanden. Erst eine längere Bekanntschaft, namentlich mit den Unterofficieren, machte dies möglich. Zeigten sich einmal diese Uebelstände in geringerem Grade, so war dies eben nur Glückssache oder Folge einer sehr glücklichen Behandlung und Beurtheilung der Leute, die aber von vorn herein nicht immer verlangt werden kann, da der Vorgesetzte auch Mensch und menschlichen Irrungen unterworfen war.

Es fragt sich nun:

Werden wir bei Ausbruch eines uns etwa bevorstehenden Krieges und bevor wir unsere Landwehr-Männer vor den Feind bringen, die Zeit haben, den Dienstbetrieb, die militairische Ausdauer, die Disciplin so glatt zu machen, als dies vor dem Feinde nothwendig?

Wir glauben dies nicht; die jetzigen Kriege beginnen erfahrungsmäßig sehr plötzlich; heute erfolgt die Kriegserklärung und über acht Tage steht wo möglich schon eine Armee an der Grenze nach dem Feinde hin. Die Truppen haben nicht, wie früher, Zeit, auf dem Marsche sich Disciplin und Ausdauer anzueignen; sie setzen sich jetzt auf die Eisenbahn, sind in wenigen Tagen auf dem Kriegsschauplatz, und morgen vielleicht schon geht es mit diesem noch unabgefeilten Haufen in die Alles entscheidende Schlacht.

2) Wir sind der Meinung, daß die durch das alte Landwehr-System bedingte Trennung der verschiedenen Altersklassen der Armee keinesweges heilsam sei. Wer je eine Landwehr-Uebung und eine Uebung bei der Linie zu der Zeit mitgemacht hat, wo die Reserven eingezogen waren, der wird hierüber nicht im Zweifel sein. Es besteht eine Wechselwirkung zwischen den jungen und alten Leuten, welche bei einer und derselben Fahne versammelt sind, die dem militärischen Auge unverkennbar ist. Der ältere Soldat, bei dem das durch höheres Lebensalter bedingte Selbstbewußtsein schon mehr erwacht ist, überträgt dies auf den jüngeren Soldaten; der junge Soldat dagegen, der von dem straff gezogenen Zügel der Disciplin geleitet wird, steckt mit seinem größeren Feuer, seiner größeren Gelehrigkeit und seinem größeren Gehorsam den älteren an. Die Linie nimmt daher von jeher gern ältere Leute, Landwehrleute, Reservisten in ihre Reihen auf, weil ihr der günstige Einfluß derselben wohl bewußt ist. Trennen wir beide, die älteren

und jüngeren Mannschaften, so hört diese höchst heilsame Wechselwirkung auf und kommt weder der Landwehr noch der Linie zu Gute. Daß eine solche oder dieser wenigstens sehr ähnliche Wechselwirkung besteht, erkannten Napoleon I. und Friedrich der Große wohl, denn bei Formation neuer Truppentheile nahmen sie die Stämme immer aus den alten, bewährten Regimentern.

3) Das alte Landwehr-System brachte es mit sich, daß die Landwehr-Offiziere, sogar die Landwehr-Bataillons-Commandeure, bis auf die 14tägige jährliche Uebung (in der alle militärische Uebung übrigens nur über's Knie gebrochen werden konnte) das ganze Jahr lang brache lagen. Zwar machten die Landwehr-Offiziere hier und da eine 4- bis 6wöchentliche Dienstleistung bei der Linie durch, allein auch diese war ungenügend, um so mehr, als sie meist zu einer Zeit stattfand, wo bei den Truppen nicht viel zu lernen war. Die Landwehr-Bataillons-Commandeure, welche öfters die Herbst-Uebungen bei der Linie mitmachten, commandirten hier bei zwei bis drei Gelegenheiten, die keineswegs genügten, um sie in der Uebung zu erhalten. Wer selbst Manöver mitgemacht, wird sich mancher Fälle erinnern, wo die Rolle, welche diese Commandeure spielten, aus Mangel an Uebung und der dadurch bedingten Gewandtheit nicht die erfreulichste war. Wir erwähnen hier auch noch, daß die Landwehr-Bataillons-Commandeure in dem ganzen übrigen Theile des Jahres eine Beschäftigung hatten, die wohl geeignet war, sie ihrem Berufe zu entfremden und zu Büreau- und Listenmenschen zu machen. Anders wäre dies gewesen, wenn sie ihr Bataillon immer beisammen und somit Gelegenheit zur Uebung gehabt hätten. Wir reden hier gar nicht von dem Landwehr-Adjutanten, der, wenn er nicht ein außergewöhnliches Quantum von Lebensfrische hatte, zum vollständigsten Schreibmenschen werden mußte.

4) Was sollen wir nun von dem Institute der Landwehr-Offiziere sagen, welches in einer Zeit eingeführt wurde, die der unsrigen wenig mehr ähnlich ist. Es sind Männer, die in einer untergeordneten Stellung nur ein Jahr bei der Fahne dienten, die zeitweise dann zu einer 14tägigen Uebung bei der Landwehr, oder, was allerdings mehr sagen will, zu einer 6wöchentlichen Dienstleistung bei der Linie commandirt waren. Was kann man von einem Offizier verlangen, der eben nur diese und keine bessere Fachbildung genossen hat? Höchstens doch nur einige Kenntniß der dienstlichen Formen. Zum wirklichen Soldaten und Offizier gehört aber, nach den Anforderungen der neueren Kriegskunst, wohl mehr! Es gehört dazu, daß ihm jene Formen zur zweiten Natur werden, daß er sie gewissermaßen spielend und ohne Mühe anwende, ja, was schwerer ist, von ihnen abweiche, wo es die Noth verlangt. Zum richtigen Offizier gehört es, daß der Geist der Disciplin in ihm fest werde und daß er diesen Geist auf den gemeinen Mann zu übertragen verstehe, daß er für sein Corps eine Liebe, Kameradschaft und Aufopferung einfange, die den Landwehr-Offizier-Corps darum fremd sein mußte, weil sie sich meistens untereinander gar nicht kannten und nur gelegentlich einmal zusammengeschneit waren.

Wer Jahre lang als Offizier in der Linie gedient, wird wissen, wie spät sich dieser Geist erst erzeugt; es vergehen oft darüber 6 bis 7 Dienstjahre. Indessen müssen wir zugeben, daß wir es erlebt haben, daß einzelne Landwehr-Offiziere diesen nur gerechten Anforderungen genügten; allein dies waren seltene Ausnahmen und keine Regel. Es ist auch in der menschlichen Natur begründet, daß man eben nur in einer Richtung und nicht in mehreren etwas Tüchtiges leiste, wer Beides zugleich sein will, Soldat und Civilbeamter oder Landwirth, der wird in der Regel in beiden Fächern nicht viel leisten, weil eines ihn immer von dem andern abzieht und ihn hindert, seine Kräfte in einer Richtung zu concentriren.

5) Bei der bisherigen Landwehr-Verfassung war es den Compagnien absolut

unmöglich, ein gutes Landwehr-Unteroffizier-Corps zu erhalten. Die sogenannten Landwehr-Unteroffiziere waren nur als Nothnägel zu betrachten, die bei der Linie Gefreite gewesen und mit der Qualification als Landwehr-Unteroffizier entlassen waren. Wer da weiß, was es heißt, ein guter Unteroffizier sein und wie lange ein solcher in der Regel schon die Tressen trägt, ehe er es zu werden anfängt, der wird uns beipflichten. Zwar gab die Linie, die an guten Unteroffizier-Individuen selbst keinen Ueberfluß hat, bei einer Mobilmachung einen Theil ihrer Unteroffiziere an die Landwehr ab, allein man konnte es ihr nicht verdenken, wenn sie nicht die besten gab. Was war natürlicher, als daß bei einer Mobilmachung der Landwehr-Compagnieführer oft nicht einen Unteroffizier hatte, dem man in jeder Beziehung das Attribut „brauchbar“ geben konnte.

6) Bei dem alten Landwehr-System war es nothwendig, daß bei eintretender Mobilmachung fast sämmtliche waffenfähige Mannschaften bis zum 32. Lebensjahre zur Feldarmee einberufen wurden. Es griff dies natürlich auf eine sehr empfindliche Weise in das Familien-Leben und die Landes-Cultur ein. Wir werden weiter unten sehen, daß dieser Uebelstand sich, wenn nicht ganz heben, so doch um ein sehr Wesentliches verringern läßt.

Doch genug der Gründe für die Mangelhaftigkeit des alten Landwehr-Systems, wenden wir uns jetzt gegen Diejenigen, die da behaupten:

Unsere Landwehr hat 1813—15 die Franzosen geschlagen, sie wird es auch jetzt.

Diese Herren berücksichtigen nicht, daß seit damals so Manches anders geworden ist.

Es ist ein ander Ding, den Soldaten mit dem Zündnadel-Gewehr auszubilden, als mit dem sogenannten „alten Kuhfuß“. Es ist ein ander Ding, ihn in dem jetzt viel complicirter gewordenen Schützendienst und der so nothwendigen Gymnastik auszubilden, ihn, wie es die jetzige Taktik erfordert, dahin zu bringen, daß er eine halbe Stunde lang trabe und dann noch kampfbereit sei.

Berücksichtigen wir auch, daß Frankreich damals ein fast erschöpftes Land war, seine alten Krieger schliefen in den kalten Eisfeldern Rußlands, und die Soldaten, welche uns an der Katzbach, bei Dennewitz, Leipzig u. s. w. gegenüberstanden, waren meist frisch ausgehobene junge Leute, zwar tapfer, aber wegen ihrer Jugend noch nicht gewandt.

Jetzt ist es anders in Frankreich.

Berücksichtigen wir ferner, daß damals unser Vaterland 7 Jahre lang geknechtet worden war, daß jeder einzelne unserer Väter, welche die Befreiungsschlachten schlugen, an dem Erbfeinde einen ihm oder den Seinigen zugefügten Schimpf oder Schaden zu rächen hatte. Mit dem Gefühl der Wuth und Rache, mit einem durch 7 Jahre der Knechtschaft angespannten Haß stürzten sie sich in die Schlacht und warfen den Feind nieder.

Jetzt sind wir nicht geknechtet worden, es frägt sich auch, ob, wenn wir es wären, wir ebenso handeln würden, wie unsere unverdorbenen Väter. Der tiefe Haß, der sie beseelte, ist nur gesünderen Naturen eigen; uns hat die Cultur schon zu sehr angeleckt, um so gesund und kräftig zu hassen, wie jene.

Das liebe Ich und das Geld steht viel mehr im Vordergrunde als damals, und, wir wollen es nicht hoffen, es könnte aber doch sein, daß Mancher denkt:

Wenn ich nur gut zu leben und den nothwendigen Schutz habe, was scheert es mich dann, unter welchem Scepter ich mich befinde.

Wir müssen leider gestehen, daß wir dem sehr ähnliche Aeußerungen bereits von Männern gehört, die länger als ein viertel Jahrhundert den Schutz und die Wohlthaten des Staates genossen haben.

Vergessen wir übrigens auch nicht, daß die Landwehr, deren Verdienst in den Befreiungskriegen unläugbar groß war, auch ihre schwachen Momente hatte, wie bei

Culm, der Katzbach und Ligny. Die Linie hatte sie damals nicht!

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu unserem Gegenstande zurück und untersuchen wir, durch welches Mittel den angeführten Uebelständen abgeholfen werden kann. Es sind dies die Cadres, wie sie jetzt bei unserer Landwehr leider nur interimistisch eingeführt worden sind.

Im Gegensatz zur früheren Zeit, wo ein Landwehr-Bataillon im Frieden nur aus: 1 Bataillons-Commandeur nebst Adjutant,

„ 4 Compagagnieführern nebst Feldwebeln,

„ sehr wenigen zum Schreiberdienst verwandten Unteroffizieren und etwa

„ 16 Stammgefreiten

bestand, hat jetzt der Lanwehr-Bataillons-Commandeur ebenso viel Leute beisammen, als das Linien-Bataillon. Er kann sich selbst, sowie seine Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten üben, kann schon im Frieden die Individuen herausfinden, die sich für diese oder jene Function am besten eignen, er kann sich Unteroffiziere bilden, die ihre Stellung besser ausfüllen, als die früheren Landwehr-Unteroffiziere. Junge und alte Leute sind untereinander gemischt oder werden es wenigstens bei eintretender Mobilmachung; jene heilsame Wechselwirkung, von der wir oben sprachen, kann also stattfinden. Der Rahmen des ganzen Gebäudes ist vorhanden, es dürfen bei eintretender Mobilmachung nur die untergeordneten Glieder und nicht, wie früher, auch die Hauptglieder eingeschoben werden. Durch die Vermehrung der Linien-Offiziere werden viele Landwehr-Offiziere unnöthig und die noch übrigen treten sogleich in eine geordnete Truppe hinein, finden daher eine bessere Anlehnung. Außerdem aber, und hierauf legen wir ein Hauptgewicht, wird die Wehrkraft des Landes um wenigstens ein Drittel erhöht, da viele Leute, für die man bisher in der Linie keinen Platz hatte und die sich deshalb freiloosten, nunmehr zur Einstellung gelangen. Dem aufmerksamen Beobachter wird aber ein Hauptvortheil des neuen Cadre-Verhältnisses nicht entgehen, welcher für das öffentliche und Familienwohl in Kriegszeiten von den unberechenbarsten Folgen ist, nämlich der, daß nach der jetzt beabsichtigten Heeresorganisation nur Leute bis zum 28sten Lebensjahre ins Feld rücken.

Durch folgende einfache Rechnung gelangen wir zu diesem Resultate:

Nach den Prinzipien der neuen Heeres-Organisation sollen die Bataillone eine Stärke von 538 Köpfen darunter 485 Gemeine haben, von denen jährlich ein Drittel, daher 161 Reserven zur Entlassung gelangen. Zur Kriegsstärke braucht aber das Bataillon 1002 Köpfe; es müssen nun, um sich auf dieselbe zu setzen, 464 Reserven eingezogen werden. Das macht etwa 3 Jahrgänge. Um die Ausfälle zu decken und einen Stamm für die Ersatz-Bataillone zu haben, wird man etwa noch zwei Jahrgänge, den 4ten und 5ten, gebrauchen. Summa summarum werden also nur 5 Jahrgänge eingezogen, was mit den drei bei der Linie absolvirten Dienstjahren zusammen eine Dienstzeit bei der aktiven Armee von nur 8 Jahren macht. Nach dem alten System ergänzte sich aber die Linie im Kriege aus sämmtlichen Leuten des ersten Aufgebots, also aus Mannschaften, die vom 20sten bis 32sten Jahre bei der aktiven Armee dienstpflichtig waren, es sind somit nach dem neuen System für den Mann 4 bis 5 Jahre vom 28sten bis 32sten resp. 33sten Jahre gewonnen. Wir sagen nicht zu viel, wenn wir diesen Gewinnst von 4 bis 5 Jahren für unendlich wichtig bezeichnen, umsomehr, als grade in der Zeit vom 28sten bis 32sten Lebensjahre die meisten Verheirathungen der Landwehrmänner stattfinden. Welch ein Segen hieraus für das Land, für den Geist der Truppen und ihre Disciplin entspringt, das bedarf wohl keiner Erläuterung. Die Armee hat dadurch vielleicht drei Viertel weniger Verheirathete in ihren Reihen und dem Lande werden viele Familienväter erhalten.

In gleicher Weise gewinnt aber auch

die innere Landesvertheidigung durch das zweite Aufgebot, in welchem nunmehr sich Leute befinden, die erst 5 Jahre von der Fahne entfernt waren, während früher die jüngsten Leute des zweiten Aufgebots bereits 9 bis 10 Jahre von den Truppen entfernt waren.

Solchen Vortheilen gegenüber muß wohl die Stimme eines jeden Unbefangenen sich für die neue Heeresorganisation erklären, selbst dann, wenn dem Lande dadurch bedeutende Mehrkosten erwachsen.

Vertheilen wir die Last nur auf die richtigen Schultern, und sie wird schon zu ertragen sein, sie wird es um so mehr, wenn wir uns den Gedanken vergegenwärtigen, daß ein unglücklicher Krieg dem Lande vielleicht zehnmal mehr kostet, als die von der Regierung verlangte Summe, welche, soweit das Land seinen hochherzigen Prinzen von Preußen kennt, gewiß nicht für Nichts und wieder Nichts gefordert, und, wenn sie bewilligt, gewiß auch gut angewendet werden wird. Den Vertretern des Volks rufen wir es darum ins Gedächtniß, daß es ihre Pflicht ist, die Gefahren, welche uns ohne Zweifel von verschiedenen Seiten drohen, dadurch abzuwenden, daß sie die verlangte Summe bewilligen. Mit dem ewigen Laviren und Hinziehen, mit dem politischen Kannegießern ist es nun einmal nicht abgethan, es verstreicht darüber eine Zeit, die vielleicht unendlich kostbar ist.

Knüpfen wir hieran noch einige Worte über die jetzt ebenfalls schwebende Streitfrage, ob der Soldat 2 oder 3 Jahre dienen soll? Es ist dies eine Frage, deren Beantwortung eine lange Praxis und dienstliche Erfahrung verlangt. Die Gründe, welche man dem Laien anführen kann, springen vielleicht nicht sehr in die Augen, nichtsdestoweniger sind sie aber dem Praktiker durchaus stichhaltig.

Unsere wohlüberlegte Meinung ist, daß der Fuß-Soldat in 2 Jahren bei allem Fleiß nur so weit gebracht werden kann, daß er in den Formen des Dienstes halbweges orientirt ist. Das eigentliche Zuhausesein in diesen Formen, das Sicherwerden in ihnen, die leichte, spielende Anwendung derselben, ja, das Abgehen davon, wo die Noth es erfordert, mit einem Wort, die militärische Intelligenz, die findet sich fast immer erst im dritten Jahr. Mit ihrem Eintritt ist der Soldat aber erst fertig, das wissen alle anderen europäischen Staaten, die ihren Soldaten meist 5 Jahre bei der Fahne dienen lassen. Wir glauben unbedingt, daß es höchst nachtheilig wäre, diesen Moment des Selbstbewußtwerdens durch eine Treibhauspflanzenerziehung zu beschleunigen; er muß von selbst kommen, wenn er von segensreichen Folgen sein soll.

Abgesehen aber von diesem psychologischen Grunde spricht für die dreijährige Dienstzeit bei der Infanterie noch Folgendes:

Nach den Anforderungen der neuen Kriegskunst muß der Fußsoldat auch vom Artillerie- und Pionierwesen etwas verstehen, denn wie leicht kann im Kriege nicht der Fall eintreten, daß eine Batterie, die bedeutende Verluste gehabt hat, ihre Lücken aus den Reihen des zunächst stehenden Infanterie-Bataillons ausfüllen muß, oder wie leicht, daß ein Infanterie-Bataillon, wenn es eine Batterie erobert, in die Lage kommt, die genommenen Geschütze gegen den Feind zu gebrauchen. Wie häufig kommt es ferner vor, daß zur Einrichtung der Vertheidigung eines Gehöftes, eines Dorfes oder eines Terrainabschnittes, zur Anlegung einer Schanze oder eines Colonnenweges, zur Herstellung kleiner oder zur Ausbesserung großer Brücken nur Infanterie vorhanden ist. Wollte man da so lange warten, bis Pioniere bei der Hand wären, so würde eine sehr kostbare Zeit verstreichen, die sich höchst wahrscheinlich nicht wieder einbringen ließe.

Wann soll aber bei der zweijährigen Dienstzeit der Soldat diese Funktionen lernen?

Soll man ihn, bevor er noch in seiner eigenen Waffe fertig, schon auf den Pionierübungsplatz oder an's Geschütz führen? Wahrlich! es hieße dies so viel, als ihn

in den Augen eines Jeden, der die Sache ein wenig kennt, als Infanterist lodderig machen und verderben.

Ein fernerer, sehr wichtiger Grund wird uns aus folgender Betrachtung klar werden.

Die Bataillone sollen jetzt eine Friedensstärke von 538 resp. 418 Köpfen haben. Bei der zweijährigen Dienstzeit würden hiervon jährlich am 1. Oktober die Hälfte zur Reserve entlassen werden, es blieben daher bei der Fahne nur 269 resp. 209 Köpfe, von denen jedoch noch Kranke, Commandirte, Arretirte in Abzug zu bringen sind. Nun ergänzen sich zwar diese Mannschaften durch eben so viele Rekruten. Bevor jedoch diese fertig und einstellungsfähig sind, verstreicht beinahe ein halbes Jahr. In dieser ganzen Zeit aber wird sich wegen der geringen Stärke der Compagnie (kaum 50 Mann) sehr wenig für die Ausbildung thun lassen, da jeder Praktiker weiß, daß bei einer so geringen Stärke das Compagnie- und Bataillons-Exercitium, so wie belehrende Felddienstübungen fast unmöglich sind. Uebrigens möge sich nur der Laie die Rekruten ansehen und sie prüfen, wenn sie ankommen, und uns dann das Kunststück vormachen, aus diesen, mitunter halb verwilderten Menschen einen brauchbaren, intelligenten Soldaten zu machen.

Von der Artillerie und den Pionieren halten wir es fast für überflüssig zu erwähnen, daß 4 Jahre das Minimum der Dienstzeit sind. Es gehören zu diesen Fächern eine solche Menge von Fertigkeiten und Kenntnissen, eine solche Umsicht und Behülflichkeit, daß 3 Jahre durchaus ungenügend sind, dem Soldaten diese beizubringen. Möge man nur berücksichtigen, daß außerdem, was man von der Thätigkeit dieser Waffen auf den Uebungs- und Manöverplätzen sieht, auch noch viele andere Dinge zur Ausbildung gehören, die der Uneingeweihte nicht sieht. Aehnliches läßt sich von der Cavallerie sagen, von der zwar eine sogenannte militärische Autorität in neuerer Zeit behauptet hat, daß 3 Jahre Dienstzeit ihr genügen müßten. Das ließe sich wohl hören, wenn man von einer Reiter-Nation wie die Ungarn spricht, die die Fertigkeit des Reitens schon zur Fahne mitbringt, allein von unserem Ersatz, der erst zum Soldaten gebildet werden muß, der seinen Willen dem allgemeinen unterordnen und dann den Willen seines Pferdes beherrschen lernen muß, von dem können wir das schwerlich behaupten. Betrachten wir nur die Reiterschaaren Friedrichs des Großen, es waren meist alle Graubärte, die viele Jahre gebraucht, um mit dem Sattel so zu verwachsen, wie sie es waren; aber sie leisteten auch etwas. Lieber gar keine Cavallerie, als eine schlechte, die nur im Wege ist, und oft schon nach einer abgeschlagenen Attaque die eigene Infanterie über den Haufen ritt und in die Flucht verwickelte.

Darum lassen wir uns nicht irre führen durch die Aussprüche gewisser feinwollender (militärischer) Autoritäten, die vielleicht auf der Leiter des Generalstabes, und daher der Praxis fern, zu höheren militärischen Chargen emporgeklommen. Es scheinen uns ihre parlamentarischen Aussprüche eben nur Calcül, den Jeder machen kann, der auch keine Praxis hat, und der dann auf lokale Verhältnisse angewandt in der Regel sehr hinkt. Denken wir nur an die Taktik des Herrn von Bülow und an die mehrerer dem sehr ähnlicher Schriftsteller, die zwar von schönen Redensarten wimmelt und von gelehrten Begriffen angefüllt ist, von keinem Feldherrn aber noch angewendet wurde, weil derselbe vor lauter Umständen höchst wahrscheinlich nie zu einem Ziele gekommen wäre.

Genug hierüber! Wer selbst durch Jahre die Ehre hatte, in der preußischen Armee zu dienen, und wer gewohnt ist, mehr als nur die Oberfläche der Dinge in's Auge zu fassen, der wird uns in Vielem, was wir hier gesagt, verstehen.

Wenn es uns gelungen sein sollte, in obiger Betrachtung Einiges zur Orientirung beizutragen in der Frage, welche jetzt unser theures Vaterland so sehr beschäftigt,

so ist unser Zweck erreicht. Wir unterlassen es aber nicht, trotz vieler, vielleicht gegen uns lautender Stimmen, hier nochmals daran zu mahnen:

Thun wir Alles, um den uns von unsern Vorfahren unbefleckt überlieferten Namen auch auf unsere Nachkommen unbefleckt wieder zu übertragen, und wenn es uns auch schwere Opfer kostet; sie bezahlen sich vielleicht bald, indem sie es uns möglich machen, unsere Selbstständigkeit und National-Ehre zu behaupten, die durch Sparsamkeit am unrichtigen Ort und durch Unentschlossenheit und eine engherzige Politik, die nur den nächsten Vortheil im Auge hat, leicht gefährdet werden könnte. Geld und Gut sind ja nicht die höchsten Güter des Lebens, das beweist uns die Geschichte so mancher Staaten, die, so lange sie arm, auch groß und glücklich waren, reichgeworden aber vom Wurme des Luxus, der Ueppigkeit und des Eigennutzes zerfressen wurden.

Neiße, den 22. März 1860.

v. Hippell I.,
Premier-Lieutenant
im 22. Infanterie-Regiment.

Tagesereignisse.

In der Commission des Abgeordneten-Hauses zur Beurtheilung der militärischen Vorlagen ist von den Gegnern derselben ein selbstständiger Gegenentwurf zu einem Wehrgesetz eingebracht worden, dessen Prinzip genau auf das Gegentheil von dem hinausläuft, was in den Motiven zur Regierungsvorlage ausgeführt worden ist. Während die letzteren bekunden, daß eine Vermischung von Landwehr- und Linien-Truppen in organischen Verbänden sich nicht bewährt habe, weil die Landwehr-Truppen nach ihrem Zusammentreten erst einiger Zeit zu ihrer militärischen Gewöhnung bedürften und die Linientruppen in Folge dieser Vermischung ebenso lange unthätig erhalten würden, verlangt der Gegenentwurf eine noch engere Verschmelzung beider Truppenarten, d. h. es soll hinfort schon jedem Regiment ein Landwehr-Bataillon zugetheilt werden. — Genau so schlägt es auch Herr General v. Willisen, der Feldherr von Idstedt, in seiner Brochüre vor. Der Gegenentwurf ist von dem Landwehr-Unteroffizier und Landrath a. D. Herrn v. Vincke eingebracht worden.

Die Zeitungen brachten in der letzten Woche Gerüchte von der Aufstellung zweier Lager an unserer westlichen Grenze und stellten dieselben so dar, als sei eine politische Demonstration mit dieser Maßregel verbunden und als solle dem Lager von Chalons damit ein Paroli gebogen werden. — Es reducirt sich diese ganze Angelegenheit auf einen rein militärischen Versuch im kleinsten Maßstabe. Nachdem nämlich in jüngster Zeit die Nützlichkeit derartiger Lager für die Ausbildung der Truppen mehrseitig vorgeschlagen worden, soll jetzt ein Versuch damit gemacht, und je eine Brigade in einem solchen Lager zusammengezogen werden. Das ist die ganze „Demonstration.“

Uebrigens ist das Eingehen auf den Vorschlag wiederum ein Zeichen von der großen Sorgfalt, welche Se. Königl. Hoheit der Prinz-Regent auf die Armee verwendet, und wie Er in dem Herrn General v. Roon das geschickte Werkzeug zur Ausführung Seiner Pläne gefunden.

Die reformjüdische „Volkszeitung“, welche seit einiger Zeit gewaltig in „Militaribus“ macht, bringt nachstehende Perle organisatorischer Weisheit:

„Welch' einen Unterschied in der Militärstärke Preußens macht es für die kommenden drei Jahre aus, wenn man die vom Jahre 1861 ab eintretenden Rekruten auf zweijährige Dienstzeit einzieht? Für die augenblicklich im Heere stehende Mannschaft muß man unter allen Umständen die dreijährige Dienstzeit fortbestehen lassen, weil ihr Lehr- und Uebungscursus einmal darnach eingerichtet ist. Die neue Mannschaft nach dem Princip der allgemeinen Wehrpflicht ausgehoben, verstärkt das Heer an Zahl ganz nach Wunsch des Regierungs-Entwurfs. Im Jahre 1861 und 1862 werden wir nicht um einen einzigen Mann schwächer als der Regierungsentwurf es

wünscht, wenn man für die neu eintretende die zweijährige Dienstzeit annimmt. Droht uns nun im Jahre 1863 ein Krieg, so tritt ohnehin kein Mann aus dem Dienst in die Reserve; erfolgt der Krieg, so ist die Dienstzeit ohnehin von unbeschränkter Dauer und geht über die drei Jahre hinaus. Wo also liegt die so heftig geforderte Verstärkung im Hinblick auf die drohende Lage Europa's? Wir sagen nirgends! wenn es wirklich der militärischen Stärke gilt. Die ganze Verstärkung, die in der so eifrig verfochtenen dreijährigen Dienstzeit liegt, spielt erst im Jahre 1864 eine an sich sogar unbeträchtliche Rolle und wohlgemerkt: nur dann, wenn wir bis dahin Frieden haben! Unter solchen Umständen müssen wir leider sagen: Ja, wir verstärken uns nicht militärisch und für Kriegsfälle in den nächsten drei Jahren, sondern wir verstärken uns an Steuerlast, an Eigensinn, an Zwiespalt ohne Noth, an Streiterei um leere Theorien, und an der Aussicht auf Parteizersprengung und bramarbasirende Redensarten!"

Der wesentliche Unterschied bei Einführung der zweijährigen Dienstzeit wäre der, daß man statt stehender Cadres von 538 Mann deren von nur 300 Mann erhielte, und daß ein mit ½ Mannschaften completirtes Bataillon eben nicht "schlagfertig" wäre.

Die "Danziger Zeitung" ereifert sich in einem langen Artikel gegen den Gedanken, daß die von Danzig nach Neufahrwasser zu führende Eisenbahn durch die Stadt geführt und dadurch zwei Motlau-Brücken erforderlich machen solle; sie müsse vielmehr außerhalb der Stadt ihren Weg nehmen "und der gesammte Handelsstand Danzigs müsse gegen das erste Projekt den feierlichsten Protest erheben."

"Die Eisenbahn Danzig-Fahrwasser," sagt das Blatt, "hat einen strategischen, sie hat aber auch einen commerciellen Zweck und letzterer ist es, der ihr die Rentabilität gewähren wird. Wenn der Plan, die Eisenbahn außerhalb der Stadt zu führen, aus fortificatorischen Rücksichten aufgegeben ist, so erwäge man: Danzig ist in Preußen eine Handelsstadt ersten, dagegen bei der veränderten Kriegsführung in jetziger Gestalt nur eine Festung zweiten Ranges. Muß deshalb eins beeinträchtigt werden, so möge es dieses Mal die Festung sein."

Gut gebrüllt Löwe! Nächstens wird wohl der Danziger Literat zum General-Inspecteur der Festungen ernannt werden, und die Verlegenheit, für den General Brese einen Nachfolger zu finden, hat plötzlich ein Ende.

spruchs ihrer Vormänner eingedenk werden: **„Zeit ist auch Geld!“** — Denn dass **hier kein Grund** zu Misstrauen, dass keine industrieritterlichen Täuschungen irgend einer Art, noch auch nur eine krämerhafte Geldmacherei **hier** vorliegt, dies beglaubigt practischer Weise zunächst ein Ehrenmann von altem Schrot und Korn, wie der Besitzer der Majorats-Herrschaft Hühnern in Schlesien, der Herr Geh. Justizrath Graf Hoverden, Mitglied des Herrenhauses etc. etc., u. A. in einem Antwortschreiben an den Wirthschafts-Beamten der Königl. Domäne Wirsiz in Ostpreussen, Herrn Th. Jäckel, — evident — wörtlich also:

„Auf Ihr Schreiben vom 24. und 26. October d. J. erwiedere ich Ihnen:

1) Dass ich allerdings der Meinung bin, Herr Winckler **habe offenbar die Landwirthschaft durch seine Entdeckung wesentlich bereichert.** — Ich bin davon nicht durch meine — unter den ungünstigsten Verhältnissen angestellten — Versuche überzeugt, sondern auch darum, weil ich die Erfolge auf dem Versuchsfelde des Herrn Winckler seit mehreren Jahren gesehen habe. Dort wird auf todtem Sande: Raps, Weizen, rother Klee u. dgl. gebaut und stehen die Früchte so gut, wie im besten Lande. Daneben werden dieselben Früchte auf demselben Boden in (gewöhnlichem) thierischem Mist gebaut, stehen aber darin weit schlechter, als daneben im Winckler'schen (präparirten Universal-) Dünger.
2) Da Herr Winckler, gegen ein sehr billiges Honorar, das Recept dazu unter dem Versprechen ehrenhafter Geheimhaltung giebt, so werden Sie auch sehen, dass der Dünger **überall** mit einem **sehr geringen** Kostenaufwand **von den Landwirthen selbst** bereitet werden kann.
3) **Vorzugsweise** eignet sich dieser Dünger zum Aufstreuen auf schwächliche Saaten oder solche Felder, die nicht sonderlich im Dünger sind. Zu diesem Behuf wird man mit 6—8 Groschen pro Morgen reichen.
4) Zum Einschlämmen an Kohlpflanzen u. dergl., zur Beimischung für die Erde zu Blumen, Orangerie etc. und zur Düngung von Obstbäumen ist dieser Dünger vortrefflich.
5) Auch zur Wiesendüngung empfiehlt er sich sehr, nur muss der Dünger dann kurz vor oder während des Regens gestreut werden. (Um jeden Verlust zu vermeiden)
6) Ich habe den Herrn Winckler von Ihrem Wunsch in Kenntniss gesetzt und rathe Ihnen, sich **direct** an ihn (unter Adresse an den Herrn Chemiker Ferdinand Winckler in Berlin, Potsdamerstrasse Nr. 106) zu wenden.

Schloss Hühnern, den 26. October 1859. (gez.) Graf Hoverden.“

Dass es also sonach jedem einsichtigen, nur halbwegs energischen Landwirth in die Hand gegeben ist, sich alljährlich Hunderte, ja Tausende von Thalern durch meine Melioration, das ist: **gleichzeitig Kräftigung und zwei- bis fünffache Vermehrung des Stalldüngers,** zu erhalten, zu ersparen oder zu erwerben, wird nun wohl auch den Kleingläubigsten überzeugend erscheinen; und also bemerke ich nur noch: dass ich nach wie vor — lediglich zu Gunsten der **deutschen** Landwirthschaft — die **ausführlich erklärende Darlegung und Anleitung** zur Melioration in Rede unter der Zusicherung **ehrenhafter Geheimhaltung,** resp. unter Vorbehalt meiner Eigenthumsrechte, gegen Franco-Einsendung eines Honorars von **zwei Friedrichsd'or für grössere und Mittelgüter,** und eben so an kleine unbemitteltere Wirthschaften jeder Art: gegen **einen** Friedrichsd'or (5⅔ Thlr.) das blosse **instructive** Recept dazu, **ohne Weiteres** umgehend recommandirt franco versende. —

Und also: **kein „alter Sauerteig“, kein Guano und kein Düngerpulver und dergleichen theure, unvollkommene Surrogate mehr, sondern selbsteigene**

Melioration des Stall-Düngers!

Berlin, Potsdamerstrasse 106.

Ferdinand Winckler,
pract. Agricultur- u. techn. Chemiker, Mitglied der franz. Académie Nationale, Agricole etc.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Kronenstr. 21.

Bonapartismus.

II.

Versuchen wir danach das Wesen und die eigenthümlichen Merkmale des Bonapartismus zusammenzufassen, so werden wir dieselben nicht besser darstellen können, als mit den Worten des Mannes, welcher die Aufgabe hat, der praktische Ausleger des Gedankens seines Vorgängers und Oheims zu sein. *) „Der Napoleonische Gedanke — sagt er — besteht darin, die während 50 Revolutions-Jahren erschütterte französische Gesellschaft neu zu gestalten, die Ordnung und die Freiheit in Einklang zu bringen, wie nicht minder die Rechte des Volkes und die Grundsätze der Macht. Er ersetzt das Erbsystem der alten Aristokratien durch ein hierarchisches System, welches, indem es die Gleichheit sichert, das Verdienst belohnt und für die Ordnung bürgt. Er findet ein Element der Kraft und des Bestandes in der Demokratie, weil er sie regelt. Er findet ein Element der Kraft in der Freiheit, weil er wohlweislich ihre Herrschaft vorbereitet, indem er weitere Grundlagen legt, bevor er das Gebäude errichtet. Er befolgt weder den ungewissen Gang einer Partei, noch schenkt er den Leidenschaften der Menge Gehör, er herrscht durch die Vernunft, er leitet, weil er an der Spitze einherschreitet. Ueber den politischen Parteien schwebend, frei von jedem nationalen Vorurtheil, sieht er in Frankreich nur Brüder, welche leicht zu versöhnen sind, und in den verschiedenen Völkern Europa's erblickt er nur Glieder einer einzigen und großen Familie." — „Napoleon, den Schauplatz der Welt betretend, erkannte sich als den Testaments-Vollstrecker der Revolution." — Und wie lautete das Testament? „Befestige auf sicherer Grundlage die wichtigsten Ergebnisse meiner Anstrengung, vereinige die getrennten Franzosen, stoße das feudale, gegen mich verschworene Europa zurück, heile meine Wunden, erleuchte die Völker, führe in der Weite aus, was ich in der Tiefe schaffen mußte; sei für Europa, was ich für Frankreich gewesen bin; und wenn selbst du mit deinem Blute den Baum der Civilisation tränken, dein Vorhaben verkannt und die Deinen ohne Vaterland in der Welt herumirren sehen müßtest, verlasse niemals die heilige Aufgabe des französischen Volkes und laß es siegen durch alle Mittel, welche das Genie erzeugt und die Humanität gebietet." Obschon nur darauf bedacht, die Parteien, die politischen wie die kirchlichen, zu versöhnen und das „alte Frankreich" mit dem neuen zu verbün-

*) Wir citiren hier die Werke Napoleons III., übers. v. Richard. Leipzig, Voigt und Günther, 1859.

den, geschah doch Alles, was er that, um die Verschmelzung zu vollenden, ohne auf die Grundsätze der Revolution Verzicht zu leisten. Er hatte die Emigrirten zurückgerufen, ohne die Unwiderruflichkeit des Verkaufs der Nationalgüter anzutasten. Er hatte die katholische Religion wieder hergestellt, indem er zugleich die Gewissensfreiheit verkündete und indem er eine gleiche Besoldung den Dienern aller Culten gab. Er ließ sich von dem Papste salben, ohne irgend welches Zugeständniß zu unterschreiben, welches der Papst gegen die Freiheiten der gallicanischen Kirche von ihm forderte. Er heirathete die Tochter des Kaisers von Oestreich, ohne ein einziges der Rechte Frankreichs über die Eroberungen, welche es gemacht hatte, hinzugeben. Er führte die Adelstitel wieder ein, jedoch ohne an dieselben Vorrechte oder Bevorzugungen zu knüpfen. In einer Gesellschaft, deren Grundlage demokratisch ist, muß die Centralisation stärker sein, als in jeder anderen, denn die Träger der Macht haben keinen anderen Glanz als den, welchen die Macht ihnen verleiht, und damit sie diesen Glanz bewahren, müssen sie über eine große Autorität verfügen können, ohne aufzuhören, dem Oberhaupte gegenüber in einer vollständigen Abhängigkeit zu stehen, und unerläßlich ist ein „System eines verwaltungsangehörigen Räderwerkes, welches das Leben des Mittelpunktes an die äußersten Endpunkte und von den Endpunkten auf den Mittelpunkt zurückführt." Wenn eine Regierung an der Spitze eines Volkes steht, welches aller Begriffe der Vergangenheit sich entledigt hat, so ist es ihre Pflicht, nicht nur das gegenwärtige Geschlecht zu leiten, sondern auch das neue Geschlecht in den Grundsätzen zu erziehen, welche dieser Revolution den Sieg verschafft haben. Und wie die Monarchie Karls des Großen durch Lateinisch und Griechisch mit der Kirche in Verbindung und Wechselwirkung trat, mit der Kirche, die damals ihre Centren in Rom und Konstantinopel hatte, so war es „die Aufgabe Napoleons, die Naturwissenschaften und die Mathematik über die todten Sprachen zu erheben und so Arbeiter statt Müßiggänger zu bilden." Der vorherrschende Gedanke war, gegenüber der militärischen und kirchlichen Macht der vorrevolutionären Zeit, eine „bürgerliche Ordnung" zu begründen. Die Basis aller kaiserlichen Gesetze ist daher „die bürgerliche Gleichheit in Uebereinstimmung mit dem demokratischen Grundsatze; die Hierarchie in Uebereinstimmung mit den Grundsätzen der Ordnung und der Stabilität. Der Kaiser ist das oberste Haupt des Staates, der von dem Volke Erwählte, der Vertreter des Volkes, und er fordert mit Entschiedenheit den Titel des ersten Vertreters des Volkes, welchen man sonst ausschließlich dem gesetzgebenden Körper geben zu wollen schien." Die Regierung des Kaisers war ein pyramidenförmiger Koloß mit breiter Unterlage und erhabenem Haupte.

Die auswärtige Politik des Kaiserreiches war — wie es weiter heißt — keine andere, als „aufrichtig das Bündniß Frankreichs allen Regierungen anzubieten, welche mit ihm allgemeine Interessen verfolgen," keinen faulen Frieden, keinen allgemeinen Krieg; die Benutzung der Eroberungen muß einem augenblicklichen Kriegs-Interesse genügen, indem sie zugleich dazu dient, ein System des allgemeinen Friedens zu begründen; die Provinzen, die man Frankreich einverleibt, sind folglich nur Austausch-Mittel, welche man bis zur schließlichen

Herstellung des Friedens behält. Die heilige Allianz ist ein Gedanke, den man dem Kaiser gestohlen hat, das heißt: der heilige Bund der Völker durch die Könige und nicht der Könige gegen die Völker"; er wollte sein System auf vollständigen Nationalitäten und auf befriedigten allgemeinen Interessen ruhen lassen, er hätte, um den europäischen Bund zu befestigen, ein europäisches Gesetzbuch eingeführt, ein europäisches Ober-Appellations-Gericht in's Leben gerufen, er hätte ein europäisches Gelehrten-Institut begründet, durch seine mächtige Vermittelung hätte man die Einheitlichkeit des Münzwesens, der Gewichte, der Maaße, die Gleichförmigkeit der Gesetzgebung erhalten und fortan hätte es in Europa nicht mehr Sieger und Besiegte, sondern nur versöhnte Glieder einer und derselben großen Familie gegeben. Der Zeitraum des Kaiserreiches war ein Krieg auf Leben und Tod gegen das alte europäische System. Das alte System hat den Sieg davon getragen; aber ungeachtet des Sturzes Napoleons haben die napoleonischen Keime überall Wurzel geschlagen. Die Sieger selbst haben die Begriffe der Besiegten auf- und angenommen, und die Völker geben sich alle erdenkliche Mühe, dasjenige von Neuem zu schaffen, was Napoleon bei ihnen eingerichtet hatte. Die freien Völker arbeiten alle daran, sein Werk neu zu gestalten. Es war Einer, nur „Einer meiner großen Gedanken", ruft der edelmüthige, großherzige Schwärmer aus, die Völker zu concentriren und zu verschmelzen, Europa zu vereinfachen und dadurch dem schönen Ideal der Civilisation entgegen zu führen, die Einheit nicht nur in den Gesetzbüchern, sondern auch in den Grundsätzen, Meinungen, Ansichten und Interessen durchzusetzen und das Richteramt über das gleichmäßig aufgeklärte und vereinfachte Europa, die Wache über die große europäische Familie einem Congreß zu übertragen (der natürlich nur in Paris den seiner Würde entsprechenden Sitz finden konnte).

Hiermit stimmt die „Idee" des zweiten Napoleon mit den durch die Veränderung der Verhältnisse bedingten Modificationen fast wörtlich überein. Er hält die Niederlage seines Oheims nur für ein augenblickliches Versehen der Geschichte, das durch die Bekehrung der Völker zum Ideal seines Vorgängers und dadurch, daß die Völker jetzt den Herrn von Paris als ihren General-Bevollmächtigten anerkennen, bereits wieder gut gemacht ist. Seine Idee ist keine andere, als der „Bruch mit dem alten verfallenen Europa und dessen „alternden Dynastieen". „Es ist der Moment gekommen, offenen Visirs mit den Traditionen der alten Politik zu brechen". (Rede des Kaisers gelegentlich seiner Vermählung); „die modernen Gesellschaften hegen den Aberglauben an das göttliche Recht nicht mehr, und die erste Bedingung der Erblichkeit ist der Besitz" (Graf Morny in dem Commissions-Bericht über das Repressiv-Gesetz); Krieg und zwar ein revolutionärer Krieg, die sociale Neugestaltung Europa's und Züchtigung des politischen Egoismus, der die alternden Völker und Dynastieen gegen die Absichten der großen Nation verblendet, Louis Napoleon der Held der nahen Zukunft, „der das junge und heiße Blut der wahren Freiheit in die blutleeren Adern des alten Europa treiben wird", „Frankreich der Fah-

nenträger und Paris der Vorort der Civilisation", „der Kaiser der Ordner und Beruhiger Europa's": „die Welt ist ruhig, wenn Frankreich zufrieden ist".

Ist also der erste Napoleon die zum Bewußtsein gekommene Revolution, so ist Napoleon III. das zum Bewußtsein gekommene „l'empire". Woran der Oheim gescheitert, der Neffe wird es zu vermeiden wissen. Anstatt den vergeblichen Versuch zu wiederholen, sich in dem alten Europa zu acclimatisiren, wird er das alte Europa sich ähnlich machen und dadurch dem Bonapartismus das europäische Bürgerrecht gewinnen. „Die Oberherrschaft Frankreichs im Zustand der Ruhe das friedliche Abbild und Gegenstück zur Kriegsherrschaft des ersten Napoleon." Darum stellt es sich hin als das Muster der modernen Civilisation, als den Träger aller neuen und großen Ideen. „Der Kaiser ist*) der Retter der Gesellschaft; er beschäftigt sich mit der Ausrottung der Armuth und mit der Organisation der Arbeit, mit den Wäldern und Haiden, wie mit den Sümpfen und Flußbetten; mit dem Canal von Suez und mit der Civilisation des Orients; mit der Wiederherstellung der Autorität und mit der Befreiung der Nationalitäten, oder was es sonst noch an nützlichen, edelmüthigen und erhabenen Unternehmungen oder Tendenzen giebt. Alles entspringt aus dem Empire und findet seine Pflege und Stütze in dem Imperator. — Die kaiserliche Autokratie ist darum nur die mächtige Initiative eines hohen Willens, und die kaiserlichen Zwangsmaßregeln sind nur die wohlthätige Ordnung, welche verirrte Gemüther wieder in die rechte Bahn lenkt, Freiheit hingegen würde die Mutter anarchischer Gelüste sein, das Empire aber ist der Friede. — Soll man es deshalb böswilliger Täuschung anklagen? Im Gegentheil, es hat eine innere Wahrheit und ist, was es sein will, nämlich der wahrhaftige Ausdruck der französischen Entwickelung. Aber eben deshalb bringt es die Lüge derselben zur Erscheinung. Frankreich will frei sein, ohne gerecht zu sein, denn zur Gerechtigkeit gehört vor Allem die Achtung vor dem historischen Recht, welches man vernichtet hat. Alle Institutionen bleiben also in Frage gestellt, und wo Alles in Frage steht, bleibt nichts übrig, als eine autokratische Zwangsgewalt, welche zwar das Gegentheil der Freiheit, aber doch das einzige Mittel ist, um den aus den Freiheitsforderungen entsprungenen Bedürfnissen zu genügen. Darum muß sie die Freiheit zu sein scheinen, und indem sie so die Ironie der Freiheit ist, wird sie zugleich zur Ironie der Gewalt selbst. Denn die allmächtige Autokratie scheint eben auch nur allmächtig zu sein, fühlt sich indessen durch das leiseste Wörtchen gefährdet, weil sie in der That verloren wäre, sobald der Schein der Freiheit zur Wirklichkeit würde."

Leider fehlt es der französischen Propaganda nirgend an Anknüpfungspunkten, indem ihr der Einfluß vorausgeht, welchen Frankreich seit Jahrhunderten auf Europa ausgeübt, und der in fast allen Lebensverhältnissen schon so zur Gewohnheit geworden, daß man kaum noch daran denkt. Die Mode der Metropole Paris, welche allmälig alle nationalen Trachten verdrängt, die häuslichen Ein-

*) Untersuchungen über das Europäische Gleichgewicht. Berlin 1859. Ferd. Schneider, aus welcher sehr empfehlenswerthen Schrift wir hier die beiden Capitel: Propaganda und Mission des Napoleonismus benutzen.

richtungen und die Formen der Geselligkeit, die französischen Schauspiele und Romane, welche die Herrschaft des französischen Geistes über das große Publikum begründen, die französische Sprache, welche sich zur internationalen und zum Organe der Diplomatie erhoben, die Maaße und Gewichte, die nicht nur „wissenschaftliche", sondern so vielfach auch schon offizielle Geltung gewonnen, die französischen Verwaltungsformen und Maximen, welche fast überall den nationalen Organismus erstickt und überwuchert; der Code Napoléon, der der modernen Gesetzgebung als Muster gilt, die französische Charte, welche den continentalen Constitutionen mehr oder weniger zu Grunde liegt: ist es zu verwundern, wenn man von Paris aus das halb französirte Europa auch als Halbunterthan behandelt? Wie einst der Staat Louis' XIV. ausgesprochener Maaßen das Vorbild und Ideal aller hofmännischen Politiker vom Tajo bis zur Newa wurde, so hat später die französische Revolution und der erste Napoleon den nachfolgenden Liberalismus und Absolutismus Europa's mit politischen Gedanken versehen.

So weit also der Einfluß der französischen Civilisation reicht, so weit reicht auch das Reich des Bonapartismus, denn er ist der Repräsentant dieser Civilisation. Das erste Mittel dieser materialistischen Civilisation ist der sinnliche Reiz, der sich in dem jetzt auch dem Volke geöffneten „Tempel" Paris concentrirt. „Sieh meine Paraden und Feuerwerke, meine Theater und Kaffeehäuser, meine Hallen und Märkte und Schlachthäuser, meine Palläste und Museen, meine Säulen und Fontainen, meine Straßen und Brücken, meine Boulevards und Promenaden, die Dich zum Genuß einladen, und was nur die verwegenste Einbildungskraft begehren mag, das ist Dir im Voraus schon bereitet. Knie nieder und bete mich an! Oder begehrst Du Ruhm, um dereinst in Statuen, Inschriften und Medaillen fortzuleben? Komm mit mir auf die Zinnen des Pantheons, dem Andenken der großen Männer gewidmet. Von hier aus übersiehst Du alle Trophäen unserer Siege, wie alle Monumente unserer Helden. Dort ist die Akademie, wo man ihnen Lobreden hält, dort die Bibliothek, die ihre Geschichte verewigt, unten in den Grüften ruhen ihre Gebeine. Knie nieder und bete mich an! Oder begehrst Du Reichthum? Komm mit mir auf die Börse, wo man mit den Schätzen der Welt spielt, und man wird Dich die Kunst lehren, wie man mit Nichts zum Millionär wird. Knie nieder und bete mich an!" Und beugt sich nicht ganz Frankreich, beugt sich nicht halb Europa vor diesen Herrlichkeiten? Der erste Napoleon wußte wohl, was er that, als er die Kunstschätze von ganz Europa in Paris concentrirte.

Den zweiten Hebel bildet die Demokratie, denn so sehr der Bonapartismus auch von den „idealen" Demokraten und von denen verleugnet und verfolgt wird, welche die demokratische Agitation als ein Gewerbe betreiben, so gewiß repräsentirt er doch die französische Demokratie. „Das napoleonische Regime ist seit der Revolution das einzige gewesen, welches nicht auf einer Wähler- oder Deputirten-Aristokratie, sondern auf der Volkswahl beruht, und Napoleon ist der Erwählte des Volkes, oder das suffrage universel bedeutet überhaupt Nichts. So gewiß aber das französische Volk sich Louis Napoleon

wählte, so gewiß hat es gewußt, daß es sich einen Herrn erwählte, und hat eben damit zu erkennen gegeben, welche Art von Demokratie in dem französischen Volke lebt. Nämlich keineswegs der Trieb zur Selbstregierung, sondern der Trieb, sich regieren zu lassen, aber von einer Regierung, welche im Sinne der Massen und nach der Forderung der Gleichheit regiert. Freilich nicht der demokratischen Theorie, welche nicht nur Gleichheit, sondern auch Freiheit will, und eine Regierung nicht nur für die Masse, sondern auch durch die Masse. Selbstregierung ist keineswegs eine populäre Sache, sondern findet vielmehr an der Stumpfheit und Trägheit der Massen das größte Hinderniß. Gleichheit hingegen ist überall eine populäre Vorstellung und findet in dem natürlichen Neide der Masse gegen alles höher Stehende einen natürlichen Bundesgenossen. Ueberall daher, wo diese Gleichheit nicht vollständig besteht, kann man das Gleichheitsprincip als eine wirksame Waffe gebrauchen. Noch mehr kann man das suffrage universel gegen die alten Dynastien richten und alle alten Monarchien über den Haufen stoßen, indem man die Völker auffordert, sich in Zukunft ihre Herrscher selbst zu wählen. Es sind also gerade die am meisten zur Propaganda brauchbaren Ideen der Demokratie, worauf das Empire beruht, und die ihm darum auch zum Machtmittel nach Außen dienen."

Noch wirksamer nach Außen ist das Nationalitätsprincip, sachgemäß ergänzt durch die Theorie von den „natürlichen Grenzen", eng verbunden mit der Demokratie, welche inzwischen selbst eine internationale geworden, und eben so, wie diese aus der Wurzel der Volkssouverainetät erwachsen, ein Princip, welches an die Stelle des geschichtlichen Rechtes den bloßen Volkswillen setzt, welches keine Staaten, keinen Rechtszustand, sondern nur Völker kennt, und auch diese nur als Stoff, als eine Masse gleichartiger, rechtloser Individuen, die der Bonapartismus mit eiserner Faust zusammenknetet, um daraus seine eigene Zwingburg zu bauen. „Es klingt wahrlich mehr als naiv, wenn die imperialistische Publicistik lehrt, wie gerade das Nationalitätsprincip zum Ableiter und Gegengift des revolutionären Geistes diene. Die Wahrheit ist, daß es allerdings die Revolution von den inneren socialen und staatsrechtlichen Fragen ableitet, um sie dafür auf die internationalen Fragen zu richten. Es ist also die Revolution im Großen, die organisirte, internationale Demokratie, welche nicht irgend eine einzelne Staatsverfassung angreift, sondern das ganze europäische Staatensystem umstürzen will. Und Frankreich ist der geeignetste Träger dieses Princips, weil es selbst die ausgeprägteste Nationalität darstellt, weil es in dem Cultus seines eigenen Wesens selbst die antiken Culturvölker übertrifft und daher aus diesem Princip sowohl nach Innen wie nach Außen nur Vortheil ziehen kann."

Die Hauptwerkzeuge des Bonapartismus aber sind, so sonderbar es auch klingen mag, die Armee, die Kirche, die Conspiration, die Presse und die Börse, letztere beiden insbesondere in Verbindung mit dem Judenthume, welches heute dem Bonapartismus dieselben Dienste leistet, wie seiner Zeit dem Cäsarismus. „Wie Paris die Metropolis der materialistischen Civilisation, so ist es auch die Metropole der modernen Plutokratie, die daselbst zu einer Or-

ganisation gediehen ist und eine Macht erlangt hat, die nirgends ihres Gleichen findet. London treibt vielleicht einen zehnmal größeren Handel als Paris, aber doch können sich die Nabobs der City an politischem Einfluß nicht entfernt mit ihren Pariser Collegen vergleichen. Nirgends sind die Geheimnisse der Börsencoulisse so mit den Staats-Geheimnissen verflochten, wie in Paris, und nicht erst seit gestern." So war es schon unter Louis Philipp, so ist es auch heute, nur mit dem Unterschiede, daß, während der Bürger-König, um auf die Course zu wirken, den Kranken spielen mußte, der Bürger-Kaiser schon durch sein Mienenspiel die Geldmächte beherrscht und lenkt. Die Pariser Börse ist bei Weitem die erste auf dem ganzen Continente und giebt ohne Frage den Ton an. Hier concentriren sich die Fäden der meisten großen Finanz-Unternehmungen, wie der finanziellen Coterien. In Paris wurden die Mobiliar-Credite erfunden, die, wenn sie einerseits gar sehr zur Vermehrung des Börsenschwindels beigetragen, andererseits ein nicht unerhebliches Mittel des französischen Einflusses geworden sind: Rothschild, Mirès und Pereire, Fould und — wir wollen keinen Namen außerhalb Frankreichs nennen, doch würde eine genaue Nachforschung zu überraschenden Resultaten führen. Auch der „Widerchrist" wird „der Juden König"*) sein!

Das zweite Mittel ist die Presse, die internationale Ausdehnung des französischen Unterrichts-Systems, ein Mittel, das schon dem ersten Napoleon nicht unbekannt war, der ebenfalls seine großen Schläge durch Plänkeleien des Moniteur einzuleiten pflegte. Doch wie der Oheim und der Neffe sich persönlich unterscheiden, der Oheim, welcher als Soldat, der Neffe, welcher als Demagog und Litterat seine Laufbahn begonnen, so unterscheiden sich auch ihre litterarischen Producte. Der Moniteur-Artikel des Onkels erweitert sich zur Brochure des Neffen. „Es ist nun einmal ein eigenthümlicher innerer Widerspruch aller revolutionären Mächte, daß, obwohl lediglich auf die Gewalt gegründet, sie doch des Scheins des Rechts nicht entrathen können und daher ohne Ausnahme eine doctrinäre Richtung und Färbung haben und nach einer Art philosophischer Rechtfertigung trachten. Seit siebenzig Jahren hat man im Grunde genommen ein und dasselbe Spiel getrieben, und nur die Formen haben gewechselt. Die Phrase war das Rüstzeug des Demagogen auf dem Markte, sie war das Rüstzeug des Parteichefs auf der Tribüne und sie ist jetzt das Rüstzeug der imperialistischen Organe, die sich desselben nur um so mehr und um so lieber bedienen, seitdem sie gewissermaßen das Monopol der Phrase besitzen. Der Napoleonismus knechtet die Presse, nicht um sie zu tödten, sondern um sie zu seinem Werkzeuge zu machen. Zu dem imperialistischen Frankreich gehört darum auch eine imperialistische Publicistik, nach ihrem Ursprung wie nach ihrem Zweck von höchst eigenthümlichem Gepräge. Sie hat Etwas von der Demagogie, aber es ist die polizeilich gezähmte Demagogie; sie hat Etwas von der Philosophie, aber es ist die gouvernemental zurecht gemachte Philosophie;

*) Wir erinnern hier an das schon unter Louis Philipp erschienene sehr lehrreiche Buch „les Juifs, les rois de l'Epoque."

sie hat Etwas von der Objectivität des Staatsmannes, aber des Staatsmannes, der die Massen captiviren will; sie hat Etwas von der Zurückhaltung des Diplomaten, aber sie eröffnet doch Perspectiven von der bedenklichsten Consequenz; sie will überzeugen, aber sie vergißt doch nicht auch auf die Gewalt zu deuten, welche hinter ihren Argumenten steht; sie schmeichelt der Phantasie und Leidenschaft, aber ihre Worte sind nach der kältesten Ueberlegung gewählt; sie spricht endlich peremtorisch, aber sie weiß sich doch immer noch einen Ausweg zu reserviren."

Das Dritte ist die Verschwörung, welche seit der Revolution permanent geworden ist. „Mit Ausnahme der Restauration, welche eine gelungene Invasion des Auslandes war, ist seitdem jede Regierung Frankreichs im Wesentlichen nichts Anderes, als eine gelungene Conspiration. Seit der Revolution ist Paris der Focus der europäischen Conspirationen, und auch in dieser Hinsicht hat das Empire Nichts geändert, als daß es die ihm gefährlichen Conspirationen so gut als möglich zu unterdrücken, die anderen aber zu zähmen und in seinen Dienst zu nehmen sucht."

Es bleiben die Armee und die Kirche; doch bevor wir diesen ihre rechte Stellung anzuweisen vermögen, müssen wir die Idee und Mission des Bonapartismus noch einer näheren Prüfung unterwerfen. Indifferenzirung und Beseitigung des schlechten Alten und des schlechten Neuen, Beides in- und durcheinander, Zerstörung des lauwarmen Gottesdienstes und des heuchlerischen Massendienstes, Beseitigung des lauwarmen göttlichen Rechts und der erlogenen Volks-Souverainetät; die prägnante Darstellung der inneren Lüge der französischen Geschichte und daneben selbst die systematisirte Lüge; sich selbst als die Versöhnung geberdend und doch nur ein Knecht seines eigenen Verhängnisses, wie in seinem Titel, so auch anderswo vergeblich bemüht, die „Gnade Gottes" und den „Willen des Volkes", das Alte und das Neue mit einander zu versöhnen, ist dieses „verzweifelte und verteufelte Princip" dennoch von großer Macht und Bedeutung. „Seine Mission ist es, jenen lügenhaften Liberalismus zu vernichten, welcher sich über die alte Welt verbreitet, indem er ihm vor Augen hält, wohin das Gaukelspiel hinausläuft, welches er seit zwei Menschenaltern mit den Phrasen von Freiheit und Gleichheit getrieben! Seine Mission ist es, diesen lügenhaften Conservatismus zu vernichten, der statt das Leben zu pflegen, welches aus dem Boden der Geschichte entspringen soll, vielmehr den Moder pflegt, welcher die Wurzeln dieses Lebens umhüllt! Seine Mission ist es, diese lügenhafte Civilisation zu vernichten, welche sich mit dem Oelblatt des Friedens schmückt, um darunter ihre Erstorbenheit für alle höheren Fragen der Menschheit zu verbergen!" Seine Mission ist es, wie den Krieg, so auch die Staatskunst auf ihre natürlichen Grundlagen zurückzuführen, die innere Hohlheit und Nichtigkeit, die System- und Principlosigkeit, die Stumpfsinnigkeit und Kurzsichtigkeit der heutigen Diplomatie zur Erscheinung zu bringen und das Gericht Gottes über das seinen Ursprung verleugnende abendländische Europa zu vollziehen.

Doch wie überall, wo nicht der Finger Gottes ist, gelingt es auch ihm

nur, das kleine Uebel durch das größere, die Teufel durch der Teufel Obersten auszutreiben. Nicht daß wir das Streben seines Trägers als in persönlichem Ehrgeiz beschlossen betrachteten, nicht daß wir denselben einer größeren persönlichen Unwahrhaftigkeit beschuldigten, als seine Gegner, die weder den Muth der Wahrheit noch der Lüge haben, seine „Idee" ist in der That die zweithöchste und keine andere, als den Menschen an die Stelle Gottes zu setzen,*) und damit Beides, den Absolutismus und die Volkssouverainetät, zu vollenden, die Versehung Gottes durch seine „Initiative" zu ersetzen; die gesammte abendländische Christenheit unter dem Scepter eines neuen mächtigen französischen Kaisers zu vereinigen und so ein neues römisches Reich romanischer Nation zu schaffen. Es soll mit dem abendländischen Kaiserthum ein buchstäblicher Ernst werden; aber „nicht nach der christlichen Idee des heiligen römischen Reiches, wie dasselbe von den großen deutschen Kaisern angeschaut und angestrebt war, sondern nach der Idee des alten heidnischen Imperiums, welches nicht wie jenes sprach: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden", sondern „Ehre sei dem Imperator, Knechtschaft auf Erden", und in welchem alle Eigenthümlichkeit der Völker in einer eintönigen Centralisation erlöschen soll. Und diese Uniformität soll selbst im Denken bestehen; ganz Europa soll denken wie die kaiserliche Universität und diese wieder wie der Kaiser.

Damit aber diese Einheit nicht durch die Kirche gestört werde und die

---

*) Wie weit man, und darunter auch die Geistlichkeit, sich schon zur Zeit Napoleons I. nach dieser Seite hin verlor, ersehen wir aus dem Nachfolgenden: „Die Kirche beeilte sich," nach der Rückkehr Napoleons von Marengo, „ihre Huldigungen darzubringen. Am 24. Juni wurde in der Kirche Notre-Dame zu Paris ein Tedeum abgehalten: Bischof Royer hielt zwischen dem Tedeum und der Messe eine Rede und benutzte den Umstand, daß gerade Johannistag war, zu einer Parallele zwischen dem ersten Consul und dem heiligen Johannes: Beide, sagte er unter Anderem, sind Boten von guten Nachrichten gewesen. Beide haben in Wüsten gelebt, Beide haben Wunder gethan." Auf einer Reise in die Nord-Departements des alten Frankreichs wurde er von Behörden und Deputationen als „der Wohlthäter der Menschheit", als „der friedenstiftende Heros beider Welten" gefeiert, von dem Präsidenten des Gerichtshofes zu Havre mit Cäsar, als dem „Eroberer" der Gallier, Asiens und Afrikas verglichen und von einem Geistlichen, der ihn im Namen der Geistlichkeit der Stadt anredete, sogar „der Mann der Rechten des Allerhöchsten" genannt. Ehe der erste Consul die Reise nach Belgien antrat, schickte Portalis als Staatsrath für die geistlichen Angelegenheiten den Bischof von Gent mit einem besonderen Schreiben, in welchem er bemerklich machte, daß man dem „Oberhaupte der Nation, dem Wiederhersteller der Religion und des Staates nicht zu viel Ehre erweisen, noch ihm zu viel Erkenntlichkeit, Ehrfurcht und Liebe bezeugen könne," das Ceremoniel zu, nach welchem der erste Consul in den einzelnen Städten empfangen werden sollte. Der Bischof geht demnach mit seiner Geistlichkeit dem ersten Consul bis vor das Stadtthor entgegen, präsentirt ihm das Kreuz zum Küssen und führt ihn unter einem Traghimmel bis zur Hauptkirche, indem er den Kirchen-Gesang: Ecce mitto angelum meum, qui praeparabit viam meam ante faciem tuam, mit den Hymnen oder Psalmen, die sich zur Ceremonie schicken, absingt. Auf eben dieser Reise sagte ein Präfect in seiner Anrede an den ersten Consul: „um das Glück und den Ruhm Frankreichs zu sichern, um den Frieden auf Erden festzuhalten, schuf Gott Bonaparte und ruhte!" Die blasphemische „Ode an den blonden Jesus", den Sohn des jetzigen Napoleons, ist deshalb eigentlich nichts Neues.

Kämpfe zwischen Kaiserthum und Papstthum sich nicht wiederholen können, soll sich die römisch-katholische Kirche in eine französisch-katholische, der Papst in einen französischen Reichs-Kaplan verwandeln, beide bestimmt, die Kaiserliche Herrschaft zu befestigen, den Einfluß Frankreichs auszubreiten und den Glanz von Paris zu erhöhen. „L'établissement de la cour de Rome dans Paris eût été fécond en grands résultats politiques; cette influence sur l'Espagne, l'Italie, la confédération du Rhin, la Pologne, aurait resserré les liens fédératifs du grand empire; et celle que le chef de la chrétienté avait sur les fidèles d'Angleterre, d'Irlande, de Russie, de Prusse, d'Autriche, de Hongrie, de Bohème, fut devenue l'héritage de la France.“ (Memoires pour servir à l'histoire de France sous Napoléon, Mélanges historiques, dictés à Montholon.) „C'est un fait constant“, fährt die so eben angeführte Stelle fort, „qui deviendra démontré tous les jours davantage, que Napoléon aimait sa religion, qu'il la voulait faire prospérer, l'honorer; mais en même temps s'en servir comme un moyen social pour réprimer l'anarchie, consolider sa domination en Europe, accroitre la considération de la France et l'influence de Paris, objet de toutes ses pensées. A ce prix il eût tout fait pour la propagande, les missions étrangères, et pour étendre, accroitre la puissance du clergé. Déjà il avait reconnu les cardinaux comme les premiers de l'état; ils avaient le pas dans le palais sur tout le monde: tous les agents de la cour papale eussent été dotés avec magnificence, et de manière à ce qu'ils n'eussent rien à regretter de leur existence passée.“ Daher Hegung und Pflege der Hierarchie mit Ausnahme ihres Haupts, an dessen Stelle man selbst treten will, Befriedigung und Steigerung aller äußerlichen Ansprüche der Kirche; Beseitigung aber und Bekämpfung alles dessen, was ihre innere Selbständigkeit bedingt und verbürgt.

Prüfen wir hieran die Action des heutigen Bonapartismus, der weiteren Evolution jenes Princips, die sich zu dem Anfange nicht unähnlich verhält, wie das Reich des Augustus zu der Herrschaft des Cäsar, so begegnen wir auf der einen Seite einer fast wörtlichen und chronologischen Wiederholung des Oheims, auf der anderen dagegen jener besseren Erkenntniß der Bedingungen und Gränzen, an deren Verkennung der Oheim vorzeitig gescheitert.

An Stelle jener Ausdehnung in das Unbegrenzte, um derenwillen E. de Girardin den ersten Napoleon nicht übel „den ewigen Juden des Sieges“ nennt, ist bei Napoleon III. in eigenthümlicher Uebereinstimmung mit dem politischen Gedanken des ersten Cäsar die Ausdehnung Frankreichs zur „Mittelmeer-Monarchie“ getreten, die „Allianz der romanischen Völker unter der Hegemonie Frankreichs“, die, wenn auch noch nicht durchgebildete, doch sich je länger desto mehr abklärende Erkenntniß, daß Napoleon I., indem er sich zu weit nach dem Osten fortreißen ließ, dabei ganz besonders übersah, daß der Gegensatz des Bonapartismus gegen das alte Europa sich in der Hauptsache auf das Abendländische beschränkt, auf jene Staaten, welche, wie Gibbon sagt, weniger durch Krieges- und Staatsmänner, als durch die Hand der christlichen Bischöfe ge-

bildet worden sind, und daß daher das Verhältniß Frankreichs zu Rußland ein anderes ist, als zu den übrigen Großmächten Europa's, das deutliche Bewußtsein, daß es die eigenthümlichen Lebens-Principien der germanischen Völker sind, in denen er den unversöhnlichen Feind seines eigenen Systems zu bekämpfen hat, und daß es sich also für ihn in der Hauptsache darum handelt, das Germanenthum und als dessen Vorkämpfer Deutschland zu Boden zu schlagen und so in der definitiven Niederlage des Germanenthums dem Romanismus den Sieg zu gewinnen. Hiermit im Zusammenhang steht dann die Thatsache, daß außerhalb des Romanismus die besondere Nationalität Frankreichs selbst mehr in den Hintergrund tritt, daß die Regierung des Kaisers, eines Corsen, je länger, desto deutlicher den Charakter einer Fremdherrschaft gewinnt, einer Fremdherrschaft, die sich heute schon durch das Uebergewicht der Corsen und darin manifestirt, daß der Kaiser seine Landsleute als ein öffentliches und geheimes Sicherheits-Comité über das ganze Land vertheilt; die damit sich verringernde politische Bedeutung von Paris, welches, ebenso wie das Rom der Kaiserzeit, sich allmälig aus der politischen Metropole in die sociale verwandelt und damit dem Kaiser z. B. die Möglichkeit gewährt, dem Papste, nachdem er ihm die Selbstständigkeit genommen, wenigstens seinen Wohnsitz zu belassen.

Ganz besonders aber ist es sein Verhältniß zur römischen Kirche. Treu dem Wahlspruche König Jacobs II., „daß die römische Kirche das beste Werkzeug zur Beherrschung der Völker sei, wenn sie nur nicht selbst den Anspruch erhöbe, über die Könige zu herrschen", besitzt er zugleich die Einsicht, daß das französische Volk nie aufhören wird, ein katholisches, und zwar nicht bloß kirchlich-, sondern politisch-katholisches Volk zu sein. Sein Angriff ist deshalb auch nicht gegen die weltliche Herrschaft der römischen Kirche, und noch weniger gegen das gerichtet, was die evangelische Kirche deren Fehler und Mängel nennt, sondern recht eigentlich gegen diejenigen Qualitäten, welche es bis dahin dem Bonapartismus unmöglich gemacht, die Kirche zu seinem Regierungs-Werkzeuge zu degradiren und die ausschließliche Herrschaft über die Geister zu gewinnen. Sein Kirchenthum ist der Gallicanismus Louis XIV. in seiner neuen durch die Revolution veränderten Gestalt. Allgemeine Einheit und Gleichheit, Unterwerfung aller Individualitäten unter ein Gesetz und aller Nationalitäten unter eine Satzung, Vereinigung aller Geister unter Eine Formel: diesen geistlichen Traum des mittelalterlichen Papstthums will das französische Kaiserthum mit fleischlichen, der kriegerischen Rüstung Roms nachgebildeten oder entlehnten, Waffen erfüllen. Verdächtigkeits-Gesetze und Inquisition, Unfehlbarkeit und Schreckens-Regiment, Bartolomäus- und December-Nächte, Zwang und Bann, ein Recht, eine Sprache und wehe der evangelischen Geistesfreiheit, wenn es dem Bonapartismus gelingt, seinen schwächer und einsichtiger gewordenen Rivalen zu stürzen.

Und wie es schon einmal die Ketzer und Schismatiker, England, Preußen und Rußland gewesen, welche das Papstthum von der Knechtschaft Napoleons befreit und ihm seine traditionelle Stellung über den romanischen Völkern, als

deren Centrum sich Frankreich etabliren möchte, zurückgegeben haben, so wird es auch heute die Aufgabe des Germanenthums und der evangelischen Kirche sein, in der geistigen Freiheit und politischen Unabhängigkeit der katholischen Kirche und des Papstthums sich selbst und ihre eigene Freiheit zu vertheidigen.

Aber freilich darf man die Schwierigkeit dieser Aufgabe nicht unterschätzen. Die thatsächlichen Zustände Italiens und die nationalen Sympathieen des dortigen Klerus, die Unentbehrlichkeit fremder Waffen am Sitz des römischen Stuhles, die finanzielle Abhängigkeit der französischen Hierarchie, der Gegensatz des höheren und niederen Klerus, die gallicanischen Traditionen der französischen Büreaukratie und der Unglaube der Massen: man darf sich nicht darüber täuschen, daß der Bonapartismus über Alles verfügt, was die Leidenschaften und Schwächen der Menschen zu fesseln und zu beherrschen vermag. Wir wissen, was die katholische Kirche Frankreichs für den Bonapartismus gethan, wir können aus den neuesten Adressen des italiänischen Klerus annähernd entnehmen, was man für dessen Propaganda zu thun im Stande ist.

Auf der andern Seite die Armee, jener erste organische Niederschlag des revolutionären Frankreich, der Mikrokosmus der neuen französischen aus der Revolution hervorgegangenen Gesellschaft, sie hat zur Zeit des ersten Napoleon die parlamentarische Wiederherstellung des bourbonischen Königthums unmöglich gemacht und den Mann des 18. Brumaire auf der Spitze ihrer Bajonnete auf den Schild erhoben; sie hat auch heute die Republik zu Grabe getragen und den Staatsstreich geschützt und wird, wie das Piedestal, so auch der Schwerpunkt des Bonapartismus bleiben. „Einer Nation, deren inneres, social-politisches Leben in Fäulniß übergegangen ist, bleibt schließlich nichts Anderes übrig, als zu dem Ausgang aller staatlichen Gliederung, zum Kriege, zurückzukehren." Nichts desto weniger aber ist diese Armee gleichzeitig der Anfang und die Bürgschaft einer bessern Zukunft in ähnlicher Weise, wie das Kriegsheer der römischen Cäsaren die Schule und das Werkzeug war, in welcher und durch welches die neuen Mächte der Geschichte die Möglichkeit gewannen, den endlichen Sieg zu erringen und den Schwerpunkt der neuen Politik nach der rechten Stelle zu verlegen. Nach Innen das Asyl alles Dessen, was noch von Treue und Hingebung, von Gehorsam und Disciplin, von Aufopferungsfähigkeit und höheren Interessen in der französischen Nation zu finden ist, wirkt es auch nach Außen als eine Weckstimme, als das Hemmniß der „ohne dazwischen eintretende Kriegsstörungen unausbleiblich immer weiter eingreifenden Nivellirung der Nationalitäten", als der Repräsentant einer „Idee", die je länger desto mehr auch in ihrem Gegensatze lebendig werden muß und schon heute — ihrer innern Verwerflichkeit ungeachtet — die dumpfe Ruhe des übrigen Europa's so weit überragt, „als es immer noch des Menschen würdiger ist, die Welt nach Ruhm zu durchjagen und im Kampfe für jene Idee zum Krüppel zu werden, als in einer Baumwollenfabrik" oder in der Sclaverei des modernen Intelligenz- und Industrie-Staates zu verkümmern. Und wie wir schon einmal von der französischen Armee das Geheimniß des Sieges gelernt, so werden wir diesmal, wir

hoffen es, dem militärischen auch den socialen, politischen und geistigen Sieg hinzuzufügen wissen.

Oder ist es in der That die höhere Moralität und tiefere Wahrheitsliebe, und ist es nicht vielmehr der Mangel an Einsicht und Entschlossenheit, welche die Mehrzahl der „legitimen Regierungen" Europa's von dem Bonapartismus unterscheidet! Die Principien, welche sie selbst nach Innen zur Anwendung gebracht, die Grundsätze, nach denen sie selbst die eigenen Völker beherrscht, die Willkür und Gewalt, die Majoritätenherrschaft, der sie selbst das geschichtliche Recht und den legitimen Besitz ihrer Unterthanen preisgegeben: vielleicht, daß sie zur Erkenntniß gelangen, wo und wann der Bonapartismus alles Dies gegen sie selbst zur Vollziehung zu bringen versucht. Die auswärtige Politik Napoleons ist ja recht eigentlich die Anwendung der „liberalen Principien" auf die „liberalen Fürsten" selbst.

Umsonst ist es deshalb auch, den Bonapartismus zu bekämpfen mit einem bloßen Phrasengeklingel von „Legitimität" und „göttlichem Recht", an welche man selbst nicht ernsthaft glaubt; vergeblich die thörichte Hoffnung, alle Vorbedingungen des Systemes realisiren und doch dem endlichen Siege des Bonapartismus entgehen zu können. Als ob das „göttliche Recht" der christlichen Fürsten etwas Willkürliches wäre, dem sie mit Zustimmung einer Majorität auch ein anderes Fundament unterschieben dürften! Nur den Fürsten und dem Volke, welche es verstehen und ernstlich Hand anlegen, sich der Herrschaft der materialistischen Civilisation, des Geistes und der Literatur, des innern und äußern Staatsrechtes Frankreichs zu entziehen: diesen und nur diesen wird es gelingen, des Bonapartismus innerlich und äußerlich Herr zu werden.

„Das Christenthum ist die Wahrheit, und nur von der Wahrheit kann das Heil kommen. Entweder Europa giebt sich seinen wundervollen Wirkungen hin und es beginnt eine neue Aera des Segens und der Herrlichkeit, oder es geht in immer trüberen und matteren Zuständen zur gänzlichen Erschlaffung über." (Stahl). Natürlich handelt es sich hierbei nicht bloß um die Theorie, sondern um die ernsthafteste Praxis des Christenthums auf allen Gebieten des Lebens, des Staates und der Kirche, um die christliche Gerechtigkeit, welche die Frucht des Glaubens und die bewußte oder unbewußte Sehnsucht auch der Ungläubigen ist.

Um deshalb war auch „die heilige Allianz" ihrer vielfachen Irrthümer und Mängel und ihrer späteren Entartung ungeachtet nicht allein ein entschiedener Fortschritt auf dem Gebiete des äußeren Staatsrechts, sondern kraft ihres Grundsatzes, fortan „die Vorschriften der Gerechtigkeit, der christlichen Liebe und des Friedens" als alleinige Richtschnur zu befolgen, die — wenn auch noch unreife — Frucht der Erkenntniß, daß es noch etwas Höheres giebt, als menschliche Klugheit und Gewalt; der principielle Gegensatz des Bonapartismus, ein Gegensatz, der den Bonapartismus so vollkommen deckte, daß der erste Napoleon nicht mit Unrecht sagen durfte, der Gedanke sei ihm gestohlen, gestohlen wie „der alten Schlange" der Gedanke der Erlösung. Ebenso war der Wiener Kongreß der erste Friedensschluß, auf dem man sich die selbstbewußte Aufgabe gestellt, die

Ergebnisse des Krieges auf das Rechtsgebiet zu übertragen, und zur Vermeidung eines künftigen Krieges social-politische Vorkehrungen und dauernde Grundlagen eines dauernden Friedens zu schaffen.

Nichts desto weniger kann es sich heute nicht darum handeln, die damalige Verkörperung jenes Gedankens einfach zu wiederholen, sondern denselben der jetzigen Entwickelung und Bedeutung des Bonapartismus und des übrigen Europa's entsprechend neu zu gestalten, und zwar zu gestalten mit der Erkenntniß, daß die „kräftige Lüge" des Bonapartismus nicht durch die schwächere des alten Europa's, nicht durch die „Conservirung" der Fehler und Sünden der Fürsten und Völker, der Staaten und Kirchen, sondern allein durch die aufrichtige Praxis der vollen Wahrheit bewältigt werden wird. Wenn aber die Gestalt der Welt verändert werden soll, so kündigt sich der Zustand, der im Schooße der Zukunft liegt, in einer geistigen Ordnung an, die sich über dem Bestehenden aufrichtet und dasselbe trotz anfänglichen Widerstandes mit sich in's Gleichgewicht setzt, und umsonst wird es deshalb auch sein, eine „heilige Allianz" der Staaten und Völker zu erhoffen, so lange die heilige Allianz nicht auf dem Gebiete der Kirche vollzogen ist. Wie es die Kirche war, welche die jetzige christliche Welt geschaffen hat, so wird es auch nur die Kirche sein, welche dieselbe erneuert, und Staaten und Völker, Dynastieen und Aristokratieen, sie werden dem Bonapartismus nur Widerstand leisten in dem Maaße, als sie zu ihrer ursprünglichen Lebens-Quelle zurückkehren. „Wenn irgendwo, so zeigt sich an den Sünden der Fürsten die rechte Tiefe und Bedeutung der Majestät" (Leo). Inzwischen aber sind wir zunächst hingewiesen auf den geistigen Kampf, auf die Waffen des Geistes, welchen allein der Bonapartismus nicht gewachsen ist, auf den Aufbau der neuen geistigen Ordnung auf allen Gebieten des Staats und der Gesellschaft, um deren Neugestaltung es sich handelt, und daneben auf die „germanische Allianz," auf eine Allianz, die — so hoffen wir — auch unter dem französischen Augustus ihren Arminius finden wird, auf die Wiederherstellung des germanischen Volksthums, welches, wie es der Träger der christlichen Entwickelung des Abendlandes war, so auch der Träger ihrer Erneuerung werden muß.

K. F. Moser sagt in seiner Schrift von dem deutschen Nationalgeist 1765: „Wir sind ein Volk, von einem Namen, von einer Sprache, unter einem gemeinsamen Oberhaupt, unter einerlei, unsere Verfassung, Rechte, Pflichten bestimmenden Gesetzen, zu einem großen Interesse der Freiheit verbunden, an innerer Macht und Stärke das erste Reich in Europa, und so wie wir sind, sind wir schon Jahrhunderte ein Räthsel politischer Verfassung, ein Raub der Nachbarn, ein Gegenstand ihrer Spöttereien, ausgezeichnet in der Geschichte der Welt, uneinig unter uns selbst, kraftlos durch unsere Trennungen," stark genug uns zu schaden, ohnmächtig uns zu retten, unempfindlich gegen die Ehre unseres Namens, gleichgiltig gegen die Würde der Gesetze, eifersüchtig gegen unser Oberhaupt, mißtrauisch unter einander, unzusammenhängend in Grundsätzen, ein großes und gleichwohl verachtetes, ein in der Möglichkeit glückliches, in der That selbst aber sehr bedauernswür-

diges Volk." Also Erneuerung und Zusammenfassung der germanischen Nationalität, Entscheidungskampf des Germanismus gegen den Romanismus, die rechte Nationalitäts-Theorie gegen die falsche.

Fragt man sich aber, wie dies zu erreichen sei, so wissen wir keine schönere Antwort, als die Antwort Fichte's in seinen Reden an die deutsche Nation: „Wir müssen eben zur Stelle werden, was wir ohnedies sein sollten, Deutsche. Wir sollen unsern Geist nicht unterwerfen: so müssen wir eben vor allen Dingen einen Geist uns anschaffen, einen festen und gewissen Geist; wir müssen ernst werden in allen Dingen und nicht fortfahren, bloß leichtsinniger Weise und nur zum Scherze da zu sein; wir müssen uns haltbare und unerschütterliche Grundsätze bilden, die allem unserem übrigen Denken und unserem Handeln zur festen Richtschnur dienen, Leben und Denken muß bei uns aus einem Stück sein und ein sich durchdringendes und gediegenes Ganzes; wir müssen in beiden der Natur und der Wahrheit gemäß werden und die fremden Kunststücke von uns werfen; wir müssen, um es mit einem Worte zu sagen, uns Charakter anschaffen; denn Charakter haben und Deutsch sein ist ohne Zweifel gleichbedeutend, und die Sache hat in unserer Sprache keinen besonderen Namen, weil sie eben ohne alles unser Wissen und Besinnung aus unserm Sein hervorgehen soll." Und was die Hauptsache ist, „alles Höhere muß eingreifen wollen auf seine Weise in die unmittelbare Gegenwart, und wer wahrhaftig in jenem lebt, lebt zugleich auch in der letztern; lebte er nicht auch in dieser, so wäre dies der Beweis, daß er auch in jenem nicht lebte, sondern in ihm nur träumte." Es liegt an uns, ob wir das Ende sein wollen, die Letzten eines bei der Nachwelt verachteten Geschlechtes, oder der Anfang, „und der Entwickelungspunkt einer neuen, über alle Vorstellungen herrlichen Zeit, und diejenigen, von denen an die Nachkommenschaft die Jahre ihres Heils zähle; die Stimmen eurer Ahnen aus der grauen Vorwelt, die mit ihren Leibern sich entgegen gestemmt haben der heranströmenden römischen Weltherrschaft, die mit ihrem Blute erkämpft haben die Unabhängigkeit der Berge, Ebenen und Ströme, welche unter euch den Fremden zur Beute geworden sind, sie rufen euch zu: vertretet uns, überliefert unser Andenken eben so ehrenvoll und unbescholten der Nachwelt, wie es auf euch gekommen ist und wie ihr euch dessen und der Abstammung gerühmt habt. Bis jetzt galt unser Widerstand für edel, groß und weise, wir schienen die Eingeweihten sein und die Begeisterten des göttlichen Weltplans. Gehet mit euch unser Geschlecht aus, so verwandelt sich unsre Ehre in Schimpf und unsre Weisheit in Thorheit. Denn sollte der deutsche Stamm einmal untergehen in das Römerthum, so war es besser, daß es in das alte geschähe, denn in ein neues."

Bis nach Hohen-Zieritz.

Eine Preußisch-Französische Geschichte
von
George Hesekiel.

Zweites Capitel.
Eine Stadt auf dem Teltow.

„In Zossen
Wird's nicht geschossen,
In Mittenwalde
Aber balde,
Erst im Wend'schen Wusterhaus'
Wird ein Braten d'raus."

Die Stadt Mittenwalde auf dem Teltow ist ein uralter Ort, dessen geschichtliche Anfänge sich im Dunkel der Wenden- und Slavenzeit verlieren; es war eine Burgfeste, durch welche die Sprewaner sich gegen den Einbruch der Lusitschaner deckten und den Uebergang über die Gewässer der Notte, die damals schwerer zu überschreiten sein mochten als jetzt, vertheidigten. Noch heute bildet ein gepflasterter Steinweg ein Defilé, das durch Mittenwalde wie durch einen Brückenkopf vertheidigt werden könnte, wenn dieser Paß noch militärische Bedeutung hätte. Aber im fünfzehnten Jahrhundert noch galt Mittenwalde für einen militärisch wichtigen Punkt, für eine Pforte zur Lausitz. Der Kanzler der Churmark, Bischof Friedrich von Lebus, schrieb 1473 an den Churfürsten Albrecht einen Bericht über das schreckliche Brandunglück, welches Mittenwalde in jenem Jahre betroffen; in diesem Bericht aber nennt er es „das Stettichen Mittenwalde, das ein Porte ist gein dem Lande zu Lusitz" und an einer andern Stelle „diesselbig stat ein Slüssel des Lands."

Niemand weiß den Namen der alten Veste, welche die Sprewaner oder Polaben hier hatten, wahrscheinlich ist Mittenwalde nur die deutsche Uebersetzung des altslavischen Namens, denn ringsum waren dichte Waldungen, reich an Wild aller Art und namentlich reich an zahllosen wilden Bienenschwärmen, von deren Bedeutung sich unsere Zeit kaum noch einen Begriff machen kann. Der Honig bildete lange Zeit einen nicht unbeträchtlichen Theil des Nationalreichthums dieser Gegenden, die Zeidel- und Bienenwirthschaft stand in großem Ansehen bei allen slavischen Stämmen, bis die mächtigen Strecken der rothblühenden Erica-Felder anderen Culturen Platz machen mußten. Im dreizehnten Jahrhundert war Mittenwalde schon ein Hauptort auf dem Teltow; nach und nach aber verschwanden die Waldungen ringsum, und schon anno Neun lebten sie nur noch in den Namen verschiedener Grundstücke: das hohe Holz, der Frauenbusch, der Aegrabusch, die nasse Haide u. s. w., auf denen aber nicht ein Mal spärliche Reste mehr der alten Waldungen zu sehen.

Mehr hat sich Mittenwalde von seiner alten Wehrhaftigkeit bewahrt, und ist es auch kein Schlüssel mehr zum Lande, so ist es doch noch heute von einer ganz stattlichen Mauer von großen Steingeschieben umgeben, die zu einer vorläufigen Vertheidigung immer noch Anhaltspunkte bieten würde. Ziemlich in der Mitte der unregelmäßigen Rundung, welche diese Mauer bildet, liegt die schöne St. Mauritzkirche, ein würdiges gothisches Bauwerk aus dem dreizehnten Jahrhundert, das vollkommen gut erhalten ist; dagegen liegt die jüngere St. Georgenkirche vor dem Berliner Thore in Trümmern, die Hospitalstiftung dort hat die Kirche überlebt.

Aus dem großen Verkehr der Völker, mit dem sich die vornehm gewordene Geschichtsschreiberei fast ausschließlich beschäftigt, sind diese alten Städte und Städtchen in Churmark Brandenburg fast gänzlich geschieden; wer sie sehen will, muß sie so zu sagen erst wieder entdecken.

Auf den, der sie mit Liebe anblickt, machen sie einen eigenthümlich wohlthuenden Eindruck; sie haben fast alle ihre eigene selbstständige Geschichte gehabt im Mittelalter, sie wurden einst mit genannt, wo sie jetzt nur noch mit gezählt werden. Die Mannen dieser Städte haben in großen Fehden mit Ehren gefochten, ihre Rathsverwandten erschienen auf den Städtetagen, sie hielten sich wacker bald auf dieser, bald auf jener Seite, sie schlugen Münzen und erhoben Zölle. Als aber die Selbstständigkeit sank, behielten sie doch immerhin noch irgend einen Schatten von Besonderheit, sei es nun, daß eine „alte Frau", wie die Urkunden ohne Umschweif eine fürstliche Wittwe zu nennen lieben, ihren Wittwensitz da aufschlug, oder daß auch nur die Urbede der Stadt einer Fürstin zum Leibgedinge verschrieben war, kurz, es war immerhin noch eine Besonderheit. Als aber auch das nicht mehr stattfand, da legte der König seine Soldaten in diese Städte und nun lehnte sich die Geschichte dieser kleinen Orte an die Geschichte einzelner Truppentheile, die den im Felde errungenen Kriegsruhm heimbrachten in ihre kleinen Garnisonsstädtchen und einen bescheidenen Antheil an diese abgaben. Auch das hörte mit dem Jahre 1806 auf, nachher wurden die Truppen immer mehr concentrirt in größeren Plätzen, was vortheilhafter, was geboten sein mochte, die alten guten Orte aber völlig isolirte.

Die kleinen Städte in den Marken sind meist nicht eben reich, aber sie machen durchaus nicht den Eindruck des Heruntergekommenseins; im Gegentheil, sie sehen vielfach wohlhabender aus, als sie sind. Sie konnten keine Rolle mehr spielen in der Geschichte, sie haben sich resignirt und bauen das Land. Manche sehen so vornehm aus, wie ein in Ungnade gefallener Großer, der sich auf sein Erbgut zurückgezogen hat und nun doch eine stille Freude daran findet, wenigstens noch sein Haus regieren und seine eigene Scholle bebauen zu können, da es ihm nicht länger vergönnt war, Land und Leute commandiren zu helfen. In unseren kleinen märkischen Städten ist noch Genügsamkeit und Zufriedenheit zu finden, die schon in den Mittelstädten rasch dahin schwinden und nur selten noch eine Zuflucht suchen in dem odemlosen Treiben der riesigen Städteungeheuer, die der Stolz des modernen Lebens sind.

Mittenwalde ist so eine von diesen kleinen Städten, die sich den Charakter der Resignation und Genügsamkeit bis in unsere Tage bewahrt haben; es ist ein reinlicher, stiller Ort, dem die Zeit das charakteristische und historische Gepräge noch nicht abgeschliffen hat. Bis zum Jahre 1806 hatte Oberst von Yorck mit dem Stabe und einem Theile des Feldjäger-Regiments hier in Garnison gelegen. Außerdem lag das Feldjäger-Regiment noch in Treuenbrietzen, Zossen, Beelitz und Müncheberg, lauter kleinen Städten, die durch die Jäger in einen Zusammenhang unter sich sowohl, als auch mit der ganzen Armee traten.

Das Feldjäger-Regiment war in den Krieg gezogen, es hatte unter seinem hochberühmten Führer Lorbeer und Ehre erfochten, selbst in den trübsten Herbsttagen, die Preußen je gesehen; nach Mittenwalde aber sind keine Feldjäger wieder gekommen.

Noch heute freut sich Mittenwalde, patriotischen Sinnes, an den Erinnerungen, die ihm „unser" General Yorck, die ihm das Feldjäger-Regiment gelassen; in dem Frühling des Jahres Neun aber hatte die alte Stadt noch einige lebende Vermächtnisse der Yorck'schen Zeit in ihren Mauern. Am Tage nach der Ankunft der beiden Söhne des Kammerherrn von Pletz in Mittenwalde, die wir in unserem ersten Capitel gemeldet, sah es gar freundlich und schmuck aus in der Wohnstube des „alten Grieben", denn so hieß der Besitzer des hübschen Hauses zum Unterschiede von einem Vetter, den man den jungen Grieben nannte, obwohl er auch schon graues Haar hatte und sicher nur wenige Jahre jünger war, als sein Verwandter.

Der alte Grieben galt in Mittenwalde nicht nur für einen wohlhabenden, sondern für einen reichen Mann, denn er besaß einige schwere Aecker in der Stadtflur, die er selbst bewirthschaftete und hatte außerdem Antheil an einem Bauerngut der Ragower Feldmark; hinter seinem eigenen hübschen Hause reichte der große Hof bis an die Stadtmauer.

Die Wohnstube, deren wir schon gedacht, befand sich zu ebener Erde; die beiden Fenster, die allabendlich durch hölzerne Läden, so in der Mitte mit einem herzförmigen Guckloch versehen, geschlossen wurden, waren von innen durch weiße Vorhänglein, die man an einer Schnur auseinander schieben konnte, bis zur Hälfte für die Blicke der vorüberziehenden Neugierde geschlossen, darüber aber ragten die sammetweichen Blätter einiger Geranienstauden, die der alte Grieben als seltene Gewächse in Töpfen zog und fleißig durch Absenker erneute und vermehrte. Da die Fenster aber überhaupt nur klein waren, so herrschte in dem ziemlich tiefen Zimmer, dessen Dielen sauber mit weißem Sand bestreut waren, schon eine Art von Halbdunkel, obwohl es draußen noch ganz hell war.

Nur an einer Stelle in diesem Zimmer war es noch vollkommen Tag, das war an dem Fenster, an welchem die Frau Grieben auf einem hölzernen Auftritt mit ihrem Spinnrade saß, sie hatte nämlich das Vorhänglein zurückgeschoben auf der einen Seite, blickte von Zeit zu Zeit hinaus auf die Straße und nickte häufig, den Gruß der Vorübergehenden erwidernd. Es ging ja Keiner vorüber, der nicht mit ihr bekannt war, es gab kein Kind in der ganzen

Stadt, das nicht die „alte Grieben“ oder die „Mutter Grieben“ gekannt und gern gegrüßt hätte.

Wer aber die Frau da sitzen sah mit dem hellen heitern Angesicht unter steifgestärkter, weißer Bandmütze, in dem blauen, kleinbeblümelten Kleide, mit der blauen Leinenschürze, der wäre auch nicht darauf gekommen, sie die alte Grieben zu nennen. Sie hieß auch nur so, weil sie die Frau des alten Grieben war, denn sonst war sie bedeutend jünger als ihr Ehemann, zählte vielleicht einige vierzig Jahre und sah noch recht frisch und freundlich aus. Während die Frau ebenso eifrig spann als Grüße wechselte mit den Vorübergehenden saß der Mann vor einem großen alten Pulte und kramte in Papieren.

Unter dem Ofen lag ein zottiger Hund auf dem Klappentisch vor einem äußerst zusammengesessenen Sopha, das mit schwarzem Leder beschlagen war, stand die große zinnerne Kaffeekanne mit dem hölzernen Henkel, ein Paar winzig-kleine Täßchen von geringer Masse mit bunten Blümchen und eine flache roth-lackirte, blecherne Zuckerdose, welche ganz klein geschlagenen braunen Zuckerkant enthielt. Zucker und Kaffee waren damals mächtig theuer, statt des Kaffee's trank man den Absud von gerösteten Mohrrüben, oder ein ähnliches Surrogat, der Zuckerkant schon war ein Luxusartikel, mit dem man sehr sparsam umging.

Tiefe Stille herrschte in dem Zimmer, man hörte nur das Ticken der Schwarzwälder Uhr, die neben der Thür hing und das Schnurren des Spinnrades.

„Du kannst ja nicht mehr sehen, Vater,“ rief die Frau plötzlich mit heller Simme zu ihrem Ehemann herüber, „was hast Du auch nur heute zu kramen, suchst Du etwas? vielleicht weiß ich's!“

Der Mann antwortete nicht gleich, nach einer Weile aber stand er auf, schloß die Klappe des Pultes sehr sorgfältig und begann langsam in der Stube auf- und abzugehen. Der Mann hatte ein ächt churmärkisches Angesicht; so auf den ersten Blick sah man nicht viel mehr daran, als daß die Nase der Länge und der Mund der Quere nach richtig darin, blickte man aber schärfer hinein, so konnte man da doch mancherlei lesen, was nicht in jedem Gesicht geschrieben steht. Von zäher Festigkeit stand darin, von einer Einfalt, die sich mit schlauer List sehr wohl paart, von einer Ehrenhaftigkeit aber auch, die sich nicht nur auf das Leben und Weben, sondern auch auf das Dichten und Trachten erstreckt. Der alte Mann hatte sichtlich schwer gearbeitet in seinem Leben, er hatte sich's sauer werden lassen, er hatte auch manchen Kummer gelitten, aber sein Gang war noch fest, wenn auch sein Nacken gebeugt war. Jetzt war er offenbar mit schweren Gedanken beschäftigt, denn die kleine Pfeife, aus der er rauchte, hielt er zwischen den Zähnen und wußte nicht, daß sie längst erloschen war, die Pelzmütze aber schob er bald auf diese, bald auf jene Seite des fast kahlen Scheitels.

Das Benehmen des alten Grieben mußte etwas Ungewöhnliches haben, denn die hübschen braunen Augen der Frau am Fenster, die bis dahin so ruhig und freundlich geblickt, nahmen einen gespannten Ausdruck der Erwartung an und ihre Blicke folgten dem Greise bei seinen Gängen auf und ab, ebenso unermüdlich, wie die des gelben Hundes unter dem Ofen.

„Was hast Du nur endlich, Vater?“ fragte die Frau wieder und sah freundlich nach ihm hinüber; der alte Grieben murmelte etwas vor sich, was Niemand verstehen konnte und setzte seinen Gang fort, ohne sich umzusehen.

„Du bist heute Morgen beim Vetter gewesen!“ warf die Frau klug forschend hin.

„Beim Vetter gewesen!“ wiederholte der Alte stehen bleibend, „ja, hab' meine Freude gehabt, daß sich Gott erbarm! Hatte der Kerl das arme Weib wieder geprügelt, das ganze Gesicht war blutrünstig, nichts wie Schande und Verdruß hab' ich von der Verwandtschaft! Freilich hab' ich zugeredet, sie haben sich dann die Hand gegeben zur Versöhnung, aber wie lange wirds dauern?“

„Bis er sich wieder mal in die Schenke legt!“ antwortete die Frau.

„Er ist aber nicht allein schuld,“ fuhr der Alte ärgerlich fort, „sie kann auch nimmer das Maul halten, und eigentlich gönn' ich ihr die Tracht Prügel, wenn sie mir auch leid thut. Warum kann sie das Maul nicht halten, so gut wie Du? Kann sie sich nicht ein Beispiel an Dir nehmen, Röse?“

Die Frau lachte so frisch und herzlich, daß sich auch ein Lächeln in den harten Zügen des Alten zeigte, dann sagte sie: „Laß gut sein, Vater, laß sich den Vetter ein Beispiel an Dir nehmen, dann kommt die Frau vielleicht nach und folgt mir, aber, was ich sagen wollte, es ist doch nicht das erste Mal, daß Du den Frieden beim Vetter gemacht hast, das wird Dir doch nicht so grausam im Kopfe herumgehen? Sag mir's, Vater, was Du hast, es geht mir hart an, daß Du so in der Flucht bist!“

Zutraulich faßte die Frau die Hand des Alten und sah ihn so treuherzig dabei an, daß er ganz weich wurde, was er auf gut märkisch möglichst zu verstecken suchte: „Laß mich doch, Röse, altes Weib, Du denkst wohl, Du kannst mir Alles abschmeicheln, weil ich ein alter Kerl bin und Du noch ein hübsches Weib, he?“

„Hübsches Weib,“ lachte die Frau, „die alte Grieben, zwanzig Jahre in der Ehe, da ist's vorbei mit der Schönheit, zumal wenn von Anfang an nicht viel dagewesen; na, sehen lassen kann ich mich noch und damit ist's gut, Du hast mich ja auch niemals Noth leiden lassen!“

„Höre Röse,“ nahm jetzt der Alte, der zu einem Entschluß gekommen zu sein schien, das Wort, „komme ein Mal her, hier setze Dich zu mir, ich habe mit Dir zu reden!“

Der Greis setzte sich in eine Ecke des wunderlichen kleinen Sopha's, die Frau setzte sich auf den Stuhl daneben und neigte voll Neugierde ihr Haupt dem Ehemann zu, denn diese Einleitung versprach Etwas, so feierlich hatte es der alte Grieben selten gemacht und die Frau freute sich auf die Mittheilung, obwohl sie genau wußte, daß es ein schwerer Kummer sein mußte, oder eine schwere Sorge, die den Mann drückte.

„Es ist ein Brief von dem Carl gekommen!“ flüsterte der Alte ganz leise.

Die Frau fuhr zurück und todesbleich war ihr Antlitz, ihre Hand, die auf der Sophalehne lag, bebte.

„Der unglückliche Mensch!“ sagte sie nach einem tiefen Seufzer, mit dem sich ihr Herz Luft machte.

„Du hast ja keine Schuld daran, Röse,“ tröstete der Alte gutmüthig, „Du hast ihn nicht gewollt und hast's ihm immer ehrlich gesagt, ich weiß es ja.“

„Aber ich bin doch schuld, daß er aus dem Lande gegangen!“ versetzte die Wittwe seufzend, „ich hätte ihn auch wohl nehmen sollen, aber ich konnt's nicht, denn mir graute vor ihm, dann ist er fortgelaufen und Du hast auch über's Leid um den Sohn noch die Schande gehabt, daß die Leute sagten, Du hättest dem eignen Sohn das Mädchen, mich, abspenstig gemacht.“

Die Frau weinte und hielt beide Hände vor die Augen.

„So sei doch still, laß das Heulen, Röse,“ rief der Alte unwillig, „das sind ja alte Geschichten, zwanzig Jahre her, denkt keine Seele mehr daran und wir haben uns keinen Vorwurf zu machen, denn wir haben Beide gehandelt, wie ehrlichen Leuten ziemt, nicht hinterrücks, wie Schelmen. Die alten Geschichten sind's nicht, von denen ich sprechen will, sondern was ich jetzt machen soll, der Carl will zweihundert Thaler. Er kann sie verlangen mit Recht, sie stehen von seiner Mutter auf den Ragower Aeckern, aber wo jetzt Geld hernehmen?“

„So muß er eben warten, bis Du Geld bekommen kannst!“ meinte die Frau ziemlich trocken.

„Ja, wenn's damit gethan wäre!“ seufzte der alte Mann und schüttelte sein Haupt.

„Wie denn?“ fragte die Frau und sah ihn verwundert an.

„Der Mensch ist in Berlin,“ erwiderte der Mann, ohne seine Frau anzublicken, „und wenn er sein Geld nicht bis zum Sonntag nach Ostern hat, so kommt er hierher, um sich's zu holen.“

Der alte Grieben sprach das ganz eintönig vor sich hin; der angedrohete Besuch des Sohnes mußte etwas Schreckliches für den Vater haben.

„Er darf nicht hierher kommen,“ rief die Frau entschieden, indem sie hastig aufstand, „er hat geschworen, nicht wieder hierher zu kommen, er hat auf die Bibel geschworen.“

„Der macht sich nichts aus Schwur und Bibel!“ sagte der Greis kleinlaut.

„Er hat dem König den Eid gebrochen, er ist unter die Franzosen gegangen, meinetwegen! meinetwegen!“ flüsterte die Frau und rang weinend die Hände

„Er ist ein Lump geworden, ein Schurke an König und Vaterland,“ rief der Alte sich zusammennehmend, „aber nicht Deinetwegen, Röse, er war schon ein Dieb und Betrüger, ehe die Geschichte mit Dir war.“

Die Frau schüttelte den Kopf, der Blick, den sie in die Vergangenheit gethan, machte sie muthlos, der alte Grieben aber, der schon schwereren Stürmen im Leben gestanden, der auch nur auf Augenblicke den Muth verlor, weil sich das Vaterherz doch regen mochte über den verlornen Sohn, hatte sich völlig gefaßt.

„Ich dachte, ich müßte Dir's sagen,“ meinte er, die Frau bei der Hand fassend und sie wieder auf ihren Stuhl ziehend, „Du wolltest selbst wissen, was

mir im Kopf herumgehe; ich wollte, daß ich dir's nicht gesagt hätte, ei! zum Donner! hör' auf zu weinen! und da du's nun ein Mal weißt, so hilf mir rathen, wo ich's Geld hernehme, damit mir der Carl nicht in's Haus kommt. Er soll nicht, bei Gott, dem Allmächtigen, ich rufe die Gerichte und lasse ihn festnehmen in dem Hause, in dem er geboren ist; sie sollen ihn richten als einen Dieb und Betrüger, als einen Schurken und Deserteur!"

„Vater, Vater!" beschwichtigte die Frau angstvoll den alten Mann, der sich in den hellen Zorn hineinredete und die Stimme immer lauter erhob.

„Ich bin schon ruhig, sprich Röse, wo nehme ich Geld her? achtzig Thaler hab' ich, dreißig weiß ich noch zu finden, fehlen neunzig, ich wüßte wohl, aber —"

Der alte Mann schwieg plötzlich stille und sah seine Frau fragend von der Seite an, da diese ihn aber durch einen Blick aufmunterte weiter zu reden, fuhr er fort: „der Herr Lieutenant ist uns nun schon seit drei Jahren die Miethe schuldig!"

„Ich denke nicht, daß Du die Absicht hast den Herrn Lieutenant um die Zahlung zu mahnen, Vater!" rief die Frau hastig und ängstlich zugleich.

„Ja, warum denn eigentlich nicht?" meinte der alte Grieben zögernd, „ich hab's doch mit Recht zu fordern!"

„Wenn andere Zeiten wären, Vater," nahm die Frau lebhaft das Wort, „wenn der Herr Lieutnant sein Geld bekäme, dann möchtest Du meinethalb Dich bezahlen lassen; jetzt aber wo der Herr Lieutnant seit drei Jahre keinen Pfennig erhalten hat, da darfst Du nicht daran denken, von ihm Zahlung zu fordern. Erstens würde Dir's nichts helfen, denn er hat nichts, es würde ihn nur kränken und es wäre undankbar von Dir, denn er hat unsern Johann sechs Jahre lang, noch länger, unterrichtet und nie einen Pfennig von Dir genommen."

„Das ist alles ganz richtig, Röse," nickte der Alte, „ich wüßte es auch gar nicht anzufangen, den Herrn Lieutnant zu mahnen, da aber ist ja das Bild, weißt Du! das Bild mit den vielen Edelsteinen besetzt, daß er mir gab, als er mir das das erste Mal die Miethe schuldig blieb, er sagte die Steine wären dreihundert Thaler werth, er wisse, daß ich das Geld so nöthig nicht brauche und er wolle mir das Bild als Pfand lassen!"

„Und das Pfand wolltest du verkaufen?" fragte die Frau entrüstet.

„Nicht verkaufen, nicht verkaufen," tröstete der Alte, „aber in Berlin Geld darauf leihen!"

„Doch nicht ohne Erlaubniß des Herrn Lieutnants?" fragte die Frau wieder.

„O nein, ich dachte, Du solltest ihm sagen, daß wir gezwungen wären, auf das Bild Geld zu leihen in Berlin, er möchte es nicht übel nehmen, wir hätten keine andere Hülfe, Du weißt schon?"

Der Greis rieb sich die Hände und sah seine Frau bittend an, diese nickte nach kurzen Besinnen, drehte sich rasch um und meinte, sie wolle gleich mit dem Herrn Lieutenant reden. In dem Augenblicke aber, da sie das Gemach verlassen wollte, hörte man das Geräusch von Leuten, welche laut sprechend die

hölzerne Treppe herunter kamen und gleich darauf klingelte die heisere Schelle der unverschlossenen Hausthür.

„Der Herr Lieutnant und Herr Robert gehen eben aus", rief die Frau sich umdrehend, „es soll nicht sein, Vater!"

„Es soll heute nicht sein, Röse," erwiderte der bei dem ein Mal beschlossenen verharrend, „morgen in aller Frühe ist gute Zeit."

„Wo mögen sie hingehen?" fragte die Frau neugierig und eilte an ihr Fenster, um ihren Hausgenossen nachzuschauen.

„Wo sollen sie wohl hingehen! du bist närrisch, Röse," murrte der Alte, „als wenn sie jemals wo anders hingingen, als zur gnädigen Frau drüben!"

„Der Herr Lieutnant und Herr Robert sind zur gnädigen Frau Hauptmannin gegangen!" rief die Frau Grieben mit einer gewissen Befriedigung in's Zimmer.

Der Alte antwortete ihr nicht, er stopfte sich seine Pfeife frisch, die Frau ging an ihre Wirthschaftsgeschäfte im Hause, es war nicht mehr die Rede, nicht mit einem Wort, von dem angedrohten Besuch des ungerathenen Sohnes, den sie Beide, der Vater, wie die Stiefmutter so sehr zu fürchten schienen.

Das ist auch ächt märkische Art, ein Ding zu besprechen, es aber nicht wieder zu erwähnen, wenn einmal ein Beschluß gefaßt ist!

Die Protestanten in Ungarn.

„Satius recurrere quam male currere."
König Philipp der Hohenstaufe.

Es ist nicht die Tendenz dieser Zeitschrift, von einem einseitig confessionellen Standpunkte aus die Wirren der Gegenwart zu beurtheilen, noch weniger dem politischen Hader noch den confessionellen Hader hinzuzufügen; vielmehr sind wir der Ansicht, daß Katholiken wie Protestanten ihre Differenzen, so zu sagen, als häusliche zu betrachten haben gegenüber dem Atheismus und dem nackten Materialismus der Gegenwart, wie andererseits auf dem Gebiete der Politik Oesterreich und Preußen, uneingedenk ihrer alten Rivalität, Hand in Hand gehen sollten gegen den immer mehr um sich greifenden Bonapartismus. Dieß unser Standpunct, den wir in der folgenden Besprechung der Lage der ungarischen Protestanten gegenüber der österreichischen Regierung einnehmen und zu der uns eine kürzlich in Hamburg bei Hoffmann u. Campe erschienene Schrift den Anlaß gegeben hat. Dieselbe führt den Titel: „das K. K. Patent vom 1. September 1859 als Mystification des Protestantismus in Ungarn" und hat zum Motto den Spruch des Psalmisten: „Verlasset euch nicht auf Fürsten, sie sind Menschen, die können ja nicht helfen."

Wie schon der Titel des Buchs zur Genüge andeutet, ist dasselbe gegen

das Patent vom September gerichtet, und zwar in der Art, daß es dasselbe als eine Mystification ansieht, als einen Versuch, den Protestantismus meuchlings anzufallen. Natürlich bleibt deshalb auch jede unbefangene Auffassung der verschiedenen Paragraphen des Kaiserlichen Patentes ausgeschlossen: es wird überall böser Wille als zum Grunde liegend angenommen, jesuitische Kniffe und jesuitische Moral, um die Freiheit der protestantischen Kirche der weltlichen Gewalt zu opfern. Wie weit der Verfasser damit im Rechte ist, wie weit nicht, lehrt eine unbefangene Würdigung der Geschichte der Protestanten im Kaiserstaate und insbesondere in Ungarn. Es ist Thatsache, und jeder wahrheitsliebende österreichische Katholik wird das uns zugeben müssen, daß die protestantische Kirche seit den Tagen Ferdinand's I. bis auf Joseph II. Bedrückungen und Bedrängnissen aller Art ausgesetzt gewesen ist. Man hat sich im Laufe der Jahrhunderte dort protestantischer Seits systematisch daran gewöhnt, jeden Schritt der Regierung auf kirchlichem Gebiete der Protestanten mit dem größten Mißtrauen anzusehen, und man hat stets darnach getrachtet, die kirchliche Verfassung vollständig außer allen Zusammenhang mit der weltlichen Gewalt zu bringen, eben weil man in der weltlichen Gewalt damit eine specifisch katholische Gewalt zu sehen gewohnt war, ganz verschieden von Preußen, dessen Regenten im Allgemeinen einen universaleren Standpunkt einnahmen und den Katholiken die möglich größte kirchliche Freiheit gewährten; die größte Autonomie erhielt aber die protestantische Kirche Ungarns unter Joseph II. und unter Leopold II., unter letzterem Fürsten namentlich durch den 26. Artikel des Reichsgesetzes vom Jahre 1791, auf Grund dessen sich das Presbyterial-System der ungarischen Schwesterkirche gestaltete. Dieser Presbyterial-Verfassung gemäß wählte jede Gemeinde ihren Geistlichen und jeden kirchlichen Gemeinde-Beamten ganz frei, ohne vorherige Einwilligung, ohne spätere Bestätigung der Regierung; ebenso frei wurde das dem Prediger zur Seite stehende Presbyterium gewählt; das consilium senum. Mehrere Gemeinden bildeten einen Kirchenbezirk oder ein Seniorat, an dessen Spitze der durch die Bezirksgemeinden gewählte Senior stand; mehrere Kirchenbezirke machten einen Kirchendistrict oder eine Superintendenz aus, mit einem Superintendenten und Districts-Inspector an der Spitze. Das Seniorat bildete das erste, die Districtual-Versammlung das zweite Gericht, an welches von der Senioral-Versammlung appellirt wurde. Die Evangelischen Augsburger Confession hatten einen, durch die Stimmen jeder einzelnen Gemeinde im Lande erwählten Ober-Inspector, der in der Gesammtversammlung aller vier Superintendenzen, im sogenannten General-Convente, der das höchste Gericht in Rechtsstreitsachen bildete und die oberste Leitung der kirchlichen Angelegenheiten inne hatte, den Vorsitz führte. Die kirchliche Gesetzgebung endlich lag lediglich in den Händen der Synode.

Es ergibt sich hieraus, daß die beiden Schwester-Kirchen Ungarns eine ganz autonome Körperschaft bildeten, vollständig unabhängig in der Wahl der Geistlichen wie der Lehrer, in den kirchlichen wie in den Schulangelegenheiten; nicht einmal das Beaufsichtungsrecht war dem Staate verblieben. Indeß blieb diese Freiheit einstweilen nur eine papierne; in der Praxis dagegen wurde die

Autonomie seit Franz I. wiederum vielfach geschmälert: man griff ein in die Lehrfreiheit der Protestanten, confiscirte Bibeln, trennte die Kinder aus gemischten Ehen von den Eltern, um sie katholischen Geistlichen zu überliefern u. d. m., bis endlich im Jahre 1848 alle Religions-Parteien für gleich berechtigt erklärt wurden. Aber der Revolution folgte nicht die Reaction, sondern die Contrerevolution, dem Gesetze vom 11. April 1848 das Haynau'sche Edict vom 10. Februar 1850, das mit einem Schlage der kirchlichen Autonomie der Protestanten ein Ende machte und Petitionen für Wiederherstellung der kirchlichen Organisation, wie sie vor 1848 bestanden, veranlaßte. Vergebens — Graf Thun suchte auf alle mögliche und erdenkliche Weise den Wünschen und Bitten der Protestanten aus dem Wege zu gehen, bis man sich endlich durch das Patent vom 1. September 1859 dazu verstand, die Absichten und Ansichten der Regierung in dieser Beziehung klar und erkennbar darzulegen. Dieß Gesetz nun, dieses Patent des Kaisers ist es, womit sich die Eingangs erwähnte Schrift eingehend beschäftigt, und das wir deshalb mit wenigen Worten insofern dem Inhalte nach angeben wollen, als es in Widerspruch steht mit den Bestimmungen vom Jahre 1791 und dadurch dem Verfasser wie den Protestanten Ungarns Anlaß zu Angriffen gegeben hat.

In erster Linie wendet man ein, daß die Pacte von 1791 mutuo consensu partium contrahentium zu Stande gekommen seien, das Patent von 1859 dagegen ein willkürliches Einschreiten gegen bestehende Ordnungen sei; von dem Boden des Gesetzes werde die protestantische Kirche auf den Boden der Gnade verwiesen. Ferner, heißt es weiter, organisire das Patent willkürlich die Gemeinde, trenne früher Verbundenes und einige früher nicht Zusammengehöriges; als Norm hierfür diene die politische Eintheilung des Landes, während man doch der katholischen Kirche ihre alte Eintheilung ungefährdet lasse. Drittens wendet man ein, begreife das der Kaiserlichen Regierung nach dem Gesetze von 1791 zustehende Recht supremae inspectionis kein Recht eines Octroi's für sich, vielmehr sei dies Inspectionsrecht lediglich negativer Natur: nicht kirchliche Gesetze vorschreibend, sondern die durch die Kirche gebrachten Gesetze entweder gutheißend, oder verwerfend. Viertens endlich werde laut des Patentes zu jedem kirchlichen Amte die Bestätigung vorbehalten und dadurch werde die protestantische Kirche eine Staatskirche, ihre Diener würden Bureaukraten, bezahlte Söldlinge, wodurch das Presbyterialsystem der Kirche zersetzt und den Geistlichen eine hierarchische Stellung zugewiesen werde. Das die wesentlichsten Punkte, weshalb die Protestanten Ungarns das Kaiserliche Patent fast einstimmig zurückweisen zu müssen glauben, weshalb sie auf die von dem Patente in Aussicht gestellten Subsidien verzichten, um den freien Wirkungskreis auf kirchlichem Gebiete zu bewahren.

Unser Urtheil über das Patent vom vorigen Jahre kann hiernach nicht zweifelhaft sein: ebensowenig wie wir dasselbe, darin abweichend von dem Verfasser, mit absolutem Mißtrauen ansehen, ebensowenig vermögen wir dasselbe in allen Theilen zu billigen. Ein funkelnagelneues Gesetz, eine neue Eintheilung der religiösen Gemeinden: man sieht, unser Jahrhundert ist bis in die Knochen

hinein vom Liberalismus zerfressen, nicht nur die Minister Preußens, sondern auch die Minister Oestreichs, nicht nur die Protestanten, sondern auch die Katholiken. Es wäre ja ein Jammer, wenn eine alte, mit der Sitte und dem Herkommen sollte, verwachsene kirchliche Eintheilung bestehen, ein Jammer, wenn nicht Alles von Grund aus neu aufgebaut würde! Und dazu kommt noch, daß grade eine katholische Regierung, gegen welche das Mißtrauen der Protestanten historisch hergebracht ist, es sein muß, die eine solche neue, durch und durch mechanische Ordnung der Dinge einführen will! Unbedingt wäre es deshalb besser gewesen, die Regierung wäre auf die Gesetze von 1791 zurückgegangen und hätte in Uebereinstimmung mit der protestantischen Synode Reformen vorgenommen, wo sich solche als nothwendig herausgestellt hätten. Vieles wäre dann vielleicht unbefangener aufgenommen worden, wie es jetzt aufgenommen wird, daß z. B. Lehrer höherer Schulen eine Staatsprüfung ablegen sollen, welcher Preuße würde daran Anstoß nehmen; ferner ist es auch bei uns hergebracht, daß kein Lehrbuch auf Schulanstalten ohne vorher eingeholte Genehmigung eingeführt werden kann, aber unseres Wissens hat daran noch kein Katholik ein Aergerniß gefunden; ebenso ist endlich anderwärts auch das Bestätigungsrecht der gewählten Pfarrer und Lehrer von Seiten der Staatsbehörde gar nichts Auffälliges, im Gegentheil etwas allgemein Hergebrachtes. Aber, wie gesagt, ganz anders nehmen sich solche Bestimmungen aus, wenn sie von der östreichischen Regierung getroffen werden, zumal § 58 des Patentes den Superintendenzen beider Bekenntnisse eine jährliche Unterstützungspauschale aus dem Staatsschatze in Aussicht stellt. „Ein Danar-Geschenk", ruft man; „wir wollen kein Geld, wir wollen die alte Freiheit behalten."

So viel über die rechtliche und gesetzliche Seite des Patentes; außerdem fällt unseres Erachtens aber auch noch die politische Seite desselben gewaltig in die Waagschale. Wozu bringt grade jetzt die östreichische Regierung eine ganz neue Organisation der protestantischen Kirche auf's Tapet? Hat sie etwa so sehr die Sympathie der Ungarn auf ihrer Seite, daß sie kein Bedenken zu tragen braucht, sich die drei Millionen Protestanten zu entfremden? Oder sind im Kaiserstaate alle Knoten dergestalt gelöst, alle Wirren dergestalt beseitigt, daß man neue Knoten schürzen und sich nach neuen Wirren umsehen muß? Wir wenigstens glauben alle diese Fragen verneinen zu müssen. Aber wie gesagt, wir sind bis in die Knochen hinein vom Liberalismus angefressen. Oestreich und Preußen sollten Gott danken, wenn jeder innere Hader schweigen müßte, wenn Alle unverwandt den Blick auf den Erbfeind des Landes richteten, aber nein, das geht nicht, man muß zu den alten Verlegenheiten noch neue hinzufügen. Es sollte uns deshalb nicht wundern, daß in demselben Augenblicke, in dem der erste Pulverwagen im Kriege gegen Frankreich von Berlin abgesandt würde, die Minister mit einem Wagen voll neuer Gesetze in die Häuser des Landtages einrückten; quos Deus vult perdere, dementat!

Zur preußischen Landwirthschaft.

Den neueren Freihandelsbestrebungen muß als wesentliches Verdienst nachgerühmt werden, auf die Wichtigkeit und hohe staatswirthschaftliche Bedeutung des Landbaues die Aufmerksamkeit zurückgeführt zu haben. Für Preußen ist diese gewonnene Einsicht um so gewichtvoller, als die landwirthschaftliche Entwickelung des preußischen Staats bisher entschieden mehr nach der politischen Seite, als nach der staatswirthschaftlichen hin gefördert war. Die Staatsregierung hat aber neuerdings genugsam die Verpflichtung anerkannt, der Landwirthschaft volle Berechtigung und schützende Unterstützung gegenüber den industriellen Unternehmungen zu gewähren. Mit der erweiterten Praxis sucht die Wissenschaft gleichen Schritt zu halten, so daß bereits die Bedürfnisse der Landwirthschaft mehrfach durch competente Schriftsteller eine gründliche Erörterung fanden. Im Frühjahre 1853 erschien hier in Berlin (bei Schneider) eine kleine, aber bedeutende Abhandlung: „Der Landbau in Preußen und was ihm fehlt." Zu den dort geistreich gegebenen Andeutungen lieferte Kotelmann in der Schrift: „Die preußische Landwirthschaft nach den amtlichen Quellen statistisch dargestellt und mit besonderer Beziehung auf Besteuerung und Zollgesetzgebung betrachtet. Berlin, 1853. gr. 8. S. XVI. und 336 S." einen sehr willkommenen Reichthum eigener praktischer Kenntnisse und und statistischer Belege. Des Buchs ist auch bereits in der Revue (5. Heft, S. 277) gedacht, wir halten es indessen für Pflicht, in Folge der aus den statistischen Tabellen mitgetheilten Aufschlüsse über unsere Agrarverhältnisse noch weiteres Material denen an die Hand zu geben, welche Beruf und Neigung zu wissenschaftlicher Belehrung haben. Das Interesse eines Productionszweiges, welcher mindestens 40 pCt. der Bevölkerung ausschließlich und 50 pCt. überhaupt beschäftigt, durch den wieder einzelne Zweige des Handels und der technischen Gewerbe getragen werden, wird von dem Staats-Interesse überhaupt in volkswirthschaftlicher Beziehung nicht sehr verschieden sein.

Kotelmann ist erklärter Freihandelsmann — er verlangt also keinen *weiteren* Schutz, als: aide-toi et ciel l'aidera. Sein Buch zeugt von Gründlichkeit der Forschung und Eigenthümlichkeit der Anschauung. Er „rechtfertigt" sich selbst in der Vorrede über die „gleichzeitige Behandlung zweier nicht nothwendig zusammengehöriger Gegenstände, wie Statistik und Besteuerungswesen, sowie über die Art und Weise, wie sie aufgefaßt worden sind". Nach ihm (S. VII.) ist die große und würdige Aufgabe der Statistik, wodurch dieselbe zuerst zu einer für sich bestehenden Wissenschaft, zugleich aber zu einem nothwendigen Hülfsmittel aller wahren Bildung wird, das Streitige von dem unbestreitbar Feststehenden zu trennen und dieses als ein für alle Mal abgemacht, der Unwissenheit, dem Vorurtheil und der hohlen wohlgefälligen Phrase gegenüberzustellen." Die Aufgabe der Statistik der Gegenwart scheint (S. X.) „in der Vermittlung zweier Richtungen zu liegen, der Staatskunde, die nur ein Bild von den öffentlichen Zuständen, bald mit bald ohne Zahlen lieferte,

und der Zahlenstatistik, die unbedingt bei der Zahl stehen bleiben will und so zur politischen Arithmetik herabsinkt. Die Zahl soll die Grundlage bilden, doch die Rede ist nicht ausgeschlossen, sie soll die Zahlen in Zusammenhang bringen. — Die Rede ist der Mörtel, der zwischen die Steine gelegt wird, damit dieselben in eine feste Lage kommen; doch das Ganze leistet Widerstand dem Sturm der Zeiten nicht durch den Mörtel, sondern durch das eigene Gewicht der Masse. Das Bild der Zustände durch die Zahl wird um so vollendeter sein, als das Material reichhaltiger und die Combinationsgabe des Statistikers größer ist."

Eine andere Eigenthümlichkeit dieser Schrift ist die ziemlich ausführliche Mittheilung der älteren statistischen Angaben, welche über die preußische Landwirthschaft vorliegen, so daß die Möglichkeit der statistischen Darstellung eines Entwickelungsprozesses gewonnen ist (S. XII.) Zugleich liegt in der Vergleichung von Zahlen über denselben Gegenstand doch aus verschiedenen Zeiträumen ein wichtiges Hülfsmittel für eins der schwierigsten Geschäfte des Statistikers, die Kritik der Zahlen.

Durch den zweiten Theil der Arbeit, die Kritik des Besteuerungssystemes der Landwirthschaft gegenüber, werden Fragen berührt, welche die Landwirthschaft des ganzen Zollvereins, ja, im gegenwärtigen Augenblicke wohl die Landwirthschaft aller deutschen Bundesstaaten betreffen und deren Entscheidung von Preußen allein nicht abhängt. Gleichwohl hat der Verfasser diese Fragen behandelt, als wenn Preußen allein die Entscheidung darüber hätte, „weil er überzeugt ist, daß, wenn einmal das klare Bewußtsein der eigenen Interessen in Preußen vorhanden ist, sich auch bei der gegenwärtigen Verfassung des Zollvereins bei einiger Energie und Ausdauer das natürliche Uebergewicht der preußischen Staatsmacht unwiderstehlich geltend machen würde. Wir kämpfen gegen die schutzzöllnerischen Tendenzen des Südens und sind selbst noch halbe Schutzzöllner — das ist unsere Schwäche, daraus entsteht in allen entscheidenden Momenten eine Verwirrung im eigenen Lager, welche dem Gegner das Spiel erleichtert und die Entwickelung des Zollvereins zu einer Reihe von Niederlagen für das volkswirthschaftliche Interesse Preußens gemacht hat." (S. XV.) Dagegen protestirt der Verfasser auch ausdrücklich gegen den etwaigen Argwohn, als habe er das volkswirthschaftliche Interesse Preußens dem der übrigen deutschen Staaten als etwas Besonderes gegenüberstellen wollen. Das volkswirthschaftliche Interesse Süddeutschlands spricht für den freien Handel nicht minder, wie das der norddeutschen Lande, es spricht hier nur lauter und vernehmlicher, weil diejenigen Productionszweige, welche durch die Schutzzölle am meisten gedrückt werden, kleine Gewerbe und Landwirthschaft, hier auf dem größern Theil des Areals fast ausschließlich vertreten sind, die Manufakturindustrie dagegen sich in einzelnen Gegenden concentrirt. Daß indeß die Landwirthschaft in Süddeutschland bei größerer Vermischung mit der Industrie eine eben so wichtige, zum Theil sogar wichtigere Stelle der Industrie gegenüber einnimmt, wie in Preußen, ergiebt sich daraus, daß die Fabrikarbeiter in Preußen etwa 4 pCt., in Baiern

und Thüringen nicht ganz so viel, in Baden nur 3½, in den beiden Hessen nur 3, in Nassau noch nicht 2 pCt. der Bevölkerung ausmachen. Nur in Sachsen bildet die Fabrikbevölkerung etwa 12 pCt. der gesammten Einwohnerzahl. Bei der Landwirthschaft darf ein umgekehrtes Verhältniß angenommen werden. Die Agriculturbevölkerung ist in Süddeutschland im Verhältniß zur Gesammtbevölkerung zahlreich, die Landwirthschaft nimmt einen noch größern Umfang unter den Gewerben ein als in Preußen." (S. XVI.)

Das Werk selbst zerfällt in sechs Hauptabschnitte: 1) der Getreide- und Kartoffelbau, 2) der Handelsgewächsbau, 3) die Viehzucht, 4) die Forstwirthschaft, 5) die landwirthschaftlichen Fabrikationsgewerbe, 6) statistische Bemerkungen über die preußische Landwirthschaft im Allgemeinen. Das Interessante und Beachtenswerthe aller dieser Mittheilungen hoffen wir durch einzelne Auszüge darlegen und so am sichersten noch zu einer genaueren Einsicht der Schrift selbst anregen zu können.

Die Bevölkerung des preußischen Staats ist vom Anfange des Jahres 1820 bis zu dem gegenwärtigen Augenblicke von 11,500,000 auf etwa 17,000,000 Seelen gestiegen; die Production der unentbehrlichen Lebensmittel, als Getreide und Kartoffeln, mußte ungefähr in demselben Verhältnisse steigen, da eine Zunahme der Getreideeinfuhr vom Auslande nicht stattgefunden hat, auch das, was vom Auslande eingeführt wird, gegen die gesammte einheimische Production nur sehr unbedeutend ist. (S. 4). Auf Grund einer für Provinzen und einzelne Kreise des preußischen Staats angestellten Berechnung darf man annehmen (S. 8), daß der Getreideverbrauch für die menschliche Nahrung in den östlichen Provinzen 20 Scheffel, in den mittleren 25 Scheffel, in den westlichen 20 Scheffel, im Durchschnitte des Staates etwa 22 Scheffel pro Familie von 5 Personen, 4⅖ Scheffel pro Kopf beträgt. Indessen ist der Getreideconsum unter der arbeitenden Klasse weit geringer als unter der ländlichen Bevölkerung überhaupt. Man wird daher den Getreideconsum auf dem Lande durchschnittlich zu 4½ Scheffel pro Kopf der Bevölkerung rechnen dürfen, also eben so hoch, wie in dem Süden. An Getreide und Kartoffeln allein producirt die preußische Landwirthschaft für etwa 53,750,000 Thlr. mehr, als im Anfange der zwanziger Jahre.

Die hohen Getreidepreise, welche seit 1838 selbst in guten Jahren hervortreten, hält der Verfasser (S. 16) allerdings für eine Folge der Schutzzölle, nicht aber, weil diese die Bevölkerung und den Verbrauch so stark vermehrten, daß die Getreideproduction nicht nachfolgen konnte, sondern weil dieselben die Landwirthschaft bedrückten und verhinderten, mit der Bevölkerungszunahme gleichen Schritt zu halten und dadurch auch selbst wieder die Bodencultur, die Bevölkerung und den Verbrauch hemmten, die ohnedies noch rascher gestiegen sein würden. Die Getreideeinfuhr, welche an preußischen Zollstätten stattfindet, fällt ganz überwiegend auf die Rheinprovinz, die Ausfuhr ganz überwiegend auf die östlichen Provinzen. Danzig, Stettin, Wittenberge sind hier die Zollämter, bei denen das meiste Getreide ausgeht. Die gesammte Ausfuhr, welche an preußischen Zollstätten stattfindet, ist daher wirk-

lich preußische Ausfuhr und enthält keinen Durchgang aus anderen Vereinsstaaten, wogegen von dem Getreide, das über Köln eingeht, wohl auch Durchfuhr nach dem dicht bevölkerten Großherzogthum Hessen sein mag. Vor der Bildung des Zollvereins führte Preußen viel weniger Getreide aus, als seitdem an den preußischen Zollstätten ausging. In den Jahren 1825 bis 1828 wurden nur 854,072 Scheffel (1828) bis 1,734,708 Scheffel (1827) jährlich ausgeführt, die Ausfuhr der Jahre 1829 bis 1831 war ungewöhnlich groß, in den ungünstigsten Jahren seit 1837 gingen dagegen nie unter 6½ Million Scheffel an preußischen Zollstätten aus.

Bei Gelegenheit des Flachsbaues — man nimmt an, daß im preußischen Staate von 100 Morgen Acker ein Morgen jährlich mit Flachs bestellt wird und rechnet den Ertrag, à Morgen 150 Pfd. geschwungenen Flachses, zu 75 Millionen Pfunde (S. 74) — geht der Verfasser auch auf eine nähere Erörterung darüber ein, wiefern das Verfahren des Ritters Claussen nutzbar zu machen sei? Durch diese Erfindung sollte bekanntlich die Flachsfaser ihrer Härte beraubt und in eine eben so leichte, wie die Baumwolle verspinnbare Substanz verwandelt werden. Das war das Ziel, nach dem man seit Erfindung der mechanischen Spinnerei eifrig und erfolglos gestrebt hatte. Zuerst sprachen sich die englischen Blätter — Claussen stellte seine ersten Versuche in England an — außerordentlich günstig aus; es zeigte sich aber bald, daß in dem Maße wie der gewonnene Stoff sich der Baumwolle näherte, er in demselben sich von Flachs und dessen besonderen Eigenschaften entfernte, daß der Faser ihre Länge und Stärke genommen wurde, und deshalb kein Gespinnst oder Gewebe daraus herzustellen war, welches die Eigenschaft guter Leinwand besitzt. Dagegen sagt der Verfasser mit Recht (S. 81), daß, wenn sich durch das Claussen'sche Verfahren ein Spinnmaterial herstellen ließe, das die Baumwolle mehr oder minder zu ersetzen geeignet wäre, das ihr an Preiswürdigkeit gleich komme, in vielen Fällen aber eine lohnendere Verwerthung des Flachses gestatte, als bei der Verarbeitung desselben zu gewöhnlichen Leinengarn stattfinde, so wäre dadurch unserm Vaterlande ein neuer Erwerbszweig verschafft, der Flachsbau nämlich für die Zwecke der Flachswollenbereitung, und wir wären in Betreff eines der wichtigsten Spinnmaterialien, der Baumwolle, vom Auslande weniger abhängig als zuvor. Wir haben uns in einen höchst ungleichen Kampf mit den Tropenländern eingelassen, dessen Ausgang nicht zweifelhaft sein kann, haben den Rübenzucker an die Stelle des Colonialzuckers, den Pfälzer Taback an die Stelle des westindischen, die Cichorie an die Stelle des Caffee gesetzt — wir haben das Alles durch große Opfer der Staatskasse und der Consumenten erzwungen, warum wollten wir nicht an die Stelle der Colonialbaumwolle eine vaterländische Flachswolle setzen, wenn dieselbe keines Schutzes bedarf, der Baumwolle an Preiswürdigkeit nichts nachgiebt und in vielen Fällen dieselben Dienste leistet?

Die Besorgnisse, welche sich an die Abnahme in der deutschen Wollen-Ausfuhr knüpfen, hält der Verfasser (S. 111 ff.) für nur bedingungsweise gerechtfertigt. Wenn Großbritannien jetzt weniger feine Tuche fabricirt als früher, so ist das kein Beweis, daß der Bedarf dieser Waaren abgenommen hat; vielmehr

ist es bekannt genug, daß der Verbrauch in stetem Steigen begriffen ist und daß, wie noch die eben erstatteten Berichte über die Pariser Industrie-Ausstellung lehren, die deutschen Tuche immer mehr vorgezogen werden. Wir brauchen uns indeß nicht zu beklagen, wenn wir unsere Wollen anstatt roh, in Gestalt verarbeiteter Waaren ausführen, würden uns auch selbst nicht zu beklagen haben, wenn sich die Ausfuhr von Wolle in Einfuhr verwandelte, wenn wir nur erwägen, daß auch hier ein Austausch im Handel mit dem Rohstoff durch dessen Verschiedenartigkeit und den verschiedenen Gebrauch offen bleibe, so daß deutsche und australische Wolle, anstatt einander zu verdrängen, sich gegenseitig ergänzen können. C. R.

H. Drummond.

Von dem jüngst verstorbenen Parlaments-Mitglied H. Drummond brachte der „Morning Star", eines der bedeutendsten liberalen Penny-Blätter in London, in seiner Nummer vom 28. Februar d. J. ein Charakterbild, das bei aller Mangelhaftigkeit der Zeichnung doch eine richtigere Auffassung dieses bedeutenden und durchaus originellen öffentlichen Mannes enthält, als die „Augsb. Allg. Ztg." dem deutschen Publikum jüngst auftischte, wenn sie den Verstorbenen absurder Weise als einen abgefallenen Tory und radikalen Gleichmacher bezeichnet. Auf jeden Fall dürfte der hier folgende Artikel, dessen Verfasser anscheinlich ein persönlicher Bekannter Drummond's, vielleicht ein Parlaments-College, schwerlich ein Glaubens-Genosse desselben ist, für einen großen Theil der Leser dieses Blattes nicht ohne Interesse sein, da der darin besprochene eminente christliche Politiker auch mit gleichgesinnten Staatsmännern unseres Vaterlandes in einige Beziehung getreten war.*)

„Unter den wenigen hervorragenden Mitgliedern des Hauses der Gemeinen, die bei den letzten Debatten „„durch ihre Abwesenheit glänzten,"" war Einer, dessen wohlbekannte Gestalt nicht mehr an seinem gewohnten Platze erscheinen wird. Der Tod von Mr. Henry Drummond hat verhältnißmäßig geringe Aufmerksamkeit erregt, nur weil er in einem Augenblicke der Aufregung über öffentliche Angelegenheiten erfolgte, die weder Verzug noch Ablenkung gestatteten. Wenn das Haus Fragen von hoher politischer oder commercieller Bedeutung vornimmt, so wird das Verschwinden eines einzelnen Factors seiner großartigen Reihe höchstens dann bemerkt, wenn er an der Spitze einer Gruppe von Partei-Ziffern gestanden hätte. Nun aber die letzten großen Verhandlungen der Hauptsache nach glücklich beendigt sind, scheint es doch angemessen, dem merkwürdigen

*) So z. B. mit dem Präsidenten v. Gerlach, dessen treffliche Reden über die Ehe-Gesetzgebung er übersetzt und in England verbreitet hatte.

Manne einen letzten Blick zuzuwenden, dessen Worte wahrscheinlich gegen manchen Punkt der ministeriellen Vorlage sich erhoben haben, dessen Stimme aber noch viel gewisser zur Unterstützung derselben abgegeben sein würde. Denn es war eine seiner excentrischen Eigenthümlichkeiten, daß er niemals gegen ein Budget stimmte, so sehr es ihm mißfallen mochte, indem er dafür hielt, daß die Regierung am Besten wissen müsse, wie viel Geld sie brauche und wie es aufzubringen sei.

Jeder Leser der Debatten wird mit Mr. Drummond's Redestyl einigermaßen bekannt sein, aber nur der gewohnte Zuhörer kann dessen fesselnde Kraft und große Wirkung hinlänglich würdigen. Die Erscheinung, der Anzug, die ganze Art des Redners war ganz verschieden von dem, was ein bloßer Leser sich vorstellen könnte. Eine hohe magere, weißhäuptige Gestalt, gerade aufgerichtet und sorgfältig in Schwarz gekleidet, erhob er sich von dem ersten Sitze der ersten Bank an dem Mittelgange auf der ministeriellen Seite, gleichviel von wem das Ministerium gebildet war. Von dieser für seine parlamentarische Unabhängigkeit zeugenden Stelle hielt er langsam, leise, mit vollkommener Würde jene Reden, die seine ebenso unabhängige Stellung in der Welt der Meinungen bekundeten. Durch die scharf geschnittenen, fast unbewegten Lippen drang ein dünner, aber glänzender Fluß sententiöser Perioden voll Humor und Sarkasmus, Weisheit und Thorheit, Kühnheit und Schüchternheit, Fanatismus und Liebe, kurz aller möglichen Gegensätze. Der schärfste aller Contraste aber schien der zwischen dem Redner und seinen Zuhörern. Jeder von ihnen, nur nicht er selbst, war ergriffen von Zorn oder freudiger Sympathie oder spöttischem Gelächter. Er allein schien vollkommen unbewegt, eine redende Bildsäule, die Alles ringsum in die eine oder andere Art von Bewegung versetzte. Der ganze Mann war ein Paradoxon. Seine scharf markirte Persönlichkeit bewegte sich nach so vielen entgegengesetzten Extremen hin, daß seine rechte Hand in Zwiespalt mit der linken schien. Nur tiefer blickende Beobachter, die ihn als ein Ganzes zu nehmen verstanden, konnten den Alles verbindenden herrschenden Zug seiner Natur entdecken — das sehnsüchtigste Streben nach Einheit. So manche seiner Lieblingsgedanken schienen ganz kindisch, und doch war in dem Manne eine Reife der Weisheit, daß seine Reden von einer wahren Spruch-Philosophie strotzten. Unter seinen politischen Maximen war z. B. die, daß eines Volkes Bier nicht minder als sein Brod unbesteuert sein sollte, und bei landwirthschaftlichen Festessen pflegte er zu beklagen, daß sich kaum noch starkes Ale im ganzen Lande finde. Er schrieb Pamphlete, wie er Reden hielt, um Moloch doch noch über Mammon zu erheben; er bekämpfte Cobden's politische Ideale mit einem alttestamentlichen Text und mit einem Jung-England-Witz. Und dennoch war seine eigene gesellschaftliche Stellung die eines Mittelgliedes zwischen der grundbesitzenden und der Geldaristokratie, und obwohl er mit den National-Oekonomen in beständigem Hader lag, gründete er selbst in Oxford einen Lehrstuhl für diese „schaurige Wissenschaft". Er machte die Gegner der Todesstrafen lächerlich, sowie überhaupt die Führer der humanistischen Bestrebungen, und dabei verwendete er selbst ein gut Theil seiner Zeit und seines

Geldes auf wohlthätige Einrichtungen. Nichts konnte ihn mehr in Harnisch bringen, als die Vermengung seines Namens mit Radikalismus oder Beschränkungen der Autorität. Dennoch giebt es in allen Schriften unserer Reformer kaum etwas Stärkeres als die Rede, in der er Gilchrist's vergessene Caricatur in Worte gefaßt zu haben schien, wo der Staat als ein Mutterschwein dargestellt war, dessen jüngster Sprößling saugend am Schwanze der Alten hing. Wir wüßten keinen Mann, der je die Kühnheit gefunden hätte, solch' Rabelais-sche Satire mit so schonungsloser Strenge zu handhaben und Herzöge oder Ritter des Hosenbands mit derselben scharfen Lauge, wie die käuflichen Stimmen plebejischer Krämer zu waschen.

Am meisten war er aber wegen seiner religiösen Eigenthümlichkeiten dem großen Publikum bekannt oder vielmehr räthselhaft. Hin und wieder erlaubte sich einmal ein ungeschickter Opponent eine Anspielung auf seine Zugehörigkeit zu einer Kirche, deren Vorsteher als „Erzengel" rangirten und deren Gottesdienste in „neuen Zungen" gehalten wurden. Wenn Mr. Drummond es sich dabei versagte, so rohe und linkische Angriffe mit den Hieben seiner spitzen und allezeit fertigen Klinge zu bestrafen, so that er es aus Rücksicht auf den Gegenstand, der ihm für solche Scharmützel zu heilig war. Leider lebt der große Haufe der öffentlichen Männer in tiefer und fast schmachvoller Unwissenheit über alle anderen, als die staatsgesetzlich etablirten Religionsformen. Rubriciren sie schon die bunte Mannichfaltigkeit des älteren Dissidenterthums aufs Gerathewohl unter einige allgemeine Namen, so wissen sie von neueren religiösen Erscheinungen, wie von den gewöhnlich mit Edward Irving's Namen verknüpften, vollends noch viel weniger, als etwa von den Sekten der Gnostiker oder Nestorianer. Als die Kathedrale der „Irvingianer" in Gordon Square eröffnet wurde, schrieb Jemand über deren unbeendigten Thurm und schlichte Mauerstein-Fronte so, als seien dies absichtliche Symbole für einen Hauptartikel dieser Gemeinschaft, daß nämlich die christliche Kirche bis zur Wiederkunft des Herrn unvollendet sei. Die simpele Wahrheit war, daß die Erschöpfung der gezeichneten Summen den Erbauern dieses prächtigen Domes die völlige Ausführung ihres Planes nicht gestattet hatte. Auf ähnliche Weise wurde Mr. Drummond für das Haupt einer Gemeinschaft gehalten, deren vornehmster Charakterzug nach authentischen Berichten gerade in der Verwerfung eines persönlichen irdischen Hauptes und in der behaupteten Herstellung des apostolischen Collegiums besteht. Das Merkwürdigste an Mr. Drummond's Religion in ihrer so zu sagen parlamentarischen Aeußerung bestand aber darin, daß er immer als ein Vorkämpfer wesentlich katholischer Grundsätze und zugleich als der schärfste Bekämpfer der päpstlichen Suprematie erschien. Seine Reden beleidigten gleich sehr die Romanisten und die Protestanten. Letzteren gegenüber war er, wie bei der Debatte über das Ehegesetz, ein gewaltiger Verfechter kirchlicher Autorität. Gegen erstere bewies er, wie in der Debatte über die kirchliche Titel-Bill und die staatliche Inspection der Klöster, daß der Papst ein Usurpator sei. Reizte er durch seine scharfen Anklagen der Ordens-Institute die Gefühle der Römischkatholischen bis zu unermeßlicher Aufregung, so entsetzte

er den wackeren Spooner durch seine verächtliche Ablehnung des protestantischen Rechtes der freien religiösen Meinung.

Aber wie gesagt, alles dies war nur das Hin- und Herneigen einer Seele, deren Achse die Idee der Einheit bildete, deren Geschichte in einem beständigen Ringen nach Versöhnung zwischen Autorität und Freiheit, zwischen Wahrheit und Schönheit, zwischen Religion und Vernunft bestand. Und was ist die ganze Geschichte menschlicher Meinungen anders? Was die Geschichte einzelner großer Denker und ganzer Glaubensrichtungen? Vielleicht, wenn diese Geschichte einstmals vollkommen geschrieben werden kann, wenn das Zeitalter der Einheit endlich eingetreten ist und die müde Welt an dem Busen ihres erfüllten Geschickes ausruht, — vielleicht daß dann Henry Drummond mit einem weit höheren Namen strahlen wird, als dem eines merkwürdigen parlamentarischen Humoristen, denn nur als solchen kannte ihn der vorübereilende Haufe dieses Tages und Geschlechtes." —

Wie weit man, und darunter auch die Geistlichkeit, sich schon zur Zeit Napoleons I. nach dieser Seite hin verlor, ersehen wir aus dem Nachfolgenden: „Die Kirche beeilte sich," nach der Rückkehr Napoleon's von Marengo, „ihre Huldigungen darzubringen. Am 24. Juni wurde in der Kirche Notre-Dame zu Paris ein Tedeum abgehalten: Bischof Royer hielt zwischen dem Tedeum und der Messe eine Rede und benutzte den Umstand, daß gerade Johannistag war, zu einer Parallele zwischen dem ersten Consul und dem heiligen Johannes: Beide, sagte er unter Anderem, sind Boten von guten Nachrichten gewesen. Beide haben in Wüsten gelebt, Beide haben Wunder gethan." Auf einer Reise in die Nord-Departements des alten Frankreichs wurde er von Behörden und Deputationen als „der Wohlthäter der Menschheit," als „der friedenstiftende Heros beider Welten" gefeiert, von dem Präsidenten des Gerichtshofes zu Havre mit Cäsar, als dem „Eroberer" der Gallier, Asiens und Afrikas verglichen und von einem Geistlichen, der ihn im Namen der Geistlichkeit der Stadt anredete, sogar „der Mann der Rechten des Allerhöchsten" genannt. Ehe der erste Consul die Reise nach Belgien antrat, schickte Portalis als Staatsrath für die geistlichen Angelegenheiten den Bischof von Gent mit einem besonderen Schreiben, in welchem er bemerklich machte, daß man dem „Oberhaupte der Nation, dem Wiederhersteller der Religion und des Staates nicht zu viel Ehre erweisen, noch ihm zu viel Erkenntlichkeit, Ehrfurcht und Liebe bezeugen könne," das Ceremoniel zu, nach welchem der erste Consul in den einzelnen Städten empfangen werden sollte. Der Bischof geht demnach mit seiner Geistlichkeit dem ersten Consul bis vor das Stadtthor entgegen, präsentirt ihm das Kreuz zum Küssen und führt ihn unter einem Traghimmel bis zur Hauptkirche, indem er den Kirchen-Gesang: Ecce mitto angelum meum, qui praeparabit viam meam ante faciem tuam, mit den Hymnen oder Psalmen, die sich zur Ceremonie schicken, absingt. Auf eben dieser Reise sagte ein Präfect in seiner Anrede an den ersten Consul: „um das Glück und den Ruhm Frankreichs zu sichern, um den Frieden auf Erden festzuhalten, schuf Gott Bonaparte und ruhte!" Die

blasphemische „Ode an den blonden Jesus", den Sohn des jetzigen Napoleons, ist deshalb eigentlich nichts Neues.

Correspondenzen.

Aus der Hauptstadt.

7. April 1860.

— Vertriebene legitime Fürsten; — Hofnachrichten; — Geheimer Rath Pehlemann und seine Veilchen; — geistliche Musik; — die Verurtheilung des Professors Hengstenberg und die liberale Presse. —

Am Königl. Hoflager zu Sanssouci wurde in vergangener Woche der legitime König Schwedens empfangen, Prinz Gustav Wasa, wie er sich nennen läßt, obwohl er wenigstens seinen Erbtitel eines Herzogs von Schleswig und Holstein führen könnte, ohne der herrschenden Halbrevolution Anlaß zum Zorne zu geben. Es ist merkwürdig, welchen Groll die Presse der Halbrevolution gegen vertriebene legitime Fürsten an den Tag legt und, wie seltsam! sonst ganz conservative Leute machten da Chorus mit. Lebt ein legitimer Fürst still und würdevoll in seinem Exil, wie der Herr Graf von Chambord, so schützt ihn weder seine hohe Abkunft, noch sein fleckenloses Privatleben, noch die Heiligkeit des Unglücks vor den lieblosesten Urtheilen, er soll handeln, soll seine Krone wiedererobern! aber Niemand giebt ihm die Mittel dazu. Macht er aber Versuche dazu, seine Rechte geltend zu machen und sie mißlingen, dann wird er auf's Unbarmherzigste verspottet und verhöhnt, auch wohl kurzweg unter die Abenteurer rangirt. Das hat die muthige Herzogin von Berry zur Genüge erfahren, das erfährt so eben der legitime König Spaniens, wie lange hat man über die Unthätigkeit des Grafen Montemolin gespottet, jetzt, da er mit seinem Bruder Don Johann einen Versuch gemacht hat, regnet es Sarkasmen und Schmähungen. Glücklicher Weise hat Gott mehr Erbarmen als die Menschen, er läßt das Geschlecht dieser Fürsten, die für die Sünden ihrer Väter nicht allein, sondern auch ihrer Völker büßen, gnädig erlöschen, der Herr Graf von Chambord lebt in kinderloser Ehe, eben so wie der Herr Graf von Montemolin und die einzige Tochter des Prinzen von Wasa führt eine kinderlose Ehe mit dem Kronprinzen von Sachsen. Es ist gemein, des Unglücks zu spotten, aber es ist namenlos verächtlich, eines vertriebenen Fürsten zu spotten, dem nicht einmal die, welche seinen Thron gestürzt haben, persönlich einen Vorwurf machen können. Am Hoflager des Königs von Preußen wird der Sohn des unglücklichen Obersten Gustavson und jener reizendsten aller Königinnen, der edlen Friederike von Baden, als ein naher Verwandter immer mit größter Zuvorkommenheit aufgenommen.

Se. Königl. Hoheit der Prinz Carl von Preußen sind ebenfalls von Höchstihrer Reise zurückgekehrt, von Nizza nach Sanssouci — von dem Krankenbette der geliebten Kaiserlichen Schwester zu dem Krankenbette des geliebten Königlichen Bruders!

Es kommt nun die Zeit, wo es auf der Straßen und Plätzen der Residenz wieder interessanter ist, die Frühjahrstoiletten tauchen „Unter den Linden" auf, noch schüchtern etwas, aber anmuthig. Die Leute bleiben wieder vor den Schaufenstern der Buch- und Kunsthandlungen stehen und der wackere Geh. Rath Pehlemann, Chef der Thiergartenverwaltung, hat vorläufig den Veilchen und anderen kleineren Leuten der Blumen-

welt gestattet, sich zu zeigen, wenn er auch seine Hauptmatadore noch zurückhält in weiser Berücksichtigung des Aprilwetters. Die italiänische Oper ist geschlossen und die Osterzeit bringt mit Recht vorzugsweise geistliche Musik zur Geltung. Es ist erfreulich für uns gewesen, zu bemerken, daß man unter den Passionsmusiken des alten Berliner Meisters Graun schönes Werk wieder besonders anerkennt und vorzugsweise gern hört.

Unangenehmsten Mißklang brachte in die Charwoche der Prozeß gegen den Professor Dr. Hengstenberg, der zu einer Geldstrafe verurtheilt wurde, weil er in der „Evangelischen Kirchenzeitung" politische Gegenstände besprochen hatte, was, wie der Staats-Anwalt ausführte, ihm nicht gestattet werden dürfe, weil er nicht Caution, die das Gesetz von einem politischen Blatte verlangt, hinterlegt. Man kann ein scharfer Gegner der theologischen Ansichten und Ueberzeugungen des Professors Hengstenberg sein und muß sich doch durch dieses Verfahren tief verletzt fühlen. Was bleibt denn endlich einer theologischen Zeitschrift übrig, wenn sie sich vom Leben fern halten und die wichtigen Fragen nicht in den Kreis ihrer Besprechungen ziehen soll? Der Staats-Anwalt bei seiner Klage, das Gericht bei seinem Spruch, waren Beide gewiß sowohl im Recht, es fällt uns nicht ein, das zu bestreiten; das aber ist's eben, was wir beklagen. Widerlich im höchsten Grade war das Gebahren der liberalen Presse bei diesem Prozeß, sie jubelte über die Verurtheilung Hengstenbergs, weil der ihr als ein eifriger und muthvoller Royalist ebenso verhaßt ist, wie als christlicher Theolog. Sie riß aus Hengstenbergs Vertheidigung einzelne Sätze heraus, übte ihren kläglichen Witz daran und behandelte die ganze Angelegenheit in einem so schnöden Tone, daß einem das Herz wehe that beim Lesen. Schrieb doch z. B. die „Gerichtszeitung" dreist hin: „Hengstenberg habe sich bei seiner Vertheidigung auf „„Luther und andere Kirchenväter"" berufen." Ist dieser Ausdruck absichtlich gewählt, so ist's schlimm, ist er nicht absichtlich gewählt, so ist's eigentlich noch schlimmer. Dagegen werden Ansichten des Staats-Anwaltes Oppermann ganz überschwänglich gelobt; wir glauben nicht, daß sich Herr Oppermann sehr geehrt fühlen wird durch das Lob, welches ihm bei dieser Gelegenheit gespendet worden ist. Andererseits aber will es uns bedünken, als wenn Herr Professor Hengstenberg besser gethan hätte, nicht persönlich vor Gericht zu erscheinen; wir können uns irren, er mag gute Gründe gehabt haben, aber — ein Doctor der Gottesgelahrtheit und heiligen Schrift in der Charwoche auf der Bank der Angeklagten und verurtheilt, das ist ein affreuser Gedanke. Wir hätten uns in Hengstenberg's Stelle einem Contumacial-Urtheil unterworfen. Es ist eine seltsame Zeit, im vorigen Jahre sahen wir den Erbkämmerer des Herzogthums Magdeburg, einen Plotho und andere Edelleute, in deren Geschlechtern die Treue erblich seit Jahrhunderten, die ihre Hingebung an das Königliche Haus als ihren höchsten Ruhm betrachten, auf derselben Anklagebank, auf welcher nun ein Doctor der Theologie sitzt, den sein König selbst aufnahm in die Ritterschaft der Getreuen seines Königlichen Hauses! Heile Zustände sind das nicht, in denen solche Vorkommnisse Rechtens; wir klagen nicht an, aber wir trauern!

Aus München.

Anfang April.

— Vom Hofe. — Künstler. —

Der König befindet sich in Montreux, wie bekannt, um sich etwas für die Großmuth zu entschädigen, die ihn bewog, von der projectirten Reise nach Spanien abzustehen. Die Berichte lauten erfreulich. Der Geheimsekretär Hofrath Pfistermeister befindet sich im Gefolge, auch Legationsrath Dönniges kam von Turin nach Montreux zur Aufwartung. Der Flügel-Adjutant Oberst Spruuner dagegen verblieb in München, und soll ein Drama für die Bühne vorbereiten. Königin Marie, welche neuestens fast sämmtlichen hiesigen Photographen die hohe Huld erwies, ihnen eine Sitzung zu gewähren, erfreut sich des besten Wohlseins und wird von Jedermann verehrt. Kronprinz Ludwig, nun schon funfzehn Jahr alt, wächst sich immer hübscher heraus, und zwar habituell auf den König, im Blick auf die Königin. König Ludwig residirt einsam im hohen rothen Wittelsbacher Pallaste, und treibt sich in gewohnter Leutseligkeit und mit frischestem Interesse für alle Verhältnisse im Publikum verehrt und ungenirt umher, spricht mit Jedermann, ist noch immer kurz und sarkastisch und so eilig zu Fuße, daß Niemand an seine 75 Jahre denkt. Prinz Luitpold scheint in Militärangelegenheiten gegenwärtig abwesend von München zu sein. Prinzessin Alexandra wird viel auf Spaziergangen gesehen. Prinz Adalbert, der Schöne, ist mit seiner Gemahlin, der Infantin Amalie, in Madrid. Prinz Carl ist seit einiger Zeit gleichfalls nicht sichtbar in der Residenz. Herzog Maximilian soll im Maxpalais wohnen und sich durch Zitherspielen amüsiren. Seine Tochter Helene, vermählt mit dem Erbfürsten Thurn und Taxis, residirt in Regensburg. Kaiserin Elisabeth steht hier noch im besten Andenken, ebenso Marie, Königin von Sicilien. Herzog Carl Theodor, auffallend Carl XII. ähnlich werdend, reitet und fährt viel spazieren. Herzogin Mathilde, 17 Jahre alt, ist nun gleichfalls sicilianische Braut.

Director Wilhelm v. Kaulbach, der geniale und zugleich fruchtbarste Meister hat nun den 19 Fuß hohen und 33 Fuß breiten Carton der „Schlacht von Salamis", bestimmt für das Maximilianäum, bereits fertig, auch sogar schon die große Farbenskizze dazu vollendet. Daneben componirte er das sechste Wandgemälde für das Treppenhaus in Berlin, „die Reformation", welche Composition sich, trotz vorgefaßter Parteimeinungen, nun sowohl hier wie in Preußen einstimmigen Beifalls erfreut. Für die Shakespeare-Galerie lieferte Kaulbach neuestens den großartigen „Tod Cäsar's", der nun nicht mehr gleich dem früheren Blatt im Stich, sondern in meisterlicher Photographie des Königlich bayerischen Hofphotographen J. Albert erschien. Bei alledem schuf der große Meister auch noch sieben Compositionen zu der demnächst ebenfalls in Photographien Albert's erscheinenden Göthe-Galerie, nämlich „Apotheose", „Adelheid", „Hermann und Dorothea", „Iphigenia", „Gretchens Kirchengang", „Gretchens Buße" und „Lotte und ihre Geschwister", von denen besonders letzteres Bild dem genialen Zeichner alle Herzen gewinnen muß. Gemalt hat Kaulbach in letzterer Zeit das imposante Bildniß der Prinzeß Wittgenstein, jetzigen Fürstin Hohenlohe, und das Franz Liszt's, beide in Lebensgröße, während er in Kohlenzeichnung das Portrait des Componisten v. Perfall und das des Schriftstellers Kertbeny lieferte. Viel Genugthuung muß dem genialen Künstler die eben bei Trübner in London erschienene englische Ausgabe seines Reineke Fuchs gewähren, indem diese seine Illustrationen nun auch in England und Amerika so populär zu werden versprechen, als sie es in Deutschland bereits sind. Ritter Moritz v. Schwind, dessen „Märchen von den sieben Raben" nun denn endlich doch auch in photographischen Facsimile erscheinen soll, arbeitet an den Flügeln für den Hauptaltar in der hiesigen Frauenkirche, und zwar einen Cyklus aus dem Leben Maria's, der an Naivetät und Anmuth den besten Werken des Meisters nicht nachsteht. Es sind erst fünf Felder fertig, und die vier Flügel werden sechszehn Felder bekommen. Auch lieferte Schwind, ungemein sinnig, das Huldigungsblatt, welches der Sängerin Dietz beim Feste ihres dreiundzwanzigjährigen künstlerischen Wirkens dargebracht wurde. Professor Karl Piloty, der sich demnächst mit der Tochter des Arztes für Stotternde, mit Fräul. Hellermann verehelichen wird, hat sein großes und großartiges Gemälde: „Nero's Umzug nach dem Brande Roms" bereits zur Hälfte vollendet, und dürfte dies gewaltige, zugleich in Composition wie Farbe virtuos durchgeführte Tableau den hohen Ruf des Malers von „Seni und Wallenstein" wo mög-

lich noch vergrößern. Besteller des Bildes ist Graf Jean Pálffy in Preßburg. Karl Piloty, erst einige dreißig Jahre alt, zog, in der kurzen Zeit seines Wirkens, auch eine Anzahl von meist vielversprechenden Schülern. Baron Ramberg, einer der geistreichsten und elegantesten Zeichner, illustrirt für Cotta Schiller's Gedichte, welche Zeichnungen in Albert'schen Photographien der projectirten Prachtausgabe beigegeben werden. Fertig sind bis jetzt »Laura am Klavier«, »der Spaziergang«, »die Mutter«, »Kleopatra«, »das Mädchen aus der Fremde« und »die gelehrte Frau«. Die »Kindesmörderin" lieferte Karl Piloty, und „die Schlacht" sein Bruder Ferdinand Piloty. Ramberg illustrirt zugleich das durch Königliche Municifenz erscheinende Prachtwerk „Bavaria", und seine bei Brockhaus im Verein mit F. Pecht erschienene „Schillergalerie" fand bereits verdienten Beifall. Der russische Hofmaler, Alexander v. Kotzebue, ging auf einige Monate nach Petersburg, um sein neuestes großes Schlachtenbild persönlich zu überbringen.

F. Bodenstedt giebt demnächst auch englische und schottische Volkslieder übersetzt heraus. Der Dichter Dr. Friedrich Beck arbeitet an einem Drama. Dr. Julius Große will sein Drama »Die Ynglinger« kürzen und an die übrigen Bühnen versenden. Dr. Felix Dahn bereitet einen neuen Band Gedichte vor. Professor F. Fallmerayer läßt nun seine seit Jahren in verschiedenen Blättern, namentlich in der »Allgemeinen Zeitung« veröffentlichten einzelnen, stylistisch virtuosen Artikel, gesammelt in drei Bänden, erscheinen. E. Geibel hat vor, im Verein mit einem jungen Schweizer, H. Leuthold, ausgewählte Uebersetzungen aus dem Englischen, Spanischen, Italiänischen und Französischen herauszugeben. Heyse's »Elisabeth Charlotte«, mit so viel Beifall in München und Stuttgart bestehend, wird nun auch auf den Hoftheatern in Wien und Berlin in Scene gehen. Hermann Lingg, dessen Gedichte in vierter Auflage so sehr vermehrt erschienen, hat nun bald wieder einen Band noch neuerer Dichtungen druckfertig, wovon einige im Stuttgarter Morgenblatt abgedruckt sind. Professor Riehl arbeitet an einem culturhistorischen Werke über die Entwickelung Münchens. Von Professor Lasaulx erschien soeben bei Cotta das lang erwartete Werk über die Künste und Dichtung. Professor v. Sybel trägt sich mit dem Project zur Gründung einer neuen Wochenschrift. Baronin Tautphöus veröffentlicht demnächst wieder einen neuen englischen Roman, der im baierischen Hochlande spielt. Der bekannte Publicist und Novellist, Dr. Adolf Widmann aus Jena, weilt gegenwärtig auf längere Zeit in München. Von K. M. Kertbeny, der gleichfalls schon seit länger in München domicilirt, erschienen letzlich aus dem Ungarischen übersetzt die »Gedichte des Koloman Lisznyai«, ferner die »Erzählenden Dichtungen von Alexander Petöfi« und in der Berliner Klassiker-Ausgabe von A. Hofmann u. Comp. »Alexander Petöfi's Dichtungen« in einer besonderen Auswahl, während er demnächst bei Kober und Marggraff in Prag in zwei Bänden »Silhouetten und Reliquien«, persönliche Erinnerungen an Bettina, Delaroche, Heine, Zschocke rc. und einen Band Originalnovellen publizirt. August Becker, der Dichter des »Jungfriedl«, schreibt an einem größeren Roman. Der Wiener Journalist, Julius Lang, ist nun hier als Mitarbeiter an der »Süddeutschen Zeitung« thätig. Professor Géhant hält Vorlesungen über französische Literatur. Bibliothekar Professor Franz Löher bereitet ein Werk über die Indianerstämme vor. Der Polizeicommissär Regnet, ein sehr gewandter Stylist, sammelt die Biographien sämmtlicher hiesiger Künstler, um sie lexical herauszugeben.

Aus Paris.

Anfang April 1860.

— Die Predigten und die Pariser Damen; die schöne Isabelle; jede Frau in Paris eine geborene Schauspielerin; warum Meyerbeer's Kreuzfahrer kein Glück mehr machte. —

Der Bischof von Orlean, Monseigneur Dupanloup, predigte neulich in St. Roch, und wer die ungeheueren Menschenmassen dorthin strömen sah, würde vielleicht die Pariser Bevölkerung für sehr fromm gehalten haben. Die Menge hat aber eigentlich nicht den Bischof gehört, sondern hörte vielmehr nur sich selbst, nämlich sich räuspern, niesen und husten. Die Freunde des Bischofs von Orleans behaupten, daß der »Siècle« die Bevölkerung von Paris »enrhümirt« habe, indem er sie einen zu kalten Artikel

in einem Augenblicke, wo sie zu heiß gewesen, habe lesen lassen, und zwar das aus purer Cabale gegen ihren siegreichen Gegner, den Herrn Bischof von Orleans.

Da wir grade bei'm Predigen sind, muß ich Ihnen doch mittheilen, daß die Damen der Aristokratie mit Vorliebe die retraite du sacré coeur besuchen. Wenn man um neun Uhr Morgens die Straße Varennes passirt, kann man hunderte von Equipagen und eine wahre Armee von Livréebedienten dort warten sehen. Was dieses sogenannten Dompredigers Ruf ausmacht, ist, man sollte es kaum glauben, sein Feuereifer gegen die Crinoline und den übertriebenen Aufwand überhaupt, den das schöne Geschlecht übrigens nicht hier zu machen pflegt. Er hält den Damen auf's Eindringlichste vor, wie unpassend es für anständige Personen sei, mit den Frauen der Demi-monde im Luxus zu wetteifern, und indem sie ihnen jede ihrer capriziösen Launen nachmachten, ihnen gewissermaßen zuzugeben, daß sie die Tonangebenden in der Gesellschaft seien. Der Prediger hat leider sehr recht; aber was wird ihm sein Eifern helfen? Die Damenwelt hört ihm lächelnd zu, weil er ein guter Redner ist, denkt aber nicht an's Befolgen seiner Lehren. Die ganze Pariser Gesellschaft ist aber zu verkehrt, zu sehr herabgekommen, als daß ihr noch durch Lehre und Predigt zu helfen wäre; da wird es drastischerer Mittel bedürfen.

Die Damen der Demi-monde glauben sich hier Alles erlauben zu dürfen. Wenn ihre beste Zeit vorüber ist, oder sie sonst Lust und Laune dazu haben, gehen sie zum Theater, und ihr Erfolg ist meist ein glücklicher, weil hier eine jede Frau auch eine geborene Schauspielerin ist. Ein Blumenmädchen, die als schöne Isabella bekannte Straßenberühmtheit von Paris, hat sich ebenfalls der Bühne gewidmet. Man sah sie schon immer auf der Straße, während sie Bouquets verkaufte, Rollen studiren. Das ist pikant an sich und sichert im Voraus den Erfolg!

Sonst giebt's nichts Neues in den Theatern, außer daß die Délassements comiques ausziehen und nach dem Eldorado übersiedeln und die italiänische Oper Meyerbeer's Kreuzfahrer in Egypten gegeben hat.

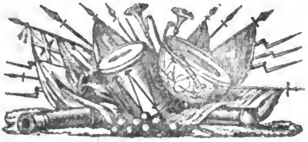
Obgleich eines der Erstlingswerke des Meisters, ist die Oper keineswegs schlecht, dennoch macht die Reprise derselben jetzt kein Glück. Sie enthält sogar viel Schönes und bietet ein gewisses Interesse dar als Monument einer halb vergessenen Phase des Meyerbeer'schen Genies. Die Aufführung ist auch nicht Schuld an der Theilnahmlosigkeit des Publikums, die berühmten Namen der Damen Borghi-Mamo, Alboni und Penco bürgen dafür. Die Pariser von 1860 langweilen sich aber im „Kreuzfahrer" ebenso, als die Pariser unter der Restauration 1826 entzückt davon waren, als Madame Pasta zuerst darin sang.

Dreizehn Jahre nach jener allerersten Aufführung wurde il Crociato in Egitto wieder aufgenommen, es passirte aber eine sehr lächerliche Geschichte dabei.

In dem schönen Quartett des zweiten Acts figurirt ein Kind als stumme Person — der Sohn der Palmide, den die Mutter dem Soudan vorstellt, um diesen zu rühren. Dieser jugendliche Zögling der dramatischen Kunst schien aber weder für den Text, noch für die Musik den rechten Sinn zu haben. Ein Stück Kuchen, oder vielmehr sein Bett wäre ihm vielleicht lieber gewesen, da das erwähnte Quartett erst um zehn Uhr Abends gesungen wird und dieses die Zeit ist, wo sich der Schlaf bei den Kindern unabweislich meldet. Kurz, Palmiden's Sohn fing an, trotz des rührenden Gesanges seiner Mutter, bedeutend zu gähnen. Das Publikum bemerkte es und lächelte. Die Sängerin fährt standhaft fort zu singen: „Frena le lagrime!" Zweites Gähnen des Kindes. Die Primadonna thut, als merke sie nichts und singt immer weiter: „Consolarti sapro il Ciel!" Drittes Gähnen des Kindes. Da unterbricht sie das schallende Gelächter des Publikums. Die Pièce kann nicht zu Ende gesungen werden, und der junge Barba, die unschuldige Ursache dieser ganzen Verwirrung, wird eiligst hinter die Coulissen geschafft. Seit dieser unglücklichen Geschichte hat der Kreuzfahrer kein Glück mehr gehabt.

Militärische Revue.

Sonntag, den 8. April 1860.



Avis. Beiträge ꝛc. für die militärische Revue werden unter der Adresse der Expedition, Kronenstraße Nr. 21, erbeten.

Geschichtskalender.

8. April 1758.	Erstürmung einer vorgeschobenen Flesche bei Schweidnitz durch die Preußen.	11. April 1745.	Gefecht von Schlawenszicz: Oberst v. Winterfeld schlägt die Oesterreicher.
9. April 1814.	Ausfallgefecht vor Erfurt: Der Ausfall wird glänzend zurückgeschlagen.	12. April 1793.	Gefecht von Hamm: Oberst von Blücher schlägt die Franzosen.
10. April 1741.	Schlacht von Mollwitz: die Preußen unter König Friedrich II. und Feldmarschall Schwerin schlagen die Oesterreicher unter Graf Neipperg.	13. April 1813.	Sturm der Vorstädte von Wittenberg durch die Preußen.
		14. April 1759.	Gefecht von Salzungen: Oberst von Belling schlägt die Schweden.

Inhalt:

Die Schlacht von Solferino und die früheren Kämpfe auf demselben Boden.

(Nach dem „Spectateur militaire".)

II.

Wir mußten die verschiedenen Phasen der denkwürdigen Schlacht von Solferino mit einiger Ausführlichkeit behandeln, um die Erfolge unserer jungen Armee mit den unsterblichen Waffenthaten unserer Vorfahren auf demselben Terrain, das sich von den Ufern des Gardasee's bis zu den Ebenen von Mantua erstreckt, besser in Parallele stellen zu können. Und es herrscht allerdings eine seltsame Aehnlichkeit zwischen diesem Siege und dem von Castiglione.

Im Jahre 1796 stützte der General Bonaparte alle seine Combinationen für den Tag auf die Bewegung der Division Serrurier, welche von Mantua über Guidizzolo marschirte, um bei Cavriana im Rücken von Wurmser zu debouchiren. Sobald dieser die Geschütze Serrurier's ertönen hörte, war er gezwungen, einen Theil seiner Front zu entblößen, um diesem unerwarteten Gegner die Stirn zu bieten. Bonaparte ergriff diesen Moment mit der

ihm eigenthümlichen Geschwindigkeit, warf sich auf die geschwächten Linien der Oestreicher und griff sie mit Unerschrockenheit an. Dies wurde das Signal zu ihrer Niederlage.

Am 24. Juni 1859 hatten das 10. und 11. Corps von der Armee Wimpffen's den Auftrag, die Bewegung Serrurier's zu erneuern. Der Zweck ihres Angriffs ging dahin, uns von der Chiese, als unserer Operationsbasis, abzuschneiden, indem eine imposante Macht in unserem Rücken erschien, während die Kaiserliche Garde, unsere Reserve, theilweis bei Solferino und Cavriana engagirt war. Diese Macht aber, gegen welche Marschall Canrobert die Armee decken sollte, erschien gar nicht auf dem Kampfplatze. Aber selbst für den Fall, daß sie ihre Geschütze hätte erdröhnen lassen, so hatte sie dennoch keine der Chancen für sich, welche den Erfolg Serrurier's herbeiführten, denn sie wurde durch einen General und ein Corps erwartet, die bereit waren, sie kräftig zu empfangen.

Es ist bemerkenswerth, daß den Oesterreichern an diesem Tage keine umgehende Bewegung gelingen wollte. Vergeblich versuchten sie, den rechten Flügel der Piemontesen, den linken des 2. Corps, den der Division Vinoy, zwischen dem 2. und 4. Corps, und endlich den rechten Flügel der Armee zu umgehen. Diese vereinzelten Combinationen scheinen auf die im Voraus beschlossene Absicht zu deuten, die Linien der Alliirten um jeden Preis zu durchbrechen.

An beiden Tagen bivouakirte auch der Sieger auf dem glorreich behaupteten Schlachtfelde, ohne den Gegner zu verfolgen. Bei Castiglione war die republikanische Armee durch die ununterbrochenen Kämpfe der vorhergegangenen Tage von Anstrengungen erschöpft; bei Solferino dagegen nöthigte die glühende Luft, der Wassermangel und die Erbitterung eines lange dauernden Handgemenges unsere decimirten Bataillone zu einer gezwungenen Ruhe. Ueberdies war der Hauptzweck erreicht. Jede beider Schlachten sicherte uns den freien Uebergang über den Mincio. In das berühmte Festungsviereck war man eingebrochen.

Der Antheil, den jede Armee an dem Triumph von Solferino hat, ist durch die Commandeurs der Armee-Corps vollkommen festgestellt worden. Alle, Franzosen sowohl als Sarden, zeugen von der Unerschrockenheit der Infanterie, welche die Positionen mit entschiedener Ueberlegenheit mit dem Bajonnet nahm. Einige Zeilen aus dem Rapport des General Niel geben ein Resumé ihrer Thaten und lassen den Modus des Kampfes voraussehen, zu welchem von jetzt an die übergroße Vervollkommnung der Präzisionswaffen führen wird.

„Wenn der Kampf mit Infanterie-Feuer geführt wurde,“ sagt er, „so verlor ich an Terrain, sobald der Feind an Zahl überlegen war. Ich bildete dann eine Angriffs-Colonne mit einem Bataillon meiner Reserve und das Bajonnet errang uns mehr, als wir durch das Gewehrfeuer verloren hatten.

Unsere Artillerie war bewunderungswürdig in Präzision; sie bediente ihre Geschütze mit demselben kalten Blute und der Gewandtheit des friedlichen Exerzierplatzes. Die Tragweite unserer gezogenen Kanonen überraschte den Feind und erfüllte ihn mit Schrecken. Seit dem Beginn der Campagne war sie noch nicht dahin gelangt, ihre furchtbaren Mittel in einem so ausgedehnten Maßstabe zu entwickeln.

Der Marschall Regnaud de Saint-Jean-d'Angely sagt darüber: „Während der ganzen Affaire hat sich die Garde-Artillerie durch die Präzision ihres Schusses und durch die Wahl ihrer verschiedenen Stellungen, ausgezeichnet. Ueberall, wo sie feindliche Batterien zu bekämpfen hatte, brachte sie das Feuer derselben in kurzer Zeit zum Schweigen.“

Der Marschall Baraguey d'Hilliers bestätigt, daß das Feuer seiner Geschütze gut unterhalten und dirigirt war und die, auf dem Cypressenhügel postirte feindliche Artillerie vollständig dämpfte.

In der Stellung von Casa-Marino, wo das 2. Corps zum Gefecht kam, begann

dasselbe mit einem Artilleriekampf. Eine bedeutende Zahl feindlicher Geschütze wurde in Batterien, 1000 bis 1,200 Metres vor der Front des Marschall Mac-Mahon aufgefahren.

„Die vier Batterien der 1. und 2. Division," sagt er, „gingen bis unmittelbar in die Tirailleur-Linie vor und eröffneten ein sehr lebhaftes Feuer, das die feindliche Artillerie sehr bald sich zurückzuziehen zwang, nachdem sie noch zwei ihrer Munitionswagen in die Luft fliegen sah."

Die Artillerie des Generals Forgeot war es, welche die Umgehung des rechten Flügels der Piemontesen aufhielt. Es war die Artillerie des Generals Soleille, welche denselben Versuch auf dem linken Flügel des 4. Corps verhinderte. Der Marschall Niel berichtet in dieser Sache, daß eine, von zahlreicher Cavallerie unterstützte Infanterie-Colonne, sich bis auf 200 Metres der Division Vinoy näherte, aber durch die Kartätschen und Kugeln der 42 Geschütze der Artillerie der Divisionen und der Reserve aufgehalten wurde, welche nach einander ihre Stellung im Kampf einnahmen und bald alle unter der geschickten Leitung des Generals Soleille in Batterie vereinigt waren. Nun kam die Reihe an den Feind, seine Artillerie in Thätigkeit zu setzen. In diesem, einen großen Theil des Tages dauernden Kampfe hatte unsere Artillerie immer unbestreitbar die Oberhand, und ihre fürchterlichen Wirkungen zeigten sich in den Trümmern von Menschen und Pferden, die den Erdboden bedeckten."

Der Höhenzug, welcher einen Theil des Schlachtfeldes beherrscht, gestattete der Cavallerie nicht, die ganze Gewalt ihres Choc's zu entfalten; nichtsdestoweniger war ihre Unterstützung von Wichtigkeit und zuweilen sogar entscheidend. Mehr als einmal erschien sie wie ein furchtbarer Orkan mitten in den tiefen Carree's unserer Gegner und beschleunigte ihren Rückzug.

Der Marschall Regnaud de Saint-Jean d'Angely hebt in seinem Bericht die Unerschrockenheit der Chasseurs von der Garde hervor, welche eine österreichische Colonne in der Flanke attackirten und auf ihre Batterien warfen.

Marschall Mac-Mahon drückt sich in seinem Bericht über die Unterstützung, welche ihm die Cavallerie gewährte, folgendermaßen aus:

„Eine Colonne von zwei Cavallerie-Regimentern suchte meine linke Flanke, welche durch zwei Escadrons des 4. und vier Escadrons des 7. Chasseur-Regiments unter dem Befehl des Obersten Savaresse gedeckt war, zu umgehen. Unsere Cavallerie wies drei Angriffe des Feindes muthvoll ab und warf ihn in der größten Unordnung auf die Bataillone des linken Flügels von der 2. Division, welche Carree's formirt hatten. Der Feind ließ eine große Anzahl todter und verwundeter Pferde auf dem Platze. Unsere Chasseurs brachten mehrere Gefangene ein, unter welchen sich ein höherer Offizier und etwa 30 vollkommen gesattelte und gezäumte Pferde befanden. Dank diesen glücklichen Attacken, Dank dem Feuer meiner Artillerie, konnte ich den Feind überall in gehöriger Entfernung halten."

Der Marschall Niel sagt seinerseits: „Die Cavallerie war uns eine mächtige Hülfe, um die feindliche Infanterie von der Casa-Nova fern zu halten, welche ohne Unterlaß ihre Anstrengungen erneuerte, um uns diesen wichtigen Stützpunkt zu entreißen. Die beiden Divisionen Partouneaux und Desvaux haben zu wiederholten Malen und mit großer Bravour die österreichische Infanterie attackirt.

Endlich lobt der Marschall Canrobert die Husaren vom 2. Regiment, welche seine Eskorte bildeten und sich bei der Einnahme von Castelgoffredo mit Unerschrockenheit auf ein Piquet österreichischer Husaren warfen.

Seinerseits bekräftigt der Chef des sardinischen Genenneralstabs della Rocca die glänzende Theilnahme der piemontesischen Cavallerie an dem Triumphe der Armee.

So zeigte sich jede Waffe in Italien als der edle Nacheiferer ihrer tapferen Vorgänger von 1796 wie von 1800.

Wir haben oben nachgewiesen, daß durch

die Alliirten in der soeben verflossenen Campagne eben so imposante Resultate mit weniger schmerzhaften Opfern erreicht wurden, als in jenen berühmten Epochen. Vergleicht man die offiziellen Verlustangaben in den Schlachten von Marengo und Magenta, so finden wir einen beträchtlichen Unterschied zu Gunsten des letzten Krieges. Bei Marengo verloren die Oesterreicher den dritten und die Franzosen den vierten Theil ihrer Stärke, wenn man in diese betrübende Totalsumme alle außer Gefecht gesetzten, getödteten, verwundeten und gefangenen Leute einrechnet. Bei Solferino schlug man sich ohne Unterbrechung von Aufgang der Sonne bis zu ihrem Untergang, und wir wissen mit welcher Erbitterung; dennoch betrug der Verlust der Alliirten nur ein Achtel und der unserer Gegner ein Fünftel der Combattanten. Es ist dies mehr als bei Magenta, aber bedeutend weniger als bei Marengo.

Immerhin aber kann man nicht ohne peinliche Bewegung die beträchtliche Anzahl der Offiziere zusammenziehen, welche in unseren Reihen getroffen wurden. Man hat in Bezug hierauf verschiedene Muthmaßungen aufgestellt. Es sollen sichere Schützen auf die Epauletten gezielt haben. Unter einer brennenden Sonne, mitten in Pulverdampf und Staubwolken, verliert dies Abzeichen des Offiziers indeß bald seinen Glanz und es ist kaum möglich, es in der Entfernung zu unterscheiden. Von dem Ringkragen läßt sich nicht dasselbe sagen, denn der mindeste Lichtrefler läßt ihn ins Auge funkeln, und die Tyroler haben selbst gestanden, daß er ihnen manchmal als Zielpunkt gedient habe. Eben so wenig läßt sich dasselbe von dem Pferde des berittenen Offiziers behaupten, welches ihn über seine Truppe erhebt und ihn den mörderischen Kugeln des geschickten Schützen genugsam kenntlich macht. Aber dies sind noch durchaus nicht die wahren Ursachen einer so betrübenden Thatsache; der Grund dafür ist des Lobes der Nachwelt würdiger, und wir fienden sine Erklärung in dem letzten Satze des Berichtes vom Marschall Baraguey d'Hilliers. „Ich kann nicht genug," sagt dieser ruhmreiche Führer, „den Eifer und den Muth aller Offiziere der Divisionen des 1sten Corps und des Generalstabes, und besonders der Generale Forey, de Ladmirault, Bazaine und Forgeot loben. Ich enthalte mich einzelner Anführungen, denn sie würden zu zahlreich werden; ich bin aber den Offizieren aller Waffen den Tribut wohlverdienten Lobes schuldig, und wenn die Zahl der in diesem harten Kampfe Getödteten und Verwundeten unter ihnen das gewöhnliche Verhältniß übersteigt, so findet dies darin seinen Grund, daß sie Alle vollständig ihre Personen eingesetzt haben, glücklich, dem Kaiser einen neuen Beweis ihrer Hingebung geben zu können." — Der Sieger von Solferino selbst hat nach dem Siege erklärt, daß die besiegte Armee keiner anderen an Organisation und Bravour nachstände. Welcher Ursache soll man denn nun dieses ungeheure Unglück auf allen Punkten dieser Linie von 12 Kilometer Ausdehnung zuschreiben, welche durch so achtunggebietende Positionen vertheidigt wurde? Ist es das Werk geschickt vorbereiteter und gereifter strategischer Combinationen? Aber wir erinnern uns, daß die Schlacht das Resultat eines unvorhergesehenen, wenn auch schrecklichen Zusammenstoßes war. Ist die österreichische Armee, wie es ein aus dem Hauptquartier hervorgegangenes Bulletin zu behaupten versuchte, durch die Ueberzahl überwältigt? Unverwerfliche Dokumente haben festgestellt, daß die Alliirten mit 145,000 Mann gegen 150,000 Mann Feinde zur Thätigkeit gekommen sind. Diese Letzteren haben ihre Niederlage einer vielleicht einleuchtenderen Ursache zugeschrieben: die schlechte Disposition ihrer Armee und der Mangel einer Reserve. „Wenn es sich darum handelte," sagt Einer derselben, „Solferino gegen einen überwältigenden Angriff zu vertheidigen, so schickte man die letzten Leute vor, derart, daß sich die Franzosen, nachdem sie die Linie durchbrochen hatten, wie Wasser aus einer Schleuse in das umliegende Land ergossen."

Bei der Art und Weise, mit welcher der

Kampf begann, hätte die Anwendung einer Reserve nicht vom Untergange gerettet, denn es ist sicher, daß die Alliirten die Tugenden, welcher ein kriegerischer Enthusiasmus hervorbringt, bis zum höchsten Grade erreichten, daß sie mit einer ungewöhnlichen Energie kommandirt wurden, daß das Bajonnet in den französischen Händen eine Waffe wurde wie keine andere, und daß ihre Artillerie, der feindlichen in der Leitung und den Wirkungen überlegen, unerhörte Resultate erreichte. Das waren die Elemente zu ihrem Erfolge.

Wenige Tage nach diesem letzten Handgemenge berief der so hastig gegen die Grenzen seines Erblandes zurückgedrängte junge Kaiser von Oesterreich die bewährtesten Generale des Reiches zu seinem Rath und begnügte sich nicht damit, an die Tapferkeit seiner Krieger zu appelliren, die mit Ehren die Fahnen der Monarchie zu vertheidigen verstanden. Seit dem 18. Juni hatte er in Stelle des immer unglücklichen Commandeurs en chef der Armee, Grafen Gyulai, den General Grafen Schlick-von Varrano ernannt und vom General Heß einen Schlachtplan verlangt, dessen unzweideutige Talente ein solches Vertrauen rechtfertigten.

Das waren der Armee würdige Chefs. Der Feldmarschall Baron von Heß ist seit Radetzki's Tode die größte militärische Notabilität Oesterreichs. Wir wollen in einigen Worten die Gründe für den Ruhm untersuchen, welcher ihn in seinem Vaterlande umgiebt.

Dieser alte und loyale Gegner Frankreichs hat alle seine militärischen Grade mit der Spitze seines Degens errungen. Er vollbrachte seine ersten Waffenthaten unter dem Feuer der gigantischen Kämpfe, welche den Anfang dieses Jahrhunderts bezeichnen. Bei Wagram und Leipzig maß er sich mit uns und lernte uns kennen. In der Schule Radetzki's setzte er den Krieg fort. Im Jahre 1842 Feldmarschall-Lieutenant geworden, organisirte er die Armee in den Jahren 1848 und 1849, und bereitete durch geschickte Combinationen jene furchtbaren Bewegungen vor, welche in der Einnahme von Vicenza und der Katastrophe von Novara ausliefen. Er war es, der während des orientalischen Krieges die österreichische Observationsarmee kommandirte, die den Russen die Straße des Balkan verschloß und ihren Rückzug aus den Donau-Fürstenthümern hervorrief.

Auf der anderen Seite fallen die hohen Eigenschaften des Grafen Schlick ebenfalls in die Wagschale, auf der die Geschicke der Lombardei gewogen wurden. Auch er begann die Laufbahn der Waffen, indem er gegen uns den Degen zog. Er war 1809 bei Aspern, und 1813 raubte ihm ein französischer Säbel bei Wachau ein Auge. Während der ungarischen Insurrection kommandirte er ein Armeecorps, und er war es, welcher die Verbindung der Corps von Dembinski und Görgey verhinderte. Im Jahre 1854 befand er sich an der Spitze des 4ten Corps in Galizien. Niemand hatte die Kriegskunst eingehender und die strategischen Operationen großer Feldherren sorgfältiger studirt als er.

So waren die starken Streiter beschaffen, welche sich dem Kaiser Napoleon III. entgegenstellten. Konnten sie auch den Verlust des Kampfspiels nicht beschwören, so waren sie doch wenigstens im Stande, die fatalen Consequenzen dieses Verlustes abzuschwächen. Gegen 5 Uhr wußten sie den Aufruhr der Atmosphäre geschickt dazu zu benutzen, um ihren Rückzug versteckt zu bewerkstelligen. Während Kaiser Franz sich auf einem Querwege nach Valeggio begab, begann die erste Armee sich auf Mantua zu dirigiren, und führte diesen Rückzug ohne besondere Schwierigkeit aus. Zur Deckung desselben und um eine gefahrbringende Verfolgung zu hindern, hielt sich das 9te Corps so lange als möglich in der Stellung von Guidizzolo; doch erlitt die 2te Armee nichtsdestoweniger ungeheure Verluste. Da das Centrum der österreichischen Stellung durch die Fortnahme von Cavriana durchbrochen war, so mußte diese Armee gegen 5½ Uhr die lebhaftesten Angriffe zurückweisen, aber sie verhinderte die Alliirten durchaus nicht, ihre

reißenden Fortschritte zu verfolgen, indem sie die Straße von Valeggio durchschnitten und das Corps, das sich in ihrer linken Flanke befand, zwangen, sich auf Monzambano und andere Punkte des oberen Mincio zurückzuziehen.

Das Material der österreichischen Armee wurde durch den beschleunigten Bau von fliegenden Brücken über den Strom unterhalb Volta gerettet, und ebenso dadurch, daß die Schwierigkeiten des coupirten und ungangbaren Terrains die französische Cavallerie hinderten, den Triumph der Verbündeten bis zu den Ufern des Mincio zu tragen.

Eine ganz analoge Thatsache trug sich im Jahre 1796 nach der durch Wurmser auf denselben Feldern von Solferino gelieferten und verlorenen Schlacht zu. Es war dem General Bonaparte unmöglich, seinen Sieg bis unmittelbar an die Ufer des Mincio hin zu vervollständigen. Seine Truppen waren in Folge der seit sechs Tagen ohne Unterbrechung stattgehabten Gefechte vor Anstrengung erschöpft, und er mußte sie auf dem Schauplatze des Kampfes selbst bivouakiren lassen. Die Resultate waren deshalb aber nicht weniger entscheidend, denn die Oesterreicher zogen sich völlig vom Mincio zurück, und Wurmser schlug wiederum die Straße von Rivoli, zwischen Etsch und Gardasee, ein, um nach Tyrol zurückzukehren. Ebenso zog sich Quasdanowich von der Seite von Salo und von der Chiese zurück. Vergebens suchte er das Defilee von Rocca-d'Anfo zu vertheidigen; er wurde mit einem Verluste von 1200 Mann geworfen. Italien war frei.

Dennoch hielt Wurmser den Kampf nicht für auf eine so niederschmetternde Art und Weise für sein Vaterland beendet; wenn er sich nach Tyrol zurückzog, so geschah es, um dort seine decimirten Bataillone wieder zu reorganisiren und zur Wiedereröffnung des Feldzuges bereit zu sein. Bonaparte seinerseits überschritt noch einmal den Mincio und nahm seine früheren Stellungen an der Etsch wieder ein. Weit aussehende Pläne gährten in seinem mächtigen Hirn. Wurmser gänzlich zu vernichten, in Triest die maritimen Hilfsquellen Oesterreichs zu zerstören, Venedig, Rom und Neapel zu imponiren, durch die Bildung unabhängiger Republiken aus der Lombardei, den Legationen von Bologna und Ferrara das Signal zur Freiheit auf der Halbinsel zu geben: das war das Programm, welches sich in Folge der Thaten von Castiglione und Lonato in seinem Geiste feststellte.

Tagesereignisse.

Der hier erscheinende ultra-demokratische „Deutsche Botschafter“ polemisirt gegen die „Preußische Zeitung“ über die sogenannten „Militärvorlagen“ und bringt dabei die echt staatsmännische Weisheit des modernen Weltbürgerthums zu Markte, die **Alles** zu wissen **glaubt**, weil — —.

„Die „Preußische Zeitung“ behauptet ferner, daß die zweijährige Dienstzeit schon darum ungenügend sei weil die Mannschaften zweier Jahrgänge nicht zu dem nöthigen Friedensstand ausreichen, und daß, wenn sie ausreichten, für die Finanzen des Staates aus zweijähriger Dienstzeit keine Ersparniß erwachsen würde. — Letztere kühne Behauptung, die nämlich, daß es gleich viel koste, ob eine und dieselbe Anzahl 2 oder 3 Jahre vom Staate genährt, gekleidet und besoldet werde, ist zu sehr mit der Mathematik im Conflict, als daß eine Berichtigung erst nöthig wäre.“

Nun ist zwar die „Preußische Zeitung“ in diesem Falle nicht mit der Mathematik, desto mehr aber der „Deutsche Botschafter“ mit der von ihm ganz besonders vertretenen Finanz-Statistik in Conflict. Der verehrundswürdige Verfasser besagten Artikels hat die Sache, über die er schreibt, einfach nicht verstanden. Sollen nämlich nur 40,000 Rekruten jährlich eingestellt werden und zwei Jahre dienen, so ergiebt dies im Frieden Bataillone von etwa 340 Mann, was allerdings ungenügend für die Ausbildung ist, aber freilich weniger Geld

kostet. Macht man nun die Friedensstämme genügend stark, d. h. bringt man sie auf 540 Mann, so muß man freilich mehr Rekruten ausheben, dem Finanzminister aber ist es ganz gleichgiltig, ob er die Löhnung für Rekruten oder für Leute im dritten Dienstjahre beschafft, ein Bataillon von 540 Mann kostet gleich viel, aus welchen Jahrgängen auch seine Mannschaft bestehe.

Die »Mathematik« des Artikels im »Deutschen Botschafter« läßt übrigens kaum etwas zu wünschen übrig. Besonders gelungen ist folgender Satz: »Nach dem Etat beträgt die Löhnung eines Linien-Regimentes c. 11,000 Thlr. monatlich. Wenn daher der Nachtrag für Löhnung des gegenwärtigen Mehrbestandes Seite 17: 728,903 Thaler für 4 Monate, oder 182,252 Thlr. pro Monat rechnet, so wäre dies, selbst wenn nur von Infanterie die Rede, ein Mehr von kaum 17 Regimentern.« Die angestellten Divisions-Exempel sind leidlich richtig, aber die »Mathematik« des Herrn Botschafters scheint sich auch auf die vier Species zu beschränken, mit der Lehre von den Proportionen hapert es schon, und von der Ueberlegung und dem Durchdringen der Etats-Rechnung findet sich keine Spur. — Der Normal-Etat für 1860 weist die Kosten für ein Infanterie-Regiment mit 132,876 Thlr. 15 Sgr. nach, oder monatlich mit 11,073 Thlr. 1 Sgr. 3 Pf. für die bisherige Stärke von 81 Offiz., 208 Unteroffiz., 61 Spiell., 1800 Gem. Nach dem Etat für die Reorganisation pro 1860 sollen vom 1. Mai ab aber die Regimenter nur eine Stärke von 56 Offiz., 130 Unteroffiz., 61 Spiell. und 1434 Gem., die neu zu errichtenden nur von 56 Offiz., 130 Unteroffiz., 1086 Gem. erhalten. Für 1860 würde daher ein Regiment der ersteren Kategorie kosten:

Vom 1. Januar bis 1. Mai	44,292 Thlr.	5 Sgr.
Vom 1. Mai bis 1. December	69,708 „	10 „
	114,000 Thlr.	15 Sgr.

wie dies auch der Etat für die Reorganisation S. 98, Pos. 13 nachweist. Ein solches Regiment kostet daher künftighin monatlich nur 8713 Thlr. 16 Sgr. 3 Pf., mithin weniger 2359 Thlr. 25 Sgr., oder jährlich 28,318 Thlr.— Ein neu errichtetes Regiment würde monatlich 7604 Thlr. 11 Sgr., oder jährlich 91,252 Thlr. 12 Sgr. kosten. Rechnet man hiervon die Ersparniß bei dem bisherigen correspondirenden Linien-Regiment mit 28,318 Thlrn. ab, so bleiben 62,934 Thlr. 12 Sgr. Mehrkosten. Für die neu zu errichtenden 32 Regimenter würde dies jährlich 2,013,890 Thlr. 24 Sgr. betragen, wovon ferner noch ein beträchtlicher Theil der bisherigen Kosten für die Landwehr abzuziehen sein würde. (885,492 Thlr. 15 Sgr.)

Das Kriegsministerium verlangt für die Reorganisation pro 1860 (auf acht Monate) ein Mehr von 3,583,564 Thlr. an Verpflegung, Ausrüstung und Ergänzung der Truppen [1]); es würde dies auf 12 Monate 5,375,346 Thlr. betragen. In der Gesammtsumme aller Etatstitel erreicht die Mehrforderung pro 1860 endlich 3,814,617 Thlr., oder auf 12 Monate berechnet 5,721,925 Thlr. Letztere Summe kann nicht genau sein, weil einige der Mehrforderungen nur auf die Zeit vom 1. October ab, also auf nur 3 Monate veranschlagt sind. Das oben für die Linien-Infanterie durchgeführte Exempel beweist aber schon zur Genüge, daß der Herr »Botschafter« bei seinen Berechnungen von ganz thörichten, auf einfacher Unkenntniß beruhenden Voraussetzungen ausgegangen ist, und daß ihm jede Kenntniß zur Beurtheilung des Militair-Etats abgeht. In seinem Eifer steigert er seine Rechnungen zu immer höherer — Weisheit. An den oben citirten Satz schließt sich unmittelbar der folgende an: »Die von der Mobilmachung her noch zurück behaltenen Reserven u. s. w. zählen daher (woher?!!) höchstens 20,000 Mann. Für diese Verstärkung der bestehenden Armee hat das Ministerium von Januar bis einschließlich April monatlich 473,819 Thlr. gefordert, obwohl deren Bekleidung, Bewaffnung u. s. w. erst aus dem Mobilmachungs-Etat bestritten, die Erneuerung daher nicht so hoch als sonst anzuschlagen ist. 473,819 Thlr. monatlich sind 5,685,828 Thlr. pro Jahr Wenn 20,000 Mann $5\frac{2}{3}$ Millionen Thlr. kosten, so kommen 96,000 Vermehrung auf 27 Millionen Thlr. Wäre aber auch die Voraussetzung der Regierung richtig, daß nur 23,000 Mann jährlich mehr eingestellt, bei dreijähriger Dienstzeit also die Armee um 69,000 Mann erhöht würde, so wäre nach obigem Maaßstab der Geldbedarf um $19\frac{1}{2}$ Millionen vermehrt.« — Und dabei soll ein vernünftiger Mensch nicht lachen! — Da am 1. Januar zunächst keine Re-

[1]) Siehe: Haupt-Etat der Militair-Verwaltung für die beabsichtigte Reorganisation der Armee in der Uebergangsperiode 1860. Seite 16 u. 17. Titel III.

serven zurückgehalten worden sind, so sind wahrscheinlich 20,000 Mann „Und so weiter“ im Dienst verblieben, von denen jeder Einzelne, ohne Bekleidung, wie der Herr Botschafter meint, monatlich mehr als 20 Thaler gekostet habe. Ganz hübsch bezahlt, aber — 25 Sgr. alle 10 Tage machen noch lange keine 20 Thlr. monatlich; der Herr Botschafter frage einmal unsere Leute. Wenn der Herr Botschafter in Regel-de-tri macht, dann wollen wir ihm auch noch ein Exempel aufgeben:

„20,000 Mann kosten 5⅔ Millionen, wie viel kosten 120,000 Mann?“

Unser Adam Riese würde uns zur Antwort geben: 34 Millionen! — Nun haben aber bisher diese 120,000 Mann nur wirklich 11 Millionen von dem Herrn Landtage in Anspruch genommen. Kann uns der Herr Botschafter vielleicht angeben, wer bisher die 23 Millionen minus zugelegt hat? —

Die „Magdeb. Ztg.“ läßt sich von Berlin schreiben:

Glaubwürdigen Mittheilungen zufolge soll die früher schon berichtete Absicht, die neuerdings von der Feldbatterie abgegebenen glattläufigen metallenen Sechspfünder namentlich zum Zweck der Verstärkung unserer Festungsartillerie in gezogene Geschütze umzuwandeln, in so fern auf ein ernstes Hinderniß gestoßen sein, als die Bronze den mit derartigen Probegeschützen angestellten Versuchen zu wenig Widerstand leistet. Es erklärt dieser Umstand auch wohl am besten, warum man eben in Frankreich daran gegangen ist, die kaum erst hergestellten gezogenen bronzenen Vier- und Achtpfünder gegen andere gezogene Geschütze aus einer Legirung von Gußstahl und Gußeisen auszutauschen, und dies letztere Material wird, da der Gußstahl zur Herstellung auch des Festungsgeschützes schlechterdings zu theuer ist, jedenfalls jetzt für die Geschützfabrikation eine noch weit größere Bedeutung als früher bekommen. Neuerdings ist übrigens, um Preußen auch für diese Fabrikation möglichst vom Auslande unabhängig zu machen (die gußeisernen Geschütze werden gegenwärtig fast für sämmtliche Staaten Europa's in den großen schwedischen Eisengießereien zu Aker und Stafsjö gegossen), der Gedanke lebhaft wieder angeregt worden, hierzu das schlesische und westfälische Eisen zu benutzen, und auf Grund der neuerdings bei der Fabrikation des Gußstahls gemachten Erfahrungen schmeichelt man sich mit der Hoffnung, ein Verfahren zu entdecken, um den Hauptübelstand des deutschen Eisens überhaupt bei dem angegebenen Zwecke, nämlich seine zu große Sprödigkeit, glücklich zu beseitigen. Alle früheren Versuche, dies zu bewirken, sind allerdings fehl geschlagen, allein die Eisen- und Stahlfabrikation hat allerdings in Deutschland und namentlich in Preußen seit den letzten zehn Jahren einen so ungeheuren Aufschwung genommen, daß ein besseres Resultat bei jetzt erneuerten derartigen Versuchen beinahe mit Gewißheit vorausgesehen werden könnte. Wie sehr sich übrigens die Dinge hierin verändert haben, dafür ist unbedingt der beste Beweis, daß vor etwa zwei Monaten die englischen Zeitungen die Aufstellung eines Dampfhammers von circa 90 Centner Schwere in dem großen Marineetablissement zu Woolwich als etwas ganz Monströses und Außerordentliches hervorhoben, während in der großen Gußstahlfabrik von Krupp und Söhne in Essen seit lange bereits Gußstahldampfhammer von 200 bis 400 Centnern Schwere in Thätigkeit sind und jetzt eben ein derartiger Hammer von 600 Centnern sich in der Ausführung befindet. — Die Bestimmungen der Cabinetsordre vom 6. Februar d. J. über das abweichende diesjährige Verfahren in den Cadettenanstalten und sonstigen höhern Militärbildungsanstalten zum Zwecke der schleunigen Heranbildung einer größern Anzahl von Officieraspiranten haben durchgängig bereits ihre Ausführung gefunden, überhaupt aber schreiten unabhängig von den noch schwankenden oder nach den neuesten Nachrichten aus der Militär-Commission des Abgeordnetenhauses sogar in eine entschieden negirende Richtung eingetretenen Verhandlungen bei den Kammern die Vorbereitungen zur Ausführung dieser Organisation ununterbrochen fort.

Die „Weser-Zeitung“ schwätzt natürlich ebenfalls über unsere Armee. Der „junge Seconde-Lieutenant“ richtet, nach der Ansicht eines dieser Zeitungsschreiber, „bei dem Antritt seiner Carrière sein Augenmerk auch nicht wenig auf das preußische Conrant“ und frage sich, wie lange er zu dienen habe, „um als Hauptmann erster Klasse so und so viel Pension zu bekommen.“ Dann aber fühlten sich wiederum übergegangene Offiziere an ihrer Ehre verletzt und nähmen den Abschied, weshalb auch der Pensionsfonds 3½ Millionen betrage, wozu die Offiziere selbst nur 97,000 Thaler beisteuerten u. s. w., und „in einem lithaui-

schen Dragoner-Regiment war die Zahl der pensionirten Stabsoffiziere größer als die sämmtlicher activer Offiziere«

Wie mögen wohl die pensionirten Stabsoffiziere im lithauischen Dragoner-Regiment aussehen?

Der »Moniteur de l'Armee« enthält das ausführliche Reorganisations-Tableau der französischen Artillerie. Danach gestaltet sich das Neue wie folgt:

Garde:

Feld-Artillerie-Regt: 8 Batterien, von denen zwei ganz neu gebildet werden.

Reitendes Art.-Regt.: 6 Batterien.

Artillerie-Division zu Fuß: 1 Batterie, 1 Comp. pontonniers-ouvriers.

---

1. Regt. zu Fuß: 16 Batterien, von denen 2 ganz neu errichtet werden. — 3 Batterien in Afrika.

2. Regt. zu Fuß: 16 Batterien, von denen 4 ganz neu errichtet werden.

3. Regt. zu Fuß: 16 Batterien, von denen 5 neu errichtet. — 1 Batterie bei der italienischen Armee.

4. Regt. zu Fuß: 16 Batterien, von denen 5 neu errichtet. — 1 Batterie bei der italienischen Armee, 1 Batterie in Rom.

5. Regt. zu Fuß: 16 Batterien, von denen 4 neu errichtet.

6. Regt. Pontonniere: 12 Compagnien, von denen 2 Comp. bei der italienischen Armee, 2 Comp. in Afrika und 1 Comp. bei der chinesischen Expedition.

7. Feld-Regt.: 10 Batterien, von denen eine in Italien und zwei in Afrika.

8. Feld-Regt: 10 Batterien, von denen eine in Italien und zwei in Afrika.

9. Feld-Regt.: 10 Batterien, von denen drei in Italien und eine in Afrika.

10. Feld-Regt.: 10 Batterien, von denen eine in Italien, eine in Rom und eine in Afrika.

11. Feld-Regt.: 10 Batterien, von denen zwei in Italien und eine in Afrika.

12. Feld-Regt.: 10 Batterien, von denen eine in Italien und zwei in Afrika.

13. Feld-Regt.: 10 Batterien, von denen drei in Italien und zwei in Afrika.

14. Feld-Regt.: 10 Batterien, von denen zwei bei der chinesischen Expedition.

15. Feld-Regt.: 10 Batterien.

16. Feld-Regt.: 10 Batterien, von denen zwei bei der chinesischen Expedition.

17. reitendes Reg.: 8 Batterien, von denen eine in Italien.

18. reitendes Regt.: 8 Batterien, von denen zwei in Italien.

19. reitendes Regt.: 8 Batterien, von denen eine in Italien.

20. reitendes Regt.: 8 Batterien.

Literarisches.

„Deutsche Antwort auf preußische Phrasen.“ Ein offener Brief an den Verfasser der Schrift: »Preußen und der Friede von Villafranca.« Leipzig. Henningsche Buchhandlung. 1859.

Anlaß der Broschüre sind gothaische Phrasen gewesen, die der Verfasser in Hinblick auf die Politik des Herrn v. Schleinitz, preußische Phrasen nennt; sein Standpunkt ist der großdeutsche, gegenüber dem kleindeutschen. Jenem gilt Oestreich Alles, diesem Preußen Alles: das Resultat sind gegenseitige Schmähungen und Verdächtigungen. Besser wäre es, wenn Oestreich und Preußen, erkennend die Gemeinschaft ihrer Interessen, Hand in Hand gegangen wären und noch gingen gegen den gemeinschaftlichen Feind. So wie die Dinge gegangen sind und heute noch gehen, sind wir wenigstens nicht im Stande zu beurtheilen, wer die größere Schuld der Uneinigkeit Deutschlands trägt, Oestreich oder Preußen.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Kronenstr. 21.

Minister-Verantwortlichkeit.

Wie die Zeitungen jüngst meldeten, wird in der nächsten Zeit im Hause der Abgeordneten, und zwar von einem Mitgliede der Fraction Mathis, ein Antrag auf Erlaß eines Minister-Verantwortlichkeits-Gesetzes eingebracht werden. Es ist uns der Einbringer unbekannt, ebenso wissen wir natürlich nicht, was er unter Minister-Verantwortlichkeit versteht, aber weil sich einmal vermuthen läßt, daß es auf ein constitutionelles Minister-Verantwortlichkeits-Gesetz abgesehen ist, sodann weil wir bereits früher in dieser Zeitschrift (20. Bd., Heft 8. und 10.) darauf hingewiesen haben, worin allein eine Verantwortlichkeit der Minister in Preußen füglicher Weise bestehen kann und darf, so sehen wir uns veranlaßt, bereits Gesagtes kurz zu wiederholen und zu erweitern, um unsern Standpunkt fest und bestimmt anzudeuten, den wir einem solchen Minister-Verantwortlichkeits-Gesetze, wie es nach constitutioneller Schablone zu erwarten steht, gegenüber einnehmen werden.

Was heißt Minister-Verantwortlichkeit, in welcher Beziehung soll das Ministerium verantwortlich sein? Der Constitutionalismus denkt, wenn er von Minister-Verantwortlichkeit redet, zunächst an die politische Verantwortlichkeit. Was er aber unter politischer Verantwortlichkeit sich denkt, wie er hier mit einem Gesetze nachhelfen will, damit die constitutionelle Maschine richtig gehe, darüber hat er bis jetzt keine concrete Darlegung gegeben. Die Minister sollen nach den modernen constitutionellen Theorien den Fürsten oder das Staatsoberhaupt, wie die Krypto-Republikaner ihn nennen, nicht falsch berathen, und geschieht das dennoch, sei es in culposer Weise aus Mangel an Einsicht oder in doloser Weise, so sollen sie zur Verantwortung gezogen werden können. Ankläger sind, je nach den verschiedenen Verfassungen, Kammern oder Staatsanwaltschaft; Richter entweder ein besonderer Staatsgerichtshof, wie in Braunschweig, Würtemberg, Sachsen, Norwegen u. a. O., oder die erste Kammer, wie in England, Frankreich u. s. w., oder endlich der oberste Gerichtshof des Landes, wie in Portugal, Spanien, Hessen, Hannover u. s. f. Das Strafmaß ist in den Vereinigten Staaten für Amtsunfähigkeit die Entsetzung vom Amte; in England ist die Abdankung der Minister durch langjährige Praxis hergebrachte Sitte geworden.

Fragen wir, was wir in Preußen mit einem Minister-Verantwortlichkeits-Gesetze in politischer Beziehung machen sollen, so haben wir bereits darauf hingewiesen, daß wir für viele Fälle gar nicht absehen können, in welcher Weise ein besonderes Gesetz den Minister dem Lande oder dem Fürsten verantwortlich

machen soll. Er kann offenbar nicht verantwortlich gemacht werden für die Tüchtigkeit und Gediegenheit seiner Gesetzesvorlagen, denn solche Vorlagen genehmigt der Regent des Landes, und sollen sie nicht Gesetz des Landes werden, nun, so brauchen ja die beiden Häuser des Landtages dieselben nur einfach zu verwerfen. Hat ein Minister oder das Ministerium die Tendenz, jedes Jahr durch eine Fluth neuer Gesetze den Staat so zu sagen umzukrempeln, so brauchen wir auch nach dieser Seite hin nicht in Sorgen zu leben: das Herrenhaus, das wir besitzen, wird uns schon schützen vor solcher Umkrempelungssucht der doctrinären Bourgeoisie; außerdem, wie wollte man das Ministerium und bei wem dieserhalb anklagen? Verlangt der Finanzminister neue Steuern für neue Bedürfnisse der Verwaltung oder für andere Zwecke, man braucht ihm ja diese neuen Steuern nicht zu gewähren, wenn man für die Veranlagung derselben keine hinreichenden Gründe zu entdecken vermag. Vielleicht will aber die Landesvertretung ein wenig auswärtige Politik treiben? Das wäre ein seltsamer Wunsch in Preußen, so seltsam, als wenn man aus Preußen eine Republik machen wollte. Ebenso wenig kann endlich die Landesvertretung den ernstlichen Willen hegen, dermaleinst unser Heer zu kommandiren und die Staatsbeamten ein- und abzusetzen, obwohl in letzterer Beziehung sich bereits bedenkliche Wünsche haben hören lassen. Wir meinen indeß und werden der Meinung bleiben, daß in Preußen die Einsetzung der Beamten, wie überhaupt die obrigkeitliche Gewalt ein Ausfluß der Krone ist und bleiben muß, die nicht im Namen des souveränen Volkes, auch nicht nach dem momentanen Willen eines Ministers regiert, sondern im Namen Gottes, von dem sie ihr Amt als Lehen trägt und dem sie für Thun und Lassen verantwortlich ist.

Worin soll denn nun noch die politische Verantwortlichkeit der Minister in Preußen bestehen, wenn das monarchische Princip es nicht gestattet, eine Behörde einzusetzen, die in ihrem Urtheil erhaben ist über Fürst und Landesvertretung? Wir können uns schlechterdings unter politischer Verantwortlichkeit der Minister nichts anderes denken, als daß das Ministerium zurücktritt, wenn es mit der Landesvertretung sich im Widerspruch befindet in Bezug auf Mittel und Zwecke der Politik. Wie gesagt und wie bekannt ist, tritt in einem solchen Falle in England in der Regel das Ministerium ab, um einem andern Platz zu machen. In der Regel: denn Ausnahmen kommen auch in der englischen Geschichte vor; der große Pitt blieb Minister trotz der Mehrheit im Hause der Gemeinen. Außerdem kommt in Betracht, daß die Minister-Verantwortlichkeit in England nicht auf constitutioneller Schablone beruht, sondern in der Sitte, in althergebrachten Traditionen wurzelt. Man hat in früheren Jahrhunderten in seltenen Fällen wirklich mit einer Anklage Ernst gemacht, aber die Krone hat nicht minder Ernst gemacht mit ihrem Abolitionsrechte, einem Rechte, das die preußische Krone, unseres Erachtens zum Nachtheile des Landes, durch die Verfassung aufgegeben hat, dergestalt daß, wie wir bereits früher nachgewiesen haben, der Staatsanwalt in dieser Beziehung mächtiger bei uns ist, denn die Krone.

Das englische Staatsschiff, sagt ein englischer Geschichtsschreiber, wird ge-

lenkt oder vielmehr bloß geziert von einer goldenen Puppe: glaubt man ernstlich, eine solche Puppe reiche auch in Preußen hin, wenigstens auf einige Zeit hin? Die englische Krone hat allerdings wenig Macht, dennoch ist diese Machtfrage in England ganz eine andere wie in Preußen. Ganz abgesehen davon, daß die preußische Krone eine ganz andere Bedeutung haben muß wegen der geschichtlichen Traditionen des Landes, wegen seiner geographischen Lage, wegen seiner Weltstellung innerhalb der Staaten des continentalen Europa's, fällt vor Allem doch ins Gewicht die Frage, wer soll, wenn bei uns wie in England die Krone mediatisirt wird, Erbe der Macht sein? Die Volksvertretung, die parlamentarische Regierung wie in England? Das englische Parlament ist innig verwachsen mit der Geschichte des Landes, innig vertraut mit den Bedürfnissen desselben; es bilden nicht Leute das Parlament, die bloß eine einseitige Schulbildung genossen, nicht Männer des grünen Tisches, sondern Männer der Erfahrung, Männer, die allen Schichten der Bevölkerung angehören. Ganz anders bei uns. Das Haus der Abgeordneten vertritt, wie wir bereits häufig nachgewiesen haben, nur den Bürgerstand und nicht einmal den Bürgerstand als solchen, sondern nur einen Bruchtheil des Volkes, und zwar denjenigen, der sich abgelöst hat von der Wirklichkeit, die liberale Bourgeoisie, Beamten, Gelehrte, Kaufleute, Techniker aller Art, Fabrikanten, Börsenleute u. dergl. m.: eine rudis indigestaque moles, nur fähig zu negiren, zu administriren, nicht aber fähig zu regieren und schöpferische Politik zu treiben. Und diese Leute sollten bei uns das Heft in die Hände bekommen? In der That, das hieß „finis Borussiae."

Es bleibt mithin für ein preußisches Ministerverantwortlichkeits-Gesetz nur die rechtliche Seite übrig, und zwar die strafrechtliche und civilrechtliche. Was die strafrechtliche anlangt, so ist diese nur zu ordnen und zu bestimmen in Verbindung mit der Frage nach der Stellung der Staatsanwaltschaft. Es ist das bereits des Weiten und Breiten in dieser Zeitschrift erörtert worden. Strafrechtlich ist nur der verantwortlich, den der Staatsanwalt verantwortlich machen will — oder richtiger, weil der Staatsanwalt ein von dem Justiz-Minister abhängiger Beamter ist, den der Justiz-Minister verantwortlich machen will. Was soll nun da ein Minister-Verantwortlichkeits-Gesetz? dem Minister vielleicht einen Anlaß geben, im Fall er den Strafgesetzen zuwider gehandelt hat, sich durch seinen Beamten in Anklagezustand zu versetzen? das wäre mehr denn absurd. Es kann mithin auch die strafrechtliche Frage der Minister-Verantwortlichkeit nicht früher beantwortet, entschieden und geordnet werden, bevor nicht die Staatsanwaltschaft eine Stellung im Staate erhalten hat, die den Gebrauch discretionärer Gewalt ausschließt. Es verbleibt mithin nur die civilrechtliche Seite der Verantwortlichkeit übrig, und in dieser Beziehung müssen wir dringend wünschen, daß etwas zur Abhilfe der gegenwärtigen Nothstände geschehe. Wir haben deshalb verlangt, daß ein Beschwerdehof gegründet werde, der, nicht über Krone, Minister und Verfassung stehend, — das wäre sehr unmonarchisch — sondern innerhalb der Verfassung und der Gesetze des Landes, von diesem seinem Standpunkte aus zu urtheilen habe, ob das Ministerium in diesem oder

jenem Falle im Einklang mit den Gesetzen des Landes gehandelt, d. h. ob es die Gesetze richtig ausgelegt und aufgefaßt habe. Es würden dann solche Differenzen, wie sie seit einigen Jahren zwischen dem Ministerium und dem Herrenhause obwalten, so grell gar nicht hervortreten: die Rechtsfrage würde dem Beschwerdehof vorgelegt, und beide Theile hätten sich zu fügen. Die Juden- und die Kreisstandsfrage würden so längst schon von der Tages-Ordnung verschwunden sein, und das Ministerium würde weit fester, weit unverantwortlicher dastehen, wie es jetzt dasteht, endlich der Competenz-Gerichtshof nicht Gefahr laufen, sein Verfahren nach Nützlichkeitsgründen immer unabhängiger von den Schranken des Rechts zu machen. Warum also nicht statt des ganzen Bombastes eines Minister-Verantwortlichkeits-Gesetzes ein einfacher Beschwerdehof, wie ihn Belgien, wie ihn Frankreich, wie ihn so viele andere Staaten bereits besitzen?

Schließlich kommt uns bei dem Wunsche nach einem Beschwerdehof noch etwas Höheres in Betracht: die Würde der ersten Räthe der Krone und das Ansehen der Krone. Glaubte sich früher ein Preuße in seinem Rechte verletzt, so wandte er sich Beschwerde führend an die höhere Behörde und so fort bis zum Minister; glaubte er auch hier sein Recht nicht gefunden zu haben, nun gut, so blieb ihm noch ein Trost, noch ein Ausweg übrig, nämlich der König, der in letzter Instanz im Kabinet, in welchem er sowohl über Minister, wie über das Land regierte, entschied. Das war ächt monarchisch, ächt preußisch. Jetzt gehen die Beschwerden den gewöhnlichen Gang bis zum Staatsministerium, um endlich und schließlich in den Kammern wieder aufzutauchen. An die Stelle der persönlichen Regierung des Königs droht der Landtag treten zu wollen, als letzter Zufluchtsort, als letzter Hort des Rechts. Kann es etwas geben, was mehr streitet gegen das monarchische Princip, was unpreußischer ist, als solch eine Verkehrung der Dinge? Die zahllosen Petitionen, die bereits jetzt dem Landtage zugehen, beweisen, welcher Umschwung sich im Lande vollzieht, und wie gefährlich es ist, die Dinge noch ferner laufen zu lassen, wie sie eben laufen. Der Beschwerdehof dagegen würde in allen rechtlichen Fragen in letzter Instanz und im Namen des Königs entscheiden, und damit wäre die Sache für immer erledigt. Hier hätte das „Im Namen des Königs" einen Sinn, hier wären diese Worte als Eingangsformel wohl angebracht, besser, wie in den Eingängen jedes noch so unbedeutenden Erkenntnisses, jeder noch so unbedeutenden Verfügung. Es wäre ein wahres Königsgericht, durch das die Krone wieder mit den Rechtsverhältnissen in lebendige Beziehung träte, und dem sich Regierende und Regierte deshalb gern unterwerfen würden. Also hieran, meinen wir, sollte man denken, statt an ein Minister-Verantwortlichkeits-Gesetz im gewöhnlich constitutionellen Sinne; dann erst würden wir, wie die Verfassung fordert, Minister erhalten, die dem Lande und der Krone verantwortlich sind.

Bis nach Hohen-Zieritz.

Eine Preußisch-Französische Geschichte

von

George Hesekiel.

Drittes Capitel.

Vier Paar Herzen.

„Und wenn sich in Sehnsucht ein Herzchen hebt
Und bang' in der Ahnung der Zukunft erbebt,
Die Liebe kommt leise, die Liebe kommt sacht,
Wo Liebe schon ahnet und Liebe schon wacht."

An demselben Tage, an welchem die in unserem letzten Capitel mitgetheilte ernste Unterredung zwischen dem alten Grieben und seiner Röse stattfand, nur eine Stunde später, gab's eine andere Zwiesprach in dem der verwittweten Frau von Uchtenhagen gehörigen Hause auf der andern Seite der Hauptstraße von Mittenwalde.

Die kleinen Häuser der kleinen Städte in Churmark Brandenburg haben keine Säle oder hohe Gemächer aufzuweisen, doch ist das Eckzimmer, das mit zwei Fenstern nach der Berliner Straße, mit den beiden andern nach einer Gasse hinaussieht, ziemlich geräumig und auch nicht so niedrig, daß Menschen und Möbel darin änglich sich neigen müssen, um nicht an die Decke zu stoßen. Draußen dämmert es und drinnen ist es fast dunkel, dennoch denkt Niemand daran, Licht zu verlangen. Ein Zeichen, daß man sehr traurig ist in dem Gemach, oder sehr zufrieden.

Vier Paar Menschen, je ein Männlein und ein Fräulein, sind in dem engen Raum versammelt, vier verschiedene Gespräche werden geführt und zwar alle vier mit halber Stimme und gar leise flüsternd.

Auf einer Polsterbank im Hintergrunde des Zimmers sitzt die verwittwete Frau von Uchtenhagen, eine hohe schlanke Figur, in dunkeler Kleidung, der Dämmerung wegen vermögen wir ihre Züge nicht zu erkennen; sie sitzt unter einem großen Bilde in braunem Eichenholzrahmen, das, wie wir gleich bemerken wollen, ihren seligen Gemahl in ganzer Figur und in der Uniform des Feldjäger-Regiments darstellt. Neben ihr auf einem Lehnstuhl sitzt der ehemalige Lieutenant von Rouvroy vom Regiment alt von Larisch, ein ältlicher Herr, in einem langen blauen Ueberrock; das ist der „Herr Lieutenant" der Frau Grieben, jener Miethsmann, der seit drei Jahren keine Miethe bezahlt hat. Er ist ein alter und treuer Freund der Familie Uchtenhagen und bespricht halblaut Geschäfte und Geldangelegenheiten mit der Frau vom Hause. Langsam, ruhig und klar fließt seine Rede, sicher und verständig ist sein Rath, theilnehmend, liebevoll die Art und Weise, in der er gegeben wird.

Sorge um des Lebens Nothdurft saß damals am Heerd aller Häuser in der Churmark; wohl dem Hause, in das außer der Sorge auch ein so theilnehmender und umsichtiger Freund, wie der Lieutenant von Rouvroy, trat.

Die Geschäftsangelegenheiten waren besprochen, da flüsterte Frau von Uchtenhagen dem Lieutenant zu: „Sehen Sie, Rouvroy, wie hübsch sich das gepaart hat, drei junge Pärchen auf ein Mal! und wie eifrig das lispelt und flüstert! es ist doch ein lieb Ding um die Jugend."

Die Dame seufzte.

„Sie haben recht, meine Gnädigste," erwiederte der Lieutenant, seine Stimme noch mehr dämpfend, „es ist ein lieb Ding um die Jugend, eben weil die Liebe dabei ist, weil sich die Neigung zart und doch innig in Alles mischt und selbst den gewöhnlichen Vorkommnissen des Tages ihren Zauber verleiht."

„Lieber Rouvroy," sagte die Dame leise, „Ihr liebevolles Herz läßt Sie überall Liebe sehen; die Kinder da denken wohl noch nicht an Liebe, selbst Robert noch nicht."

„Ich bin anderer Meinung," entgegnete der Lieutenant, „ich sage Ihnen, es ist Liebe, unbewußte noch, aber doch Liebe, welche unsere kleine, wilde, aber zärtliche Dorette zu dem ernsten, beinahe finsteren, nüchternen und zurückhaltenden Eusebius zieht; sie kramt alle ihre kleinen Künste aus vor ihm, sie schmeichelt ihm, sie macht ihm den Hof, er erwiedert Nichts, er bleibt gleichgültig, beinahe abwehrend gegen das kleine Mädchen, aber er fühlt schon leise eine Neigung zu ihr, und je stärker diese Neigung in ihm werden wird, desto kälter und abstoßender wird er äußerlich erscheinen, die Knabenhaftigkeit in ihm wird sich sträuben gegen den Gedanken, ein kleines Mädchen zu lieben. Jetzt macht ihm Dorette den Hof, unschuldig spielend, und er ist spröde aus Knabenhaftigkeit; in ein Paar Jahren wird Eusebius ihr den Hof machen, und sie wird spröde sein aus Mädchenhaftigkeit; dann aber werden sie sich offen und ehrlich ihre Liebe bekennen und ein glückliches Paar werden."

„Ich danke Ihnen, lieber Lieutenant," sagte Frau von Uchtenhagen leise lachend, „daß Sie als ein treuer Freund des Hauses zeitig für eine gute Partie meiner Töchter sorgen; ei! mein Neffe Eusebius ist Erbherr auf Bessin, eine bessere Partie könnte meine arme Dorette gar nicht machen."

„Sie scherzen, liebe gnädige Frau," bemerkte der Lieutenant ruhig, „aber ich bin eben so fest davon überzeugt, daß Eusebius und Dorette ein Paar werden, als ich andererseits davon überzeugt bin, daß mein munterer Dubislaw da von Mariechen nichts zu hoffen hat. Fragen Sie mich nach den Gründen, auf denen meine Ueberzeugung beruht, so kann ich Ihnen freilich nichts Anderes antworten, als: es ist einmal meine Ueberzeugung!"

„Nehmen Sie mir's nicht übel, lieber Rouvroy," meinte Frau von Uchtenhagen dagegen, „daß ich hier nicht das sonstige Vertrauen zu Ihrer Ueberzeugung habe; es ist mir unbegreiflich, daß Sie mit solcher Bestimmtheit von der Zukunft eines eilfjährigen Knaben und eines achtjährigen Mädchens sprechen, wie viel kann sich da ändern?"

„Es mag sich noch so viel ändern,“ beharrte der alte Offizier, „unsere kleine Dorette wird die Gemahlin des Erben von Bessin!“

„Und warum Mariechen nicht die Frau meines jüngern Neffen?“ fragte die Dame, die, wenn sie auch des Freundes Ansicht nicht theilte, doch mit mütterlichem Stolze von der Verheirathung ihrer Töchter sprach. „Will man bei Kindern einen Werth auf solche Dinge legen, so möchte ich bemerken, daß mir Mariechen und Dubislaw viel mehr miteinander zu stimmen scheinen, wie Dorette und Eusebius!“

„Gerade darum vielleicht“, fiel der Lieutenant ein, „geben sie kein Paar, kein Paar für's Leben nämlich, Beide sind sich zu ähnlich, Beide phantasievoll, leichtblütig, heiter — ei! ich zweifle nicht, daß der lustige Bursche da einst seiner hübschen Cousine lebhaft den Hof machen und viel mit ihr tanzen und lachen wird, ich stehe Ihnen nicht dafür, daß er sie nicht einst zur Vertrauten seiner Gefühle für eine Andere macht, Mariechen aber wird ihn necken und ihm endlich gutmüthig zu helfen suchen, so weit sie irgend kann!“

„Wahrhaftig, Rouvroy,“ meinte Frau von Uchtenhagen, „Ihre Gewißheit steckt an, ich sehe die kleine Dorette schon in Bessin meiner Schwester das Hausregiment abnehmen, in der That, Dorette hat jetzt schon mehr Interesse an Wirthschaftsangelegenheiten, als ihre ältere Schwester!“

Der Lieutenant lächelte; er sah, daß die Freundin seine Ueberzeugungen zu theilen begann, weil dieselben ihrem Mutterstolze schmeichelten.

„Nun, Prophet,“ fuhr die Dame fort, „was weissagen Sie denn Ihrem Pathenkinde?“

„Da bedarf es keines Propheten mehr, meine Gnädige, man braucht Rieckchen und Robert nur einmal zusammen zu sehen, die gehören einander jetzt schon, und werden einander gehören für's Leben und darüber hinaus!“

Ein leichtes Beben in der Stimme des Lieutenants verrieth die Bewegung, mit der er sprach.

„Schwärmer!“ flüsterte ihm die Dame zu.

„Lassen Sie mich schwärmen, gnädige Frau,“ nahm der würdige Officier leise das Wort, „es erquickt sich mein altes Herz am Anblick dieser jungen Liebesseligkeit; es ist für mich so erbaulich, daß die innige Liebe und Verehrung, die mein seliger Bruder Ihnen geweiht hatte, daß die zum Segen wird für seinen einzigen Sohn — Sie konnten die Liebe des Vaters nicht erwidern, aber Ihre Tochter erwidert die Liebe des Sohnes!“

Gerührt drückte Frau von Uchtenhagen die Hand des alten Freundes, sie schwieg eine ziemliche Weile, dann begann sie leichter wieder: „Lieber Lieutenant, Sie wissen, wie lieb mir Robert ist, Sie wissen auch, daß es mir eine Genugthuung ist, wenn Rieckchen meine Schulden an das Haus Rouvroy bezahlt, aber sie ist doch noch ein pures Kind und Robert selbst ein junger Mensch, der seinen Sinn ändern kann!“

„Hat mein Bruder seinen Sinn geändert?“ fragte der Lieutenant etwas scharf dagegen, „er ist ganz wie sein Vater, es liegt überhaupt nicht in unserer Art, zu ändern!“

„Ei! wie empfindlich!“ bemerkte die Dame milde, „lassen Sie mich aufrichtig sein, lieber Freund; auch ich habe bemerkt, daß Robert und Riekchen eine zärtlichere Neigung für einander hegen, was bis jetzt, oder wenigstens bis vor ganz kurzer Zeit Kinderspiel war, scheint ernsthaft zu werden, wir müssen uns über das besprechen, was wir dabei zu thun haben. Meinen Sie nicht, lieber Rouvroy?“

„Wenn Sie mich im Ernste fragen, gnädige Frau,“ versetzte der Officier, „so muß ich Ihnen leider widersprechen, Robert und Riekchen hegen eine zärtliche Neigung für einander, das heißt sie lieben sich gegenseitig von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe — das war, seit Jahresfrist wenigstens, schon eben so ernsthaft, als es heute ist, und wir Beide, meine Gnädigste, haben dabei gar nichts zu thun, nicht das Geringste, wir müßten denn gerade die Absicht haben, diese jungen Seelen zu stören in dem Heiligthum ihrer ersten Liebe. Dazu würde ich meine Hand nicht bieten, und Sie auch nicht, meine Gnädigste, davon bin ich überzeugt!“

„Sollen wir denn ruhig zusehen, wie —“

„— wie sie sich lieben, gewiß, und unsere Freude an ihrer Liebe haben!“ unterbrach der Lieutenant die Dame, die sich nicht mit dem Gedanken vertraut machen konnte, daß ein junger Student unter ihren Augen einen Liebesroman mit ihrer Tochter spielen sollte.

„Das ist nicht in der Ordnung!“ sagte sie endlich leise.

„Liebe gnädige Frau,“ begann der Lieutenant sehr bewegt und mit bittender Stimme, „wollen Sie Riekchen und Robert nicht glücklich sehen, wollen Sie die Hand Ihrer Tochter einst dem einzigen Sohne Alexander's von Rouvroy versagen, nun dann, aber nur dann, haben Sie ein Recht, jetzt zwischen diese Kinder zu treten und ihnen zu sagen: trennt euch, Gott hat euch zwar für einander bestimmt, aber ich bestimme anders, ihr sollt euch im Leben nicht angehören und es ist besser, ihr trennt euch jetzt, als später, die Trennung wird euch jetzt zwar nicht leichter, aber die Jugendkraft heilt auch schwere Wunden. Wollen Sie aber Ihre Tochter einst als eine glückliche Frau an der Seite eines edeln Mannes sehen, sich dadurch selbst und Ihren alten Freund glücklich machen, dann lassen Sie die Kinder gewähren und rühren Sie nicht, mit keinem Wort, an ihre Liebe!“

„Was aber wird daraus entstehen?“ fragte Frau von Uchtenhagen, der dringenden Bitte des Freundes wider Willen nachgebend.

„Lauter Geständnisse und Bekenntnisse, gnädige Frau, erst wird Robert unserm lieben Mädchen seine Liebe bekennen, und sie wird ihm die ihrige gestehen, dann wird die Tochter der Mutter das Geständniß machen, bis endlich aus Geständnissen und Bekenntnissen ein Verlöbniß wird.“

„Soll ich nicht nach Licht klingeln, liebe Mutter?“ fragte hier die Stimme der kleinen Dorette, „Eusebius und ich können uns nicht mehr sehen, es ist ganz finster!“

Im Augenblick wurden vier Stimmen zugleich laut, und Riekchen eilte, noch bevor die Mutter eine Antwort gegeben, zur Klingel.

Es wurde Licht gebracht, und wir sind nun im Stande die Personen zu sehen, von denen bisher nur die Rede gewesen.

Fangen wir bei den Kleinen an und gehen zu den Größern über. Dorette hat ein kleines eulenspiegelhaftes Gesichtchen mit einem ganz allerliebsten Stumpfnäschen, sie bemüht sich mit einer ganz unschuldigen Offenheit um die Gunst des stets finsterblickenden kleinen Cousins, und ihr ganzes Antlitz lacht, wenn es ihr gelungen ist, dem Knaben ein Lächeln abzugewinnen. Es ist in dem Blick der freundlichen Augen, in den hastigen Bewegungen des kleinen Mädchens ganz entschieden die Andeutung einer leidenschaftlichen Zärtlichkeit, und die Zurückhaltung, mit welcher Junker Eusebius sich benimmt, scheint fast auf eine Ahnung, wenn auch nicht auf ein bestimmtes Gefühl, zu deuten.

Diese beiden Kinder haben sich ihre Stühle an den Tisch gerückt, die beiden Köpfchen neigen sich zuweilen über ein Bilderbuch, dann taucht das kleine neckische Gesichtchen wieder empor und sieht aus wie der helle Tag neben der dunkeln Nacht, deren wohlgewählter Repräsentant das trotzige Antlitz des kleinen Eusebius.

Frau von Uchtenhagen, welche das kleine Paar einen Augenblick scharf beobachtet hat, wirft ihrem Freunde einen Blick zu, den dieser mit einem überlegenen Lächeln erwiederte, denn die Dame gestand ihm durch diesen Blick, daß er Recht gehabt, daß sie seine Ueberzeugung theile. Es war ihr plötzlich, als könne sich der Lieutenant gar nicht irren, als müsse ihre Dorette einst Erbherrin auf Bessin werden, „sie sieht neben dem Knaben ganz so aus wie meine Schwester Hedwig neben ihrem Gemahl!" sagte sie zu sich selbst.

„Lieber Dubislaw, Mariechen," rief sie nach dem Fenster hinüber, „wollt Ihr Euch nicht zu uns setzen?" Sie wollte durchaus sehen, ob der Lieutenant mit ihrer zweiten Tochter ebenso das Richtige getroffen, wie bei der Jüngsten.

„Nun, Herr Dubisch, ist's Ihnen gefällig?" fragte Mariechen halb befehlend, indem sie an den Tisch trat und auf ein paar Stühle deutete.

Der kleine Junker schleppte sofort ein paar Stühle herbei, das bildhübsche kleine Fräulein ließ sich mit der Würde einer Königin nieder und reichte dem Vetter ihre Hand, die dieser mit mehr Zärtlichkeit und Eifer als Anstand küßte.

„So ist's nicht recht, Dubisch," hofmeisterte das Dämchen, „der Cavalier beugt sich nieder auf die Hand der Dame, die ihm zum Kuß verstattet wird, er hebt sie nicht empor zu seinem Munde, ich habe Dir das schon so oft gesagt."

Sie reichte ihr Händchen noch ein Mal hin und Herr Dubislaw von Pletz schien nicht ungern die Uebung zu wiederholen.

„Man rückt seinen Stuhl nicht so dicht an den seiner Dame!" corrigirte Mariechen wieder, als der Vetter seinen Stuhl ganz nahe an den ihrigen rückte. Gehorsam zog sich der Schüler ein ganz klein wenig zurück, Mariechen ließ es dabei bewenden; es lag ihr nur daran, den kleinen Cavalier im Gehorsam gegen ihre Befehle zu üben; mit einer anmuthigen halben Wendung lehnte sie sich

jetzt zurück und sprach befehlend: „Ich langweile mich, unterhalten Sie mich, Herr Dubisch!"

Etwas verblüfft starrte der Junker die hübsche Cousine an.

Frau von Uchtenhagen wendete sich wieder zu dem Lieutenant, sie schüttelte leise mit dem Kopf zum Zeichen, daß sie die Ansicht des Freundes in Bezug auf dieses Paar nicht theile, sie war der Ansicht, daß auch Dubislaw und Mariechen sehr wohl für einander paßten, und das Mutterherz wurde ganz weit bei dem Gedanken, ihre beiden Töchter mit den Söhnen ihrer Schwester vermählt zu sehen, die wunderbarsten Phantasien wurden lebendig in ihr; der Lieutenant aber nickte einige Male rasch hinter einander zum Zeichen, daß er bei seiner Ansicht beharre.

Während die Mutter also ihre jüngeren Töchter betrachtete, hatte sich die Aelteste geräuschlos an den Tisch gesetzt und eine Nähterei vorgenommen, die so sauber aussah, als wäre sie überhaupt nur da, um das Spiel der zierlichen Finger zu zeigen, nicht aber zu sonst einem wirklichen Gebrauch. Fräulein Friederike von Uchtenhagen war von schlankem Wuchs, aber alle Formen und Glieder waren von anmuthiger Rundung, man sah, sie hatte Anlage stark und voll zu werden, so schlank und zart sie jetzt auch noch war. Das Angesicht war lieblich weiß und roth, die braunen Augen aber hatten einen unbeschreiblich sanften und glücklichen Ausdruck, während zugleich doch die Bildung des Kinnes und Mundes Andeutungen von einer Ruhe und Festigkeit gaben, die bei einem so jungen Mädchen auffallen mußten. Offenbar wurde die zweite Schwester, Mariechen, einst schöner, sie fiel jetzt schon, obwohl noch ganz Kind, mit der vollkommenen Regelmäßigkeit ihrer Gesichtsbildung, den klassisch reinen Zügen, mehr in die Augen; man sagte sich aber unwillkürlich, daß die ältere Schwester Momente haben müsse, in denen sie hinreißend und unwiderstehlich.

Ein hochaufgeschossener junger Mensch mit einem gelblichen, magern, aber geistig belebten Antlitz und herrlichen dunkeln Augen, aus denen es fast unaufhörlich flammte und blitzte, stützte sich leicht mit dem Ellenbogen auf die Lehne des Stuhls, auf welchem Riekchen saß, er beugte sich zuweilen nieder und flüsterte der Geliebten, denn so nannte er sie bereits in seinen Selbstbekenntnissen, wenn er auch noch nicht gewagt hatte, ihr diesen Namen laut zu geben, leise Bemerkungen zu, bei denen Riekchen fast immer mächtig erröthete, obwohl sie dazu eigentlich gar keine Veranlassung boten.

„Deine Stickerei wird sehr hübsch werden, Riekchen," flüsterte Robert von Roudroy, „aber Deine Finger sind noch viel hübscher!"

Der junge Mensch hatte das gesagt, er hatte seinen Gedanken ganz unwillkürlich ausgesprochen, kaum aber hatte er's gethan, so kam's ihm vor, als hätte er eine ungeheure Dummheit gesagt, er schämte sich und außerdem war ihm bang, Friederike möge denken, was schwatzt der für Zeug! Das liebende Mädchen aber dachte nur: wie lieb und freundlich ist Alles, was er spricht! und dabei erröthete sie wieder so gewaltig, daß ein rosiger Anhauch selbst über ihre runde Schulter flog, die zwischen dem obersten Rande des Kleides und dem schwarzen Seidentüchlein, das sie um den Hals geknüpft trug, sichtbar wurde.

Frau von Uchtenhagen und Herr von Rouvroy sahen sich einander an, sie lächelten Beide glückselig, denn das Bild dieses jungen Liebespaares, das sich völlig unverrathen und unbeobachtet glaubte und ganz ausschließlich nur mit sich selbst beschäftigt war, bot einen so anmuthigen und zugleich so rührenden Anblick dar, daß die beiden Beobachter, die Beide im Charakter der Zeit und ihrer Bildung einen etwas sentimentalen Anstrich hatten, ihre Augen naß werden fühlten.

Es ist wohl nun auch Zeit, einige Worte von der verwittweten Frau von Uchtenhagen und dem Lieutenant von Rouvroy zu sagen. Die Dame ist nicht so groß wie ihre jüngere Schwester, die Frau Kammerherrin von Pletz auf Bessin, sie ist auch wohl nie so hübsch gewesen wie diese, aber sie hat sich recht gut gehalten und erscheint noch jetzt als eine ganz nette Frau mit ihren feinen, klugen Mienen und Manieren; die Töchter haben von ihr nur den zarten Carnitzischen Teint und das braune Haar, sie alle werden hübscher als die Mutter und ähneln sehr dem seligen Papa, der ein auffallend schöner Mann gewesen.

Der Lieutenant von Rouvroy hat ein sogenanntes Familiengesicht, das heißt ein Gesicht, von dem Jeder sagt: der sieht aus wie sein Vater, sein Großvater, wie seine Brüder und Schwestern! Solche Familiengesichter, in denen sich die Eigenthümlichkeiten eines ganzen Geschlechtes und mehrerer Generationen viel mehr als die persönlichen aussprechen, sind sehr schlimm für die Damen, denn die Familienzüge werden mit jeder Generation schärfer, bestimmter, sie arbeiten sich immer plastischer heraus, das aber ist kein Gewinn für Anmuth und Weiblichkeit; die Männer dagegen haben sich nicht zu beklagen, es steckt manch unbedeutender Mensch hinter einem sehr merkwürdig aussehenden Familiengesicht. Man braucht nur die Bilder spanischer Granden und italiänischer Marchesen oder Duca's anzusehen und ihre Geschichte damit zu vergleichen. Da ist man oft verführt zu glauben, daß man einen großen Feldherrn, oder einen Staatsmann ersten Ranges vor sich hat, und erfährt hinterher, daß der vermeinte Feldherr ganz ausgezeichnet in Stramin zu sticken verstanden und daß der Staatsmann ersten Ranges sehr geschickt Silhouetten aus schwarzem Glanzpapier schnitt. Hat aber ein wirklich bedeutender, oder auch nur ein wirklich tüchtiger Mensch so ein auch nur leidliches Familiengesicht geerbt, so giebt ihm das eine ganz schätzenswerthe Folie.

Dem Familiengesicht des Lieutenants von Rouvroy sah man den Soldaten, den Offizier auf der Stelle an, Vater, Großvater, Urgroßvater, bis zu dem Rouvroy, der als französischer Refugié unter die Grand-Mousquetaires des großen Churfürsten getreten, hatten in der Brandenburgisch-Preußischen Armee gedient, aber alle nicht lange, sie hatten alle als Lieutenants noch den Abschied genommen, entweder um sich auf ein Gut zu setzen, oder um Reisen zu machen, kurz, unser Lieutenant hatte lauter Lieutenants zu Ahnherren. In seinem Familiengesicht aber deuteten die straffe Haltung der Züge, besonders die ganz militairisch adjustirten Mundwinkel auf die vielen Lieutenants, seine Ahnherren, und standen in einem ganz eigenthümlichen Gegensatz zu den schwärmerisch blickenden Augen. Auch der Brudersohn des Lieutenants, Herr Robert von Rouvroy, hatte eigentlich das nämliche Familiengesicht, mager, gelblich bleich,

etwas länger als nöthig, die straff aufgezogenen Mundwinkel; aber die Augen des jüngeren Rouvroy vergeistigten die Familienzüge und verliehen ihnen einen Ausdruck, den sie eigentlich durchaus nicht hatten. Wer weiß aber, ob der junge Mensch so geistig bedeutend ausgesehen hätte, wäre nicht das alte straffe Erbgesichte der vielen Lieutenants gewesen, das seinen persönlichen Eigenschaften zur Folie diente.

Uebrigens war der Lieutenant lang und mager, obwohl stark und knochig; stets dicht eingeknöpft bis an den Hals in einen ziemlich stark benützten blauen Uniform-Ueberrock, trug er noch gepudertes Haar und einen kleinen Zopf. Der jüngere Rouvroy war in einen polnischen Schnürenrock gekleidet, ein Kleidungsstück, welches damals sehr beliebt war und Pekesche genannt wurde; dieser knappe grüne Rock mit grünen Schnüren stand dem jungen Menschen ganz wohl.

Die kleine Dorette schwatzte also eifrig mit Eusebius, der ihr gar nicht antwortete, Robert von Rouvroy flüsterte eben so eifrig mit Riekchen, die ihm nur ganz leise und stets erröthend antwortete, Mariechen commandirte und corrigirte ganz laut den Junker Dubislaw, dem es offenbar das größeste Vergnügen machte, sich von dem schönen kleinen Mädchen commandiren und corrigiren zu lassen; die Dame vom Hause aber und der Lieutenant beobachteten das Alles mit nicht geringem Vergnügen.

„Sehen Sie dahin, Herr Dubisch," befahl Mariechen plötzlich, „sehen Sie, wie zierlich sich Herr von Rouvroy über die Stuhllehne zu meiner Schwester neigt, so muß ein Cavalier seiner Dame den Hof machen; nehmen Sie sich ein Exempel daran!"

Während nun Dubislaw lachend erwiederte, daß ihm zu solchem Damendienst die nothwendige Größe fehle, und Mariechen ihm freundlich gestattete, sich der Hülfe einer Fußbank zu bedienen, saß das arme Riekchen wie mit Purpur übergossen, und auch der kühne Ritter von Rouvroy war ganz erschrocken einen kleinen halben Schritt von dem Stuhl seiner Herzdame zurückgetreten, denn auch ihn hatte das kecke Wort Mariechens tief getroffen. Auch sah er mit Schrecken, daß nicht nur die kühnen, offenen Augen des kleinen Junkers, der ausdrücklich dazu aufgefordert war, nach ihm und Riekchen herüberblickten, sondern daß dieser Aufforderung unwillkürlich auch die lachenden Augen der kleinen Dorette und die trotzigen des Junkers Eusebius gefolgt waren, während Frau von Uchtenhagen und der Lieutenant mitleidig ihre Blicke abwandten, um die Verwirrung des jungen Liebespaares nicht noch zu steigern. Auch begann die Dame vom Hause sofort ein Gespräch, indem sie ihren alten Freund fragte, ob er nicht aufgelegt sei, ihr aus seinem Pariser Tagebuche vorzulesen. Herr von Rouvroy hatte nämlich im Jahre 1788 den Abschied genommen, als Lieutenant natürlich, wie alle seine Vorfahren, und hatte sich während der ersten Jahre der Revolution in Paris aufgehalten. Die Ausarbeitung eines höchst sorgfältig geführten Tagebuches beschäftigte ihn in seinen Mußestunden seit Jahren schon, und für Frau von Uchtenhagen, welche einen leichten literarischen Anstrich hatte, wie damals die meisten wohlerzogenen Frauen, war es stets eine

besondere Freude, den Lieutenant aus diesem Tagebuche verlesen zu hören. Herr von Rouvroy pflegte ihr das Wenige von poetischer und literarischer Nahrung mitzutheilen, dessen er in jenen bewegten Jahren und in dem kleinen Mittenwalde habhaft werden konnte, auch aus Zeitungen pflegte er ihr vorzulesen und zuweilen auch aus einem deutschen oder französischen älteren Werke. So gern nun Frau von Uchtenhagen das Alles auch hinnahm und so dankbar sie dafür war, so war es ihr doch eine größere Freude noch, den Freund aus seinem Tagebuche vorlesen zu hören, denn das Tagebuch handelte von den Erlebnissen mehrerer Menschen, an denen sie besondern Antheil nahm; da der Lieutenant das wußte, so ließ er sich auch niemals bitten. Weniger zufrieden mit dem Vorlesen waren die Kinder, die dann gezwungen waren still zu sitzen und still zu schweigen, und wenn auch Mariechen viel zu klug und viel zu wohl erzogen war, um ihren Unmuth auszusprechen, so hinderte das doch die kleine Dorette nicht, das Mäulchen verdrießlich zu ziehen und, halblaut wenigstens, einige nicht eben sehr ehrerbietige Aeußerungen zu machen, daß es gar nicht hübsch sei, was Onkel Rouvroy vorlese. Die Mutter, die es sehr begreiflich fand, daß die Kleine keinen Geschmack an den Schilderungen aus der Revolutionszeit fand, flüsterte ihr zu, sie möge zu ihrem Spielkram gehen und für sich spielen. Das aber mochte Dorette nicht, denn Junker Eusebius blieb ja am Tisch und bezeigte durchaus keine Lust, ihr zur Puppenstube zu folgen.

Die Aufhebung der Wuchergesetze.

Das Land hat in der diesjährigen Session der beiden Häuser des Landtages häufig Anlaß gehabt, Gott zu danken, daß wir neben dem Abgeordnetenhause ein Herrenhaus haben, neben den Liberalen und ihren alle Wirklichkeit bei Seite lassenden Doctrinen auch Männer, die die Wirklichkeit kennen und von ihr aus sich ihre Ansichten über das, was noth thut, gebildet haben, neben den Vertretern des Kapitals auch Männer, die den kleinen Mann, den Handwerker, den großen und kleinen Grundbesitzer vertreten; aber schlagender konnte die Wichtigkeit und die hohe Bedeutung des Herrenhauses nicht für Jedermann offen dargelegt werden, als durch die Einbringung eines Gesetzes, das die Zinsbeschränkungen aufheben will, von Seiten der Regierung und durch die Annahme dieses Gesetzes von Seiten des Hauses der Abgeordneten, eines Gesetzes, das völlig dazu angethan ist, in wenigen Jahren unsere Güterverhältnisse von unterst zu oberst zu kehren. Dem Zeitungsleser wird es bekannt sein, wie wenig stichhaltig das war, was im Hause der Abgeordneten für die Aufhebung des Zinsfußes vorgebracht wurde, wie schnell und unbedenklich aber dennoch das von der Regierung eingebrachte Gesetz mit einer Mehrheit von zwei Drittel der Mitglieder angenommen wurde. Tausende von Jahren haben bewiesen, wie nothwendig ein gesetzlich beschränkter Zinsfuß ist, wie nur durch diese Be-

schränkung der Schwache geschützt wird vor dem Mächtigen, die mühsame Arbeit vor dem genießenden Kapital, der solide Erwerb vor einer bodenlosen Speculation und Schwindelei; aber dem preußischen Abgeordnetenhause des Jahres 1860 galten durch Jahrtausende geheiligte und als nothwendig bewiesene Gesetze nichts: der preußische Handelsminister verlangt die Aufhebung der Wuchergesetze, und das Haus der Abgeordneten ist sofort bereit, seinen Wünschen nachzukommen.

Nunmehr ist das Gesetz auch in das Herrenhaus gekommen, und vor uns liegt bereits der Commissionsbericht desselben, der das Gesetz rundweg ablehnt. Wir wollen aus den Motiven dieser Ablehnung im Folgenden das Wesentlichste hervorheben, zugleich aber auch unsererseits demselben noch Einiges hinzufügen, das sich gerade auf die Zeit der Einbringung des neuen Gesetzes bezieht. Der Commissionsbericht des Herrenhauses zerfällt in drei Abschnitte, deren erster sich mit den von der Regierung für die Aufhebung der Zinsschranken angeführten Motiven beschäftigt; der zweite giebt die Auffassung, die sich innerhalb der Commission geltend gemacht hat, und der dritte die Einwendungen des Regierungs-Commissarius während der Debatte. Was zunächst den ersten Abschnitt anlangt, die von der Regierung für Aufhebung der Wuchergesetze vorgebrachten Motive, so findet die Commission dieselben höchst ungenügend. Nirgends liege ein Grund, nirgends ein Bedürfniß vor, gerade jetzt radikal mit einer tausendjährigen Vergangenheit zu brechen. Die Regierung berufe sich zwar auf die von zahlreichen Behörden eingeholten Gutachten, aber alle Unterbehörden, also solche, die im wirklichen Leben ständen und dessen Ansprüche und Bedürfnisse kennten, alle diese Behörden hätten sich gegen die Aufhebung der Wuchergesetze ausgesprochen, einstimmig sogar bis auf eine Ausnahme alle landwirthschaftlichen Credit-Institute. Ferner berufe sich die Regierung auf den Vorgang Englands, der Niederlande, auf Sardinien, Oldenburg und Bremen; aber hier sei die Aufhebung des gesetzlichen Zinsfußes noch von so jungem Datum, daß sie um deshalb noch nicht für uns maßgebend sein könne, abgesehen davon, daß die Regierung verschweige, wie ganz anders die Dinge lägen in England und den Niederlanden, als in Preußen, wie sie verschweige, welche unheilvolle Folgen eine zeitweilige Aufhebung des Zinsfußes in Oestreich, Frankreich und Norwegen mit sich geführt habe. Endlich berufe sich die Regierung auf den gegenwärtigen Stand der volkswirthschaftlichen Erkenntniß, demgemäß der allein angemessene Regulator des Preises jeglicher Waare, also auch des Kapitals, allein in der Konkurrenz zu suchen sei und in dem Angebote gegenüber der Nachfrage. Aber auch in diesem Punkte seien die Motive der Regierungsvorlage durchaus nicht stichhaltig, denn es hat — und damit beginnt der zweite Theil des Commissionsberichtes — sich bereits im Jahre 1858, als die Wuchergesetze zeitweilig in Preußen aufgehoben wurden, herausgestellt, wie nachtheilig diese Aufhebung für den hypothekarischen Real-Credit sei. Bedeutende Kapital-Kündigungen in Schlesien seien z. B. nur durch eine Gewährung von 8 und 9 Procent abzuwenden gewesen. „Wäre die Aufhebung der Zinsbeschränkungen aber eine bleibende, dann würde der nur momentan heraufgetriebene

Zinsfuß für Hypotheken eine bleibende und erdrückende Last werden, indem das übermächtige Kapital die Unkündbarkeit eines wucherischen Zinsfußes stipuliren und damit den Verkauf des ländlichen wie städtischen immobilen Besitzes, der nur eine mäßige Rente nach seinem Ankaufspreise und Werth zu tragen im Stande sei, unfehlbar dem Wechsel des Besitzes und dem zuführen, den man heute als Wucherer zu verachten berechtigt, nach Aufhebung der Wuchergesetze als klugen Spekulanten zu ehren aufgefordert sein wird." Mit andern Worten: Mobilmachung des Landes; es ist uns ja auch anderweit die von Seiten der Regierung gethane Aeußerung in der Erinnerung, daß es dem Staate gleichgiltig sei, wer besitze, wenn nur Besitz vorhanden sei.

Mit Recht hebt weiterhin der Commissionsbericht hervor, daß jetzt noch zahlreiche Capitalisten vorhanden seien, die ihre Ersparnisse vorzugsweise sicher nutzen wollten, und denen der gesetzliche Zinsfuß vollständig genüge; an sie würde durch Aufhebung des gesetzlichen Zinsfußes die Mahnung ergehen: wende dein Capital dem zu, der dir hohe, jetzt gesetzliche Zinsen bietet. „Und einmal in den verführerischen Kreis leichten Gewinnes hineingezogen, werde der bisher ruhige und genügsame Capitalist sein erspartes Vermögen mehr dem unsichern Geschäfte zuwenden und, in demselben unkundig, es einbüßen, indem er es dem darleiht, dessen bereits bankerottes Geschäft es gestatte, 20 und mehr Procent zu zahlen. Den Verwaltern öffentlicher Kassen, des Vermögens von Minorennen, werde eine Verpflichtung, ja eine Nöthigung aus der Aufhebung der Zinsbeschränkung erwachsen, selbst von pupillarischen Sicherheiten den Zinsfuß dauernd zu fordern, der vielleicht nur momentan zur Geltung gekommen ist, und auch die Bank, die bisher stets bemüht gewesen ist, durch einen möglichst niedrig gehaltenen Zinsfuß die gewerbliche Betriebsamkeit zu fördern, wird auf die Dauer der Anforderung nicht widerstehen können, ihren Actionären durch den Gewinn von hohen Zinsen reichlichere Dividenden zuzusichern."

Das die pecuniären Nachtheile, die materiellen Verluste; noch wichtiger seien die sittlichen Einbußen, indem Handlungen durch den Gesetzgeber nicht mehr für strafbar erklärt würden, die bisher mit schweren Ehrenstrafen belegt waren; denn es handle sich hier nicht um Aufhebung polizeilicher Gebote, sondern von Gesetzen christlicher Moral und Sitte, die gleichzeitig in den Gesetzen und lebendig im Herzen der Menschen eingeschrieben seien. Ein weiser Gesetzgeber habe aber solche lebendigen Sittengesetze zu stützen, zu stärken und nicht zu entkräften. „Und entkräftet würde es sein, wenn heute zulässig ist, was gestern straffällig und ehrlos war. Dreist könnte man z. B. behaupten, überall wären Geschworene in niedergedrückter Stimmung und peinlicher Lage, wenn sie über einen Dieb das Schuldig aussprechen müßten, der vielleicht um des Hungers darbender Kinder willen Lebensmittel gestohlen hat, — stets aber gewiß wären Geschworene in gehobener Gemüthsstimmung und ihres Berufs sich erfreuend, wenn es gelungen, einen Wucherer zu verurtheilen, der sich an die Noth seines redlichen und fleißigen Nachbarn als berechnender Blutsauger

angelegt, um ihn auszubeuten und dem Elend zuzuführen. Erwartet man aber von den Geschworenen, daß sie, als Mitträger in Handhabung unserer öffentlichen Rechtsübung, dieselbe mittragen sollen, hofft man von dem Institut der Geschworenen die Ausbildung eines lebendigen Rechtsgefühls im Volke, so ist es gewiß eine Pflicht, das Rechtsbewußtsein desselben zu stärken und nicht zu verwirren, und dies geschieht unzweifelhaft, wenn die Landesgesetze mit den lebendigen Gesetzen, die im Herzen eines Volkes ausgeprägt sind, im offenen Widerspruch stehen."

Die Regierung, heißt es weiter, weise auf die Schwierigkeit, ja, auf die Unmöglichkeit hin, den Wucher zu entdecken und zu überführen; das sei aber kein hinreichender Grund, mit demselben Rechte könne man auch sagen, die Strafgesetze gegen den Diebstahl müßten aufgehoben werden, da es schwer sei, den Dieb ausfindig zu machen. Schlagend ist weiterhin der Nachweis, daß England uns kein Vorgang und keine Norm sein könne, denn anders seien die concreten Verhältnisse und Bedürfnisse unseres Landes, anders die von England, wo allerdings die Wuchergesetze successive aufgehoben seien. „England", heißt es in dieser Beziehung, „hat ein auf alle Immobilien sich ausdehnendes, gemeines Erbrecht, das durch Herkommen und Verträge, bei Schließung der Ehe, darauf berechnet ist, einem Kinde, meist unverschuldet, das Immobile zuzuwenden. Wir haben dagegen ein Allgemeines Landrecht, das nach römischem Recht gleiche Theilung unter den Erben auch beim Immobile feststellt. Der Grundbesitz und der Realcredit wird daher in England durch das Erbrecht entlastet, bei uns aber fortdauernd durch das Erbrecht belastet, er ist also stetig des Darlehens bedürftig. England hat keine schwer belasteten Hypotheken; wir haben nicht einmal durch gleiche Kündigungs- und Zahlungsfristen einen Markt für unsere Hypotheken-Kapitalien, wie ihn benachbarte deutsche Länder seit Jahrhunderten besitzen. In England wird der Geldbedarf für die Agrikultur wesentlich durch Personal-Kredit getragen und durch zahlreiche Landbanken unterstützt, die ihren Gewinn nicht einseitig in Emission von Noten suchen; wir haben dagegen nur in den größeren Städten Banken, und dabei ist der Personal-Kredit wesentlich geschwächt durch einen mit Schulden schwer belasteten Realkredit. Es ist aber bekannt, daß der auf dem Personalkredit begründete Wechselverkehr am leichtesten noch die Aufhebung der Wucher-Gesetze ertragen kann, weil er in seiner Beweglichkeit und der Kürze der Schuldverpflichtung die Mittel besitzt, sich dem momentanen Drucke hoher Zinsen wieder zu entziehen.

Schließlich beleuchtet der zweite Theil des Kommissionsberichtes den von der Regierung geltend gemachten „hohen Standpunkt der geltenden volkswirthschaftlichen Erkenntniß," der die Aufhebung der Wucher-Gesetze fordere. Die wissenschaftlichen Autoritäten in der Nationalökonomie seien ganz verschiedener Ansicht, ja, der Veteran in der Volkswirthschaft, Ad. Smith, sei gegen Aufhebung, und seine Behauptungen seien später vielfach durch Geschichte und Erfahrung bestätigt worden. Die Argumentation, Kapital ist Waare, deren Preis nicht Taxen, sondern allein die Konkurrenz zu regeln habe, sei nicht stichhaltig.

Allerdings seien Metalle Waare, aber in ihrer Ausprägung seien sie Geld, d. h. gleichzeitig der Werthmesser im öffentlichen Verkehr, der Nutzungswerth des Geldkapitals der vorhandene Träger des Vermögens im Lande, denn auf denselben gründe sich vorzugsweise der Werth der Immobilien. „Ohne diesen stetigen Werthmesser werden alle Familientheilungen, im städtischen wie ländlichen Grundbesitz, schwankend, und alle Ingrossate in ihrer Sicherheit fraglich, mindestens wesentlich alterirt werden. — Die Höhe des Zinsfußes ist nun aber durchaus keine willkürliche Taxe, sondern das mit Sicherheit erkennbare Produkt unserer gesammten wirthschaftlichen Verhältnisse, das Resultat der zur Zeit möglichen sichern Durchschnitts-Erträge solider Geschäfte. Dieser stetig gehaltene Zinsfuß unterliegt allerdings auch einem Wechsel, indem er z. B. von 4 auf $3\frac{1}{2}$ und jetzt sich auf $4\frac{1}{2}$ pCt. festgestellt hat. Möge ihn daher der Gesetzgeber erhöhen, aber den Markt des öffentlichen Verkehrs ohne Maß und Gewicht zu belassen, dürfte nirgends geboten, ja nicht erlaubt sein. — Neben diesem gegebenen und gesetzlich normirten Zinsfuße besteht allerdings ein Zins, der vom Risiko und der Noth und Verlegenheit seines Nachbars lebt. — Wenn die persönlichen Beziehungen, wie bei Staats-Anleihen oder andern im öffentlichen Verkehr befindlichen Papieren verschwinden, kann billig darin ein Vorwurf nicht liegen, wenn der Inhaber des Geld-Kapitals von dem Risiko in diesen Werthen eine Prämie in Anspruch nimmt, wie z. B. bei den Spanischen und Oestreichischen Staatspapieren; allein es wird für das öffentliche Interesse stets die nachtheilige Folge haben, daß das Geld-Kapital sich in dem Maße, als es sich dem Risiko zuwendet, der sichern und dem Gemeinwohl förderlichen und wirklich produktiven Arbeit entziehen wird. — Daher ist auch die Erweiterung der Spekulation auf das Risiko, durch Aufhebung der Wuchergesetze, folgerecht eine Anregung zur Entziehung des Geld-Kapitals aus den sicheren Kapital-Anlagen des Real-Kredits. — Wird nun noch die Ausnutzung und Ausbeutung der Noth und Verlegenheit als eine berechtigte Domaine wucherischer Zinsnutzung preisgegeben und erweitern sich die Kreise einer solchen Verwendung, so wird das Uebel selbstverständlich in demselben Maße erhöht werden, als das Gebiet hohen Zinsgewinnes gesetzlich erweitert wird. Als Korrektiv wird die Abhülfe der Konkurrenz der Darleiher zur Minderung der möglichen Uebelstände angeboten. — Allein, warten kann der durch Forderungen Gedrängte nicht, wohl aber der Kapitalist; jener ist in Gefahr, seine Lebensstellung und seine ganze Existenz einzusetzen; dieser hat nur einen Verlust von etwa 5 pCt. Zinsen, während einer kurzen Zeit, zu erleiden. — Je entfernter von den Geldmärkten, je isolirter und je kleiner daher der Besitz, desto schwerer wird die Kalamität einer Aufhebung der Wuchergesetze naturgemäß empfunden werden, und den kleinen Besitz und die kleinen Gewerbe vorzugsweise zu schützen, muß billig eine der hervorragendsten Aufgaben des Herrenhauses sein."

Wir dächten, alle diese Gründe wären schlagend genug, um jedem, der einigermaßen zu denken vermag, klar zu machen, daß die Aufhebung des gesetz-

lichen Zinsfußes nur zur Bereicherung weniger Speculanten dienen kann, daß sie dagegen alle Verhältnisse des Landes von unterst zu oberst kehren muß. Was die Regierung durch ihre Kommissarien vorgebracht hat, wir übergehen es; es sind nur die landläufigen Redensarten, die wir in den letzten Tagen so häufig vernommen haben und deren Unrichtigkeit durch die Geschichte Oestreichs, Frankreichs und Norwegens hinlänglich dokumentirt worden ist. Dem Beispiele Hollands, auf das sich die Regierung außerdem beruft, stehen ebenso viele Argumente gegenüber, wie dem Beispiele Englands; was aber Oldenburg und Bremen angeht, man sollte es kaum glauben, wie auf diese Staaten als Norm hingewiesen werden kann. Man hebe, wenn man will, die Wuchergesetze für die Stadt Potsdam auf; es wird dies keine hervorstechenden Folgen haben, weil in der Nachbarschaft Geld genug zu haben wäre, wenn die Potsdamer Kapitalisten den Zinsfuß in die Höhe schrauben wollten: könnte da nun Potsdam maßgebend sein für ganz Preußen, ja, für ganz Deutschland? Endlich aber müssen wir zu dem, was die Kommission über die Zeitbedürfnißfrage der Aufhebung des gesetzlichen Zinsfußes sagt, noch hinzufügen, daß zur Zeit nicht nur kein Anlaß vorhanden ist, die Wuchergesetze aufzuheben, sondern daß die augenblicklichen Zeitverhältnisse gerade gegen die Aufhebung sprechen. In England schnellte in mehreren Krisen der Zinsfuß in den letzten Jahren auf 12, ja bis auf 20 Procent in die Höhe, was würde erst bei uns geschehen, wenn wir in einen Krieg mit Frankreich verwickelt würden. Speculanten, Lieferanten u. s. f. würden ungeheure Summen verdienen, preußisches Kapital würde vielleicht sogar gegen das preußische Vaterland verwandt werden, und das Ende vom Liede würde der Uebergang des hypothekarisch belasteten Grundbesitzes in die Hände wuchernder Speculanten sein. Aber, hören wir die Regierung einwenden, der Grundbesitz bleibt ja doch dem Staate, es wechseln ja nur die Besitzer. Ja freilich, der Grundbesitz bleibt, ihn vermögen die Doctrinen des Liberalismus nicht zu beseitigen; ob aber der Grundbesitz dem Staate, dem preußischen Staate bleibt, das, dünkt uns, ist eine ganz andere Frage. Wir meinen, daß, wenn nach spätern Jahren der Historiker das gegenwärtige Ministerium charakterisiren will und er auf den Grundsatz stößt, dem Staate ist es gleichgiltig, ob der zeitige Besitzer im Besitz erhalten bleibt, wenn nur der Besitz bleibt, erstaunen wird über eine solche Auffassung, über eine solche Politik. Hier stehen wir in der That am Ende von allem, was deutsche Freiheit und deutsche Denkweise heißt; der Staat, der so herzlos gegen den Besitzer ist, würde seine Seele, die Vaterlandsliebe, ausgehaucht haben! Indeß gut, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen: das Herrenhaus wird das von der Regierung eingebrachte Gesetz nicht annehmen, und so wird vor der Hand wohl noch nicht mit der Vergangenheit gebrochen werden.

Berliner Literaturbriefe.

XXX.

— Fanny Lewald und Frau Professorin Stahr: das Mädchen von Hela; von Michalowska: Schwarz und Weiß; von Winterfeld: Soldaten-Novellen; von Colbe: Gedichte; von Kalkstein: Rom und die Campagna; G. Rasch: Frei bis zur Adria. —

Schon öfter haben wir in diesen Briefen Gelegenheit gehabt, uns über Fanny Lewald's schriftstellerische Leistungen mit der gebührenden Anerkennung auszusprechen, wenn wir auch der Frau Professorin Stahr entschieden entgegentreten mußten bei ihren Bestrebungen, sich in die Politik zu mischen und eine Rolle zu spielen auf einem Felde auf dem sie nie etwas geleistet hat und, unserer innigsten Ueberzeugung nach, auch nie etwas leisten kann. Offen gestanden, die Schriftstellerin und die Dichterin Fanny Lewald ist uns selbst in ihren literarischen Verirrungen und poetischen Sünden immer noch lieber gewesen, als die Frau Professorin Stahr, wenn sie die politische Prinzen-Hofmeisterin spielen und Friedrich von Schiller in usum Delphini, will hier sagen, zum Vortheil übelverstandener demokratischer Doctrin zu einem Trillersänger der sogenannten Volkspartei castriren wollte. Darum erfüllen uns Arbeiten von ihr, in denen sich Fanny Lewald nicht von der Professorin Stahr trennen läßt, zum Voraus schon mit allerlei ängstlichen Bedenken. Die selbstbiographischen Capitel, deren Veröffentlichung Fanny Lewald jetzt in dem Feuilleton der Nationalzeitung begonnen, zeigen, daß unsere Bedenklichkeiten vollständig begründet sind. Es war kein Freund, der ihr zu dieser Publication gerathen, so interessant auch mancherlei darin geschildert wird; wir haben in diesen „Memoiren von diesseits des Grabes“ nur eins bewundert, die Verehrung nämlich, welche darin für den ersten Napoleon an den Tag gelegt wird. Grade an der Ehre der Familie Lewald hatte sich der fremde Gewaltherrscher in seiner brutalen Leidenschaft so freventlich vergriffen, daß wir einen Todhaß gegen den Empereur als einzig gesundes Gefühl bezeichnen würden. Wer mehr von der scheußlichen Geschichte wissen will, der lese August Lewald's „Erinnerungen aus meiner Jugendzeit.“ Je weniger uns nun die Selbstbiographie der Frau Professorin Stahr munden will, desto angenehmer ist es uns, das wir Fanny Lewald's neuesten Roman: **Das Mädchen von Hela**, (Berlin, 1860, Otto Janke, zwei Theile) als ein in jeder Beziehung wohlgelungenes Werk bezeichnen dürfen, wenn wir nämlich von dem eben so verzeihlichen als natürlichen Umstande absehen, daß das masculinum immer in zweiter Linie hinter dem femininum erscheint, daß die Figuren der Frauen, nicht der Heldin allein, mit größerer Liebe behandelt und in den Vordergrund geschoben sind. Das „Mädchen von Hela“ ist eine so eigenthümliche Erscheinung, daß dieselbe auch bei mittelmäßiger Behandlung Eindruck machen würde, sie ist aber hier so geschickt vorgeführt, der Charakter mit ebenso viel poetischer Wärme als psychologischer Feinheit entwickelt, daß die ganze Figur wirklich plastisch geworden ist und lebendig vor den Augen des Lesers steht. Die Natur- und Sittenschilderungen von der Insel Hela sind so farbig und mit so viel Treue wiedergegeben, daß man gern eine gewisse Breite, die an einigen Stellen wenigstens hätten vermieden werden können, mit in den Kauf nimmt. Ganz ebenbürtig steht die Figur der „Deilin“ neben der Katharina, wie sie „leibt und lebt“ steht diese Magnatenfrau von Hela vor uns. Wenn sich gegen das Ende des Buches eine Art von Abfall bemerklich macht, so ist der Grund in dem Mangel des Hintergrundes zu suchen, oder vielmehr, die interessante Staffage der Insel Hela mit ihren eigenthüm-

lichen Sitten und Bräuchen wird von dem Leser unwillkürlich von dem Augenblick an vermißt, wo die Erzählung mitten in der modernen Stadt, Danzig, spielt. Gewiß wäre es der Verfasserin leicht gewesen, auch hier mit Localschilderungen den Leser zu erfreuen, Danzig gerade bietet dafür zahlreiche Anknüpfungspunkte, wir können es aber doch eigentlich nicht tadeln, daß sie das unterlassen hat, sie hätte den Gang der Erzählung, der zur Katastrophe eilte, ohne Noth beschwert. Die Schilderung des Hauses der Baronin würde, wenn sie nur ein wenig ausführlicher behandelt worden wäre, hinlänglichen Ersatz gegeben haben. Jedenfalls fesselt das bürgerliche Trauerspiel dieses Romans den Leser bis zum Schluß, und der Pistolenschuß, der dem Leben und Leiden Katharina's ein Ende macht, endet nicht zugleich die Theilnahme des Lesers an dem Mädchen von Hela.

Neben Fanny Lewald's Roman liegt auf unserem Büchertisch das zierliche Büchlein einer jüngeren Schriftstellerin, es betitelt sich: Schwarz und Weiß. Bilder aus dem Leben von Angelika von Michalowska (Berlin 1860, Nicolai). Wir haben von dieser Dame früher Gedichte, die unter dem Titel »Was den Frauen gefällt« erschienen, in der »Berliner Revue« empfohlen, und freuen uns, daß wir auch diese jetzt vorliegenden novellistischen Bilder empfehlen können. Diese Bilder sind freilich nur flüchtige Bleistiftskizzen, es ist aber doch mancher hübsche Zug darin, der dem Kundigen verräth, daß der Verfasserin der Blick nicht fehlt für die Zustände und Eigenthümlichkeiten, dessen der Novellist bedarf. Das beste Stück in dem Büchlein ist überschrieben: Eine einfache Geschichte. Es ist wirklich eine einfache, aber recht hübsche Geschichte, die nur etwas mehr hätte ausgeführt werden sollen. Am wenigsten haben uns die »Zerstreuten Gedanken« behagt, es ist keiner darunter, der an und für sich so bedeutend wäre, daß er die Veröffentlichung erheischt hätte, es wäre uns weit lieber gewesen, die Verfasserin hätte ihre zerstreuten Gedanken gesammelt und irgend ein poetisches Werk daraus gestaltet. Wir gehören sonst nicht zu den Leuten, die bei Allem fragen: cui bono? Wenn wir aber einen »zerstreuten Gedanken« lesen, wie: Wo giebt's ein Glück, das höher ist als Tugend, und wo ein Leid, das größer ist als Schuld! Dann müssen wir doch auch ganz gehorsamst fragen: wozu das?

Der humoristische Dichter der »Garnisongeschichten« und einiger ähnlicher Dichtungen, dessen fleißige und werthvolle Geschichte des Johanniter-Ordens wir im vorigen Sommer in der »Berliner Revue« besprochen, hat uns mit einem neuen Erzeugniß seiner Muse und (militairischen) Muße erfreut, an welcher der Titel nicht das Beste, sondern entschieden das Schwächste ist. (Humoristische Soldaten-Novellen für Sopha und Wachtstube von A. von Winterfeld, Berlin 1860, Behr.) Herr v. Winterfeld braucht den Lesern nicht vorher zu sagen, daß er humoristische Soldaten-Novellen schreibt, sie würden das schon selbst gesehen haben; Novellen sind die drei vorliegenden Geschichten auch nur sehr uneigentlich; die Zusammenstellung von Sopha und Wachtstube scheint uns sehr unglücklich gewählt, selbst abgesehen davon, daß das Sopha, wenn es auch meist ein sehr schlechtes ist, in der Wachtstube stehen kann. Mag uns Herr von Winterfeld eine Vermuthung verzeihen, wir vermuthen nämlich, daß er diesen Titel gar nicht selbst gemacht hat, sondern daß derselbe seinem Büchlein vom Verleger octroyirt wurde. Er klingt ganz wie eine Composition buchhändlerischen und verlegerischen Geistes; daß Herr von Winterfeld Titel machen kann, das zeigt das Buch selbst, man kann unmöglich zu der ersten Geschichte einen schöneren Titel finden als: Ein Fähndrich mit einem Fehler. Wir wollen nur gleich gestehen, daß uns das Buch ebenso sehr gefällt, wie uns der Titel mißfällt, daß aber die erste der drei Geschichten, eben die von dem Fähndrich mit einem Fehler, unbedingt die beste

ist. Da ist wieder die volle Lust und Liebe zum Soldaten drin, zu dem „elenden und erbärmlichen Leben“, das er doch nicht für ein anderes geben möchte, da bewirken die hart und kunstlos an einander gestellten Gegensätze eine Komik, die den Leser unwiderstehlich zum Lachen fortreißt, und dann klingt doch wieder auch ein wehmüthiger Laut hindurch, der bis in's Tiefste des Herzens dringt. Bei'm Theatervolk hat man ein Sprüchwort, daß Keiner vom Theater lassen könne, der einmal ein Paar Sohlen auf der Bühne zerrissen, nun, bei unserem Kriegsvolk ist das auch so, nur in einem weit ernsteren und höheren Sinn; wer einmal wirklich warm geworden ist in des Königs Rock, der trägt ihn bis zum Grabe, nämlich im Geiste, mag er auch längst verabschiedet sich an der Herrlichkeit der schwarzen Salon-Schooß-Jacke erfreuen; ein heiteres Kleidungsstück das! Aber freilich, es wird nicht grade Jeder recht warm in des Königs Rock! Nun, für Leute, die wirklich warm geworden in des Königs Rock, obgleich sie auch zuweilen ganz erbärmlich darin gefroren, oder grausam darin geschwitzt haben mögen, für solche Leute hat Herr von Winterfeld geschrieben, die werden ihn lesen und verstehen, die werden sich die Seiten halten vor Lachen und dann wieder mit nassen Augen vergangener Zeiten gedenken. Es hat eben jeder Offizier ein größeres oder kleineres Stück vom Fähndrich von Klotz oder vom Lieutenant von Hecht in sich, oder an sich. Uebrigens werden wir uns wohl hüten, hier weiter etwas von dem Inhalt der drei kleinen Erzählungen zu verrathen, wir wollen dem Leser die Ueberraschung nicht verderben.

Es ist oft recht schlimm für den Recensenten, wenn er so gar nichts von den persönlichen Verhältnissen der Dichter weiß, deren Werke er besprechen soll, es ist ein Irrthum, daß man poetische Erzeugnisse am vorurtheilsfreiesten beurtheile, wenn man den Verfasser nicht kenne. Das mag bei einer Concurrenz gelten, wo es sich um ein vergleichendes Urtheil über einzelne Gedichte oder Werke verschiedener Verfasser handelt, nicht aber bei einer ganzen Gedichtsammlung eines Dichters. Es kann ein Gedicht, als das Werk eines jungen Dichters, Lob verdienen und der Kritik Anerkennung abnöthigen, welches man einem Habitué des Parnasses nicht mehr verzeiht, das ist aber nur ein Verhältniß von vielen. Zu dieser Bemerkung fordert uns eine soeben erschienene Gedichtsammlung auf (Gedichte von Emil von Colbe, Berlin 1860, Haude und Spener), in der sich eine sehr ernste Gesinnung mit oft sehr jugendlichen Anschauungen fast seltsam verbunden zeigt; zugleich verrathen die Gedichte in der äußeren Form zu gleicher Zeit eine Gewandtheit im Versemachen und eine Herrschaft über die Sprache, daßman ganz triviale Wendungen und vollendete Plattheiten, die daneben vorkommen, gar nicht begreift. Ist Herr Emil von Colbe noch ein Jüngling, so kann ihm geholfen werden, d. h. er kann sich selbst helfen und einen rechten Dichter aus sich machen; ist der Herr von Colbe aber ein schon gereifter Mann, dann ist von ihm vielleicht ein Mehreres, schwerlich aber ein Besseres im Gebiete der lyrischen Poesie zu erwarten. Wir wollen nur ein Beispiel mittheilen, man wird dann die Verlegenheit besser begreifen, in der wir uns diesen Gedichten gegenüber befinden.

In einem Gedichte betitelt: „Entsagung“ mit einem ganz wohl versificirten, aber äußerst platten Anfang, in welchem der Jüngling dem irdischen Glücke entsagt, heißt es weiter:

Ich habe geliebt, wie man ein Mal nur liebt
Auf die ganze Dauer des Lebens,
Doch die Liebe auch bitt're Schmerzen giebt
Und strahlet oftmals vergebens.
Sie faßte mein Herz mit zauberischer Macht;
Doch Gegenliebe hat nicht sie gebracht.

Nie werd' ich am Busen des Weibes ruh'n,
Nie von Kindern umspielet mich sehen,
Und was ich mag treiben und was ich mag thun,
Durch's Leben werd' einsam ich gehen.
Das hat wohl geschmerzt, still hab' ich geklagt
Und habe der irdischen Liebe entsagt.

Entflohen war also die Liebe, das Glück,
Sie kehren auf Erden nicht wieder;
Wohl schmerzte mich oft so bittres Geschick,
Doch den Kummer drängte ich nieder.
Die Jahre vergingen; ein schöneres Licht
Die dunkeln Wolken des Lebens durchbricht.

Ich suchte das Glück in der besseren Welt
Und für irdische, ewige Liebe;
Da hat das Glück die Brust mir geschwellt
Und das Herz gefunden die Liebe;
Da endigt der Schmerz, die Klage sie schweigt,
Und was ich ersehnt, ich hab' es erreicht.

Man wird uns zugeben, daß ein reifer Mann, der also dichtet, gewiß ein sehr achtungswerther Charakter, aber kein Dichter ist, singt aber ein Jüngling so, dann hat er etwas in sich, was ihn zum Dichter machen kann. Mit dem Ersteren hat die Kritik nichts mehr zu schaffen, der hat eben „erreicht, was er ersehnt", und es wäre gewissenlos, ihn dabei zu stören und ihm noch Vorwürfe über die Form seiner Dichtungen zu machen. Der Letztere aber, der Jüngling, bildet sich lediglich ein, etwas erreicht zu haben, was er ersehnt, er hat aber noch nichts erreicht, und die Kritik muß ihn auffordern, sich das Dichten nicht so leicht zu machen, sich selbst klar über seine Gedanken zu werden, sie klar hinzustellen sich bemühen, platte Wendungen zu vermeiden, sprachliche Fehler auszumerzen, kurz, strenge Selbstkritik an sich zu üben. Unser Tadel ist durch die eben mitgetheilten Strophen allein schon berechtigt – unklare Gedanken, Härten, platte Wendungen – sie finden sich in den wenigen Strophen, wie in allen übrigen Gedichten, daneben aber, was wir oben schon rühmend erwähnten, ein achtungswerther Ernst der Gesinnung, sowie ein unbestrittenes Talent, Sprache und Vers zu handhaben.

Schließlich wollen wir hier noch zwei kleine Schriften über Italien erwähnen, von denen die erste — „Rom und die Campagna. Eine Skizze von Moritz von Kalckstein. Berlin 1860. Schneider" — zu der besseren Art der modernen Reiseliteratur gehört, die mehr allgemein anregende Andeutungen als specielle Hindeutungen bringt und die Wiedergabe der empfangenen Eindrücke zum Zweck hat. Der Verfasser ist in der Reise-Literatur durch seine „Erinnerungen an England und Schottland" bereits vortheilhaft bekannt, und das vorliegende interessante kleine Buch reiht sich dem genannten würdig an. Besonders möchte es denen zu empfehlen sein, die Rom erst noch besuchen wollen. Mißfallen hat uns an der Schrift nur die übermäßige Anwendung von Fremdwörtern, es ist schlimm genug, daß man in der Gesellschaft vielfach so spricht, aber schreiben sollte man in keinem Falle so, oder es wenigstens nicht so drucken lassen. Wir verzeihen dem Verfasser gern seine unaufhörlichen Ausfälle auf den Papst und die Clerisey, er hat seine Ansichten zu vertreten, obgleich sein Buch nichts verlieren würde, wenn er etwas sparsamer damit wäre, die deutsche Schriftsprache aber ist unser Aller

Eigenthum, und wir dürfen ihm nicht gestatten, ihr mit seinen zahllosen Fremdwörtern ein „buntes Gesicht" zu machen.

Die zweite Schrift gehört mehr in die politische, als in die Reise-Literatur: „Frei bis zur Adria, Oesterreichische Regierungsgeschichte in Italien, von Gustav Rasch. Berlin 1860. Bosselmann." Der Verfasser zieht in den schärfsten Ausdrücken gegen Oestreich zu Felde, auf eigene Anschauungen, auf französische und andere Schriften gestützt, häuft er Anklage über Anklage gegen das östreichische Regiment in Italien; es kann unsere Absicht nicht sein, hier die östreichische Politik zu vertheidigen, auch wir hätten gewünscht, daß die Kaiserliche Regierung einen Weg eingeschlagen hätte, auf dem es ihr möglich gewesen wäre, die Sympathien der italiänischen Bevölkerung zu gewinnen, denn wir halten es für einen schweren Verlust, daß die Lombardei nicht mehr unter deutschem Einfluß steht, sondern unter französischem, napoleonischem, der jetzt freilich noch mittelbar durch den napoleonischen Vasallen-König Victor Emanuel ausgeübt wird. Auf der andern Seite aber müssen wir doch bemerken, daß der Herr Verfasser Partei ist, daß alle seine Gewährsmänner Partei sind, daß also von Gerechtigkeit für Oestreich gar keine Rede sein kann in seinem Buche. Möge Herr Rasch bedenken, daß von den blutigen und schrecklichen Gewaltthaten, die er mit so brennenden Farben schildert, ein guter Theil wenigstens als Repressalie anzusehen ist gegen die ebenso unmenschlichen und tückischen Streiche der Mazzinistischen und Cavourianischen Verschwörer, die ohne Rast und Ruhe wühlten. Oestreich hat versucht die permanente Revolution durch brutale Gewalt zu zerschmettern, es ist ihm nicht gelungen und damit ist dieses Mittel verurtheilt, selbst in den Augen derer, die es angewendet haben; die Gerechtigkeit aber fordert, anzuerkennen, daß Oestreich auch andere Mittel, bessere, edlere versucht hat, daß diese nicht zum Ziele führten, das hat zu einem Theile allerdings die mangelhafte Ausführung, zum größten Theile aber früher Mazzini und später Cavour verschuldet. Nicht die Idee der Nationalität, sondern deren Auffassung im Sinne der Revolutionäre, hat jene traurigen Verhältnisse geschaffen, und den Vortheil davon hat der Sieger von Solferino gezogen, der Executor des revolutionären Nationalitätsgedankens. Noch ungerechter als gegen Oestreich selbst ist der Verfasser gegen die Erzherzöge, die in Florenz und Modena herrschten, milder urtheilt er über die Herzogin-Regentin von Parma, die sich sogar noch ein Mal selbst restauriren konnte und wirklich nur der fremden Gewalt wich. Gefreut hat es uns, daß der Verfasser, trotz der wüthenden politischen Gegnerschaft, stets in vollster Anerkennung von der tapferen östreichischen Armee spricht. Sehen wir von der Politik ab, so finden wir das Buch interessant geschrieben und voll lesenswerther Vorkommnisse und Einzelnheiten, die auf eigener Anschauung beruhen und mit Geschick und Frische geschildert werden.

Joseph Franz Molitor.

Nekrolog.

Am 23. März 1850, Morgens 1½ Uhr, starb in Frankfurt a. M., tief betrauert von Allen, die das Glück hatten, ihm näher zu stehen, Herr Professor Joseph Franz Molitor, einer jener seltenen Menschen, welche mit dem umfassendsten Wissen und gründlicher Gelehrsamkeit die größte Demuth, die liebenswürdigste Bescheidenheit und die lauterste und ungeheuchelste Religiosität verbinden.

Molitor ward am 8. Juni 1779 zu Oberursel am Taunus geboren. Sein Vater, Kaspar Adolph Anselm Molitor, aus Bingen am Rhein gebürtig, stand damals als Amtsverweser in kurmainzischen Diensten, ward später in dem jetzt nassauischen Flecken Heddernheim bei Frankfurt a. M., von da aber nach Finten bei Mainz versetzt.

Seine Schul- und Gymnasialstudien machte Molitor der damaligen Kriegsunruhen wegen zuerst in Bingen, dann in Aschaffenburg und endlich in Mainz, wo er auch im Jahre 1797 die Universität bezog, hierauf mit derselben nach Aschaffenburg übersiedelte, dann aber im Jahre 1799 sich nach Marburg begab. Der Stand des Juristen, wozu er ursprünglich von seinem Vater bestimmt war, sagte jedoch seiner Neigung nicht zu, weshalb er seine juristischen Studien hauptsächlich nur auf Rechtsgeschichte und Philosophie des Rechtes richtete, den größten Theil seiner Zeit aber mit besonderer Vorliebe der speculativen Philosophie widmete und namentlich die Systeme von Kant, Reinhold, Fichte und Schelling studirte.

Nach Absolvirung seiner Universitätsstudien wählte er das Lehrfach zu seinem Lebensberuf und wurde im Jahre 1806 bei dem dahier neuerrichteten Philanthropin als Mitoberlehrer angestellt, ordnete sich jedoch nach kurzer Frist freiwillig seinem Collegen unter, theils weil er keine Neigung zum Dirigenten hatte, theils weil er ein Haupt für zweckmäßiger hielt als deren zwei.

Bei der im October 1808 durch die Fürstlich primatische Special-Commission für das katholische Schulwesen vorgenommenen Reorganisation des Gymnasii Friedriciani in der Eigenschaft als Gelehrte- und Realschule ward er als außerordentlicher Lehrer für Naturgeschichte, Physik, Geographie und Weltgeschichte an die oberen Klassen dieser Schule berufen, behielt jedoch seine Stellung am Philanthropin ebenfalls bei. Nach Aufhebung des Friedericianums im Jahre 1812 übernahm er die oben genannten Lehrfächer, sowie das der Anthropologie an der neuen katholischen Realschule, welche sich jedoch schon nach einem Jahre aus Mangel an Schülern wieder auflöste. Gleichzeitig berief ihn der Großherzog von Frankfurt als Professor der Philosophie an das neu errichtete Lyceum Carolinum, an welchem er zwei Jahre lang, nämlich vom Herbst 1812 bis 1814 — wo dieses Institut mit dem Aufhören der Fürstlich primatischen Herrschaft ebenfalls wieder einging — Philosophie vortrug. Das ihm ausgeworfene Gehalt blieb ihm als Pension. Er ward darauf an anderen katholischen Schulen verwendet und unterrichtete von 1814 bis 1827 an der oberen Klasse des Englischen Fräulein-Institutes und zwar Naturlehre, Geographie und allgemeine Weltgeschichte, gleichzeitig auch von 1816 bis 1823 in denselben Fächern und in der Naturbeschreibung an der jetzigen Selectenschule.

Fortwährende Kränklichkeit nöthigten ihn indessen, seine Stellung niederzulegen und sich in den wohlverdienten Ruhestand zurückzuziehen. Von nun an widmete er sich ausschließlich seinem für Theologie, Philosophie und für die innere Geschichte und die tieferen Beziehungen zwischen Judenthum und Christenthum so wichtigen und bereits zu einem europäischen Ruf gelangten Werke über die Philosophie der Geschichte und die Tradition,*) welches eine Hauptaufgabe seines ganzen Lebens war und blieb. Jene körperlichen Leiden verhinderten ihn indessen an der gänzlichen Beendigung dieser großen Arbeit und in den letzten Jahren seines Lebens konnte er solche, da ihm jede geistige Anstrengung fast unmöglich geworden war, nur selten noch einmal aufnehmen.

---

*) Der vollständige Titel ist: „Philosophie der Geschichte oder über die Tradition in dem alten Bunde und ihre Beziehungen zu der Kirche des neuen Bundes. Mit vorzüglicher Rücksicht auf die Kabbalah.“ Münster bei Theissing. 4 Bde.

Dafür entschädigte ihn der Umgang mit zahlreichen Freunden und Gönnern und eine ausgebreitete Correspondenz mit auswärtigen Notabilitäten aller Klassen der Gesellschaft.

Gar manchmal geschieht es, daß einem Heimgegangenen ein Lob nachgesendet wird, das einer unparteiischen Kritik gegenüber leider nicht probehaltig ist. Bei Molitor wäre eine solche Befürchtung — das werden Alle, die ihn näher kannten, freudig bezeugen — undenkbar. Eine solche Liebe gegen alle Menschen, ein solches wahrhaft kindlich-frommes Gemüth, eine solche Herzensgüte und Milde wie er besaß, werden selten gefunden — übertroffen wohl nie! Darum ward ihm aber auch die Liebe Aller, die ihn kannten, in einem Grade, welche ein ehrendes Zeugniß dafür gibt, daß wirklich große und edle Eigenschaften im Menschen noch immer Anerkennung und Würdigung finden. Wahrhaft rührend war es, wie Männer und Frauen, theilweise den höchsten Kreisen der Gesellschaft angehörend, den edeln Greis aufsuchten und Belehrung und Trost bei ihm empfingen, Gedanken und Ideen austauschten und ihm wiederum freundliche Unterhaltung gewährten. Hier in dem engen Studierstübchen, im Lehnsessel und mit der Pfeife, welche nach dem ein- für allemal angenommenen Ceremoniell nicht weggelegt werden durfte, empfing der schlichte, einfache Mann Vornehm und Gering, Diplomaten und Staatsmänner, Generale und andere Offiziere, Gelehrte und Geistliche aller Confessionen, Kaufleute und Künstler, kurz Alle, die sich zu ihm hingezogen fühlten, und Alle empfing er mit demselben Wohlwollen, mit derselben Liebe, die sein ganzes Wesen durchdrungen hatte. Hier unterhielt sich mit ihm stundenlang Christian VIII., der letztverstorbene König von Dänemark, bei seiner längeren Anwesenheit in Frankfurt a. M. im Jahre 1838. Von ihm empfing Molitor bei dieser Veranlassung den Danebregorden und die Zusage einer lebenslänglichen Pension, welche ihm jedoch leider nach des Königs Tod und in Folge der Ereignisse des Jahres 1848 entzogen wurde, ohne daß die einflußreichsten Verwendungen eine Aenderung hätten bewirken können.

Hier weilte in täglichem Umgange mit ihm der edle Fürst Orloff, der zur Wiederherstellung seiner, in Folge der vor Silistria empfangenen zahlreichen Wunden, zerstörten Gesundheit — öfters und längere Zeit in Frankfurt ausruhte. Hier suchten ihn viele seiner ehemaligen Schüler auf, um den Umgang mit dem geliebten Lehrer nicht zu entbehren, kurz, hier war der Sammelplatz einer Gesellschaft, welche kein anderes Interesse hinführte, als das, welches aus dem edleren und höheren Bewußtsein im Menschen entspringt und ihn zu dem hinzieht, der mit ihm gleich denkt und gleich fühlt, — den somit er versteht und von dem er verstanden wird. Weitere Belege für die hohe Achtung, in der Molitor stand, sind: daß König Ludwig von Baiern ihm aus seiner Cabinetskasse eine Pension bewilligte, die er bis zu seinem Tode fortbezog. Die erlauchten Großfürstinnen Helena und Alexandra von Rußland aber, nachdem sie die dem Greise so empfindliche Entziehung seiner dänischen Pension erfahren hatten, waren so hochherzig, ihn mit Pensionen aus ihren eigenen Schatullen zu überraschen.

Molitor war Katholik und treuer Anhänger seiner Kirche, dennoch stand er mit Männern aller Confessionen in den innigsten Beziehungen und nie war man in Gefahr, mit ihm über Glaubensansichten in Conflict zu gerathen; jede Meinung nahm er liebevoll auf und selbst da, wo diese Meinnngen auseinander gingen, war es das Band der gegenseitigen Duldung und Liebe, das keine Zwietracht aufkommen ließ.

Molitor war auch ein hervorragendes und wohl eins der gelehrtesten Glieder des Freimaurerordens. Molitor's diesen Gegenstand betreffende Belehrungen finden sich

theilweise in seinem oben angeführten Werke Theil 1., 2. Lieferung, § 487 und S. 728 ff., dann Theil 4, S. 112 bis 121.

So war der Mann, dessen Verlust man tief beklagt und der in der That unersetzlich ist.

Molitor war nie verheirathet und der letzte seiner Familie. Zwei Schwestern gingen ihm in die Ewigkeit voran, die letztere vor fünf Jahren. Mit ihr lebte er in dem innigsten geschwisterlichen Verhältniß und die gegenseitige Anhänglichkeit der Geschwister aneinander war eine wahrhaft rührende.

Montag, den 19. März, fühlte er sich plötzlich sehr unwohl, was indeß anfänglich nichts Beunruhigendes hatte, da dergleichen Krankheitszufälle sich bereits oft wiederholt hatten und immer befriedigend vorübergegangen waren. Bald aber nahm die Sache eine ernste Wendung; die Besinnung schwand, kehrte jedoch zurück, dergestalt, daß er seine Freunde wieder erkannte und bis wenige Stunden vor seinem Tode sich ihnen, wiewohl mühsam, noch verständlich machen konnte. Dann aber nahm in der Nacht vom 22. zum 23. die Schwäche dergestalt zu, daß er, sanft wie er gelebt, seine Seele aushauchte.

Wie allgemein die Theilnahme an diesem Todesfall war, zeigte besonders auch das zahlreiche Geleite zu seiner letzten Ruhestätte. Männer aller Stände schlossen sich ihm an; denn alle hatten einen väterlichen Freund verloren.

Sein Andenken aber wird fortleben und gesegnet sein bei Allen, die ihn kannten, bis zur einstigen Wiedervereinigung. Sit illi terra levis!

(Conv.-Bl. d. Frkf. P.-Z.

Das germanische Museum.

Diese, durch die unermüdliche Thätigkeit des Freiherrn von Aufseß begründete National-Anstalt befindet sich zwar noch in ihren ersten Anfängen; ihre Anlage ist aber der Art, und die Unterstützung, welche ihr schon bisher zu Theil geworden, so bedeutend, daß ihr eine großartige Zukunft ohne allen Zweifel bevorsteht. Die Sammlungen alter Waffen und Geräthschaften, Münzen und Urkunden, das Archiv und die Bibliothek sind zwar noch nicht so umfassend, daß sie mit denen unserer großen Hauptstädte zu vergleichen wären; — allein was ihnen schon jetzt einen größeren Werth verleiht, das ist die wissenschaftliche Sichtung und geistige Ausnutzung des Vorhandenen, woraus nicht blos die Geschichtsforschung Nutzen schöpfen, sondern auch ein intellectueller Gewinn unmittelbar für die Nation selbst entspringen muß. Zu diesem Zwecke ist die Wahl der Gelehrten, welche sich dieser wichtigen Aufgabe zu unterziehen unternommen haben, eine äußerst glückliche zu nennen. Da jeder einen besonderen Theil zum Gegenstand seiner Specialforschung gemacht hat, so kann man sich über jede Branche der deutschen Alterthumskunde gewissermaßen bei einer Autorität Raths erholen. Da ist Dr. Frommann, der tüchtige Kenner alter Handschriften. Da ist der treffliche Johannes Falke, *) der des deutschen Handels Gebiete, Wege, Waaren und Einrichtungen soeben erst in einem gelungenen Werke quellenmäßig dargestellt hat, und dem deutschen Handel und Handwerk die Ursachen ihres Verfalls zeigt, nach deren Erkenntniß sie erst einer besseren Zukunft entgegen gehen können. Da ist Dr. Müller,

*) Jetzt nach Wien berufen. D. Red. d. „Berl. Revue".

der scharfsinnige Forscher des alten Münzwesens, welcher in einem demnächst erscheinenden Buche über diesen Gegenstand die darin herrschende Lücke ausfüllen wird. Da ist Dr. von Eye, welcher in seinem unter der Presse befindlichen Werke, Albrecht Dürer und seine Zeit, das Kunstleben unserer Voreltern beleuchten und hoffentlich einen wohlthätigen Einfluß auf die nationale Kunst der Gegenwart ausüben wird. Was das Wirken dieser Forscher und ihrer trefflichen Collegen besonders fruchtbringend zu machen scheint, ist die klare Einsicht, daß unsere Geschichtsforschung und Geschichtschreibung an einem wichtigen Wendepunkt angelangt ist, an der Einsicht, daß der wesentliche Theil der Geschichte nicht mehr in der Darstellung der Schlachten und Familienbegebenheiten der Dynastien, sowie der politischen Ränke, sondern in der Darstellung der inneren geistigen und wirthschaftlichen Entwickelung des Volkes liegt. Die Quellenforschung über diesen letzteren Gegenstand lag bisher noch sehr im Argen, und wenn wir die älteste Zeit bis einschließlich Karl den Großen ausnehmen, über welche in dieser Richtung durch die Grimm, Rogge, Waiz, Rettberg, Langethal, Landau, Maurer, Roth und Andere in neuerer Zeit allerdings sehr schätzbare Forschungen veröffentlicht worden sind, — so war es einzig Mone, welcher die Urkunden über die wirthschaftliche Entwickelung des Mittelalters systematisch zu erschließen begonnen hat. In dieser Richtung arbeiten die Gelehrten des germanischen Museums rüstig weiter, und es ist nur zu wünschen, daß der Anstalt von dir Nation noch mehr Mittel zu ihrer weiteren Entwickelung geboten werden. Der beste Weg, um diese Anstalt ganz unabhängig zu stellen und ihr dadurch erst einen richtigen Wirkungskreis für das Geistesleben der Nation zu schaffen, wäre es, wenn reiche Patrioten das germanische Museum gerade wie andere Stiftungen mit Legaten bedenken wollten. Zwei sehr werthvolle Beiträge zum stehenden Kapitel sind dem germanischen Museum erst neuerdings durch die Einräumung der Karthause von Seiten der Stadt Nürnberg und durch das Wandgemälde Kaulbach's geworden. Die Karthause, ein in seinen wesentlichen Theilen noch erhaltenes, aus der besten Zeit des Mittelalters stammendes Gebäude, bietet vollständig die dem Zweck entsprechenden Räumlichkeiten und kann ganz in Verhältniß mit dem Anwachsen der Sammlungen durch Restauration und Anbau erweitert werden. Von den Kreuzbogengängen, welche einst im Viereck einen großen Garten umgaben, sind zwei wieder hergestellt und bieten mit ihren Waffen und Gemäldesammlungen einen herrlichen Anblick. Das Diadem des Museums ist das in der Kirche erst verflossenen Sommer verfertigte Wandgemälde Kaulbach's. Dasselbe gehört wohl zu den genialsten Compositionen des großen Künstlers. Es ist in Lebensgröße mit Wasserglas an der Mauer fixirt. Eine neuere Methode, welcher größere Dauer als der Fresco-Malerei zugeschrieben wird. Das Motiv stellt Kaiser Otto III. dar, wie er von einem lustigen Gelage aufgebrochen, im Geleite seiner ausgelassenen Zechbrüder, sich die Gruft Karl's des Großen öffnen läßt, aber vor der Majestät der Kaiserleiche erschüttert zurückbebt. Links sitzt Karl der Große im kaiserlichen weitfaltigen Ornate auf einem erhöhten Throne in einer Nische, in den ausgetrockneten Händen hält er das Schwert und einen Folianten, das Evangelium darstellend, auf seinem Schooß. Das weiße lang wallende Haar umschließt seinen majestätischen Kopf, während der weiße Bart in gewaltigen Ringeln bis über die Brust herabfluthet. Das Auge ist erloschen, vor den eingefallenen Lippen sind die Zähne sichtbar, aber doch umleuchtet gleichsam die Glorie der Weltherrschaft noch das edle, königliche Antlitz. Der Fackelträger, ein alter grauer Kriegsknecht, sinkt, sowie der grelle Schein der Flamme diese Majestät beleuchtet, vor Ehrfurcht zusammen, ebenso der Hofnarr. Während ein Chorknabe mit der Mine des Schreckens im Hintergrunde sich zur Flucht anschickt, während zur Rechten und Linken

des Kaisers dessen Zechbrüder allmählig den trunkenen Spott dem Entsetzen Platz machen lassen, während rechts im Hintergrunde zwei hohe Geistliche vor der Entweihung des Heiligthums warnen und hinter dem Kaiser das Gefolge im Eisengewand mit der Tageshelle neugierig hineinschaut, steht Otto III. von Ehrfurcht gebannt, mit gefalteten Händen da, gleichsam ahnend, wie weit er noch entfernt von der Größe seines Vorfahren. Was den Eindruck des großartigen Gemäldes noch erhöht, ist der Umstand, daß Kaulbach diesmal seinen früheren Weg der Heranziehung des Ueberirdischen verlassen hat, daß die Erscheinung Karl's nicht blos majestätisch, sondern auch möglich ist; denn wer einbalsamirte Leichen schon gesehen hat, wird zugeben, daß die Leiche Karl's des Großen nach 200 Jahren noch dieses Aussehen haben konnte. Genug, das Bild wie es ist, wiegt eine ganze Galerie auf und Nürnberg ist um eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges reicher geworden. (Arbeitgeber.)

Zur Culturgeschichte.

Als besonders ebenbürtiger Zweig der Geschichtswissenschaft neben der politischen Geschichte hat sich neuerdings die Culturgeschichte behauptet. In zahlreichen Monographien und umfassenden Werken werden einzelne Zweige oder auch ganze zusammenhängende Perioden behandelt, als Material der Bildung und Belehrung wie der leichteren Unterhaltung sind culturgeschichtliche Stoffe, sowohl in ernstwissenschaftliche Zeitschriften als in belletristische Journale aufgenommen. Zu einer wahrhaft gedeihlichen, fruchtbaren Entwickelung verlangt aber die Culturgeschichte mehr als irgend ein anderer Zweig der Geschichte ein lebendiges Zusammenwirken und gleichermaßen gegenseitiges Unterstützen vieler für ihre hohe Aufgabe und Bedeutung begeisterter Männer. Denn einmal ist das Material ungleich mehr örtlich zerstreut und vereinzelt als das der politischen Geschichte. Eine solche Vereinigung Vieler zur Herausarbeitung dieser Wissenschaft aus ihren zum Theil noch ersten Anfängen durch Sammlung und Sichtung des Stoffes, durch Ausbildung und Befestigung der Methode in gegenseitiger Handreichung und wechselweisem Ideenaustausch in der Form eines periodischen Collektivwerkes kann jedenfalls nur ebenso zeitgemäß wie ersprießlich sein In dieser Ueberzeugung erwähnen wir hier die „Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte. Bilder und Züge aus dem Leben des deutschen Volks. Herausgegeben von Dr. Joh. Müller, Conservator der Alterthumssammlung am Germanischen Museum, und Joh. Falke, erster Secretär am Germanischen Museum in Nürnberg. 1856. Nürnberg. gr. 8.

Diese Zeitschrift, welche in Monatsheften zu dem Preise von 5 Thlrn. 12 Sgr. für den Jahrgang von 12 Heften erscheint, will zu einer günstigen Entwicklung der deutschen Culturgeschichte verhelfen: 1) durch selbstständige Bearbeitung des culturgeschichtlichen Materials (Uebersichten ganzer Culturperioden und Darstellungen einzelner Richtungen des Culturlebens und Biographie culturgeschichtlich bedeutender Persönlichkeiten); 2) durch Sammlung von Stoffen für die Culturgeschichte (Notizen, kleinere Skizzen, Abdrücke oder Auszüge aus gedruckten und ungedruckten Quellen, Chroniken, Kleiderordnungen, Familienpapieren). In den vorliegenden Heften, welche durch einen warm und frisch geschriebenen Aufsatz von Joh. Falke über Wesen und Bedeutung der deutschen Culturgeschichte eingeleitet werden, finden sich Abhandlungen über „die Bettler

zu Effelder im Jahre 1667 und ihre Zeit« — ein recht lebendiges Bild des dreißigjährigen Krieges und seiner tiefeinschneidenden Folgen — »die Gesellschaftszustände Deutschlands von der Reformation bis zum dreißigjährigen Kriege.« — »Aberglauben in Krain gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts.« — »Monsieur Alamode, ein Stutzer des dreißigjährigen Krieges.« — »Das frühere Schutzwesen der Deutschen.« — »Wohlleben und Prachtliebe der Gesellschaft Limpurg in Frankfurt a. M.« — »Tafelrunde und Schilträume in Hildesheim.«

Die gewonnenen Mitarbeiter bürgen für eine tüchtige Fortführung des dankenswerthen Unternehmens. C. R.

Literarisches.

„Preußens Aufgabe in Deutschland. Rechtsstaat wider Revolution." Vom Verfasser der »Despoten als Revolutionäre.« Berlin 1859. Haude- und Spener'sche Buchhandlung.

Der Verfasser hat manchen guten Gedanken, der ihn vortheilhaft von dem vulgären Gothaismus unterscheidet, aber eine klare Anschauung vom Wesen und Begriff des preußischen Königthums hat er durchaus nicht, vielmehr geht hier kunterbunt alles durcheinander, Falsches und Wahres, aber so, daß das Falsche entschieden das Vorherrschende ist. Das erste Kapitel bringt eine ziemlich oberflächlich gehaltene Uebersicht über den Gang und das Wesen der französischen Revolution; das zweite ist »Reform der Verwaltung« überschrieben und hauptsächlich gegen das vorige Ministerium gerichtet; das dritte ist dem Schutze der Bürger gegen Uebergriffe der Staatsgewalt gewidmet, und das vierte den Richtern, als Wahrer der Volksfreiheit. Der Rechtsstaat, so meint der Verfasser, wird jeden Unterthanen so in seinem Rechte verbarrikadiren können, daß ein Ministerwechsel kaum gespürt werden könne; um aber einen solchen Rechtsstaat aufrecht zu erhalten, müssen die Richter, so zu sagen, absolute Gewalt besitzen. Das sechste Kapitel bespricht die Volksvertretung. Das Resultat der Untersuchungen ist etwa Folgendes: »Landtag« klingt zu mittelalterlich (warum nicht auch »König«?), es fehlt uns das wesentliche Merkmal constitutioneller Monarchie, nämlich das absolute Steuerverweigerungs-Recht; wir bedürfen ferner eines Ministerverantwortlichkeits-Gesetzes und des Rechtes, daß die Kammern auf eigene Faust zusammentreten können, wohl gemerkt, im Interesse der Krone; das Zweikammersystem empfiehlt sich, damit die Krone sich nicht ihres Vetos zu bedienen braucht, aber das Herrenhaus ist ein Unding. Denn was vertritt das Herrenhaus? Den Adel, und einen Adel giebt es nicht mehr in Preußen. So vertritt denn das Herrenhaus, das nach unserer bisherigen Ansicht den großen Grundbesitz vertrat und noch vertritt, nur noch sich selbst, seine Sonderinteressen, nicht aber Staatsinteressen (wahrscheinlich existirt nach der Ansicht des Verfassers der Staat nicht auf der Basis von Grund und Boden, sondern in der Luft); seine Mitglieder bewegen sich in einer Welt, die sie nicht begreifen und von der sie nicht begriffen werden. Ein Glück noch, daß die Verfassung in weiser Voraussicht bestimmt habe, daß alle Geldgesetze zuerst an die zweite Kammer gehen und daß das Herrenhaus kein Recht habe, Amendements zum Budget zu stellen; denn wäre das nicht geschehen, so wäre es in Preußen mit der Monarchie vorbei gewesen und die Regierung wäre übergegangen auf die Magnatentafel. Um nun das Herrenhaus, das

der Monarchie so gefährliche Institut zu beseitigen, wird ein massenhafter Pairsschub veranlaßt und dann Revision der Gesetze. Als zweckmäßige Elemente einer ersten Kammer empfehlen sich alsdann: die Männer der höchsten Staatsverwaltung, des Staatsraths, der Präsident des Ober-Tribunals und die Vertreter der regenerirten Provinzialversammlungen. Wir dächten, die Ansichten solcher Herren müßte die Regierung ohnedies kennen. Würden wir deshalb eine Aenderung der Verfassung vorzuschlagen haben, so würden wir auf Beseitigung des Hauses der Abgeordneten antragen, denn auch deren Ansichten kennt die Regierung zur Genüge aus den Zeitungen, nicht aber vermöge ihrer einseitig städtischen Bildung die Interessen des kleinen und großen ländlichen Grundbesitzers. Was schließlich über die auswärtige Politik Preußens gesagt wird, ist so ungemein albern, daß wir es mit Stillschweigen übergehen. Wir verrathen dem Leser, der das Buch selbst nicht lesen will, nur, daß Preußen einen alten treuen Alliirten im Süden besitzt, dessen erleuchtete „Staatsmänner in seinen trübsten Tagen den großen Friedrich nicht verließen", der „damals fast allein Politik im großen Style trieb", und dieser Bundesgenosse, wer sollte es anders sein als die — **Türkei.**

Correspondenzen.

Aus der Hauptstadt.

14. April 1860.

— Nachrichten über das Befinden Sr. Majestät des Königs; die Demokraten in Berlin. —

Wir sind zu unserer großen Freude in den Stand gesetzt, unsern Lesern heute einige nähere und glücklicher Weise nicht übel lautende Nachrichten über das Befinden Sr. Majestät des Königs, unseres allergnädigsten Herrn, mittheilen zu können. Vor einigen Tagen begegnete eine Prinzessin des Hohen Königlichen Hauses einem treuen Diener Friedrich Wilhelms; die Durchlauchtigste Dame hatte die Gnade, denselben anzureden und ihm mitzutheilen, daß sie soeben Sr. Majestät dem Könige einen Besuch gemacht und Allerhöchstdenselben viel wohler, theilnehmender und gesprächiger, als seit längerer Zeit, gefunden habe. „Es freut mich von ganzem Herzen", sagte die liebenswürdige Prinzessin, daß ich Einem von Ihnen grade eine gute Nachricht von unserem Könige geben konnte!" Von einer andern Seite wird uns ferner eine Notiz mitgetheilt, die einen Blick in das Leben unseres geliebten Königs thun läßt, welcher, Gott sei Dank! doch die Besorgnisse nicht in dem Grade bestätigt, wie sie gehegt worden sein mögen an vielen Stellen. Seine Majestät lassen sich fast täglich vorlesen: so wurde vor Kurzem Hesekiel's patriotischer Roman: „Vor Jena", den Lesern der „Berliner Revue" wohl bekannt, da er in diesen Blättern zuerst veröffentlicht wurde, vorgelesen. Se. Majestät der König erinnerten sich auf der Stelle des in einem Kapitel des genannten Romans geschilderten Kinderballes bei dem damaligen Hofmarschall von Massow, auf welchem Se. Majestät der König als Kronprinz selbst erschienen waren. Der theure Herr machte mit einer erstaunlichen Sicherheit des Gedächtnisses die Personen namhaft, die auf jenem Balle zugegen gewesen, berichtigte einige Irrthümer des Verfassers und zeigte jene lebhafte und schöne Theilnahme, die man sonst in allen geistigen Dingen an dem geliebten Herrn zu bemerken die Freude hatte. — Wir vermögen freilich, trotz aller dieser erfreulichen Zeichen, uns nicht zu

der beseligenden Hoffnung zu erheben, daß eine Genesung zu erwarten sei — die Urtheile der Wissenschaft lauten zu ernst und bestimmt, aber wir wollen Gott danken, wenn es unserem theueren Herrn nur vergönnt ist, ohne größere Leiden den Abend seines schwer bedrängten Lebens in der Stille zu beschließen.

Das politische Leben und Treiben hat nicht geruht während der Osterzeit, wenn auch die hohen Hallen, in denen unsere Legislatur wohnt, geschlossen waren. Immer entschiedener tritt, wie im ganzen Lande, so auch in der Hauptstadt, die eigentlich demokratische Partei an die Spitze der Bewegung, es ist nicht mehr das Halbblut des Liberalismus, das ist bereits um mehrere Pferdelängen geschlagen und das eigentliche Vollblut der Demokratie hat die Führung. Hier in Berlin stehen die alten Namen ungescheut wieder unter den Einladungen zu Versammlungen und Unterzeichnungen, von Unruh und Virchow obenan. Wir wundern uns zwar nicht, diese Namen auftauchen zu sehen, aber wir können sie nicht lesen, ohne mit einer gewissen Rührung an die Naivetät des seligen Staatsministers von Raumer zu denken, der Herrn Virchow von Würzburg hierher berief und alle Verantwortung dafür auf sich zu nehmen bereit war, denn Herr Virchow hatte ja ein schriftliches Versprechen unterzeichnet, sich hier nicht in Politik mischen zu wollen, er hatte überdem zu Händen des Herrn Lehnerdt die bündigsten Erklärungen gegeben! Der arme Herr von Raumer, was würde er zu der Thätigkeit des Herrn Virchow sagen? Würde er auch jetzt noch sagen: „Der junge Mann hat nur noch Interesse für die Wissenschaft, er ist der Sohn des wackern Hauptmanns Virchow, er ist auf Königliche Kosten erzogen worden und — ich habe sein Versprechen!“ Auf Königliche Kosten sind leider! leider! Viele erzogen worden, die dem Preußischen Königthum in ganz sonderbarer Weise ihren Dank abgestattet haben. Wir könnten da eine hübsche Reihe von Namen nennen. Und Herr v. Unruh, dessen Namen unter dem Aktenstücke stand — doch warum wiederholen, was Jedermann weiß? Auch Herr v. Unruh hat kräftige Versprechungen gegeben, damit ihm wieder gestattet werde, in Berlin zu wohnen; seine Freunde wußten damals im Winter 1856 auf 1857 nicht genug zu erzählen von der nicht politischen, sondern rein bukolischen Gesinnung des Mannes, den sie gern an die Spitze der Gesellschaft für Eisenbahnbedarfbeschaffung setzen wollten; ihren Betheuerungen gelang es, den Alarmruf unschädlich zu machen, den die conservative Presse ausstieß.

Aus Paris.

10. April.

— Die stille Woche und das Pariser Volk. — Bethmont und eine Copie der Mortarageschichte. — Memoiren der Aspasia vom Casino. — Die schwarzen Absätze. — Literatur und Theater. —

Das Pariser Raffinement weiß auch über den Ernst der Osterwoche hinwegzukommen und trotz der Kirchenstrafen die Hauptfasttage beinah zu Hauptfesttagen umzugestalten. Man hört hier in dieser Zeit die besten Predigten und die wundervollste Musik. Die Pastetenbäcker versorgen uns mit den köstlichsten getrüffelten Lachspasteten, und die Theater geben fleißig Octave Feuillets neuestes Stück: „la tantation.“ Es ist eine heidnische Nation diese Pariser.

Die einzige wahre Trauer dieser Woche fühlten die Freunde des berühmten Pariser Advokaten Bethmont, welcher in gewissen Kreisen großes Ansehen hatte. Der Tod

hat Bethmont verhindert, einen merkwürdigen Prozeß, so eine Art von Mortarageschichte, die sich schon Jahre lang hinschleppt, endlich zu entscheiden. Die Sache ist die: Ein Blaustrumpf hatte eine verheirathete Tochter, welche früh starb und ihrem Gatten ein Kind hinterließ. Dieser, welcher seine Gattin zärtlich geliebt hatte, übertrug diese Liebe auf das Kind. Der Blaustrumpf benutzte eine Abwesenheit des Vaters, um das Kind demselben zu entführen. Die gelehrte Dame wollte ihre Enkelin allein besitzen. Als der Vater heimkehrte, war er genöthigt, mit der Schwiegermutter einen Proceß anzufangen wegen des Kindes, und der Blaustrumpf wurde denn auch gerichtlich genöthigt, seinen Raub wieder herauszugeben. Aber die Schwiegermutter konnte sich über das Endurtheil nicht zufrieden geben. Sie rächte sich an ihrem Schwiegersohne durch Verläumdungen aller Art, fuhr auch fort, ihn gerichtlich zu verfolgen, um ihm unter allerhand Vorwänden das Enkelkind wieder zu entreißen. Zuerst klagte sie ihn an, zu liberale politische Ansichten zu haben, und dann auch, daß er zum Protestantismus neige. Ausrichten wird sie aber bei alledem nichts.

Eine berüchtigte Schauspielerin, gewöhnlich die Aspasia vom Casino genannt, hat ihre Memoiren herausgegeben. Das ist wieder etwas für Sainte-Beuve, der seit der Madame Bovary jeden Roman dieses Genré's aufs Höchste lobt, und aus diesem Grunde auch zu Faydeau's glühendsten Verehrern zählt. Was wird nun aber der Verfasser des Werkes „de la Volupté" zu einem neuen Buche von Jaime fils sagen, das so eben erschienen ist? Es nennt sich „les talons noirs", und seine strenge Absicht ist nicht zu verkennen, denn es ist eine genaue, fast photographisch treue Schilderung der unerhörten Sitten oder vielmehr Unsitten des heutigen Paris, so daß Jeder, der noch ein unverdorbenes Fleckchen an sich hat, davor zurückschaudern muß. Die Charaktere sind alle portraitähnlich und nicht zu verkennen. Dieses Buch ist für Manchen eine gute Lection, und wenn auch jede Mutter ihrer Tochter die Lectüre desselben untersagen wird und muß, so sollte dafür jeder Vater sie seinem Sohne ebenso warm und dringend empfehlen. Uebrigens trauert Sainte-Beuve jetzt, denn Emile Nau, der Hofpoet Soulouque's, auch der Sainte-Beuve von Haiti genannt, ist in Port-au-Prince gestorben.

Der Schriftsteller Champfleury und der Componist Wetterlin haben eine Sammlung von Volksliedern herausgegeben und streiten sich nun, wer das meiste Verdienst darum habe. Wir kümmern uns nicht um den Streit, sondern erfreuen uns an der schönen Gabe, und sagen Beiden unsern Dank. Diese Normannischen, Picardischen, Elsasser, Lyoneser und Bearneser Volkslieder sind reizend und rührend zugleich in ihrer Naivetät, und der Componist hat ein vortreffliches musikalisches Accompagnement dazu gemacht, ohne durch diese künstlerische Zuthat die natürlichen Reize derselben zu beeinträchtigen.

Das Théatre français wird restaurirt und die Foyers vergrößert. Gespielt wird so lange in dem Salle Ventadour, den die Italiäner eben geräumt haben. Dem Théatre lyrique steht wieder eine Veränderung bevor. Carvalho giebt die Direction an Réty ab. Die Leute sagen, weil seine Gattin, Miolan-Carvalho, zugleich die Primadonna des Théatre lyrique, es vorzöge, Kunstreisen zu machen, statt immer in Paris allein zu singen. Das Théatre lyrique wird nächstens ein großes künstlerisches Fest begehen. Die auch in Deutschland berühmte Pauline Viardot-Garcia, diese in ihrer Art einzige Künstlerin, wird ein Bénéfice erhalten. Ein Act der Armida soll zur Aufführung kommen, außerdem Bruchstücke aus Macbeth. Der Kampf um die Plätze ist natürlich ein unerhörter, und man spricht schon jetzt von fabelhaften Preisen.

Die Stadt wird das Opernhaus renoviren, und zur Entschädigung dafür den Park von Monceaux erhalten. Da wird uns denn wohl bald das letzte grüne und stille Plätzchen inmitten der großen geräuschvollen Stadt verloren gehen!

Militärische Revue.

Sonntag, den 15. April 1860.

Avis. Beiträge ꝛc. für die militärische Revue werden unter der Adresse der Expedition, Kronenstraße Nr. 21, erbeten.

Geschichtskalender.

15. April 1759. Gefecht von Basberg: Gen.-Lieut. v. Hülsen schlägt die Oesterreicher.

16. April 1689. Erstürmung der Bühler Schanze bei Bonn durch die Brandenburger unter Gen.-Maj. v. Heyden.

17. April 1813. Maj. v. Hellwig vom 2. schlesischen Hus.-Regt. überfällt Wanfried und erhält dafür das erste ausgegebene eiserne Kreuz erster Klasse.

18. April 1702. Eröffnung der Laufgräben vor Kaiserswerth durch die Preußen unter dem Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau.

19. April 1716. Eroberung von Wismar durch die Preußen.

20. April 1757. Gefecht von Kommotau: Prinz Moritz von Dessau schlägt die Oesterreicher.

21. April 1757. Gefecht von Reichenberg: Herzog von Braunschweig-Bevern schlägt die Oesterreicher.

Inhalt:

Die Heranbildung zum Soldatenstande durch Exerciren und Turnen.

Wie auf allen Gebieten, so sind auch auf dem der Kriegführung in unserm Jahrhundert große und schnelle, alle Verhältnisse umgestaltende Veränderungen vorgegangen. Wenn schon mit den Feldzügen der französischen Republik eine neue Aera für die Taktik begann, so müssen wir uns gestehen, daß seit der Erfindung der Eisenbahnen, der Verbesserung der Geschütze und der Handfeuerwaffen wiederum ein gewaltiger Umschwung eingetreten ist. Nicht, daß man jetzt andere Zwecke verfolgte, als früher; diese bleiben immer die nämlichen: Vernichtung des Gegners und seiner Hülfsquellen. Nur die Art und Weise, diese Zwecke zu erfüllen, hat sich geändert. Rasche Bewegungen mit gewaltigen Massen, der Kampf in jedem, auch dem schwierigsten Terrain sind die charakteristischen Zeichen dieser jüngsten Periode. Demgemäß mußten die Anforderungen an den Soldaten gesteigert werden; größere Beweglichkeit und Geschicklichkeit, als geistige Eigenschaften Umsicht und eine gewisse Beurtheilung

der einfachsten Gefechtsverhältnisse, vor Allem Selbstständigkeit, hervorgerufen durch das Vertrauen zu sich und seiner Waffe, wurden unentbehrlich für ihn, da er schneller fortkommen, überall verwendbar sein, die besseren Waffen mit Vortheil benutzen sollte. Die Ausbildung des einzelnen Mannes wurde somit in hohem Grade erschwert; auf ein bloßes Massenexerciren und Schießen konnte man sich nicht beschränken, und es bedurfte vieler Mühe und nicht geringen Zeitaufwandes, um z. B. in den gymnastischen Uebungen im Großen und Ganzen annähernd Genügendes zu leisten. Vollkommene Durchbildung war nicht möglich; Einzelne zeigten wenig Geschick; von ihrer früheren Lebensart brachten sie steife Glieder mit, Alles war ihnen neu und unbegreiflich. Jetzt noch durchgreifende Veränderungen bei diesen Leuten zu bewirken, dazu war es oft zu spät. Der Gedanke, sie schon früher durch Exerciren und Turnen zum Dienst heranzubilden, liegt daher sehr nahe. Im Folgenden nun sei es mir erlaubt, die Maßregeln zu betrachten, welche zu dem Ende zu treffen sind, und die mir ausführbar erscheinen.

Eine Einrichtung, welche dem Militärstande zu Gute kommt, wie diese, muß auch möglichst durch ihn geleitet und überwacht werden. Je nach dem Orte ihrer Ausführung wird sie verschieden sein, denn sie hat sich der Lebensweise der Bewohner anzupassen. Wir wollen hier hauptsächlich Städte mit Garnisonen und solche ohne dieselben oder Dörfer unterscheiden.

In den meisten, oder doch sehr vielen der ersteren bestehen bereits wohlangelegte Turnanstalten, die einen großen Theil der Jugend in den gymnastischen Uebungen unterweisen. Es wird somit nur nöthig sein, sie überall mit tüchtigen Lehrern, mit den unentbehrlichsten Geräthschaften zu versehen und den Besuch derselben für alle jungen Leute zur Pflicht zu machen, so lange sie auf der Schule, dem Gymnasium bleiben. Das Exerciren kann dabei gleich mit eingeführt werden, wobei nöthigenfalls Unteroffiziere und Gefreite der Garnison zur Unterstützung zu nehmen sind. Für alle Anstalten werden im ganzen Staat gleichmäßige Vorschriften gegeben.

Ein anderes ist es für diejenigen Stände, welche die Schule nur bis zum 14. oder 15. Jahre besuchen und dann eine bürgerliche Beschäftigung, ein Handwerk ꝛc. treiben. Hier wird die Zeit zum Turnen und Exerciren schon schwieriger zu finden sein; doch glaube ich, daß die Einrichtung trotzdem durchzuführen ist. Man zwinge vor Allem die Bemittelteren, welche später auch aus diesen Klassen als einjährige Freiwillige in die Armee aufgenommen werden wollen, zu den gymnastischen Uebungen, indem man dieselben zu einem Gegenstand der Prüfung vor dem Eintritt macht. Man bilde ferner nur Diejenigen aus, welche später wirklich einmal eingezogen werden, d. i. ⅓ der männlichen Bevölkerung (zwischen 14 und 20 J.). Für diese richte man einen halbjährigen Cursus von wöchentlich 2 Stunden ein und lasse je nach der Bequemlichkeit die jungen Leute im Winter oder im Sommer daran Theil nehmen. Eine solche geringe Freizeit muß sich finden, bei jedem Gewerbe, bei jeder Beschäftigung, wenn die Gesundheit nicht total ruinirt werden soll; wäre es irgendwo nicht der Fall, so könnte der Staat es zum Besten der Erhaltung einer kräftigen Constitution verlangen. Besser aber können wohl die Freistunden für Leute, die die ganze Woche über bei der Arbeit sitzen, in dumpfen Wohnungen oder in heißen Fabrikgebäuden zu thun haben, nicht angewendet werden, als zur heilsamen Bewegung in freier Luft, welche dem Körper seine Gelenkigkeit und Elasticität, dem Geiste seine Frische wiedergiebt.

Die vorhandenen Turnanstalten werden für Alle kaum ausreichen; man lasse deshalb den Unterricht dieser Klasse durch Unteroffiziere und Gefreite der Garnisonen auf besonders dazu angewiesenen Plätzen betreiben. Offiziere mögen das Ganze von Zeit zu Zeit revidiren und eine genaue Controlle über alle Theilnehmer führen.

Betrachten wir als Beispiel Berlin, wo die Schwierigkeiten bei der großen Einwoh-

nerzahl gewiß am bedeutendsten sind. Nach dem neuen Etat sollen jährlich 63,000 Mann ausgehoben werden; es kommt somit ein Mann auf etwa 286, in runder Summe 280 Bewohner. (Die Bevölkerung von Preußen zu 18 Millionen Menschen gerechnet.) Von den circa 490,000 Einwohnern der Hauptstadt werden also jährlich ungefähr 1750 eingezogen. Es sind daher gegen 6 × 1750 = 10,500 junge Leute zwischen 14 und 15 Jahren vorhanden, welche später zu dienen haben. Bildet man nun etwas mehr als diese Zahl aus, um den nothwendigen Abgang durch Sterbefälle ꝛc. zu decken, so kommt man auf etwa 12,000, von denen wohl ⅓ = 4000 in die zu vergrößernden Turnanstalten aufgenommen werden können. Vom Rest werden 4000 im Winter, eben so viel im Sommer zum Unterricht herangezogen. Täglich sind 2 Stunden abzuhalten; es können also in der Woche sechs verschiedene Abtheilungen (jede ⅙ von 4000 oder 666 Mann stark) beschäftigt werden. Diese 666 Mann werden dann auf die 4 hiesigen Infanterie-Regimenter (Garde-Reserve-Regiment und Schützen-Bataillon als 1 Regiment gerechnet) vertheilt, wonach jedes Regiment die Aufgabe erhält, täglich etwa 170 Mann 2 Stunden turnen und exerciren zu lassen; dazu sind bei Abtheilungen von ca. 20 Mann 8 Unteroffiziere oder Gefreite erforderlich, die sich gewiß werden finden lassen. (Jede Compagnie wöchentlich 4 Mal 2 Stunden, wahrscheinlich des Abends, zum Unterricht.)

In Städten ohne Garnison und Dörfern handelt es sich zuerst darum, überhaupt auf eine einfache und billige Weise Lehrer zu finden. Man nehme dazu die Reserven des stehenden Heeres. Die Zahlverhältnisse werden sich auch hier am besten an einem Beispiel erläutern lassen. Denken wir uns ein Dorf von 560 Einwohnern, also ein kleineres, bei dem, wie wir später sehen werden, die Sache grade schwieriger durchzuführen ist. In diesem werden nach den obigen Angaben 2 Mann jährlich ausgehoben, 2 kehren als Reservisten zurück, in 3 Jahren also 6. Von diesen 6 wird einer zum Lehrer bestimmt. Es muß demnach ⅙ sämmtlicher Mannschaften, während ihrer Dienstzeit, im Turnen ziemlich ausgebildet werden. — Eine Infanterie-Compagnie (nach der Reorganisation der Armee) beträgt 125 Mann außer den Handwerkern, mithin hat man nicht ganz 20 Mann (da von den 125 Mann die Unteroffiziere abgeben), also ⅙ der Compagnie, in der Gymnastik gründlich zu unterrichten und zu Vorturnern heranzubilden. Dies dürfte ausführbar sein. Man kann aber selbst mit weniger ausreichen, indem man von je 4 oder 5 Jahrgängen 1 Mann als Lehrer bestimmt. Bei der Wahl der Letzteren sind alle Städte und Dörfer gleichmäßig zu berücksichtigen (bei unserm Beispiel muß also von je 3 Jahrgängen ein Lehrer ausgebildet werden); möglicher Weise kann sie schon bei der Aushebung getroffen werden, was jedenfalls am bequemsten wäre. Die Kavallerie und die Pioniere werden Lehrer noch viel leichter finden, da Turnen, Voltigiren ꝛc. schon zu den unumgänglich nothwendigen Gegenständen ihres Dienstbetriebs gehören. Der Turnlehrer behält sein Amt, wenn nicht besondere Rücksichten obwalten, nur so lange, bis ein Nachfolger ausgebildet ist (also nie länger als 5 Jahre). Auf diese Weise hat man immer junge Kräfte und nimmt zugleich nach und nach alle in die Armee eingeführten Verbesserungen auch in den Pflanzschulen an. Alle für später zum Königlichen Dienst bestimmten jungen Leute zwischen 12—20 Jahren — für unser Beispiel also 16, für den etwaigen Abgang 4 hinzu, = 20 — werden sechs Monate des Jahres, welche? das wird nach den Geschäften der Bewohner besonders bezeichnet, wöchentlich wenigstens 2 Stunden unterrichtet. Eine so geringe Zeit von 52 Stunden jährlich muß sich auch hier finden lassen, sei es am Feierabend, sei es, wenn nach Bestellung der Felder im Frühling und Herbst wenig mehr zu thun ist.

Der Lehrer erhält pro Stunde 2½ Sgr., jährlich also 4 Thlr. 10 Sgr., welche die 20 Familien bezahlen, deren Söhne aus-

gebildet werden, à Familie folglich 6½ Sgr. Dieses Gehalt kann gewiß nach Umständen erhöht werden; wenigstens aber ist es für die verwendete Zeit eine genügende Entschädigung, man vergleiche es nur mit dem täglichen Arbeitslohn.

Für Städte und größere Dörfer werden die Kosten noch geringer, da ein Lehrer wohl für mehr als 20 Schüler genügt (etwa für je 25—30 ein Lehrer; diese können ihre Abtheilungen zu größeren Uebungen vereinigen) und Turngeräthe gemeinschaftlich für viele Abtheilungen beschafft werden können. Ueberall werden diese von den Gemeinden hergerichtet; es bedarf nur eines kleinen Platzes auf einem unbrauchbaren Stück Land, einiger Pfähle, Stangen und Stricke, und Alles ist gethan. An Stelle von Klettergerüsten und Schwebebalken können Bäume, schmale Stege, wie man sie überall findet, treten, und man wird dabei noch den Vortheil haben, gleich die Anwendung aller Uebungen zum practischen Gebrauch darzulegen. — Kleinere Dörfer, als das oben angeführte, werden mit naheliegenden gemeinschaftlich Lehrer und Turnplatz benutzen.

Die Art des Unterrichts muß für den ganzen Staat gleichmäßig vorgeschrieben sein, und zwar so viel als möglich in die Details eingehend, um Mißgriffe, Ueberanstrengungen zu verhüten und zugleich eine vollständige Ausbildung zu erzielen. Je nach dem Alter der Zöglinge und ihrem Geschick werden sich die Uebungen modificiren. Dieses Reglement muß in jedem Orte für Revidirende bereit liegen. Das Exerciren beschränke sich mit wenigen Ausnahmen auf die Schule ohne Gewehr. Vor Allem ist eine gute Stellung und Haltung im Marsch zu beobachten. Richtung, Wendungen, Marschiren, zuerst im Detail, dann abtheilungsweise, selbst die einfachsten Formationen und die Bewegung in denselben, die Uebergänge von einer zur andern mögen folgen und werden meistens spielend erlernt werden. Auch ist mehr Werth auf das Verständniß, namentlich der letztangeführten Sachen, zu legen, wie auf soldatische Präcision, die später schnell gewonnen werden kann, sobald nur die Begriffe klar sind. Damit verbunden wird eine gewisse erzählende, das Interesse rege machende Instruction über schwierigere Manöver, über Gefechtsverhältnisse, von den einfachsten, einer Schleichpatrouille anfangend, eingerichtet werden können. Es läßt sich gewiß in vielen Fällen Erstaunliches leisten, wenn der junge Mensch aus den Schilderungen eines alten Soldaten, seines Landsmannes, die Lust zu seinem künftigen Stande und die Begierde einsaugt, ihn kennen zu lernen.

Beim Turnen fange man mit Glieder-Uebungen, jedoch mit Vorsicht (wofür das Reglement zu sorgen hat) an, lasse dann springen, hoch und weit, nach allen Vorschriften, die dafür gelten. Hierzu genügt ein Graben, ein Strick. Die Bewegungen mit Hanteln, mit dem Gewehr, ahme man durch solche mit schweren Körpern, Steinen und mit Stangen oder Spaten rc. nach. Zum Voltigiren mit Aufsetzen der Hände eignet sich ein niedrig befestigter Balken; statt Bockspringen lasse man, wo die Mittel zur Anschaffung eines solchen Geräthes fehlen, Einen über den Andern, der in gebückter Stellung steht, wegsetzen. Ein Reck zu den einfachsten Uebungen ist leicht zu errichten. Beim Klettern wird es meistens nur darauf ankommen, einzelne Kunstgriffe, und wo es geht, das Klimmen am Seil zu lehren, da in diesem Fache fast jede Dorfjugend eine angeborene Geschicklichkeit besitzt. Daneben übe man, doch wieder mit großer Vorsicht, den Laufschritt, und grade hierin, als zum Theil einer Gewohnheitssache, wird man dem späteren Dienst tüchtig vorarbeiten können.

Je nach der Anstelligkeit der Schüler, den vorhandenen Mitteln und der Zeit, wird man gezwungen sein, hierbei stehen zu bleiben, oder in den Stand gesetzt weiter zu gehen, z. B. die Grundbegriffe des Zielens an einem alten Gewehr, welches sich vielleicht vorfindet, oder gelegentlich etwas aus dem Feldwachdienst, dem zerstreuten Gefecht rc. zu zeigen. Schießübungen

selbst mit Bolzenbüchsen, würden des Kostenpunkts wegen schon schwerer vorzunehmen sein.

Trotz aller Vorschriften und Reglements ist eine genaue Ueberwachung des ganzen Systems durchaus nothwendig. Man wird dabei die allgemeine Controlle von der speciell sich auf Art und Weise des Unterrichts-Betriebs beziehenden zu unterscheiden haben. Jene, welche nur auf Abhaltung der Stunden, auf die Behandlung der Zöglinge, auf die Befolgung des Reglements im Großen und Ganzen Rücksicht nimmt, haben der Schulze resp. Bürgermeister des Orts, und der Landrath, diese die Regimenter. Zu dem Ende wird das ganze Land in 103 Bezirke getheilt, jeder zu 3 bis 4 landräthlichen Kreisen, was der Uebersicht wegen besser erscheint, als eine vollständig neue Eintheilung. Davon kommen 80 auf die 72 Linien- und 9 Garde-Infanterie-Regimenter; 19 auf die 56 Regimenter der Kavallerie (3 Kavallerie-Regimenter = 1 Infanterie-Regiment gerechnet); 3 auf die 10 Jägerbataillone. Die Artillerie und die Pioniere mögen ihres vielfachen anderen Dienstes wegen von den Revisionen dispensirt sein.

Hierbei muß möglichst darauf Rücksicht genommen werden:

1) daß, um Reisekosten zu ersparen, die Bezirke im Allgemeinen den Garnisonen der betreffenden Regimenter zunächst liegen. Bei der Menge der nach der Reorganisation mit Militär zu belegenden Orte wird so eine bequeme Ueberwachung sehr erleichtert. Wo es jedoch ohne bedeutende Kosten geschehen kann, soll jedes Regiment seinen künftigen Ersatz selbst controlliren; dadurch wird sein Interesse an einer tüchtigen Vorbildung der jungen Leute gesteigert;

2) daß die Bezirke in Betreff der Bewohnerzahl so gleich als möglich sind (also je nach Umständen zu 3 oder 4 Kreisen).

Zu den Revisionen werden geeignete Offiziere kommandirt, welche jährlich zweimal die zum Bezirk gehörigen Städte und Dörfer zu besuchen haben. Die der Garnison zunächst liegenden können mit leichter Mühe noch viel öfter controllirt werden. Es sind genaue Rapporte über das Verfahren der Lehrer, die Fortschritte der Schüler und den Zustand der Turngeräthe dem Regiment einzureichen; Auszüge davon werden in einem besonders dazu bestimmten Buche verzeichnet, welches die Ortsbehörde in Verwahrung hat. Diese Rapporte werden zusammengestellt, vorgefundene Verschiedenheiten, wo es Noth thut, ausgeglichen, Irrthümer corrigirt, demnächst Lob und Tadel an die Lehrer ausgesprochen. — Sollte es zu einer Mobilmachung kommen, so würde man an den Letzteren ein Elite-Corps haben, das die ganze Armee mit tüchtigen Unteroffizieren versorgen könnte.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Vor- und Nachtheile, welche aus einem solchen System hervorgehen dürften, so sehen wir, daß die Kosten sehr gering ausfallen, da fast nur die Inspectionsreisen vom Staate zu bezahlen sind, hier und da vielleicht einmal eine geringe Summe zur ersten Anlage abgerechnet. Wenn ferner hiermit der Bevölkerung eine große Last aufgebürdet zu sein scheint, so erinnern wir uns daran, wie viele Stimmen in letzter Zeit für eine Verbesserung, eine allgemeinere Verbreitung des Turnunterrichts sich erhoben haben, und daran, daß dem Einzelnen von nun an seine spätere Dienstzeit wesentlich erleichtert, während zugleich für seine Gesundheit Erhebliches gethan würde.

Für die Armee selbst erhellt, daß, da man seine Leute kennt, Mißgriffe bei den Aushebungen und Vertheilungen zu den Truppengattungen schwieriger zu machen sind; daß das eigentliche Rekruten-Exerciren fast wegfallen kann und höchstens die Griffe mit dem Gewehr von vorn an durchzumachen sind. Man kann somit schneller über die Anfangsgründe hinweggehen und mehr Zeit auf Schießen, auf den Felddienst, das zerstreute Gefecht, Bajonnetfechten und die weitere Turnausbildung verwenden. Ja diese letztere wird bei Vielen überhaupt erst möglich, da Beweglichkeit und Gelenkigkeit nicht mehr geschaffen, sondern nur erhöht werden können.

So wie für die körperlichen Fertigkeiten, so ist die Vorbildung auch für das moralische Element des Soldaten von Nutzen. Vertraut mit den Verhältnissen seines neuen Standes tritt er in denselben ein und nimmt an Allem Interesse, was ihm hier gezeigt und gelehrt wird. Sein Auffassungs-Vermögen, schon früh gebildet und auf militärische Dinge geleitet, läßt ihn schnell begreifen, was man von ihm verlangt, und was der Mensch leicht begreift, dazu hat er auch Lust. Aber auch auf das Volk wird ein für militärische Zwecke günstiger Einfluß ausgeübt, es wird der Armee näher gerückt, indem es von früh an mit ihr in Berührung kommt. Der soldatische Geist, der diese durchweht, der sie zu den höchsten Thaten befähigte, der Geist der Disciplin und der Vaterlandsliebe, der kein Opfer zu groß scheint, bleibt nicht beschränkt auf das Heer; er theilt sich der ganzen Nation mit und läßt sie erkennen, daß sie unbezwinglich ist, so lange sie denselben bewahrt.

Berlin, im März 1860.

Tagesereignisse.

Die Regierung ist nunmehr entschlossen, am 1. Mai mit der definitiven Gestaltung der neuen Organisation der Armee vorzugehen, da eine längere Verzögerung dieser Angelegenheit geradezu mit Gefahren verbunden ist. Eine Mobilmachung während des Interimisticums ist kaum durchführbar, denn viele Truppen sind ohne definitive Garnisonen, wissen nicht, an welchen Orten sie sich mobil machen, von welchen Artillerie-Depots sie Waffen und Munition zu empfangen haben rc. Sollte daher der Landtag das Budget pro 1860 am 1. Mai auch noch nicht bewilligt haben, so wird aus diesen Gründen dennoch mit dem Definitivum vorgegangen werden, denn die Geschicke des Vaterlandes dürfen von „parlamentarischen Parteizwecken“ und den durch diese herbeigeführten Zögerungen und Hemmnissen nicht abhängig gemacht werden.

Von vielen Seiten — und selbst noch in dem Erlasse des Herrn Grafen von Schwerin an die Oberpräsidenten — wird immer auf einen Causalnexus zwischen den Armeevorlagen und der Vorlage über die Grundsteuer hingewiesen. Ein solcher existirt aber durchaus nicht, und wir müssen, selbst dem Herrn Grafen von Schwerin gegenüber, gegen eine solche Behauptung die entschiedenste Verwahrung einlegen, denn sie ist geeignet, unrichtige Ansichten über die Sachlage herbeizuführen, was der Erlaß des Herrn Grafen ja eben verhindern will.

Bekanntlich theilt der Plan für die Reorganisation dieselbe in mehrere Stadien, von denen das erste in der Errichtung von 32 Infanterie-, 18 Cavallerie-Regimentern und einigen weniger bedeutenden Neuformationen für Artillerie, Genietruppen und Train besteht. Zur Erreichung dieses für sich völlig abgeschlossenen Stadiums, um welches es sich gegenwärtig einzig und allein handelt, ist aber ein Ertrag aus der Grundsteuer nicht allein nicht erforderlich, sondern es wird hierauf auch gar nicht gerechnet. Wenn der Herr Graf daher in seinem Erlasse sagt: „Der für jetzt von der Staatsregierung geforderte Betrag aber ist nach reiflichster und sorgfältigster Prüfung im Schooße derselben zu beschaffen, ohne daß die Steuerkraft des Landes über das Maaß dessen hinaus in Anspruch genommen wird, was jetzt bereits gezahlt wird, wobei freilich auch darauf Rücksicht genommen, daß die von der Regierung der Landesvertretung vorgelegten Entwürfe wegen der Grundsteuer die Zustimmung der letzteren erhalten“, so müssen wir die Richtigkeit des letzten Nachsatzes bestreiten. Selbst der Herr Finanzminister ist nach seinen bisherigen Aeußerungen dieser Ansicht nicht, und von Seiten des Staatsministeriums ist auf einen Ertrag aus der neuen Grundsteuer für die jetzt intendirten Reorganisationsmaßregeln nicht Rücksicht genommen worden. Es wäre dies auch gar nicht möglich gewesen, da von diesem Finanzgesetze ausgesprochenermaßen erst nach Jahren ein Ertrag erwartet wird, die jetzt projectirten Maßregeln aber bereits für das nächste Jahr die volle Ausgabe erheischen. — Uebrigens kam der

Erlaß des Herrn Grafen außerordentlich früh; denn er war bereits am *Mittwoch den 4. April Morgens* in der „Spener'schen Zeitung" zu lesen. Wir wissen natürlich nicht, ob dies seine besonderen Gründe hat.

Der Offizier-Etat für die Reorganisation wird von den Tagesblättern gegenwärtig ziemlich ungenau gebracht. Namentlich fallen die etatsmäßigen Stabsofficiere bei der Garde-Infanterie und der gesammten Cavallerie *nicht* aus. Wir haben den Etat im 10. und 11. Heft des vorigen Bandes unseren Lesern bereits vor Augen geführt.

Der „Deutsche Botschafter" macht in seinem gloriosen militärischen Unsinne immer neue Fortschritte. In seiner letzten Nummer vom 10. April berechnet er abermals die Mehrkosten der Armeereform und kömmt zu dem Resultat, dieselben würden 18½ Millionen Thaler jährlich betragen. Er sagt nämlich, es träten den bisherigen Ausgaben hinzu:

A. Bei der Infanterie:

„a) 9 Bataillone zu den bisherigen „Reserve-Regimentern, für deren zwei Ba„taillone bisher der Sold, Seite 84, Nr. „12 und 13 708,748 Thlr., also künftig „um die Hälfte mehr . . 354,374 Thlr."

Nun kostet zufällig nach dem Etat pro 1860, S. 84, Nr. 12 ein *bisheriges* Reserve-Regiment von zwei Bataillonen 88,593 Thlr. 15 Sgr., nach dem Etat für die Reorganisation, S. 98, Nr. 15 aber pro 1860 99,339 Thlr. 5 Sgr., nämlich

bis zum 1. Mai (⅓ der bisherg. Summe) . 29,531 Thlr. 5 Sgr.
vom 1. Mai bis Ende December . . . . 69,808 „ — „
99,339 Thlr. 5 Sgr.

Für 8 Monate also 69,808 Thlr., folglich jährlich 104,712 Thlr. Ferner werden erspart die Kosten für das bisherige Landwehr-Bataillon mit 7900 Thlr. Folglich

bisherige Kosten . 88,593 Thlr. 15 Sgr.
desgl. des Landwehr-Bataillons . . . 7,900 „ — „
96,493 „ 15 „
Künftige Kosten . 104,712 „ — „
Mehrkosten 8,218 „ 15 „
mit acht multiplicirt macht . . . . . 65,748 „ — „
Hierzu das künftige Füsilier-Bataillon Garde-Res.-Inf.-Regts., das der „Botschafter" in Pausch und Bogen mit eingerechnet hatte . . . . . 36,525 „ 15 „
Summa 102,273 Thlr. 15 Sgr.
aber nicht . . . . 354,374 „ — „

„b) 4 Garde-Regimenter, von welchen „jedes nach dem Maßstab der bestehenden „S. 82, Nr. 1 an Sold kostet 175,427 Thlr., „also 701,708 Thlr."

Zufällig kostet ein neues Garde-Regiment nun *nicht* so viel wie ein altes, sondern die Regierung verlangt für dieselben nach dem Etat für die Reorganisation S. 98, Pos. 6 und 7 nur 198,300 Thlr. 8 Sgr., wogegen bei den bisherigen Regimentern erspart werden (S. 99 a. a. O.) 24,480 Thlr. 20 Sgr. und für die Garde-Landwehr . . . 73,665 Thlr. „ Sgr.
98,145 „ „ „
bleiben Mehrkosten 100,155 „ 8 „
aber nicht . . . 701,708 „ „ „

„c) 32 Linien-Infanterie-Regimenter „à 3 Bataillone. Jedes Infanterie-Regi„ment empfängt Sold S. 84, Nr. 10. 132,876 Thlr. . . . . 4,252,112 Thlr."

Schon im vorigen Heft wiesen wir nach, daß dieser Posten

sich nur auf . . 2,013,890 Thlr. 24 Sgr.
beläuft, und nach
nach Abzug der Kosten für die Landwehr mit . . 885,492 „ 15 „
auf . . . . . 1,128,398 „ 9 „
aber nicht . . 4,252,112 „ — „

„d) eine Schulabtheilung laut S. 82 „und 83 des Etats Nummer 9a und 9b 44,827 Thlr."

Das ist eine offenbare Lüge, denn der Etat pro 1860 verlangt an der vom „Botschafter" citirten Stelle ausdrücklich nur 7,990 Thlr. zu diesem Zwecke. Der „Botschafter" hat es für gut befunden, die Kosten der *bisherigen* Schulabtheilung mit 36,837 Thlr. hinzu zu addiren. Uebrigens ist der Etat für 1860 auch nicht einmal maßgebend, und der „Etat für die Reorganisation" verlangt S. 98, Pos. 12 für die neu zu errichtende Schulabtheilung 8,499 Thlr. 15 Sgr.

vom 1. October bis 1. Jan. oder jährl. 33,998 „ — „
aber nicht . . . . 44,827 „ — „

„e) Erweiterung der Militairschieß„schule ist die Vermehrung der Solde nicht „abzuschätzen, weil das Maß der Erweite„rung nicht angegeben ist."

Das Mehr für die Schießschule ist in dem Etat für die Reorganisation S. 100 Pos. 32 allerdings angegeben und zwar für 3 Monate mit 1,316 Thlr. 7 Sgr. 6 Pf., also jährlich 5,265 Thlr. — Der Botschafter kennt nur den Etat für die Reorganisation gar nicht und faselt deshalb in's Blaue hinein.

„f) Verstärkung der Jäger-Bataillone „nicht näher angegeben, aber vermuthlich um „20pCt. der Kopfzahl, Etat pro 1860 S. 84 „Nr. 14 und 15, S. 82 Nr. 5 und 6 „332,984 Thlr. . . . . 66,597 Thlr.

Mit der Vermuthung der 20 pCt. hat es zwar seine Richtigkeit, aber mit der einfachen Multiplication beweist der „Botschafter" nur auf's Neue seine Unwissenheit und Oberflächlichkeit, denn ob Hauptleute oder Jäger besoldet werden, ist in der That nicht ganz dasselbe. Es fallen aber gegen die Vermehrung von 100 Mann pro Bataillon sogar 4 Hauptleute fort. — Bisher kostete ein Jäger-Bataillon jährlich 32,930 Thlr. Für 1860 wird gefordert.

4 Monate wie bisher	10,976 Thlr.	20 Sgr.
8 Monate nach dem neuen Etat . . .	23,838 „	4 „
	34,814 „	24 „

künftig also jährlich 35,757 Thlr. 6 Sgr. oder mehr 2,827 Thlr. 6 Sgr., macht auf 6 Bataillone . . . . . 28,272 Thlr. aber nicht . . . . . . 66,597 „

Es würde zu weit führen, dem „Botschafter" auch in seinen Berechnungen für Cavallerie und Artillerie zu folgen. Die Infanterie mag genügen und wir recapituliren noch einmal die Summen des „Botschafters" und die wirklichen Mehrkosten für dieselbe:

„Botschafter."

a) 9 Füs.-Bats. der Reserve-Regimenter . .	354,374 Thlr.
b) 4 neue Garde-Regiment.	701,708 „
c) 32 Linien-Regimenter	4,252,112 „
d) Schulabtheilung .	44,827 „
e) Schießschule . . .	nicht angegeben
f) Jäger	66,597 „
	5,419,618 Thlr.

Wirklich.

a) 9 Füs.-Bats. der Res.-Reg.	102,273 Thlr.	15 Sgr.
b) 4 neue Garde-Regimenter .	100,155 „	8 „
c) 32 Linien-Regimenter . .	1,128,398 „	9 „
d) Schul-Abtheilung . . .	33,998 „	— „
e) Schießschule	5,265 „	— „
f) Jäger . .	28,272 „	— „
	1,393,097 Thlr.	2 Sgr.

In den späteren Aufsätzen wird der Herr „Botschafter" immer kühner. Da nach seiner Rechnung die Löhnung um 55 Procent wächst, so veranschlagt er alle übrigen Etatstitel kurzweg nach derselben Procentzahl des bisherigen Etats und kömmt dann zu seinen 18½ Millionen. Wir rathen dem kühnen Rechner, einmal einen Blick in den „Etat der Militair-Verwaltung für die beabsichtigte Reorganisation der Armee in der Uebergangsperiode 1860" zu werfen. Nach einem solchen Blicke wird der Herr vielleicht es vorziehen, sich künftig nicht wieder lächerlich zu machen.

Berichtigung.

Auf Seite 82 des 2. Heftes ist am Schluß des Artikels „H. Drummond" irrthümlicher Weise ein gar nicht dahin gehöriger Satz, mit den Worten „Wie weit man" anfangend, eingeschoben worden, was wir hierdurch berichtigen.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Kronenstr. 21.

Preußische Geschichte.

Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates. Von F. Voigt, Professor an der Königlichen Realschule zu Berlin. Erste Lieferung. Berlin. Ferd. Dümmler's Verlagsbuchh. 1860.

Wir sind reich, außerordentlich reich an tüchtigen Forschern auf dem Gebiete der vaterländischen Geschichte, an bedeutenden Historikern, die diese oder jene Seite, diesen oder jenen Abschnitt der preußischen Geschichte zum Vorwurf ihrer Darstellung gemacht haben: wir erinnern des Beispiels halber an v. Raumer (Georg Wilhelm), v. Ledebur, v. Klöden, Riedel, Fidicin, ferner an die große Zahl derer, die aus der Neuzeit der preußischen Geschichte ihre Stoffe genommen haben, wie Archenholz, Manso, Ranke u. a.; andererseits sind wir nicht minder reich an solchen Büchern, die, sei es in der Form zusammenhängender geschichtlicher Darstellung, sei es in einzelnen Bildern, die Jugend mit der vaterländischen Geschichte vertraut zu machen oder auch wohl einem allgemeineren Bedürfniß zu begegnen suchen: wir erinnern an die Hunderte von Büchern, die von dem kleinen Vormbaum an bis zu dem größeren Hahn herab in Umlauf gesetzt worden sind und uns täglich zum Theil wenigstens in den häuslichen Handbibliotheken zu Gesichte kommen. Aber, seltsam! während so hervorragende Forscher die Geschichte unserer Vorzeit aufhellten, während so unzählige Urkunden, namentlich seit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV., veröffentlicht wurden, die bisher Behauptetes und Geglaubtes als vollkommen nichtig und unbegründet darstellten, blieben die meisten Bücher, die für den pädagogischen oder für einen allgemeinen Gebrauch geschrieben wurden, von allen diesen Forschungen und ihren Resultaten vollkommen unberührt: die populäre Darstellung ging unvermittelt neben der gelehrten Forschung her, als ob beide im Grunde nichts miteinander gemein hätten. Es genügte, unendlich oft Erzähltes noch einmal von diesem oder jenem Standpunkte aus zu erzählen und, wo es auf Belebung des patriotischen Gefühls der Jugend ankam, mit einem reichen Anekdotenwerke zu verbrämen. So sind wir denn bis zum heutigen Tage arm geblieben an Werken, deren populäre Darstellung der gesammten brandenburgisch-preußischen Geschichte zugleich auf gründlicher gelehrter Forschung beruhte, ja, es ist fast nur Zimmermann's „Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates" zu nennen, die aber doch wiederum für die ältere Zeit zu dürftig ist, um billigen Anforderungen zu genügen. Um so angenehmer ist es uns, wenn wir unsere Leser auf das in der Erscheinung begriffene und zum Theil schon im Buchhandel vorhandene Werk vom Herrn Professor Voigt aufmerksam machen können, das in gewandter Form und mit gewissenhafter Treue alle die gelehrten Forschungen der letzten Decennien zu einem Ganzen verbindet, daß wir dadurch von der brandenburgischen Geschichte vor der Reformation so zu sagen ein ganz anderes Bild bekommen. Es soll ein Buch werden in erster Linie für Lehrer, für Schulbibliotheken u. d. m., aber auch überhaupt den Wünschen der Freunde vaterländische Geschichte entgegenkommen,

die selbst nicht Zeit und Muße haben, den Quellen nachzugehen um aus diesen selbst zu schöpfen: Preis und Größe des Werkes entsprechen dem Zwecke desselben: es sollen sechs Lieferungen gegeben werden, jede Lieferung zu 6 bis 7 Bogen, und das Ganze zu einem Preise von 2 Thlrn. Es ist mithin auch der weniger bemittelte Lehrer im Stande, die Resultate der neueren Forschungen sich zugänglich zu machen und darnach seine etwaigen falschen Anschauungen und Behauptungen, wie er sie sich aus den bisherigen Compendien der vaterländischen Geschichte angeeignet hat, zu berichtigen.

Um diese unsere Auffassung von dem Werthe und der eigenthümlichen Bedeutung des Voigt'schen Werkes einigermaßen zu erläutern und zu beweisen, halten wir es für zweckdienlich, einige der hervorragendsten Abschnitte besonders hervorzuheben. Gleich von S. 3 ab finden wir eine eben so eingehende wie klare Darstellung über die Wohnsitze der zahlreichen slawischen Völkerstämme, hauptsächlich auf den gründlichen Forschungen beruhend, die Schafarisch in seinen slawischen Alterthümern niedergelegt hat. Von S. 6 ab wird die Gründung der Nordmark erzählt: auch hier sind zum ersten Male die auch sonst wenig beachteten Forschungen in bündiger und doch verständlicher Weise zusammengestellt, namentlich die Forschungen von Georg Wilhelm von Raumer, in dessen Regesten der brandenburgischen Geschichte und in dem Werke über die Kurmark Brandenburg, seine älteste Geschichte und Verfassung, ferner von v. Ledebur, in dessen zahlreichen Abhandlungen im preußischen Archiv, endlich von Riedel, in seinem Werke über die Mark Brandenburg im Jahre 1250. Wir erhalten dadurch sowohl ein Bild von der Art und Beschaffenheit des wendischen Lebens, wie später von dem eigenthümlichen Charakter, den die Germanisirung des Wendenlandes in den Marken annehmen mußte. Lebensweise, Religion und Sitten der Wenden sind von S. 11 ab besonders eingehend dargelegt nach dem Werke von v. Klöden: „Die Gründung Berlins" und der Abhandlung: „Die Götter des Wendenlandes und die Oerter ihrer Verehrung"; bei der Angabe der Bisthümer, ihrer Grenzen u. dergl. m. ist Herr Voigt der Autorität Ledebur's gefolgt, unzweifelhaft der bedeutendsten Autorität, die wir auf diesem Gebiete besitzen. Mit S. 21 hebt der Glanzpunkt der ersten Lieferung des Voigt'schen Werkes an, die Geschichte der anhaltinischen Markgrafen, die nach allen Seiten in eine hellere Beleuchtung gesetzt worden ist, namentlich indem der Verfasser fußte auf den Forschungen, die Klöden niedergelegt hat in dem Werke: „Diplomatische Geschichte des Markgrafen Waldemar" (4 Bände), sodann auf zahlreichen andern Werken, die diese oder jene Seite des Lebens zum besondern Gegenstande der Darstellung gemacht haben. Für die Geschichte der Mark während des Interregnums giebt uns der Verfasser die Resultate seiner eigenen Forschungen, dann die von Riedel in dessen Codex diplomaticus; bei Waldemar fußt das Werk wiederum auf Klöden; bei der Geschichte der Luxemburger wiederum auf Riedel, namentlich was den Uebergang des Landes von den Luxemburgern auf die Hohenzollern anlangt. („Zehn Jahre aus der Geschichte der Ahnherren des Preußischen Königshauses" Berlin 1851.)

Wir fanden es vorhin seltsam, daß die gewöhnliche Compendien-Geschichte

der Mark so wenig Rücksicht und so wenig Notiz von der gelehrten Quellenkunde genommen habe, aber noch seltsamer ist das Fortwandeln in den alten Geleisen in Bezug auf die Art und Weise, wie die Uebertragung der Mark durch Kaiser Sigismund auf den Burggrafen Friedrich von Hohenzollern erfolgt sei. Der landläufigen Erzählung nach waren es Forderungen, waren es geliehene Gelder, die der Kaiser nicht zurückzuzahlen vermochte, weßhalb die Mark auf die Hohenzollern überging, und dennoch beruht diese Auffassung auf einem vollständigen Mißverständnisse. Nach Voigt oder vielmehr nach den Quellen lautet der Hergang aber folgendermaßen: Siegmund hatte keinen sehnlicheren Wunsch, als den, zum Kaiser gewählt zu werden, hatte aber wenig Aussicht. Aber sein ganzes Vertrauen setzte er auf den Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg, den er als seinen Rath zu sich berufen hatte. Dieser wußte denn auch den Pfalzgrafen Ludwig und den Erzbischof von Trier zu gewinnen, ging im Jahre 1410 nach Frankfurt zur Wahl, wo er als Bevollmächtigter Siegmund's, als Kurfürsten von Brandenburg, Eintritt in die Kurversammlung verlangte und nach langem Zögern auch wirklich erhielt. Am 20. September wurde die Wahl vorgenommen, trotz des von Köln und Mainz erhobenen Widerspruches: Trier, Pfalz und Brandenburg ernannten einmüthig Siegmund zum römischen König, und diese Wahl wurde denn auch im folgenden Jahre wiederholt und bestätigt. Die Freude aber, seinen sehnlichsten Wunsch erfüllt zu sehen, heißt es nun weiter bei Voigt, veranlaßte Siegmund, dem Burggrafen diesen Dienst mit Königlicher Freigebigkeit zu belohnen. Nach dem Tode Jobst's von Mähren faßte er, nachdem ihm der traurige Verfall der Marken berichtet worden war, den Entschluß, da er selber mit Reichsgeschäften überladen war, den Burggrafen Friedrich als einen rechten Obristen und gemeinen Verweser nach der Mark zu senden, der mit klugem Sinne und kräftiger Hand das Land aus dem Verderben reißen möchte, in welches es so tief versunken war. Und damit ihm die Mittel zu solch' schwieriger Stellung werden möchten, und damit er seinen Diensten den Lohn verabreiche, setzte er ihm in seiner Bestallung vom 8. Juli 1411 die Summe von 100,000 Goldgulden aus, zu deren Unterpfand, da er sie zur Zeit nicht baar zahlen konnte, ihm die Mark übergeben werden sollte. Ja Siegmund ging noch weiter. Im August brachte er nicht nur eine freundliche Vereinigung Friedrichs mit dem Herzog Rudolph von Sachsen zu Stande, sondern auch einen Ehevertrag zwischen Friedrichs Sohn Johann und Rudolphs Tochter Barbara, und stattete sie mit 50,000 Goldgulden aus, die er ebenfalls auf die Mark verschrieb. Stürbe nach vollzogener Ehe Barbara früher als Johann, so sollte die ganze Summe Letzterem zufallen; stürbe dagegen Johann früher, so sollten sieben Städte in der Zauche und dem Teltow das Leibgedinge der Wittwe sein, nach ihrem Tode aber den Erben des Johann zufallen. Von diesen Verhandlungen setzte er die Stände der Mark in Kenntniß und forderte sie zum Gehorsam gegen Friedrich auf; Wenzel aber bestätigte alle diese Anordnungen seines Bruders. „Diese großartige Schenkung", schließt die Erzählung, „hat zu dem merkwürdigen Irrthum Veranlassung gegeben, der Burggraf habe dem Könige jene Summen

vorgestreckt, ein Irrthum, der seit Jahrhunderten aus einem Buche in das andere übergegangen und selbst noch in der neuesten Zeit wiederholt worden ist, auch nachdem die Urkunden öffentlich bekannt geworden, welche einer solchen Annahme auf das entschiedenste widersprechen."

Von besonders hohem Interesse werden dem Leser diejenigen Abschnitte des Voigt'schen Buches sein, die die inneren Zustände der Mark zum Gegenstande haben, die Lebensweise des Adels, der Städte, der Bauern, das Gerichtswesen, die Geldverhältnisse, das Kirchen- und Mönchswesen, die Medicinal-Angelegenheiten u. d. m. Wir erfahren da zum guten Theile Dinge, die bisher nur in den kleinen Kreisen der Vereine für märkische Alterthumskunde genauer bekannt waren. Die Geschichte des Adels in den Marken wird von S. 58 ab nach v. Ledebur, Riedel und Klöden, etwa folgender Weise erzählt: In der Völkerwanderung pflegten die Germanen bei Eroberungen von Ländern ein Drittel des Landes für sich zu nehmen, von welchem ein bedeutender Theil dem Heerkönig oder Anführer zufiel, weil er die Kosten des Zuges bestritten hatte; den Rest erhielten die Krieger erb- und eigenthümlich, während die Anführer noch überdies vom Heerkönig je nach ihren Verdiensten und Stellung mit Gütern auf Lebenszeit ausgestattet (feudum oder Lehnsgut, im Gegensatz zu allodium oder Erbgut), die ihnen aus dem vom König vorbehaltenen Theile, dem fiscus, zugewiesen wurden. Aehnlich, aber doch auch wieder wesentlich verschieden verhielt es sich nun bei der Eroberung des Wendenlandes durch die Askanier. Die Bewohner der Nord- oder nachmaligen Altmark, heißt es bei Voigt, waren zwar zum Kriegsdienste verpflichtet, doch nicht zur Eroberung nach außen, sondern Vertheidigung des eigenen Landes. Eroberungen im Wendenlande konnten Albrecht der Bär und seine Nachfolger nur mit denen machen, die sich im Besitz von Lehnsgütern befanden und die das stehende Heer der damaligen Zeit bildeten, da sie auch außerhalb des Landes zum Kriegsdienst verpflichtet waren. Diese Lehnsleute oder Vasallen waren besonders zahlreich und nahe bei einander längs der Elbe ansässig, und noch bis heute ist deshalb die Zahl der Rittergüter in jenem Distrikte eine sehr große. Das Heer nun, das die Markgrafen aus diesen Vasallen oder Mannen bildeten, verstärkten sie ansehnlich durch Söldner. Die Ausrüstung eines Heereszugs war mithin sehr kostspielig, sie mußte von dem Markgrafen allein bestritten werden, und eben deshalb fielen ihm, oder wenn man will dem Kaiser, dessen Stellvertreter er war, sämmtliche Eroberungen zu; Erbgüter waren nicht an die Krieger zu vertheilen, sie hatten ja nur um Sold oder wegen ihrer Lehnspflicht am Kriege Theil genommen. Mithin gab es keinen freien Erbsitz in der Mark; alles Land gehörte dem Markgrafen, und sowohl für das, was er der ursprünglichen slawischen Bevölkerung ließ, wie für das, was er an deutsche Ansiedler abtrat, mußte fortdauernd Zins gezahlt werden. Nur die Vasallen, der Krieger- oder Ritterstand, machte in gewisser Beziehung eine Ausnahme. So lange sie mit dem Kriegsherrn zu Felde lagen, hatte dieser für ihren Unterhalt zu sorgen. Diejenigen, welche sich auch ferner zum Kriegsdienst der Markgrafen verpflichteten, wurden in dem eroberten Lande mit Rittergütern von 4 bis 6 Hu-

fen Größe ausgestattet; dieser Landbesitz wurde ihnen statt des Soldes in den Zeiten der Ruhe überwiesen. Für dieses Besitzthum, sein Lehnsgut, zahlte der Ritter (miles) oder Knappe (famulus) keine Abgabe, selbst was er sonst für sich verbrauchte, bezog er zollfrei. Dafür aber war er verpflichtet, bei jeder Aufforderung des Markgrafen persönlich und in Begleitung von 2 oder 4 Mann bewaffnet und beritten sich zum Kriegsdienst zu stellen. Kaufte er nebenher noch größeren Landbesitz, so hatte er für denselben ebenso Abgaben zu entrichten wie jeder andere Landbesitzer.

Diese ritterlichen Krieger, heißt es nun weiter, wurden über das ganze eroberte Land vertheilt; ihre Wohnungen lagen mitten unter andern Ländereien, nur durch einen Zaun umfriedigt, weshalb diese unbeschlossenen Besitzer auch später Zaunjunker genannt wurden, im Gegensatz zu den Schloßgesessenen. Feste Schlösser oder Burgen durften nämlich nur mit landesherrlicher Bewilligung angelegt werden oder waren ein Vorrecht des hohen Adels, der in der Mark nur spärlich vertreten war. In dem Lande westlich der Elbe gehörten die Grafen von Osterburg, von Lüchow u. s. w. zu demselben, dagegen fehlte er fast ganz in dem früher wendischen Lande östlich der Elbe. Dort war es nur die altslawische Familie der Herren von Friesack, dann die Grafen von Lindow als Herren von Ruppin, die Herren von Puttlitz und von Zossen, welche feste Schlösser zu ihren Wohnsitzen hatten. Die Burgen dagegen, welche außer jenen in dem früheren Wendenlande angelegt wurden, waren sämmtlich landesherrlich und dienten zur Vertheidigung des Landes. Die Markgrafen hatten auf ihnen Vögte und Hauptleute, die für bestimmte Zeit zur Vertheidigung der Burgen bestellt waren. Ihnen zur Seite standen Burgmänner (castrenses, castellani), welche ebenfalls ritterbürtig waren und das Schloß vertheidigen helfen mußten. Zu ihrem Unterhalte erhielten sie Burglehen, wie die Vögte und Hauptleute größere Lehen inne hatten und überdies Einkünfte von den Eingesessenen der Vogtei oder des Schloßbezirks bezogen. Später als die Askanier mit ihren Eroberungen die Oder erreichten, ja dieselbe überschritten, und nun viele der Vertheidigungsschlösser ihre Aufgabe überlebt hatten, verkauften die Markgrafen solche an Städte oder Ritter. Die Städte machten gewöhnlich von der Erlaubniß, dieselben niederzureißen, Gebrauch, da sie für ihre Freiheit fürchteten, falls dieselben in andere Hände übergingen; die Ritter aber, welche nun in den Besitz von Schlössern gekommen waren, fingen an sich für höher zu halten, als jene Zaunjunker, und wurden auch in der That lange vor jenen bevorzugt. Diejenigen aber, welche namentlich nach Waldemars Tode in den Zeiten der Verwirrung sich feste Schlösser gebaut hatten, mußten auf Befehl des Markgrafen Ludwig dieselben größtentheils wieder niederreißen, als größere Ordnung eingetreten war.

So weit über den märkischen Adel unter den Askaniern. Wir brechen damit ab, indem wir uns vorbehalten, in einem weiteren Artikel auf das Leben und Treiben in der Mark unter den Askaniern, namentlich auf das Städtewesen, noch näher zurückzukommen. Zum Schluß möchten wir für heute noch einen Wunsch aussprechen, nämlich den, daß der Verfasser am Schluß des Werkes

einen Wegweiser durch die Quellen der brandenburgisch-preußischen Geschichte und die hervorragendsten geschichtlichen Darstellungen geben möchte. Dem vorliegenden Buche fehlen alle Belegstellen; mit einem solchen Wegweiser ließen sich zugleich Zurückweisungen auf die einzelnen Abschnitte des Buches verbinden, und außerdem würde der Wegweiser vielleicht Manchem nicht nur eine Anregung sein, zu den Quellen hinabzusteigen, sondern auch ein Leiter, um hierbei den richtigen Weg einzuschlagen. In letzterer Beziehung denken wir namentlich an die Werke über brandenburgisch-preußische Geschichte seit der Herrschaft der Hohenzollern. Nicht Jedem ist es gegeben, so lange zu irren, bis er das Richtige findet.

Bis nach Hohen-Zieritz.

Eine Preußisch-Französische Geschichte
von **George Hesekiel.**

Viertes Capitel.
Der junge Simolin.

„Ich ging schon in die Ferne,
So weit der Himmel blau,
Vergessen wollt ich lernen,
Herzallerliebste Frau!“

Zu den Eigenthümlichkeiten des Lieutenants von Rouvroy gehörte, daß er von den verschiedenen Dingen und Gegenständen, die ihm aus irgend einem Grunde lieb und theuer waren, stets so viele, als ihm irgend möglich war, bei sich und mit sich herumtrug. Es mochte das eine Angewöhnung sein aus der Zeit, da er Jahre lang auf Reisen war, späterhin aber war es ihm geradezu peinlich, sich, wenn auch nur auf Stunden, von Gegenständen zu trennen, die für ihn von hohem Werth waren durch Erinnerungen ernster oder heiterer Art. Franz Wilhelm René von Rouvroy war durchaus nicht eitel, dennoch waren seine Hände mit Ringen aller Art besteckt, in seinen Taschen hatte er stets Dosen und Etuis von den verschiedensten Formen, obwohl er höchst selten ein wenig Taback nahm; Messer, obwohl er nichts zu schneiden hatte, trug er immer mit sich herum, und ein paar mit Briefen gefüllte Brieftaschen waren seine unzertrennlichen Begleiter. Zu seiner gewöhnlichen Fracht, wenn er, wie in der Regel an jedem Abend geschah, der Frau von Uchtenhagen seinen Besuch machte, gehörte überdem noch derjenige Band seines Reisetagebuches, mit dessen Abfassung er gerade beschäftigt war, und Frau von Uchtenhagen meinte oft scherzend, es thue dem Lieutenant leid, daß er nicht sämmtliche Bände seines Journals mit sich führen könne.

Das wäre denn freilich ein starkes Stück gewesen, da der in grünes Glanz-Papier sauber eingeschlagene Band, den der Herr Lieutenant eben entfaltet, auf einem herzförmigen weißen Schilde in sauberer Frakturschrift den Titel trägt: „Journal pour servir à l'histoire de mon temps. Tom. XXXVII. Paris, 1791. 1792.“

Während Herr von Rouvroy die Stelle sucht, bis zu welcher er sein Werk vorgelesen, machen Frau von Uchtenhagen und Fräulein Friederike einige Be-

merkungen über die außerordentlich kleine, aber sehr saubere Handschrift des Lieutenants. Dieser lächelt dazu und fühlt sich geschmeichelt, obwohl die Damen dieselben Bemerkungen schon recht oft gemacht haben. Herr Robert von Rouvroy lobt dagegen mit dem Tone innigster Ueberzeugung die großen, festen, sichern Züge der Handschrift der Frau von Uchtenhagen, und diese wirft ihm einen dankbaren Blick dafür zu, während Riekchen lebhaft erröthet, denn wenn die Handschrift der Mutter Herrn von Rouvroy so gefällt, dann muß ihm ja auch die ihrige gefallen, sie schreibt ja ganz genau so wie die Mutter. So sind Mutter und Tochter zufrieden mit dem jungen Schlaukopf, der ja nur darum die Handschrift der Mutter lobte, weil sie der der Tochter so ähnlich war, übrigens war ihm Riekchens Hand, oder vielmehr ihr Händchen, noch lieber als die Schrift.

Der Herr Lieutenant hatte seine etwas pedantischen Vorkehrungen zum Vorlesen, er setzte sich dabei rittlings auf den Stuhl und legte das Buch auf die Lehne, so daß ihm das volle Licht der Lampe auf das Blatt fiel, noch nicht beendet, als die kleine schlaue Dorette ihren Eusebius auch schon bewogen hatte, mit ihr im Damenbrett zu ziehen. Der Junker war stolz auf seine Stärke in diesem Spiel, und die listige kleine Person wußte das trefflich zu benutzen. Auch Mariechen schwankte einen Augenblick, ob sie der Vorlesung, die für sie eigentlich wenig Lockendes hatte, nicht ein Spiel mit dem kleinen Vetter substituiren solle, da ihr aber gerade nichts einfiel, so rüstete sie sich mit der ihr eigenen Grazie zum Zuhören, gab ihrem Zögling Dubislaw eine Vermahnung, sich fein grade zu halten, und lehnte sich dann leicht zurück, ihre Arme anmuthig auf der Brust verschränkend. So saß sie da, etwa anzusehen wie ein allerliebstes Miniaturbild einer schönen Prinzessin, die einer Standespflicht genügend, mit größester Huld einen Vortrag entgegennimmt, der sie zwar eigentlich wenig interessirt, den sie aber anhört, weil sie gern Rücksicht auf den Vortragenden nimmt.

„Hier wird der Ort sein," begann der Lieutenant zu lesen, „von einem jungen Manne zu reden, dessen Bekanntschaft mein Bruder Alexander schon zu London gemacht, aber zu Paris erneuert und fester geknüpft hatte. Fast täglich erzählte mir Alexander von einem jungen kurländischen Cavalier, einem Baron von Simolin und dessen ritterlicher Verehrung für die Königin Marie Antoinette, und Alles, was er mir erzählte gefiel mir so gut, daß ich recht begierig war, die Bekanntschaft des jungen Simolin zu machen. Verschiedene Umstände hatten das verzögert, denn mein Leben zu Paris war, wie das schon öfter bemerkt, so verschieden von dem Leben meines Bruders, daß wir fast nirgends zusammen erschienen und uns, wenn wir uns Morgens trennten, gewöhnlich erst Abends spät wieder sahen. Alexander pflegte mir dann seine Bemerkungen und Beobachtungen mitzutheilen, denn er hatte immer das Herz auf der Zunge und fühlte den Drang, sich aufzuschließen und sich dem Bruder mitzutheilen in Freud und Leid, während es mir immer schwer wurde, rasch die passenden Worte zur mündlichen Mittheilung zu finden. So kam es denn, daß ich trotz meiner Müdigkeit allabendlich seine interessanten Schilderungen, denn

er beobachtete scharf und tief mit reinem Urtheil, zwar nicht immer das Richtige, meist aber das Rechte, mit Vergnügen anhörte, beinahe niemals aber dazu kam, ihm von meinen Erlebnissen zuerzählen, weil er fast immer schon eingeschlafen war, bevor ich die passenden Worte gefunden. Ich hatte also den jungen ritterlichen Herrn von Simolin noch nicht gesehen, von dem mein Bruder mir so viel erzählte, als ich eines Tages zu dem Baron von Dampierre, einem liebenswürdigen alter Herrn, eingeladen wurde, der ein Landhaus in der Nähe von Paris hatte und öfter von dem Landgute, das er in der Provinz bewohnte, dorthin kam, um sich über den Gang der politischen Ereignisse zu unterrichten und sich mit seinen Freunden und andern treuen Anhängern des Königs zu besprechen. Ich werde später noch mehrfach von dem Baron von Dampierre reden müssen, hier will ich nur vorläufig bemerken, daß durch ihn hauptsächlich die Verbinbindung zwischen bedeutenden Personen am Königlichen Hofe und zwischen den royalistischen Officieren der Armee aufrecht erhalten wurde. Man sagte mir später, Baron Dampierre habe den Briefwechsel Ludwigs XVI. mit dem Generallieutenant Marquis von Bouillé, der die Truppen jenseits der Champagne commandirte, besorgt.

Es war ein wunderschöner Tag am 17. Mai 1791, als ich allein nach dem Landhause des Barons von Dampierre fuhr, denn mein Bruder hatte mir sagen lassen, daß er mich nicht abholen könne, und mir war das ganz recht, denn ich sehnte mich darnach, allein zu sein ein Mal in freiem Felde in hellem Frühlingssonnenschein, grüne Baumblätter zu sehen, statt grauer Zeitungsblätter und die Stimmen der Vögel zu hören statt der endlosen Gespräche über die National-Versammlung, das Ministerium und den Clubb der Jacobiner. Wohl war ich mit Leib und Seele Royalist, wohl interessirte ich mich lebhaft für den Gang der Revolution, wohl kamen auch mir bange Stunden, und die Ahnung einer schauerlichen Zukunft warf auch in meinen sonnigen Lebensweg oft breite Schatten, aber ich theilte doch die Befürchtungen meiner Freunde nicht ganz, ich war noch immer der festen Meinung, daß das französische Königthum, sobald es nur ernsthaft wolle, den Kampf mit der Revolution aufnehmen und siegreich beenden könne. Ich hatte die Hauptführer der Revolutions-Partei nach und nach fast alle in der Nähe gesehen und beobachtet, und ich gestehe, daß sie mir zwar sogleich wenig Achtung, aber noch weniger Furcht einflößten, und wenn ich auch auf Königlicher Seite mehr guten Willen als Fähigkeit bemerkte, so tröstete ich mich damit, daß das Recht schließlich doch seine Ritter und Retter finden müsse!

Ich nahm also einen öffentlichen Wagen und fuhr nach Chenonceaux, von da konnte ich in einer kleinen Stunde zu Fuß das Landhaus des Barons von Dampierre bequem erreichen, und ich freute mich auf diese Fußwanderung um so mehr, als mir mein Kutscher die Fahrt häßlich verdorben hatte, indem er fortwährend Gassenhauer sang, wie sie damals vom Palais Royal aus mit infernalischer Bosheit verbreitet wurden. Fast alle diese Lieder enthielten die schmutzigsten Verleumdungen gegen die edle Königin Marie Antoinette. Es ist für mich immer ein tiefer Schmerz, wenn ich jener Zeit gedenke, daß ich zugeben

muß, daß nicht die eigentlichen Revolutionairs, sondern daß ein verderbter Hofadel und die schöngeistige, philosophische höhere Gesellschaft, die ein frevelhaftes Spiel mit der Revolution trieb, diese schändlichen Verleumdungen ersann und in Umlauf setzte, daß sich Prinzen und Bischöfe zu Mitschuldigen machten und daß Alles, Alles, selbst das Abscheulichste geglaubt wurde, weil die Gesellschaft so lästerlich und jämmerlich geworden war, daß sie gar nicht mehr vermochte, reine, schuldlose Beweggründe für möglich zu halten.

Ich durfte nicht wagen, dem Kutscher Schweigen zu gebieten, wenn ich mich nicht ganz nutzlos der Gefahr aussetzen wollte, auf der belebten Landstraße ein Opfer des Gesindels zu werden, das seit Jahresfrist schon in immer größeren Massen aus den Provinzen nach Paris strömte. Endlich am Ziel, verließ ich mit großer Bewegung den Wagen, und der einsame Spaziergang gab mir auch endlich meine Ruhe zum Theil wieder. Das Landhaus des Barons von Dampierre war ein altes weitläuftiges Gebäude aus der Zeit Ludwigs XIII. oder Heinrichs IV., keine Villa, sondern ein Haus, in welchem man sich zur Noth vertheidigen konnte. Zwar hatte es nicht Wälle und Gräben, aber die starken Zingelmauern und die schmalen schießschartenartigen Fenster darin mahnten an die Zeiten der Fronde, wo der Adel seine Sitze immer noch gern so einrichtete, daß er sie wenigstens gegen einen Handstreich halten konnte, wenn er auch verzichtet hatte, einer Belagerung und der Beschießung durch Artillerie zu trotzen. Die Thür, welche in den innern Hof führte, war nicht verschlossen, man vermied eben vorsichtig Alles, was irgend Aufmerksamkeit erregen konnte, an derselben aber stand ein Diener des Barons, dessen Treue erprobt war. Der war im Nothfall der Mann, einen unberufenen Eindringling zurückzuhalten, und endlich konnte er immer die schwere, mit Eisenblech beschlagene Thür zuwerfen, es würde immer geraume Zeit erfordert haben, diese Thür zu erbrechen. Der Mann kannte mich persönlich, er grüßte mich schweigend und deutete mir mit der Hand an, wo ich den Hausherrn finden werde. Langsam schritt ich über den einsamen Hof, Gras und Halme schossen lustig empor in den Fugen der feuchten Steinquadern, auf denen meine Schritte dumpf wiederklangen, ich stieg die ausgetretenen Stufen zu einer schmalen Thür in einer Ecke empor — nicht Verfall herrschte in Hof und Haus, sondern eine Einsamkeit, eine Verödung, die vielleicht darum gerade so tiefen Eindruck auf mich machte, weil die Sonne draußen so goldig hell die Fluren beschien und die Vögel so lieblich den duftigen Mai anfangen. In der Halle, an deren Wänden im halben Dunkel, denn die Fenster nach Außen waren geblendet, Ahnenbilder hingen in drei Reihen übereinander, empfing mich eine alte Frau, sie betrachtete mich vorsichtig und mißtrauisch erst durch ihre Brille, dann nahm sie die Brille ab, als traue sie ihren eigenen Augen doch mehr, als den künstlichen Gläsern, und erst nach einem langen Examen, dessen Ergebniß sichtlich kein besonders günstiges für mich war, antwortete sie auf meine Frage nach dem Hausherrn mit der scheuen Gegenfrage nach meinem Stand und Namen.

„Ich bin der Königlich Preußische Lieutenant Baron von Rouvroy und von dem Herrn Baron hierher eingeladen."

Diese Antwort machte sichtlich einen günstigen Eindruck auf die alte vorsichtige Person, sie lächelte und ihr Lächeln erinnerte mich an jene einsamen Sonnenstrahlen, die man zuweilen durch herbstliches Nebel- und Regengewölk brechen sieht, oder zu sehen glaubt, denn sie verschwinden so schnell, daß man nicht ganz sicher ist, ob man sich nicht etwa getäuscht hat. Nachdem die alte Schaffnerin des Barons von Dampierre gelächelt, sah sie mich wieder ebenso finster und feindselig an, wie vorher, und vielleicht würde sie eine neue Prüfung mit mir angestellt haben, wenn mir nicht zum guten Glück eingefallen wäre, mich auf meinen guten Bekannten, der unten am Außenthore Wache stand, zu berufen. Ich sagte ihr also: „Meine liebe Frau, Jacques Perier hat mir gesagt, daß ich den Herrn Baron hier finden würde!" Das half, denn leise vor sich hinsprechend zog die Alte jetzt einen Vorhang von einer Thür und ließ mich in ein Gemach treten, in dessen Mitte mehrere Herren standen, deren eifriges Gespräch bei meinem Eintritt sofort verstummte, Aller Blicke wendeten sich mir zu.

Der Baron von Dampierre kam mir entgegen, hieß mich willkommen und wunderte sich, daß mein Bruder mich nicht hergeführt, man schien Alexander lebhaft zu erwarten und war nicht sonderlich damit zufrieden, mich allein zu sehen.

Der erste Herr, dem ich vorgestellt wurde, war der berühmte schwedische Reichsrath Graf Axel Fersen, Oberst und Inhaber des französischen Regiments Royal Suedois; dieser ausgezeichnete Edelmann hatte einst in glücklichen Zeiten eine große und glänzende Rolle am Versailler Hofe gespielt und viele Huld und Gnade genossen, jetzt war er nach Frankreich gekommen, um dem Könige und der Königin zu nützen, um auch die trüben und schweren Tage mit dem Königlichen Paar zu theilen. Den „schönen Fersen" hatte man den Grafen einst genannt, gewiß mit Recht, denn er war noch immer ein schöner Mann von hoher Statur und vornehmer Haltung, scharfen feinen Zügen, mit einer Adlernase und prächtigen Adler-Augen. Auch ihn rechnete die Verleumdung zu den begünstigten Liebhabern der Königin, die eines ritterlichen Mannes Verehrung für eine hohe Fürstin nicht begriff.

Der zweite Herr war der junge Simolin, von dem mir mein Bruder schon so viel erzählte; er liebte meinen Bruder, das fühlte ich an dem herzlichen Händedruck, mit dem er mich willkommen hieß, der junge Simolin, man nannte ihn so zum Unterschiede von seinem Oheim, dem Kaiserlich russischen Ambassadeur am Tuilerienhofe, war Gesandtschafts-Sekretair bei seinem Oheim. Dieser junge Mann, denn er war keine fünfundzwanzig Jahr, war eben so schön, wie der Graf Fersen gewesen sein mochte, und wenn man ihn nicht den schönen Simolin, wie jenen den schönen Fersen nannte, so konnte das keinen andern Grund haben, als daß er eben der junge Simolin schon genannt wurde. Er war noch ein wenig größer wie der Graf Fersen, seine Augen hatten einen milden Glanz, in seinen Zügen mischten sich Kühnheit mit Feinheit, es war eine gewisse edle Schwärmerei in dem ganzen Wesen dieses herrlichen jungen Mannes unverkennbar. Auch der Baron Simolin, er hieß Alexander wie mein Bruder, gehörte zu den begeisterten Rittern der Königin Marie Antoinette, und auch

seine Verehrung und die Huld, die ihm die Königin bewiesen, wurden von der methodischen Verleumdung des Herzogs von Orleans und seiner Anhänger als ein Liebesverhältniß ordinairer Art bezeichnet.

Der dritte Herr war ein deutscher Edelmann von Vietinghoff, Obrist in der französischen Armee, ein Offizier von großem Verdienst und dem Könige vollkommen ergeben. Der Aelteste war der Hausherr, der greise Baron von Dampierre, den die weißen dünnen Locken und weißen buschigen Brauen seltsam gut kleideten zu den feurigen, schwarzen Augen und den frischen rothen Lippen.

Nachdem die Vorstellungen beendet, nahmen die Herren das durch meinen Eintritt unterbrochene Gespräch wieder auf, und ich begriff bald, weshalb man mich hierher beschieden.

„Vergeblich", sprach der Graf Fersen, „es ist Alles vergeblich, vergeblich hat der König auf Kosten des Königlichen Ansehens seinem Reiche Ruhe und Frieden wieder zu geben versucht, jedes Opfer, welches der König bringt, reizt die Gegner des Königthums zu neuen Forderungen; seine Geduld und seine Güte gewinnen ihm jene Liebe nicht wieder, auf die er einst so stolz war, sie tragen nur dazu bei, die Anklagen und Verleumdungen zu vermehren. Die Verirrung wird hier von Tage zu Tage ärger, der Abfall gebärdet sich immer frecher, die Frechheit wird immer unerträglicher. Die Königin kann sich nicht mehr zeigen, ohne sich den schändlichsten Beleidigungen von Seiten der Canaille auszusetzen. Das aber ist so unerträglich, daß die Königin fest entschlossen ist, sich entweder diesem unwürdigen Joch zu entziehen, oder es zu zerbrechen!"

„Oh! sie hat Muth, sie ist eine Heldin, sie, die Königin" — rief der junge Simolin begeistert, schwieg aber plötzlich mitten im Satz innehaltend!

„Ich weiß, was Ihr Schweigen sagen soll, Herr von Simolin," nahm der Baron von Dampierre das Wort „aber auch die Geduld des Königs ist zu Ende, man hat ihn angegriffen in seiner Würde als Fürst, in seinem heiligen Rechte als König, ja, selbst in seiner persönlichen Freiheit, und mein Königlicher Herr hat geglaubt, dulden zu müssen. Wir dürfen das vielleicht beklagen, in meinem Hause aber soll ihn Niemand darum tadeln. Jetzt nun hat diese Versammlung von Narren und Schurken auch den Christen im Könige angegriffen, den aber wird sie nicht nachgiebig finden, er kann und will nicht in die bürgerliche Beeidigung des Clerus willigen. Der König hat mir absichtlich drei Schreiben des Papstes zustellen lassen. Das erste ist vom 10. Juli vorigen Jahres, darin heißt es „und wenn Du auch das Recht hättest, auf Alles zu verzichten, was Dir als einem Könige zukommt, so hast Du doch in keinem Falle ein Recht, auf das Geringste zu verzichten, was Gott zukommt und der Kirche, deren ältester Sohn Du bist." Im zweiten dieser Schreiben vom 13. September vorigen Jahres ist die formelle Erklärung des Papstes, daß die sogenannte Civilconstitution des Clerus gegen die Grundlehre der katholischen Kirche verstößt, und im dritten, vom 13. April dieses Jahres, wird die Leistung des Eides als ein Abfall von der Kirche bezeichnet. Diese Stellen waren in den Abschriften von des

Königs eigener Hand unterstrichen, ich sage Ihnen, meine Herren, der König wird nicht nachgeben, ich habe Auftrag, mich mit dem Herrn Marquis von Bouillé in Verbindung zu setzen."

„Dann ist sie gerettet!" rief der junge Simolin feurig.

„Ja," setzte Graf Fersen bedeutsam hinzu, „unser junger Freund hat Recht, die französische Monarchie ist gerettet, wenn die Königliche Familie aus Paris entfernt, inmitten der treuen Truppen Bouillé's, in einer Festung in Sicherheit ist."

„Ein König, der für das Königthum kämpft, ist am Ende unbesieglich!" bemerkte der Obrist von Vietinghoff einfach aber im Tone unerschütterlichster Ueberzeugung.

„Es handelt sich also darum, den König aus Paris zu bringen!" lenkte Graf Fersen ein.

„Eine Flucht der Königlichen Familie!" sagte Baron Dampierre leise; der alte treue Royalist schämte sich es auszusprechen, daß ein König von Frankreich aus seiner Hauptstadt fliehen mußte.

„Auf mich können Sie zählen," wendete sich Graf Fersen an den jungen Simolin mit bezeichnender Gebärde, „sagen Sie uns Ihren Plan!"

„Ich habe dem Herrn Grafen im Allgemeinen gesagt, daß Sie einen Rettungsplan entworfen hätten!" erklärte Baron Dampierre, als ihn Baron Simolin überrascht ansah.

„Wohlan denn," rief der junge Mann feurig, „es gilt die Königin, den König, das ganze Königthum von Frankreich — mein Plan zerfällt in drei Theile; erstens muß für die Möglichkeit gesorgt werden, daß die Königliche Familie Paris unbemerkt verläßt, zweitens dafür, daß sie auf der Reise nicht aufgehalten wird, und drittens dafür, daß der Marquis von Bouillé ihr unbemerkt soweit als möglich entgegen kommt. Für den ersten Theil, hoffe ich, wird der Herr Graf von Fersen sorgen, d. h. für einen Wagen, in welchem die Königliche Familie zusammen Platz hat, für die nöthigen Verkleidungen und was weiter dazu gehört, Herr Graf Fersen, würden Sie den übernehmen?"

Der Graf verneigte sich bejahend.

„Für den zweiten will ich selbst sorgen," fuhr der junge Mann eifrig fort, „mein Oheim wird einen Paß ausstellen, für eine Baronin Korff, eine Verwandte meiner Mutter, welche abreisen will, die ich aber bewegen werde, noch zu bleiben; mein Oheim wird, das weiß ich bestimmt, Alles thun, was er vermag, und ich werde noch einiges darüber thun, wenn's sein muß. Einige meiner Freunde werden sich auf der Reiseroute vertheilen, um bei der Hand zu sein und etwaige Anstände zu beseitigen. Für den dritten Theil, die Verbindung mit dem Herrn Marquis von Bouillé, wird Herr Baron von Dampierre sorgen!"

Es war ein so edler Eifer in dem Sprechenden, seine Weise hatte etwas so Herzerwärmendes, Hinreißendes, daß der edle Graf Fersen dem jungen Manne die Hand reichte und mit bewegter Stimme sprach: „Nehmen Sie meine Hand, Herr von Simolin, ich bin der Ihrige, wir wollen Ihre Plane ausführen, Gott gebe seinen Segen!"

Auch die andern Herren reichten dem jungen Simolin die Hand, zuletzt

that ich's, indem ich ihm sagte: „Ich kenne den Posten, den sie mir zugetheilt haben, und nehme ihn an."

„Ich wußte, daß Alexander's Bruder uns nicht fehlen würde!" erwiederte der Baron Simolin verbindlich, indem er meinen Händedruck erwiederte.

In diesem Augenblick erschien mein Bruder, seine Kleidung war bestaubt und beschmutzt, sein Antlitz bleich! „Ich habe warten lassen," rief er hastig, „aber hier ist meine Entschuldigung, ich bin vier Stunden scharf geritten, um sie zu holen."

Er reichte dem Grafen Fersen ein bläuliches in eine kleine Rolle zusammengerolltes Papier.

„Von Ihr!" rief Graf Fersen überrascht, als er seinen Namen auf der kleinen Rolle las.

„Von der Königin!" setzte Baron Simolin hinzu, dessen Falkenauge die Handschrift der vergötterten Königin gleich erkannt.

Während der Graf die Rolle entfaltete und das Billet las, erzählte mein Bruder, daß ihm am Abend zuvor Fräulein von Hendicourt, eine Nichte des Ministers Montmorin, gesagt, sie habe einen Brief der Königin an den Grafen Fersen in den Saum ihres Kleides eingenähet, er möge doch am andern Morgen zu ihm kommen und ihn abholen. Als mein Bruder aber am andern Morgen die Dame besuchen wollte, war diese nicht in Paris, sondern hatte ihre Tante auf ein Landgut begleiten müssen, dahin war ihr mein Bruder gefolgt, der den Brief der Königin mit Recht für sehr wichtig hielt. Wegen dieses Rittes hielt Frau von Montmorin meinen Bruder für einen Liebhaber des Fräuleins von Hendicourt.

Graf Fersen hatte zu Ende gelesen, er zerriß den Brief in kleine Stücke und warf sie in den Kamin, wo ein kleines Feuer brannte, welches man angezündet hatte, um die dumpfe Luft des lange unbewohnten Gemachs zu verbessern. Erst als er gesehen, daß der Brief verbrannt war, drehte er sich um zu uns und sprach mit der ihm eigenen Würde: „Die Königin läßt allen ihren Getreuen danken, sie befielt mir die fest beschlossene Flucht zu arrangiren und mich deshalb mit dem Baron von Dampierre und dem Herrn Baron von Simolin in Verbindung zu setzen." —

So weit hatte der Lieutenant von Rouvroy gelesen, als ihn die kleine Dorette, die sich leise an ihn herangeschlichen hatte, am Aermel zupfte und ganz naiv fragte: „Hörst Du noch nicht bald auf zu lesen, Oncle Rouvroy, Eusebius ist so hungrig und ich auch!"

„Enfant terrible!" rief Frau von Uchtenhagen halb wider Willen lachend, aber lachen mußte sie und die Andern alle auch, denn Dorette's Gesichtchen sah gar zu keck und zaghaft zugleich aus bei dieser kühnen Unterbrechung.

Kopenhagen, im April 1860.

Die Schleswig'schen Provinzialstände.

Audiatur et altera pars.

Am Montag den 19. März wurde die 9. ordentliche Session der Provinzialstände des Herzogthums Schleswig geschlossen. Die Presse Deutschlands hat derselben eine so große Aufmerksamkeit gewidmet, daß wir die Leser der Revue über die Vorkommnisse in der Versammlung hinreichend unterrichtet glauben, und wir dürfen bei denselben wohl auf Zustimmung rechnen, wenn wir Vieles, was in dieser Diät im Flensburger Ständesaal gesagt und vorgenommen ist, höchst beklagenswerth nennen.

Wenn wie jeder, so natürlich auch der schleswig'schen Repräsentation unbedingt das Recht zur Opposition zusteht, so tragen wir außerdem noch den Zeitumständen und den obwaltenden Verhältnissen so vollkommen Rechnung, daß wir die besondere Irritabilität dieser Opposition durchaus begreifen und sie demnach auch nur einer möglichst milden Kritik in ihrem Verfahren unterzogen wissen wollen. Wenn daher wie früher so auch dieses Mal die Regierungs-Vorlagen, die durchaus nicht politischer Natur waren und in keiner Beziehung zu den brennenden Fragen standen, Seitens der Opposition einer günstigen Aufnahme sich nicht zu erfreuen gehabt hatten, so erkennen wir es doch gern und freudig an, daß dies in der eben beendigten Session in geringerem Maße der Fall war, als früher.

Dennoch aber glauben wir, daß in vieler Beziehung das Verhalten der Opposition vor einer ernsten Prüfung vom conservativen Standpunkte aus nicht wird bestehen können, und zu einer solchen Prüfung möchten wir eben die Leser der Revue dringend auffordern, indem wir ja doch vorzugsweise bei ihnen den dazu nöthigen ungetrübten Blick voraussetzen dürfen, der namentlich auch dem **audiatur et altera pars** seine Berechtigung zugesteht.

Welchen Spielraum man nämlich auch der Opposition einer repräsentativen Versammlung einräumen mag, und wir sind nichts weniger als geneigt, demselben enge Grenzen zu setzen, so wird man doch einräumen müssen, daß er nur innerhalb der Landesgesetze liegen kann, daß eine Landesvertretung die Achtung vor diesen und vor der Verfassung, kraft deren sie existirt, bewahren muß, ohne welche kein geordneter Zustand möglich ist. Sie ist berechtigt, Veränderungen in der Gesetzgebung und Verfassung zu beantragen und ihren Theils zu beschließen, allein sie ist auch vor Allem berufen, den Gesetzen und der Verfassung, so lange sie bestehen, streng nachzuleben und sie überall als rechtliche Basis anzuerkennen.

Die Wahrheit dieser Sätze betrachten wir als zugestanden; blicken wir nun in den Flensburger Ständesaal!

Aus der Mitte der Ständemajorität wurden Anträge auf Anklage zweier früherer Minister Schleswigs gestellt, welche den desfälligen verfassungsmäßigen Bestimmungen schnurstraks zuwiderliefen. —

Die Majorität brachte durch eine in der Angelegenheit niedergesetzte Comittee einen Adreßentwurf in die Versammlung, welcher in unerhört scharfer Weise Verfassungs-Bestimmungen und von Sr. Majestät erlassene Gesetze und Verordnungen kritisirte, der Proteste gegen dieselben und gegen die Staatsverfassung enthielt und Forderungen aufstellte, welche weit außerhalb der Grenzen lagen, die durch Verfassung und vom Könige erlassene Gesetze bezeichnet sind, ja die sogar nicht allein mit der Grundlage unserer ganzen neueren staatlichen Entwickelung, der Allerhöchsten Bekanntmachung vom 28. Januar 1852, sondern auch mit der den Ständen unmittelbar vorher klar und deutlich zu erkennen gegebenen Allhchst. Willensmeinung in directem Widerspruche standen.

Wie nun ein solches Actenstück, nicht allein vom Ausschusse, sondern ordnungs- und gesetzwidrig von sämmtlichen Mitgliedern der Majorität unterzeichnet, schwerlich Anspruch darauf machen kann, loyal genannt zu werden, so mag das weitere Verfahren mit demselben, für das wir bei der in der Majorität der Ständeversammlung herrschenden solidarischen Einigkeit auch diese moralisch verantwortlich machen müssen, selbst wenn vielleicht nur einzelne ihrer Mitglieder sich daran betheiligt haben, — sich selbst richten.

Ehe *nämlich* jener Adreßentwurf noch zur Berathung in der Versammlung kommen konnte, wurde er in vielen Exemplaren nicht allein unter die Bewohner des Herzogthums, sondern auch weit über die Grenzen desselben vertheilt und natürlich auch durch die Presse verbreitet. Was Anderes konnte man wohl damit beabsichtigen, als einen Appell nicht nur an die Bevölkerung Schleswigs sondern auch an Deutschland, einen Appell, der nur Erbitterung und Aufreizung der Gemüther bezwecken konnte, und der, abgesehen von dem darin liegenden formellen Verstoße gegen Gesetz und Ordnung, doch zu den unerhörtesten Maßnahmen der Opposition einer repräsentativen Versammlung zu zählen ist, und noch dazu einer Opposition, die sich bei jeder Gelegenheit im Gegensatze zu der Minorität, welche sie so gern radicaler Umsturz-Tendenzen beschuldigt (ob mit Recht oder Unrecht, lassen wir dahingestellt), des Conservatismus rühmt.

— Ist das conservativ? —

Man hat in der Ständeversammlung wiederholt über den Begriff der Loyalität gestritten und Seitens der Majorität mit Recht geltend gemacht, daß loyal sein nicht darin besteht, der Regierung und ihren verschiedenen Organen unbedingt und immer zuzustimmen, daß vielmehr eine freimüthige Aeußerung auch entgegengesetzter Meinungen dem dazu berufenen loyalen Staatsbürger wohl ansteht und gestattet ist. — Wir erkennen das völlig an und begreifen auch namentlich das Gefühl der adligen Mitglieder jener Versammlung, das es ihnen als ein ritterliches Recht, als Ritterpflicht erscheinen lassen mag, ohne Scheu und offenen Visirs ihre Meinung über Maaßregeln der Regierung dem Landesherrn gegenüber auszusprechen. Allein zwischen einen solchen loyalen Auftreten und dem der Majorität der schleswigschen Stände namentlich in ihrem Adreßentwurfe ist unserer Meinung nach wahrlich ein großer Unterschied. Und selbst wenn man das nicht zugestehn wollte, so fragen wir: ist das auch loyal, ist das auch übereinstimmend mit Ritterpflicht und ritterlichem Rechte, wenn Re-

präsentanten sich in die traurige Nothwendigkeit versetzt glauben, so ernste, so scharfe Vorstellungen, ja sogar Proteste gegen die bestehenden Verfassungen an den Stufen des Thrones niederlegen zu müssen, daß sie dann vorher schon dieselben unter die Menge bringen, im Auslande verbreiten, daß sie an das Volk appelliren, und das, was ein ernstes Wort, von ernsten Männern an den Landesherrn gerichtet sein sollte, hinausschleudern gleich einer Brandfackel, an der sich die Gemüther nah und fern erhitzen und entzünden können!*) — ist das, fragen wir, auch loyal?

Weiter könnten wir fragen, ob eine loyale Opposition ihren Widerstand wohl so weit treiben würde, daß sie ihn auch in den geselligen Beziehungen außerhalb des Ständesaales geltend machte, daß sie, wie es die Majorität gethan, sich weigerte, bei den officiellen Diners des Königl. Commissarius zu ererscheinen? Was Anderes liegt darin als eine Kränkung des Landesherrn in der Person seines Repräsentanten?

Wir wissen es sehr gut und lesen es zu Genüge in Blättern aller Farben, daß das Verhalten der schleswigschen Ständemajorität jubelnden Beifall in Deutschland gefunden hat. Sollte aber nicht grade dieser Umstand die Echtconservativen zur näherer Prüfung auffordern? Man vergesse nicht die Geschichte der Jahre 48—50, die sich nicht — leider nicht — verwischen läßt, deren natürliche Consequenzen keine Amnestie aufheben kann, so wenig wie auch die mildeste Regierung das drückende Gewicht dieser ganz von den Schultern der Generation zu nehmen vermag, deren Thaten in die Bücher jener Jahre mit unverlöschbaren Zügen eingetragen sind! — Man bedenke die Lage, in welche die Königl. Regierung durch das oben geschilderte Verfahren der Opposition gebracht wurde. Mußte sie nicht ernstliche Störung der Ruhe und Ordnung, ja vielleicht noch Schlimmeres fürchten? Hatte sie nicht namentlich unter den obwaltenden besonderen Verhältnissen die unabweisbare Pflicht, die Rechte der Minorität zu wahren und für die Sicherheit des von dieser vertretenen Theils der Bevölkerung Schleswigs zu sorgen?

Wenn man bedenkt, daß die eben geschlossene Stände-Versammlung unmittelbar nach eingetretener Restauration gewählt worden ist, so wird man nicht längnen wollen, daß die damalige, durch die jüngste Vergangenheit noch sehr erregte Stimmung in einem Grade auf die Wahlen influirt habe, der ein naturgemäßes Verhältniß zwischen Majorität und Minorität zu verhindern wohl im Stande war, und daß demnach auch das Gewicht der ersteren in den Augen der Regierung nicht so groß sein kann, als bei einem ganz normalen Zustande, und zwar um so weniger, als die Minorität, einige Geistliche ausgenommen, nur aus geborenen Schleswigern des Bürger- und Bauernstandes besteht, mithin keineswegs etwa eine regierungsfreundliche Beamtencoterie ist.

Und was hat nun die Regierung gethan? Sie hat durch ihren Commissarius und unterstützt von dem von der Majorität frei gewählten Präsidenten der

*) Jetzt wird die Adresse zum Besten der sogenannten vertriebenen Schleswigholsteiner verkauft.!!

Versammlung, einem Manne, der seiner Bildung und seinen Neigungen nach sich weit mehr zu den Deutschen rechnet, als zu dem dänischen Theile der Bevölkerung, der auch, wenn er es für nöthig hielt, an den Debatten Theil genommen und ungescheut seine Meinung gesagt hat, welche durchaus nicht die der Regierung war, der dennoch aber der Majorität in ihren Ausschreitungen hemmend gegenüberstand, — die Verfassung und die bestehenden Gesetze zu wahren und ungesetzliches Verfahren zu verhindern gewußt. Sie hat die Berathung der Adresse der Majorität, die sie ihrer Form und ihrem Inhalte nach nicht als gesetzlich ansehen konnte, inhibirt, sie hat aber keine Schritte gegen die Unterzeichner der Adresse gethan, obgleich die Eigenschaft derselben als Stände-Deputirte sie keineswegs von dem Gehorsam gegen die Gesetze und von ihrer Staatsbürgerpflicht entbinden kann. Nur wegen Verbreitung der Adresse außerhalb des Ständesaales ist eine Untersuchung anhängig gemacht, und insofern sich daran Stände-Deputirte betheiligt haben, werden sie allerdings auch zur Verantwortung gezogen werden.

Auch in Betreff der an die Ständeversammlung gerichteten politischen Adressen und Petitionen ist eine Untersuchung eingeleitet, die bereits so eigenthümliche Resultate ergeben hat, daß sie mehr als gerechtfertigt erscheinen muß.

Ist denn der Zustand in Schleswig nun wirklich so ganz hoffnungslos, wie er nach den neuesten Erfahrungen erscheinen mag? Nein, wir glauben das nicht! Allerdings bedarf es längerer Zeit, um die innern Verhältnisse dieses Staatstheils zu consolidiren und in einen ruhigen Entwickelungsgang zu bringen. So wird z. B. die Regierung erst mit der Zeit im Stande sein, die Beamtenstellen vorzugsweise mit Schleswigern zu besetzen, die durch ihre Vergangenheit nicht compromittirt sind, was gewiß seine gute Wirkung nicht verfehlen wird. Allein das und vieles andere Gute kann erst eine fernere Zukunft für Schleswig bringen, denn das ist ja eben der Fluch der bösen That, daß die Generation, welche gegen ihren Herrn und König das Schwert gezogen hat, in der Wüste bleiben muß und das gelobte Land nicht sehen wird.

Zur Sittengeschichte des Mittelalters.

Für die Sittengeschichte der Völker bieten bekanntlich die öffentlichen Feste eine reiche Quelle der Erkenntniß. Sie gewähren einen untrüglichen Maaßstab für den Geschmack und die Bildung der Zeit. Eben die allgemeineren über verschiedene Klassen des Volkes sich erstreckenden Feste bürgen dafür, daß gerade sie den Ausdruck dessen enthalten, was in weiterem Umfange der sittlichen Anschauung entsprach. Repräsentiren aber in der Regel die höheren Klassen der Gesellschaft den Stand der Bildung, so gewinnen gerade öffentliche Feste, die von ihnen gefeiert wurden, ein um so größeres Interesse, zumal im Mittelalter, wo die Bedeutung der höheren Stände relativ ungleich größer war, als sie es jetzt ist. Dazu kommt endlich, daß die geschichtlichen Quellen weit reichhaltiger für solche Feste, als für das Privatleben und seine Sitten, vorhanden sind.

Versuchen wir es daher, eines der größten und sonderbarsten Feste des

Mittelalters zu schildern, das um so lehrreicher sein wird, als gerade in ihm die Sitten jener Zeit nach verschiedenen Richtungen hin sich ausdrücken.

Es bedarf indeß zuvor einiger erläuternder Vorbemerkungen.

Die rohere Sitte fordert stärkeren sinnlichen Reiz in äußeren Dingen. Der äußere Pomp, die Kleiderpracht, die Schaustellungen waren daher im Mittelalter ungleich größer, als in neuerer Zeit; fast ist es unglaublich, was uns darüber und über die damit verbunden gewesenen Sonderbarkeiten berichtet wird. Geläuterter, aber darum nicht minder prachtliebend, wird der Geschmack mit dem steigenden Einflusse der Frauen. Ein großer Theil eigenthümlicher Sitten der Zeit hat seinen Ursprung allein in der Huldigung der Frauen; in Frankreich, ja fast bei allen romanischen Völkern, ist diese Huldigung eines der Hauptelemente des Ritterthums. Das Haus Valois repräsentirte in seinen ersten Gliedern das vollendete Ritterthum auf dem Throne; in seinem großen Streite mit England fand es eben deshalb in dem französischen Volke die überwiegende Neigung, also den Vorzug vor dem Prätendenten aus dem englischen Hause Plantagenet. Aber die schwachen unfähigen Glieder dieses Hauses, die später folgten, der Ruin des Landes und damit des Hofes, den die britische Herrschaft über den größeren Theil des Landes zur Folge gehabt hatte, ließ auch den ritterlichen Glanz des Hauses sinken. In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts war dieser Glanz, und mit ihm die Herrschaft in dem Reich der hohen Sitten und Moden, auf das mächtige, lange sogar abtrünnig gewordene, Vasallen-Haus Burgund übergegangen. Der Burgundische Hof wurde mit Philipp dem Guten und unter seinen Nachfolgern der weitaus glänzendste, prachtliebendste des Jahrhunderts, besonders seitdem mit dem eigentlichen Burgund Artois, Flandern und die reichen Theile der Niederlande vereinigt waren. Dorther nun berichten uns die Chronisten von den reichsten Festen der wunderbarsten Art, so unter Andern von demjenigen der Stiftung des Ordens des goldenen Vließes bei Gelegenheit der Vermählung Philipps des Guten mit Elisabeth von Portugal. Sie berichten uns eben so von dem noch glänzenderen, das durch denselben Herzog am 17. Februar 1453 zu Lille gefeiert wurde, und dessen Beschreibung wir in den nachfolgenden Zeilen versuchen.

Bekannt ist es, mit wie banger Besorgniß das gesammte Abendland die immer stärker andringenden Wogen der fanatisch begeisterten türkischen Horden, die langsam und allmählich, aber mit sicherem Erfolge das griechische Kaiserreich bedrohten, betrachtete. Von seiner blutigen Wiege aus, von Brussa, entsendete der rasch aufwachsende Osmanische Staat jene unüberwindlichen Schaaren, die Europa dem Islam unterwerfen sollten. Hier hatten das Schisma in der Kirche und das Lehnswesen jeden einheitlichen Widerstand, die Kraft einer gemeinsamen Abwehr gebrochen. Ein Kreuzzug des gesammten Abendlandes war unmöglich geworden. In heldenmüthigen Kämpfen unterlagen seine einzelnen Theile, und bis in das Herz Europa's war zu Anfang des 15. Jahrhunderts der Halbmond gedrungen. Hülferufend sendete der schwache griechische Kaiser Botschaften an die Fürsten, an den König von Frankreich, ja an den Herzog von Burgund, und an diesen Letzteren in einer förmlichen 1443 in Dijon erschienenen Gesandt-

schaft. Der Papst mahnte, das Schisma vergessend. Freilich wurde die Hülfe verheißen, aber man war unfähig sie wirksam zu leisten, wenn nicht das Ritterthum selbst für einen neuen Kreuzzug begeistert werden konnte. Dazu bedurfte es nun anderer Mittel als sie 3 und 4 Jahrhunderte zuvor noch wirksam gewesen waren, als einst der Ruf frommer Priester allein oder der Päpste die Fürsten und Völker zu den Waffen gerufen und nach dem heiligen Grabe geführt hatte.

Philipp der Gute von Burgund versuchte ein Mittel, das der neuen Zeit und ihren Sitten entsprach. Er forderte die Fürsten und Ritter, die er aus weiten Kreisen um sich versammelt hatte, zu dem feierlichen Gelübde eines Kreuzzuges in der Form auf, wie sie damals als unverbrüchlich bindend betrachtet wurde, und zwar durch die Hülfe eines Festes, das Alles vereinigen sollte, was die Prachtliebe seines Hofes und die Mittel des reichsten Landes jener Zeit zu bieten vermochten, damit so der Sinnenreiz bewirke, was die einfach gläubige Begeisterung nicht mehr vermochte*).

Die ritterliche Sitte der Gelübde war alt; sie war hauptsächlich in den Kreuzzügen entstanden und hatte hier wohl mehr den ausschließlich religiösen Zwecken gegolten; sie war aber später ausgedehnt und wurde nun in einer jetzt kaum mehr begreiflichen Ausdehnung auf weltliche, vorzugsweise kriegerische Zwecke übertragen. Die Ritter gelobten also vor kriegerischen Unternehmungen, die sie entweder freiwillig unternahmen, oder zu denen sie in der Lehnfolge aufgeboten waren, besondere hervorragende Thaten oder sogar die Erreichung bestimmter Erfolge. Diese Gelübde wurden entweder in feierlichen Urkunden niedergelegt, oder man bekannte ihre bindende Kraft durch andere überall sichtbare Formen. Zu diesen gehörten Bänder, Ringe oder Ketten, die man um den Hals oder um den Arm befestigen ließ, und die erst gelöst werden durften, nachdem das Gelübde erfüllt war. Es waren dies also Symbole einer Unterwerfung unter die bindende Macht des Gelübdes. Die Fesselung, also die Anheftung dieser Zeichen geschah in besonders feierlicher Weise in der Regel durch die Hand der Damen, und ebenso geschah denn auch später die Entfesselung, die immer nur in Gegenwart und mit der Anerkennung derer, vor denen das Gelübde abgelegt war, oder doch des Lehnsherrn geschehen durfte. In der Histoire de Saintré werden solche Akte ausführlich geschildert, und es wird bekannt, daß bei der Entfesselung häufig wohl ein Kuß „moitié oui, moitié non“ von dem schönen Munde für den Ritter abfiel. So berichtet Saintré

*) Um einen Begriff von dem Reichthum des Landes und des Herzogs zu geben, möge die Notiz genügen, daß die Stände Flanderns dem Herzog bei seiner Vermählung mit Elisabeth von Portugal (1429) eine Beisteuer von 720,000 Livres (jetzt mehr als 3 Millionen Franks) gaben; daß das noch vorhandene Inventar seines Nachlasses (1467) 400,000 Goldthaler, 72,000 Mark Silbergeschirr, Kostbarkeiten andrer Art, so einen goldenen Tafelaufsatz mit Edelsteinen, im Ganzen ein Mobiliar-Vermögen zum Schätzungswerth von 2 Millionen Goldthaler ergab; im gleichen Maaße das noch vorhandene Inventar der fürstlichen Familie der Epinoy aus derselben Zeit 900 silberne und 300 goldene Schüsseln, 47,000 Goldpistolen, 5000 Souverains und 75,000 Stück anderer Münzen, außer dem sonstigen Mobiliar.

von einem vornehmen polnischen Ritter, der am französischen Hofe erschien und einen goldenen Ring um den Arm, einen andern um den Fuß, beide durch eine goldene Kette miteinander verbunden, in Folge eines Gelübdes trug, und bereits seit 5 Jahren getragen hatte. Er suchte und fand an diesem ritterlichen Hofe den ebenbürtigen Gegner, der ihn im Kampfe für Erfüllung seines Gelübdes von der Fessel befreite. Ein anderer Fall aus dem Jahre 1414 wird berichtet. Jean de Bourbon hatte gelobt, daß er und 16 seiner Vasallen und Knappen 2 Jahre hindurch an jedem Sonntage einen Ring, für ihn und seine Ritter von Gold, für die Knappen von Eisen, um den linken Fuß tragen wollten, bis daß sie eine gleiche Zahl von Gegnern finden und im Turnier bekämpfen würden. Die Gelübde selbst hatten nun oft den sonderbarsten Inhalt. Die Geschichte des Bertrand Duguesclin, der für seine Zeit das Muster ächter ritterlicher Sitten darstellte, ist in dieser Hinsicht besonders reich an Beispielen. Ein englischer Ritter hatte gelobt, daß er in keinem Bette schlafen wollte, bevor er Bertrand gefunden und bekämpft haben werde. Bertrand erhielt die Kunde davon, und gelobte seinerseits nicht mehr als 3 Weinsuppen essen zu wollen, bis daß er diesen englischen Gegner getroffen haben werde. Ein ander Mal gelobte er, daß er sich weder entkleiden noch auch Fleisch essen wolle, bevor er die Veste Montcontour erobert haben werde. Sodann gelobte er, daß er nach dem Mahle, bei welchem er saß, keine Speise weiter nehmen wolle, bevor er das englische Heer erreicht und bekämpft haben werde. Froissart bezeugt, daß englische Ritter vor dem Beginn des ersten französischen Feldzuges Eduards III. gelobt hatten, eine Binde über eines ihrer Augen tragen, oder überhaupt eines ihrer Augen nicht eher öffnen zu wollen, bis sie das französische Heer erreicht haben würden. Aehnliche sonderbare Verheißungen werden berichtet in Colombière théatre d'honneur I. p. 381. suiv. Eine besonders feierliche Art, die Gelübde abzulegen, war nun diejenige vor einem Pfau oder Fasan. Es ist zu vermuthen, daß man diese beiden Vögel wegen ihrer Schönheit und Federpracht als die Repräsentanten Königlicher Würde und zugleich weiblicher Schönheit betrachtete, durch sie also die Gegenwart des Königs, als obersten Lehnsherrn, und die Gegenwart der Frauen, als Wächter ritterlicher Ehren fingirte. Nur so ist diese sonderbare Form, deren Gebrauch durch mehrere Jahrhunderte auf das Bestimmteste bezeugt wird, erklärbar. Der Pfau — er diente vorzugsweise für jene Zwecke — oder der Fasan wurde entweder lebend, oder zur Speise zubereitet in feierlichem Zuge in den Saal getragen. Im ersteren Falle war er um den Hals durch Bänder und goldene Ringe glänzend geschmückt, und ein Jeder, der ein Gelübde abzulegen hatte, trat vor ihn hin, legte die Hand auf ihn und sprach sein Gelübde aus, das nun für unwiderruflich galt. Im anderen Falle wurde der Vogel auf silberner Schüssel, die mit den Federn geschmückt war, im Saal umhergetragen, und Jeder, der ein Gelübde ablegen wollte, oder den man dadurch zu einem solchen bewegen wollte, empfing ein Stück zur Speise und sprach dabei sein Gelübde aus, das deshalb voeu du Paon oder voeu du Faisan, also als besonders charak-

terisirtes feierliches bezeichnet wurde. Es existiren in den Chroniken zahlreiche Beschreibungen über jene Art der Ablegung solcher Gelübde.

Wir gehen nunmehr zur Beschreibung unseres Festes über. Unsere Quellen sind die Chronik des Matthieu de Coucy, histoire du regne de Charles VII. (von 1444—1461), die Mémoires de Messire Olivier de la Marche in Beziehung auf das Haus Burgund (von 1435—1488), und endlich de Monstrelet, chronique contenant les guerres entre les maisons d'Orleans et de Bourgogne. Die ersteren beiden waren Augenzeugen des Festes, das sie überaus ausführlich beschreiben. Die Uebereinstimmung der Einzelheiten in diesen verschiedenen Beschreibungen, sowie der fast überwältigende Eindruck auf sie, den sie an mehreren Stellen bekennen, bürgt unwiderleglich für die Wahrheit ihrer Berichte, de la Marche versichert überdies, daß er seinen gegenwärtigen Bericht durch den Grafen von Lannoy und den Jehan Boudant, die Hauptordner des Festes, und durch die Haushofmeister des Herzogs von Burgund habe durchsehen, berichtigen und bestätigen lassen.

Zu Anfang des Monats Februar 1453 gab der in Lille anwesende Herzog von Cleve dem burgundischen Hofe ein glänzendes Turnier verbunden mit einem Bankett. Diesem Feste folgte ein ähnliches, welches der Graf d'Estampes gab, und hier erfolgte die Einladung des Herzogs von Burgund zu dem Feste, welches er seit lange vorbereitet hatte. Sie geschah in folgender Weise. Beim Schlusse der Tafel traten Fackelträger ein, die den Herold des Herzogs geleiteten. Diesen folgten seine Kämmerer, in deren Mitte ein schönes Mädchen in violet-seidner goldgestickter, und mit Emblemen in griechischer Sprache geschmückter Robe; sie saß auf einem prächtigen von 3 Pagen geführten Zelter. Einer der Kämmerer trat vor den Herzog, und sagte:

Hoher Herr, wir bringen Dir
Knieend diese Blumenkrone;
Es verkündet ihre Zier,
Daß hier Freude wohne.
Nimm sie aus der Schönen Hand,
Die im lichten Kleide
Von dem Himmel ist gesandt
Als Symbol der Freude.

So war die Sitte, daß solche Blumenkrone (chapelet) bei den Festen demjenigen, welcher das folgende geben sollte, als Aufforderung dazu überreicht wurde.

Das Mädchen stieg vom Zelter, verneigte sich vor dem Herzog, ward auf die Tafel gehoben, kniete dort vor dem Herzog, küßte die Blumenkrone und setzte sie ihm auf das Haupt. Der Herzog küßte sie darauf selbst, und verkündete nun sein Fest für den 17. Februar.

An einem der nächsten Tage ritt darauf der Wappenherold (Chevalier au cigne) des Herzogs, der Graf Adolph von Cleve, unter einer zahlreichen Begleitung von Rittern in feierlichem Zuge durch die von herzugeströmten Fürsten und Großen angefüllte Stadt Lille und verkündete nochmals das Fest, brachte auch die Einladung an die Einzelnen.

Der Saal, in welchem es stattfinden sollte, war mächtig groß. Er scheint in seinen gewaltigen Dimensionen besonders für das Fest errichtet zu sein. Er hatte 5 Eingänge, jeder von 1 Kämmerer des Herzogs und von Bogenschützen bewacht. Alle diese, sowie das Heer der Diener waren in grau und schwarzem Atlas, den Farben des Herzogs, gekleidet. Die Wände des Saals waren mit prächtigen Tapisserien, auf denen die Thaten des Herkules abgebildet waren, bedeckt.

Drei mächtige Tafeln standen in dem Saal; zwischen ihnen war ein hinreichend großer Raum für die weiter unten beschriebenen Darstellungen. Die Tafeln waren mit folgenden Aufsätzen versehen.

Auf der ersten:

1) Eine Kreuzkirche mit Glasfenstern, mit läutenden Glocken und einer Orgel. In der Mitte standen 4 Kirchensänger; abwechselnd sangen sie, oder die Orgel spielte.

2) Ein nackter Knabe auf einem Felsen, von welchem sich rosenduftendes Wasser ergoß.

3) Eine Karracke (Fahrzeug) mit orientalischen Waaren angefüllt, und mit Matrosen besetzt.

4) Eine Fontaine, größtentheils von Glas, mit Bäumen und Blumen. Ein Fels mit grünen Matten, aus denen Saphire und andere edle Steine erglänzten; auf der Spitze stand der heilige Andreas mit dem Kreuz; aus einem Felsstück floß die Quelle über den Fels herab.

Auf der größesten mittleren Tafel stand:

1) Eine Riesenpastete, in welcher sich 20 Minstrels und Musikanten befanden.

2) Ein Schloß, auf dessen höchstem Thurm die Gestalt der Melusine in der Form einer Schlange sichtbar war; aus zwei anderen Thürmen floß Orangenwasser in die Schloßgräben.

3) Eine Windmühle auf einem Rasenplatze. Auf einem der Flügel saß eine Elster, und unten standen Bogenschützen, die nach derselben schossen.

4) Ein Weinfaß auf einem Weinberge mit doppeltem Getränk süßen und herben Weines. Auf dem Fasse saß ein Bär, in der Hand einen Zettel mit der Einladung zum Trinken haltend.

5) Eine Wüste, in welcher ein Tiger mit einer Schlange kämpfte.

6) Ein wilder Mann auf einem Rosse.

7) Ein Gebüsch, in welchem sich Vögel bewegten, daneben ein Mann, welcher mit dem Stocke auf das Gebüsch schlagend die Vögel in Bewegung erhielt, ferner ein Garten mit Rosenguirlanden, unter denen ein Ritter und eine Dame saßen.

8) Ein Narr mit der Kappe auf einem Eisbären zwischen Eisbergen reitend.

9) Ein See, an dessen Ufer Städte und Schlösser; auf dem natürlichen Wasser schwamm ein Schiff mit vollen Segeln.

Endlich auf der dritten Tafel:

1) Ein tropischer Wald mit wilden sich bewegenden Thieren.

2) Ein an einen Baum gefesselter Löwe, der sich bewegte.

3) Ein Mann, welcher verschiedene Waaren feilbietend durch die Gassen einer Stadt ging.

Alle diese Wunderwerke waren in lebendiger Bewegung; soweit sie nicht durch lebende Personen erfüllt waren, erschienen sie jenen Augenzeugen als der Triumph der Mechanik.

An der langen Seite des Saales stand auf einem Pfeiler die Statue eines Weibes mit langwallendem blondem Haar und reicher Kopfbedeckung. Auf ihrem Gewande waren griechische Sprüche eingewirkt. Aus ihrer rechten Brust floß eine Quelle herab. Neben ihr auf einem anderen Pfeiler mit breiterer Oberfläche lag ein lebendiger Löwe an Ketten gefesselt, als Wächter jenes Frauenbildes. Unter ihm standen die Worte: Ne touchez à Madame.

An der Breitseite des Saales war ein prächtiges Büffet errichtet, auf welchem eine Anzahl goldner und silberner Schüsseln, kristallener Vasen u. s. w. stand. Hier wurde der Wein durch die Diener gefüllt.

Jeder Gang des Banketts bestand aus 48 verschieden eingerichteten Schüsseln. Die größeren derselben wurden durch kleine mit Goldbehängen versehene Wagen, die alle die Devise des Herzogs trugen, durch den Saal zu den Tischen gefahren.

An anderen Seiten des Saales waren Estraden errichtet, auf denen die nicht zum Speisen eingeladenen, aber doch zur Beiwohnung des Festes zugelassenen, weither auf die Kunde desselben gekommenen Ritter und Damen in großer Zahl Platz genommen hatten.

In langem und glänzendem Zuge unter Trompeten- und Paukenschall trat sodann im höchsten Schmuck der Herzog mit seiner Gemahlin,*) seinem Hofe und den geladenen Gästen in den Saal. Diese, eine große Zahl, unter denen auch ausländische Fürsten, sind namentlich angegeben. Hinter ihren Sitzen standen die Wappenherolde, Kämmerer und Diener des Herzogs.

Es folgt nun eine detaillirte Beschreibung der Vorstellungen, welche während des Banketts zwischen jedem Gange desselben aufgeführt wurden. Sie hießen Entremets, also Zwischenspiele, und waren den Entremèdes des Theaters nachgebildet. Diese Sitte bei den Festlichkeiten war alt; sie wurden in der Regel mit großem Pomp bei den Höfen aufgeführt.

Wir führen diese Zwischenspiele bei unserm Feste auf und bemerken, daß nach jedem derselben, also während der folgende Gang servirt wurde, entweder die Orgel und die Glocken der oben erwähnten Kirche auf der ersten Tafel, oder ein Kirchengesang aus derselben — zuerst ein Benedictus in Beziehung auf das Mahl — ertönten, oder daß die Musiker in der Riesenpastete auf der großen Tafel in verschiedenen Abtheilungen spielten, oder die Minstrels sangen. Hierbei wird besonders eines reizenden dreistimmigen Liedes „la sauvegarde de ma vie“ sowie des Gesanges einer Dame aus dem Hofstaate der Herzogin gedacht.

Die Zwischenspiele waren also folgende:

1) Ein Hirtenknabe trat aus der Pastete mitten auf die große Tafel und spielte auf der Schalmei.

2) Ein reich gezäumtes und behangenes Pferd, auf welchem zwei maskirte blasende Trompeter mit dem Rücken gegeneinander saßen, wurde durch 4 Pagen durch den Saal geführt.

*) Den Schmuck des Herzogs und der Herzogin schätzen die Chronisten auf 1 Million an Werth.

3) Ein wunderbar geformter und gekleideter Kobold sprang durch den Saal, halb in einer menschlichen Gestalt, halb Greif mit langen Krallen. Auf seinem Kopfe trug er die Figur eines Ebers, und auf diesem saß ein anderer eben so abenteuerlich gekleideter Mensch.

4) An der andern Langseite des Saals fiel der grünseidene Vorhang vor einer Bühne, auf welcher die Geschichte des Argonautenzuges, als Anspielung auf den Orden des Burgundischen Hauses, das goldene Vließ, dargestellt wurde. Trompeten und Klarinetten gaben das Zeichen zum Beginn dieses Schauspiels. Sein erster Theil stellte die Landung Jasons auf Kolchis und seinen Kampf mit den feuersprühenden das Vließ bewachenden Stieren dar.

5) Ein gewaltig großer weißer Hirsch wurde eingeführt. Sein prächtiges Geweih war reich vergoldet, und über seinen Leib ein schöngestickter seidener Behang gebreitet. Ein Knabe in karmoisinrothem Sammetkleide mit schwarzem Hütchen und Federn stand auf seinem Rücken, sich an dem Geweih festhaltend; er sang ein Lied, beginnend: „je ne vis la pareille.“

6) Fortsetzung der Vorstellung des Argonautenzuges auf der Bühne. Kampf des Jason mit einem feuersprühenden Drachen, dem er den Kopf abhaut.

7) Ein feuersprühender Drache flog — wohl an einem Seil gezogen — oberwärts durch den Saal.

8) Ein Reiher erhob sich an dem einen Ende des Saals bis zur Decke. Sofort ertönte von der Galerie das Signal der Falkenjagd „à l'aguet“ und von mehreren Seiten eilten Falkenjäger, Falken mit der Kappe tragend, in den Saal. Einer dieser Falken wurde am andern Ende des Saals losgelassen, und stieg zur Decke; gleich darauf stieg ein zweiter größerer und stärkerer auf, ging an jenem in raschem Fluge vorüber auf den Reiher zu, den er stieß. Diese Jagdbeute wurde in feierlichem Zuge von den Falkenjägern dem Herzog überbracht.

9) Schlußvorstellung auf der Bühne. Jason spannt die von ihm besiegten Stiere vor einen Pflug und säet in die Furchen, die dieser zog, die Zähne des getödteten Drachen. Sofort wie er pflügend weiter ging, erhob sich hinter ihm die Drachensaat aus der Erde, nämlich gewappnete Männer, die mit einander kämpften. Als Jason bis zum Ende gekommen war, hatten sich alle diese Männer selbst getödtet, und das Wunder war vollbracht.

10) Den Schluß dieser Zwischenspiele bildete eine wilde Jagd, die von allen Seiten durch die verschiedensten Töne, theils aus der Pastete, theils aus anderen Theilen des Saales, durch Hundegebell, Peitschenknall, Jagdruf, Falkengeschrei und Hornsignale dargestellt wurde.

Nun trat diejenige Vorstellung ein, welche den eigentlichen Zweck dieses Festes ausdrückte.

Ein Riese trat ein, größer als der Chronist nach seiner Versicherung je einen Menschen gesehen hat. Er trug ein langes grünseidenes Gewand, eine Kopfbedeckung nach Art der spanischen Sarazenen, und eine Hellebarde. Er leitete einen Elephanten, der mit reichen seidenen Behängen geschmückt war. Der Elephant trug einen Thurm, und in diesem eine Frauengestalt in weißer Nonnen-Kleidung mit schwarzem Ueberwurf, ihren Trauerzustand anzudeuten, der

sich auch in ihrer ganzen Haltung ausdrückte. Ueber ihr Haupt war ein weißer Schleier gebreitet. In der Mitte des Saals rief sie:

Riese! hier will ich weilen,
Halt an, ich seh ein edles Geschlecht;
Es wird meinen Kummer theilen,
Den Schmerz über mein verletztes Recht.

Der Riese hielt hierauf den Elephanten vor dem Herzog an. Die Frauengestalt erhob sich, schlug den Schleier vor ihrem Antlitz zurück, und in vollendeter Schönheit mit gebietender aber schmerzerfüllter Miene stand ein Weib da, das die christliche Kirche darstellte. Mit erhobener Stimme und ausgebreitetem Arm hielt sie einen längeren Anruf in Versen an die Versammlung, den wir etwa in folgende Verse zusammenfassen.

Weinend komm ich, komme trauernd
Ob der Tücke, welche lauernd
Meine heilige Brust bedroht;
Trage durch die weite Erde
Wandelnd in der Gläubigen Heerde
Meinen Gram und meine Noth;
Rufe durch des Festes Töne
Euch, die schwerdtgerüstet, meine Söhne,
Ruf euch auf für mich zum Streit;
Ruf euch auf als gläubige Christen,
Eure Mutter ist's, an deren Brüsten
Alle, alle ihr genähret seid.
Christi Kirche bin ich, die hier flehet,
Auf, erhebt euch, auf, und sehet
Nach der Sonne Aufgang hin.
Dort, wo für die Welt ein Herz geschlagen,
Das für euch das Kreuz getragen,
Dort, wo der Erlösung Sterne glühen,
Brachen ein ungläubige Horden,
Ach! ich seh sie meine Kinder morden
Und verwüsten meine Flur;
Seh den Strom herüberfluthen,
Seh das Herz der Treu verbluten,
Und vernichtet meines Glaubens Spur.
Meine Söhne auf! zum Schwerdte,
Tragt es nach der heil'gen Erde,
Stellt als Wächter euch ans Grab,
Das die Väter einst befreiten, —
Laßt Ungläubige nicht erbeuten,
Was durch seinen Sohn euch Gott einst gab.

Nach Beendigung dieses Aufrufs trat ein kriegerischer Zug von Rittern und Knappen in den Saal; sie führten einen Ritter des goldenen Vließes als Wappenkönig des Ordens. Dieser trug einen lebendigen Fasan, um den Hals eine goldene mit reichen Steinen geschmückte Kette. Hinter ihm gingen die Damen, Yolande, natürliche Tochter des Herzogs, und Isabelle von Neufchatel, Tochter des Grafen von Montagu; eine jede von ihnen geführt von mehreren Rittern des goldenen Vließes in der Ordenstracht. Der Fasan wurde vor den Herzog getragen, wo der Wappenkönig rief: „Mein hoher Herr! Es ist die alte

Sitte der Väter, daß man bei hohen Festen einen Pfau oder einen andren edlen Vogel den Fürsten und Rittern darbringt, damit sie vor ihm ihre Gelübde ablegen. So hat man auch heute mich mit diesen edlen Damen gesendet, um euch den Fasan zu präsentiren, und euch zu bitten, daß ihr euch jener ritterlichen Sitte erinnern möchtet."

Da erhob sich der Herzog, zog eine Urkunde hervor, überreichte sie dem Wappenkönig und sagte mit erhobener Stimme: „Ich gelobe Gott, meinem Schöpfer, der heiligen Jungfrau, den edlen Damen hier und diesem Fasan, daß ich thun und erfüllen will, was ich hier gelobt habe."

Der Wappenkönig las hierauf das schriftlich aufgesetzte Gelübde aus der mit dem Siegel des Herzogs versehenen Urkunde. Dasselbe ist sehr ausführlich und enthält das Versprechen, einem Kreuzzuge, wenn derselbe, besonders von dem Könige von Frankreich, unternommen werden sollte, mit seiner ganzen Heeresmacht und dem Aufgebot aller seiner Lehnsleute folgen zu wollen.

Mit lauter Stimme rief darauf die Gestalt der Kirche von dem Elephanten herab ihren Dank zu. Der Riese führte den Elephanten weiter durch den Saal; mahnend rief die Gestalt die übrigen Ritter herbei, dem Beispiel des Herzogs zu folgen, und überall drängten jene sich, in ähnlicher Weise ihre schon vorbereiteten schriftlichen Gelübde vor dem Fasan abzulegen und sie dem Wappenkönig, der sie verlas, zu überreichen. Die Zahl wurde indeß so groß, daß der Herzog verkünden ließ, es solle den Rittern gestattet sein, die Gelübde dem Wappenkönig auch am folgenden Tage zu überreichen, und daß dies dieselbe Gültigkeit haben solle, als ob sie unmittelbar vor dem Fasan und vor ihm, dem Herzog, abgelegt wären. Die Zahl der Ritter, welche alle namentlich aufgeführt sind, und unter denen auch alle ausländischen Fürsten und Ritter sich befinden, ist sehr beträchtlich, gegen 100. Die urkundlichen Gelübde sind zum Theil in der Chronik des Olivier de la Marche, Chap. 30 mitgetheilt, während Mathieu de Coucy den wesentlichen Inhalt sämmtlicher wenigstens andeutet. Sie tragen alle das Datum des 17. Februar 1453 und der nächst folgenden Tage. Ihr Inhalt bezieht sich auf jenes Versprechen, an dem beabsichtigten Kreuzzuge gegen die Türken Theil nehmen zu wollen. Der oben erwähnten Rittersitte gemäß werden denn auch hier ganz absonderliche Dinge verheißen. So gelobt der Eine, er wolle vom Tage des Auszuges bis zum Kampfe gegen die Ungläubigen an keinem Feiertage Fleisch essen, und er gelobt, das Banner des Sultans selbst anzugreifen; ein Anderer: vom Beginn des Zuges bis dahin, daß er das Blut Ungläubiger vergossen haben werde, keinen Wein trinken, ein Anderer, zuerst von Allen an den Feind gehen, und bis dahin seine Kleidung nicht ablegen — oder den Turban oder die Krone des Heerführers erobern und bis dahin sich Dinstags an keine Tafel setzen — oder bis zum Kampf sich nicht mehr das Haupt bedecken — oder bis dahin die blanke Waffe nicht aus der Hand ablegen zu wollen u. s. w. So in zahlreichen Variationen verheißen sie ritterliche Thaten und geloben bis zu deren Erfüllung in den verschiedensten Formen Pönitenzen, die sie sich auferlegen. Ein Beispiel fügen wir hier bei: Le voeu de Monsieur de Pons. Je voue premièrement à Dieu, aux Dames et au faisan, que, s'il plaist à

mon très redouté signeur et puissant prince, monsieur le Duc de Bourgogne, aler encontre le grand Turq, et autre part sur les Sarrasins, et il me fait tel honneur que j'ale en son service, je le serviray de mon corps, tant que ma vie durera, ou qu'il luy plaira. Jtem si son bon plaisir n'est que je soye en son service, je voue à Dieu, comme dessus, en demy an prochain venant, que je ne sejourneray en vile quinze jours passés, jusques à tant que corps à corps jaye combattu un Sarrasin d'iceluy Turq, ou d'autre lieu, selon que je le porray trouver premier, à l'aide Notre-Dame: pour l'amour de laquelle jamais ne concheray en lict le samedy, jusques jaye accompli ce que dict est. Faict le 17 de Fevrier 1453.

Nach dieser Vollendung der Gelübde ward die langdauernde Tafel aufgehoben, und es wurde die Tafel aus dem Saal entfernt, in welchem indeß die Gesellschaft verblieb.

Darauf öffneten sich die Thüren von Neuem, und es trat ein langer Fackelzug ein, dem ein Musikchor voranging. Ihm folgte eine Frauengestalt in weißem seidenen Nonnengewand, über diesem trug sie einen langen schleppenden Mantel von gleicher Farbe, ebenso einen Kopfputz; auf der linken Schulter trug sie in goldenen Buchstaben die Devise: Grace-Dieu. Ihr folgten 12 Damen, jede von einem Ritter geführt, mit einem besonderen Gefolge von Pagen; jede von ihnen war in dem genau beschriebenen, ihrer verschiedenen Bedeutung entsprechenden, prachtvollen Festanzug gekleidet, aber verschleiert. Sie waren die Personifikation von 12 verschiedenen Tugenden oder Gaben, nämlich Glaube, Mildthätigkeit, Gerechtigkeit, Vernunft, Klugheit Mäßigung, Kraft, Wahrheit, Freigebigkeit, Fleiß, Hoffnung, Tapferkeit. Auch sie trugen jede auf der Schulter in Gold gewirkt ihren Namen. Die „Grace-Dieu" hielt vor dem Herzog in der Mitte des großen Halbkreises, den der glänzende Zug hinter ihr bildete. Sie sprach:

Des allmächtigen Gottes Gnade stell ich dar;
Der Bote bin ich seiner Milde,
Von seiner Güte leuchtet mein Auge klar,
Ich schütze die Schwachen mit dem Schilde.
Von den Sternen stieg ich herab zu Dir,
Und bring Dir der Gnaden Fülle,
Was diese Dankes-Worte sagen hier,
Das ist des Allmächtigen Wille.

Damit überreichte sie dem Herzog eine Urkunde, in welcher gesagt wird, daß Gott die so eben abgelegten Gelübde des Kampfes gegen die Ungläubigen mit Wohlgefallen vernommen habe, und daß er diese „Grace-Dieu" mit den 12 Tugenden und Gaben hierher sende, um der ganzen Christenheit und vor Allen den anwesenden Rittern und Fürsten zu verkünden, daß wer jene übe im Dienst der Kirche, dereinst die Seligkeit als Lohn empfangen solle.

Darauf führte die „Grace-Dieu" eine jede jener 12 Gestalten vor den Herzog; jede überreichte ihm eine Urkunde, in welcher sie sich ihm widmete, und sprach dazu in zierlichen Versen ein Couplet, das ihre Macht schilderte.

Sodann verneigte sich die „Grace-Dieu" nach Vollendung ihrer Bot-

schaft und entfernte sich mit ihrem Gefolge. Die 12 Ritter aber führten mit den 12 Damen einen ernsten Tanz aus. Nach dessen Beendigung traten der Wappenkönig und die Herolde des Herzogs mit den vornehmsten Rittern vor die Damen und baten um ihr Urtheil, welcher von den Rittern bei dem Turnier, das am Morgen diesem Feste vorangegangen war, den Preis der Tapferkeit und Gewandtheit errungen habe. Die Damen nannten den Grafen von Charolait (nachmals Herzog Carl der Kühne), und zwei von ihnen, die Prinzessin von Bourbon und die Gräfin d'Estampes, überreichten diesen Preis dem nun vor ihnen knieenden Grafen le quel — so fügt de Coucy hinzu — les baisa, comme il est de coustume en tel cas, et fut crié Monjoye fort hautement.

Zum Schlusse wurde der Nachttrunk den Rittern und das Confect den Damen gereicht, und mit der Verkündigung neuer Feste durch Andre wurde tief in der Nacht das gegenwärtige geschlossen.

Unsere Chronisten ergehen sich, wie bereits erwähnt, in Ausdrücken des Erstaunens über alle die Wunder, welche sie gesehen haben, de Coucy wendete sich noch innerhalb des Saales an einen Kämmerer des Herzogs, um demselben seine Bewunderung auszudrücken. Dieser sagte ihm: diese großen Festlichkeiten und „Chappelets-Banquets," die hier seit einiger Zeit veranstaltet worden, und in steigender Progression heute ihre Krone erhalten hätten, hätten bei dem Herzoge den geheimen Zweck gehabt, die öffentliche Aufmerksamkeit gerade für dieses sein Fest zu reizen, damit das Gelübde, welches bei diesem abgelegt, allbekannt werde. Als er vor 3 Jahren den Orden des goldnen Bließes eingesetzt, habe der Erzbischof von Chalons, als er die neue Stiftung gesegnet, den Blick der neuen Ritter auf die Leiden und den Ruin der christlichen Kirche gelenkt, und als ihren Beruf den Schutz der Kirche bezeichnet. Seitdem habe der Gedanke den Herzog stets beschäftigt, und heute habe derselbe seinen glänzenden und feierlichen Ausdruck gefunden.

So war also der hochherzige Gedanke des Herzogs kund gethan. Aber noch tönte nach allen Seiten hin der Ruf dieses Zauberfestes, mit welchem er sein Gelübde besiegelt hatte, noch rüsteten die Ritter in der Erwartung des Aufgebots an sie, und wetzten die Schwerdter zur Erfüllung der von ihnen gelobten Heldenthaten, als kurz darauf, am 29. May desselben Jahres, Muhamed II. mit seinen Janitscharen die Mauern Konstantinopels erstieg, den Turban auf die Spitze der Hagia-Sophia aufpflanzte und den letzten Paläologen unter den Trümmern seines Reiches begrub. Ueberall hin erscholl die Trauerkunde, allein die Geschichte weiß Nichts davon, daß unsere Tafelrunde ihr Gelübde je zu erfüllen versucht habe. G.

Correspondenzen.

Aus der Hauptstadt.

21. April 1860.

— Hofnachricht; — der König Johann von Sachsen; — das Herrenhaus und der Wucher; — die beiden Excellenzen; — der Prozeß gegen Stieber. —

In vergangener Woche verbreitete sich plötzlich das Gerücht, daß ein schlimmer Zwischenfall abermals sehr störend auf das Befinden Sr. Majestät des Königs einge-

wirkt habe, doch zeigte sich bald, daß das Gerücht glücklicher Weise ohne eigentliche Begründung war. Ihre Majestät die Königin hatten die Freude, Allerhöchstihre Schwester, Ihre Majestät die Königin von Sachsen, einige Tage bei sich in Schloß Sanssouci zu sehen. Der Ausdruck schwesterlicher Theilnahme in unmittelbarer Zwiesprach soll der geliebten Königin sehr wohlthuend gewesen sein. Auch den trefflichen König Johann von Sachsen Majestät hatten wir das Glück, in voriger Woche hier zu sehen; wir freuten uns aufrichtig der wohlthuenden Erscheinung dieses ausgezeichneten deutschen Fürsten, der bei seinem Vertreter an unserm Königlichen Hofe, dem Grafen Hohenthal, abstieg. Es ist nicht unbemerkt geblieben, daß der Zufall den gelehrten Erklärer und glücklichen Uebersetzer des Dante, den Königlichen Autor gerade in die Decker'sche Geheime Oberhofbuchdruckerei führte, denn der Königl. Sächsische Gesandte bewohnt die erste Etage des Decker'schen Hauses. Das ganze Auftreten des Sächsischen Monarchen hat hier einen sehr tiefen und guten Eindruck gemacht, es war eben ganz anders als das der sonstigen Besucher des Königlichen Hofes, es regnete weder Ordensdecorationen, noch wurden politische Orakelsprüche angebracht; ein ganzer Mann, ernst, wohlwollend, zurückhaltend, ein deutscher Fürst vom besten Schrot und Korn, so zeigte sich König Johann von Sachsen; wir bezweifeln nicht, daß der Sächsische König mit dem Preußischen Prinz-Regenten die brennenden Fragen der europäischen Politik ernst beredet hat, denn beide Fürsten sind keine constitutionelle Drahtpuppen, die sich nur bewegen, wenn der verantwortliche Herr Minister am Fädchen zupft, beide Fürsten sind sich des Fürstenberufs im eminenten Sinne bewußt und verachten jene jetzt leider so Mode gewordene Politik, die sich in mehr oder minder geistreichen Antithesen gefällt, sich um den Beifall gegnerischer Parteien bemüht und überhaupt ihren Trägern Gelegenheit giebt, eine Rolle zu spielen. Gott erhalte dem Sächsischen Volke noch lange seinen König Johann!

Die Abstimmung des Herrenhauses über die Wucherfrage, noch mehr aber die Verhandlungen darüber, haben wieder einmal ganz klar bewiesen, wie sehr überlegen in geistiger Beziehung das Herrenhaus dem Hause der Abgeordneten ist. Eine Verhandlung im Abgeordnetenhause ist gar nicht mehr zu Ende zu bringen, die ödeste Langeweile stiert dem Leser und dem Redner entgegen. Schwatz hat sich dort festgesetzt unter dem Einfluß des Herrn von Vincke, der immer mehr zeigt, daß er eigentlich doch in jeder Beziehung ein recht armer Schächer ist. Die Wuth, mit welcher die hohe und gemeine Demokratie die herbe Verurtheilung des Wuchers durch das höchste politisch-sittliche Tribunal des Herrenhauses hinnimmt, läßt eigenthümliche Schlüsse machen. Auch das Ministerium ist nicht heil aus dieser Verhandlung hervorgegangen, man verbirgt die Wunden, aber die Wunden brennen. Graf Pückler führt den Kopf und Hals eines Adlers im Wappen, aber eines Adlerblickes wird ihn Niemand mehr für verdächtig halten, selbst Herr v. Waldaw-Steinhöfel nicht. Excellenz Simons aber geht, geht wirklich, wenn er sich nämlich nicht anders besinnt, denn vorläufig wird er noch eine Weile fortfahren Minister zu sein, und man hofft noch, daß Excellenz v. d. Heydt diese Frist benutzen werde, seinen treuen Freund und Collegen zum Bleiben zu bewegen. Herr v. d. Heydt ginge gewiß gern und zöge sich mit seinem Simons in die Gärten des Diocletian zurück, die so sehr zu seinen bukolischen Neigungen passen, aber bekanntlich fesselt ihn ein — schönerer Wille an das schöne Hotel am Wilhelmsplatz. „Wer kann wider Gott und — Groß-Nowgorod!“ sagt ein russisches Sprüchwort.

In unseren bürgerlichen Kreisen hat die Verhaftung des Polizei-Directors Stieber ein Aufsehen gemacht, das ganz unbegreiflich sein würde, wenn man sich nicht erinnerte, daß Herr Stieber eine Art von localer Berühmtheit und eine politische Person geworden. Vor den Iden des März im Jahre 1848 gehörte Herr Stieber zu den besonderen Günstlingen und Schützlingen des Geh. Raths Mathis, der gegenwärtig die ministerielle Fraction im Abgeordnetenhause führt. Das muß nicht mehr in gleichem Grade der Fall sein! Im Frühling und Sommer 1848 spielte Herr Stieber eine politische Rolle, die noch in Aller Gedächtniß ist; endlich brachte ihn die eiserne Energie des Herrn v. Hinckeldey in den Staatsdienst, erkämpfte für ihn Titel, Orden und Auszeichnungen, und gegen Herrn v. Hinckeldey hat sich Herr Stieber stets dankbar bewiesen; sein Benehmen und Auftreten bei einer gewissen Gelegenheit kann nur durch sein Dankgefühl gegen Hinckeldey, nicht entschuldigt, wohl aber erklärt werden. Daß Stieber übrigens ein sehr geschickter Beamter war, wird schwerlich in Abrede gestellt werden können, wenn er auch nie die Volksthümlichkeit des Polizeiraths Duncker er-

reichen konnte. Aber als nun in voriger Woche die Nachricht bekannt wurde, daß Stieber verhaftet sei, da mußte man an die ungeheuerlichsten Dinge nothwendig denken, man war daher nicht wenig erstaunt, als man erfuhr, daß es sich um eine fast ganz formelle Angelegenheit, gehandelt habe, und als das Kammergericht die Freilassung Stiebers verfügte, freute man sich beinahe darüber, obwohl der eifrige Criminalbeamte nicht übermäßig viel Freunde zählt. In keinem Falle sind dem Ansehen der Obrigkeit solche Verhaftungen und rasch darauf folgende Freilassungen nützlich. —

Aus Paris.

— Ein Ball der Herzogin von Alba. Eine reiche Erbschaft. Permanente Gemälde-Ausstellung. Theater-Anekdoten und Novitäten-Revue. —

Nun die Osterwoche vorüber, ist auch die Saison der Festivitäten wieder im vollen Gange.

Ganz Paris spricht nur noch von dem großen Costümball, den die Herzogin von Alba, die Schwester der Kaiserin, am 17. April geben will. Nach dem, was man schon jetzt davon hört, muß er feenhaft werden. Um Ihnen einen Begriff von dem Glanz des Festes zu geben, theile ich Ihnen nur mit, daß bis jetzt allein für Drappirungen und Decorationen hundert und fünfzig tausend Franken ausgegeben worden sind. Das Festprogramm des Ballabends ist schon bekannt, ebenso die Namen der Personen, welche die vier historischen Quadrillen ausführen werden. Uebrigens erfahre ich so eben nachträglich, daß das Fest um acht Tage hinausgeschoben ist. Zwei Cousinen der Herzogin von Alba sind in die Ortegageschichte mit verwickelt worden, und die Herzogin will; ehe sie sich amüsirt, über deren Schicksal beruhigt sein.

Ein Journalist, Herausgeber einer kleinen Theaterzeitung, un pauvre Diable, hat ein großes Glück gehabt, der Zufall hat dabei merkwürdig mitgespielt. Der genannte Redacteur will eines Tages einer Schauspielerin, welche Rue Richelieu im dritten Stock wohnt, einen Besuch machen. Auf der Treppe begegnet ihm ein Notar, der ihn mit der Frage zurückhält, ob er wohl eine halbe Stunde Zeit übrig habe? „Weshalb, mein Herr“, fragt der Journalist. „Sie können hundert Franken dabei verdienen“, antwortet der Advocat, „ein Sterbender will ein Testament machen und es fehlt ein Zeuge, wollen Sie derselbe sein?“

Der Journalist nimmt das Anerbieten an und folgt dem Notar in die Wohnung des Kranken, wo er bereits die anderen Zeugen, den Schlächter, den Weinhändler, den Uhrmacher, den Schuhmacher und den Schneider des alten Junggesellen versammelt findet.

Der Kranke wird aufmerksam auf den Neuangekommenen und winkt ihn zu sich heran.

„Mein Herr“, spricht der Kranke mit leiser Stimme, „erkennen Sie mich nicht? Erinnern Sie sich nicht, mich in Théatre français gesehen zu haben?“

„Ich erinnere mich leider nicht, mein Herr!“

„Ich werde Ihrem Gedächtnisse zu Hülfe kommen. Waren Sie nicht in der ersten Vorstellung des Feu au Couvent?“

„In der That, das war ich.“

„Ich ebenfalls“, sagt der Kranke. „Sie hatten einen guten Platz, ich dagegen einen sehr schlechten, wo ich fortwährend dem Zuge ausgesetzt war. Sie sahen, wie ich dadurch litt und tauschten mit mir.“

„Das war nur meine Pflicht, mein Herr, einem älteren und kränklichen Mann gegenüber.“

„Aber die Leute thun jetzt so selten ihre Pflicht, erlauben Sie mir, daß ich mich Ihnen dankbar beweise.“

Und mit diesen Worten winkt der Kranke dem Notar und dictirt diesem flüsternd ein neues Codicill, die Zeugen unterzeichnen, der Notar contrasignirt, und das Geschäft ist beendet. Jeder Zeuge ist im Testament mit 100 Franken bedacht.

Am folgenden Tage erkundigt sich der Journalist nach dem Befinden des alten Herrn. Derselbe war in der Nacht gestorben.

Bei dem Begräbniß, bei welchem sich der Redacteur ebenfalls einfindet, sagt ihm der Notar:

„Morgen wird das Testament eröffnet. Finden Sie sich ein, Sie sind dabei in-

teressirt.“ Der junge Mann läßt sich das nicht zweimal sagen und erscheint pünktlich zur Testamentsvorlesung. Der alte Herr hat ihm aus Erkenntlichkeit hunderttausend Franken vermacht. Das ist doch eine hübsche Dankbarkeit!

Die Ausstellung von Kunstsachen auf dem Boulevard italien zum Besten armer Künstler hat einem speculativen Kopfe den Gedanken eingegeben, eine permanente Gemälde-Ausstellung von Werken lebender Künstler in's Leben zu rufen. Damit soll dann zugleich eine jährliche Lotterie von Bildern verbunden sein, mit welcher namentlich alle unbedeutenden Maler sehr einverstanden sind, weil sie dadurch die Aussicht gewinnen, ihre Arbeiten leichter los zu werden, als es sonst der Fall sein dürfte.

Von einem hiesigen Theater-Direktor, den man eigentlich nur den Engländer nennt, weil er nichts achtet, was nicht aus England kommt, erzählt man sich folgende ergötzliche Geschichte:

Eines Tages wird ihm ein fünfactiges Drama eingereicht, welches er aufmerksam durchliest, da es ihn schon von der ersten Scene an fesselt. Er hat grade Geld nöthig, also muß dieses Stück sein Retter, es muß Kassenstück werden.

Eine neue, prachtvolle und vollständige Ausstattung von Decorationen und Costümen ist noch vorhanden von einem Stücke, welches vor einem Jahre durchfiel, und dieselbe paßt grade auf das vorliegende Drama; es kann sich nicht besser fügen. Am Dienstag hat der Direktor das Stück gelesen, am Sonntag darauf soll es schon gegeben werden, so beschließt er.

Er vertheilt die Rollen, und jeder Schauspieler verspricht, seine Partie zum Sonntage zu lernen.

Nur ein Einziger, der gerade die Hauptrolle hat, erklärt, nicht das Ganze in den vier Tagen lernen zu können, und der Director sieht auch die Unmöglichkeit ein.

„Wie viel können Sie denn bis zum Sonntag lernen?“ fragt er.

„Nur drei Acte!“ antwortete der Acteur.

„Gut! lernen sie die drei ersten Acte!“ erwiederte zufrieden der Director, und trägt einem andern Schauspieler auf, die beiden letzten Acte zu lernen.

Das Stück wird richtig zum Sonntag angezeigt und gegeben.

Der Hauptdarsteller spielt seine drei ersten Acten mit großen Beifall. Nach dem dritten Acte, kurz ehe der vierte angehen soll, tritt der Regisseur vor, und zeigt dem Publikum an, daß Herr A... plötzlich unpäßlich geworden sei und nicht weiter spielen könne, und daß ein Anderer, der die Rolle ebenfalls gelernt, dieselbe zu Ende spielen würde. Er bäte übrigens um die Nachsicht des Publikums.

Die Rolle wurde ohne weitere Störung von dem Andern zu Ende gespielt, und das Publikum verließ sehr befriedigt ein Theater, dessen umsichtige Direktion alle Rollen doppelt lernen lasse und sich so gut für alle Fälle vorgesehen habe.

Die Novitätenrevue ist nur kurz, das Variétés-Theater hat ein neues Stück „Die Portiers, Scenen aus dem Leben“, mit vielem Glück gegeben. Der Stoff ist alt, aber diese neue Bearbeitung ist so glücklich durchgeführt und mit ebenso komischen als lebenswahren Situationen ausgestattet, so daß es Jedem gefallen muß.

Weniger günstig läßt sich über ein anderes Stück „la grande Marée“ urtheilen, welches eigentlich so schauderhaft schlecht ist, daß ich um eine Kritik verlegen wäre, wenn ich sie nicht in dem Titel selber fände.

Ein anderes Stück von demselben Verfasser: „Der Congreß kommt doch zusammen,“ welches vorbereitet wird, soll besser sein.

Am Gaitétheater kommt dieser Tage ein neues Drama von Victor Séjeur, dem Verfasser der Tireuse de Cartes, zur Aufführung, welches an Glanz der Ausstattung und effectvollen Scenen alles übertreffen soll, was bis daher dagewesen.

Jetzt giebt das Gaitétheater allabendlich eine sehr unterhaltende Pièce: „Quatre femmes sur les bras“ von Commerson.

Zum Schluß theile ich Ihnen noch ein Bonmot Commerson's über die Tireuse de Cartes mit, welches sich nicht übersetzen läßt. Die Kartenlegerin könnte eben so gut die Meerenge von Suez heißen. Und warum? parceque c'est la réunion de deux mers (mères)? Wie so oft, ist auch hier das Bonmot besser, als der Gegenstand desselben.

Militärische Revue.

Sonntag, den 22. April 1860.

Avis. Beiträge ꝛc. für die militärische Revue werden unter der Adresse der Expedition, Kronenstraße Nr. 21, erbeten.

Geschichtskalender.

22. April 1848. Gefecht bei Kozmin gegen die posenschen Rebellen, die zersprengt werden.

23. April 1849. Gefecht bei Kolding: Gen.-Maj. v. Bonin schlägt die Dänen.

24. April 1813. Die französische Besatzung von Spandau ergiebt sich den Preußen.

25. April 1742. Die österreichische Besatzung von Glatz ergiebt sich den Preußen.

26. April 1657. Gefecht von Posen: Die Polen durch die Brandenburger geschlagen.

27. April 1848. Gefecht von Grätz: Die posenschen Rebellen werden zersprengt.

28. April 1813. Gefecht von Halle: Gen.-Maj. von Kleist weist die Franzosen zurück.

Inhalt:

Die Uebungslager.

Es sind in letzter Zeit verschiedene allerdings später dementirte Gerüchte aufgetaucht, daß die preußische Regierung beabsichtige, größere Truppencorps in stehenden Lagern — zunächst in der Rheinprovinz zusammenzuziehen, ein Vorgehen, das als eine Nachahmung der derartigen Veranstaltungen vorzugsweise unseres westlichen Nachbars erscheinen würde, welchen man einen so practischen Werth für die Kriegstüchtigkeit seiner Truppen zuschreibt. Es möchte deshalb vielleicht nicht unzweckmäßig sein, zu untersuchen, ob von einer solchen Maßregel wirklich Vortheile zu erwarten sind, und worin dieselben liegen.

Jede Lagerung der Truppen auf längere Zeit steht ihrer Garnisonirung gegenüber; der damit verbundene Zweck kann verschieden sein; entweder will man an einem strategisch bedeutenden Punkte unter möglichster Schonung des Landes ein Observationscorps zusammenzuziehen, oder die Truppen zeitweise aus ungesunden Quartieren nehmen, oder endlich ein Uebungslager beziehen

das die Kriegstüchtigkeit derselben erhöhen soll; diese letzteren sind es, von denen hier die Rede ist.

Wir sehen sie nicht allein von den Franzosen, sondern auch von fast allen andern größeren Staaten in Anwendung gebracht, eine Erscheinung, die wohl hinreichendes Zeugniß für ihre Zweckmäßigkeit giebt. Denn man kann sich nicht verhehlen, daß sie am besten geeignet sind, den Soldaten in seinen specifisch eigenthümlichen und ihm nöthigen Anschauungen und Bestrebungen zu erhalten; ihn vor dem verderblichen Einbürgern und den daraus hervorgehenden Heirathen mit ihren wahrlich wenig soldatischen Consequenzen zu bewahren. Ferner läßt sich nach anderer Richtung hin nicht in Abrede stellen, daß die Zerstreuung der Truppenkörper in kleine Garnisonen ihrer Ausbildung und Instruktion wie ihrem soldatischen Geiste Abbruch thut, mag der Eifer der nächsten wie der höheren Vorgesetzten noch so groß sein, daß die Vereinigung zu den Herbstübungen dem nicht ganz abzuhelfen im Stande ist, und daß andrerseits die großen Garnisonen auf die Ausbildung zum wirklichen „Feld“-Dienste hinzuwirken noch weniger sich eignen, ja sogar Uebelstände in ihrem Gefolge haben, die noch schlimmer wirken können, als die Unterbringung in kleinen Orten.

So sehr das Streben nach Vermeidung der angeregten Uebelstände nun die Uebungslager empfehlenswerth erscheinen lassen muß, werden dieselben dennoch stets auf eine starke Opposition stoßen: man wird gegen sie die Erfahrung geltend zu machen suchen, daß in solchen Lagern oft die besten Truppen durch Fieber und contagiöse Krankheiten geschwächt worden sind, und dabei vergessen, daß hieran stets die unzweckmäßige Lage in ungesunden Gegenden Schuld war, mochte dieselbe nun aus Fahrlässigkeit gewählt, oder durch strategische Rücksichten, wo solche zur Sprache kommen, geboten sein, und daß schließlich aus dem richtig organisirten Lagerleben immer noch der beste Gesundheitszustand hervorgegangen ist; — man wird, namentlich wo eine Landesvertretung Geld bewilligen soll, den leidigen Kostenpunkt als Hinderniß vorschützen und vergessen, 1) daß keine Summen zu hoch sind, keine Gelder besser angelegt werden, als die, welche ein Staat zu rechter Zeit verwendet, um seine Armee wahrhaft kriegstüchtig und dem Feinde nach jeder Richtung hin gewachsen zu machen, sowie 2) daß die Etablirung der Lager alle während der gleichen Zeit für die Garnisonverpflegung der Truppen und alle dahin einschlagenden sonstigen Erfordernisse verwendeten Summen disponibel macht; — man wird endlich — zwar nicht in unserer Armee, aber da, wo die Sache vom allgemeinen Standpunkte discutirt wird — wohl auch die Aversion der Truppen zu überwinden haben, welche ihre vielleicht sehr angenehmen Garnisonen für einige Zeit räumen sollen. Können derartige Einwürfe aber Berücksichtigung finden, wenn man die Vortheile bedenkt, welche diese Lager zu bieten vermögen, und auf die wir nun hinweisen wollen?

Die nächste Folge der Vereinigung eines größeren Corps auf den Soldaten ist stets, daß er von einem sehr guten Humor beseelt wird, der für sein Gedeihen unzweifelhaft ein äußerst schätzenswerther Factor ist. Das ganz neue und eigene Leben, — so verschieden von den einförmigen Verhältnissen der Garnison mit ihrer lange vorher schon festgesetzten und in ewigem Kreislauf sich wiederholenden Zeiteintheilung, — die es begleitende fortwährende Thätigkeit, für den Soldaten so nöthig und dienlich, — das dauernde Zusammen l e b e n mit seinen Officieren, die ihn zum Gegenstande nicht nur ihrer Ueberwachung, sondern auch ihrer Fürsorge machen, an seinen Freuden und Leiden Theil nehmen, diese Näherführung von Soldat und Officier, deren Resultat ein gegenseitiges Vertrauen wird, — endlich die unter den Augen des Commandeurs gewiß gut erfolgenden Lieferungen, — dies Alles bewirkt, daß der Soldat sich glücklich fühlt, an Selbstbewußtsein und innerer Kraft gewinnt, daß ein Geist der Hoffnung und Anregung für die Zukunft eines Krieges in ihm aufgeht,

der ihn gleichzeitig munter und zufrieden macht, indem er ihn über die unvermeidlichen kleinen Leiden hinwegsehen läßt. Unter den Commandeurs wie unter den Truppen, die gegenseitig Zeugen ihrer Leistungen sind, greift ein Wetteifer Platz, der auf die Ausbildung nur segensreich wirken kann, da etwaige Ausschreitungen durch die Anwesenheit der höheren Vorgesetzten ohne Weitschweifigkeit zu redressiren sind.

Wenn diese Vortheile mehr nach der moralischen Seite hin liegen, so lassen sich auch eben so viele für die praktische Ausbildung der Truppen anführen, die nothwendig gewinnen muß, wo alle Elemente dazu vorhanden sind, wo jedem Zweige der feldmäßigen Instruction ungetheilte Sorgfalt zugewendet werden kann, wo keine Zeit durch unnöthige Märsche nach den Uebungsplätzen verloren zu werden braucht, keine Kräfte durch Garnison-Polizei- und Arbeitsdienst absorbirt werden, wo sich Gelegenheit für die interessantesten Versuche tactischer, administrativer und technischer Art bietet; wir erinnern hier nur an die Erfahrungen, welche sich über den Eintritt in die Kriegsformation, die Verpflegung, das Transportwesen rc. sammeln lassen. Daß ferner ein Lager auch auf die Erziehung und Wiedergewöhnung aller jungen und derjenigen Truppen, welche nur zeitweise bei der Fahne sind, die vortheilhafteste Einwirkung gestattet, scheint einleuchtend. Dasselbe bietet endlich allein Gelegenheit, die Truppen an viele Seiten des Feldlebens zu gewöhnen, die sie in der Garnison nie und bei Manoeuvres mit zeitweisen Cantonnements nur zu vorübergehend kennen lernen, um sich darin Sicherheit und Gewandtheit aneignen zu können.

Scheinen uns dies die bedeutendsten Vorzüge zu sein, welche eine Truppenzusammenziehung in Uebungslagern gewährt, so möchten wir hier auch noch einige Gedanken andeuten, wie das Lager zu etabliren wäre. Erste Bedingung ist natürlich die geeignete Lage in einer trockenen und gesunden Gegend, wie die Haiden sie bieten, womöglich anstoßend an ein fruchtbares und reiches Land, — obgleich dies bei der heute möglichen Leichtigkeit des Transports aller nöthigen Bedürfnisse vielleicht weniger erforderlich ist, — und umgeben von einem für alle Arten von Uebungen und Manoeuvren geeigneten Terrain. Die Beschaffung eines solchen Lagerplatzes wird freilich Kostenaufwand erfordern, allein derselbe kann nicht so enorm sein, wenn man bedenkt, daß damit auch alle auf den Ankauf oder die Pachtung von Exercier- oder Schießplätzen verwendeten Gelder, sowie bei den Manoeuvren nöthige Schadloshaltungen für Flurbeschädigungen erspart werden. Auf diesem Terrain erscheint es uns nun am zweckmäßigsten, von den Truppen ein Hüttenlager herstellen zu lassen, in welchem wenigstens die ganze Infanterie und wechselnde Theile der Cavallerie und Artillerie unterzubringen sind, da man die größere Masse dieser kostspieligen Waffen wohl stets lieber wird cantonniren lassen. Die nöthigen Brunnen, Bäckereien, Kochanstalten rc. müssen natürlich mit den Hütten gleichzeitig hergestellt werden. So wünschenswerth es auch wäre, wenn sämmtliche Commandeurs der Truppen das Lager mitbezögen, so werden andere Rücksichten hier wohl Ausnahmen bedingen, und es wird wenigstens den Generalen, welche ein Generalstabsbureau führen, das Cantoniren in den nächsten Ortschaften gestattet werden müssen. In unmittelbarer Verbindung mit dem Lager sind Lazareth- und namentlich zweckmäßige Reconvalescenten-Anstalten erforderlich, die ja unter allen Umständen so wesentlich zur wirklichen Gesundheitspflege der Truppen beitragen und zu deren practischer Etablirung hier die einzige Möglichkeit geboten wird. Erhält man dann, was namentlich in der ersten Zeit der Fall sein wird, eine größere Anzahl von Kranken, so hat man, da diese zum größten Theile entweder schwächliche Leute, oder in den Lazarethen von früheren Krankheiten mangelhaft Hergestellte sind, wenigstens das Mittel, alles Erforderliche zur möglichst schnellen Completirung der Truppenkörper thun zu können; alle Leute, die den Anfang und Zeiten

schlechten Wetters überstanden haben, werden gesund und kräftig sein, die Zahl der Kranken wird sich mit der Zeit vermindern und die ein Mal als schwächlich und zu diesem Lagerleben nicht ganz tüchtig Erkannten werden die Möglichkeit gewähren, die ursprünglich zu dem nöthigen Garnisondienst zurückgelassene Mannschaft abzulösen und diese letztere ebenfalls zu den Uebungen heranzuziehen.

Was nun die Art der abzuhaltenden Uebungen selbst anbetrifft, so ist es augenscheinlich, daß, wenn das angestrebte Ziel überhaupt erreicht werden soll, ein Schema für dieselben nicht aufzustellen ist; alles dem Aehnliche würde dem vorgesetzten Zwecke diametral entgegenstehen, und muß die Art und Weise der Anordnung ausschließlich dem Commandirenden überlassen bleiben, der suchen wird, durch das Leben im Lager die kriegerische Praxis in allen Fällen zu repräsentiren und besonders diejenigen Uebungen aus dem Felddienst und kleinen Kriege ausführen zu lassen, zu denen sich im Garnisondienst oder bei den gewöhnlichen Manoeuvren die Gelegenheit gar nicht oder nur selten bietet. So wenig ein Festhalten an Exercierstunden u. dgl. daher am Orte wäre, muß aber gerade die richtige Eintheilung der Zeit im Ganzen nach Uebungen und Waffen, einzeln und in ihrer Combination bei kleineren und größeren Manoeuvren, als ein sehr wesentliches Moment für eine zweckentsprechende Verwendung der Truppen erkannt werden.

Wird das, was wir vorstehend nur angedeutet, von gewandten Händen und im richtigen Geiste in's Werk gesetzt, so kommt man zu der Ueberzeugung, daß den Truppen eine vortreffliche feldmäßige Ausbildung zu Theil wird, daß sie von einem Geist und Eifer beseelt sein werden, die noch lange Zeit innewohnen, durch ganze Feldzüge ihnen verbleiben und hier ihre Früchte und die Interessen des Geldes tragen werden, welches auf derartige Uebungslager verwendet wurde. Kosten verursachen diese freilich, aber gewiß sind sie nicht so groß und unbegründet, als sie Demjenigen erscheinen mögen, der die Sache nur oberflächlich ansieht, sich von dem zu Grunde liegenden Zweck keine gründliche Rechenschaft giebt und — leider muß man im Hinblick auf die in letzter Zeit zu Tage getretenen Ansichten das sagen — Demjenigen, der in der angestrebten innern Kräftigung des Soldatenstandes ein gewissen Doctrinen ganz besonders gefährliches Moment erblickt, und — das sagen wir zu unserer Genugthuung — dann in der That nicht ungegründete Befürchtungen hegt. —

Ueber italienische Militairverhältnisse.

Das Beiblatt der „Leipziger Zeitung" bringt unter dem Titel „Italiänische Zustände" eine Reihe von Briefen eines preußischen Offiziers, welchen wir zur Charakteristik der dortigen Heere das Folgende entnehmen:

Das neapolitanische Heer, von dem augenblicklich circa 150,000 Mann aller Waffengattungen vollständig gemustert dastehen, ist jetzt schlagfertig und hofft zuversichtlich, schon in der allerkürzesten Frist zum Kampf gegen das mit der Revolutionspartei verbündete sardinische Heer geführt zu werden. Ich theile ebenfalls diese Hoffnung und erwarte, daß es in kurzer Frist zu einem blutigen Kampfe zwischen den neapolitanischen Truppen, denen sich dann alle Anhänger des historischen Rechtes anschließen werden, und denen des sardinischen Königs und deren Verbündeten, der gesammten Revolutionspartei in ganz Italien, kommen wird. Die französische auf der einen und die k. k. österreichische Armee auf der anderen Seite werden sich wenigstens vorläufig bei diesem Kriege noch nicht direkt betheiligen, sondern Gewehr im Arm dem Kampf der Italiener gegen Italiener ruhig zusehen. Auf indirecte Weise wird jedes dieser beiden großen Heere, die im vorigen Jahre so blu-

tige Kämpfe mit einander rangen, schon Partei nehmen, ja selbst zu nehmen wissen. Kaiser Franz Joseph und seine getreue Armee werden und müssen überall und in jedem Lande auf Seiten des legitimen Princips und der historischen Berechtigung stehen, beides schützen und die Revolution, in welcher Gestalt sich solche nur immer zeigen wird, auf jede Weise nicht allein zu bekämpfen, sondern auch zu zermalmen suchen, soweit dies mit den ihnen zu Gebote stehenden Kräften möglich ist. Die Beschützung des einmal Bestehenden ist die von der Geschichte gebotene Aufgabe des Kaiserhauses Habsburg-Lothringen, die es schon seit mehr denn 200 Jahren unabänderlich befolgt hat und auch für die Zukunft befolgen wird, ja selbst befolgen muß, wenn es nicht untergehen will. Ganz anders aber mit Louis Napoleon, dem Sohne der Revolution von 1848, wie ja sein großer Oheim der Sohn der Revolution von 1789 war. Der jetzige Kaiser des französischen Volkes verdankt seinen Thron dem allgemeinen Stimmrecht, und seine Macht dem Heere, und er darf und wird dies nicht vergessen, denn er ist viel zu scharfsichtig, um nicht selbst seinen Sturz vorauszusehen, sobald dies von seiner Seite geschehen würde. Beides aber, sowohl das allgemeine Stimmrecht als Mittel, um Throne zu besetzen, wie auch das jetzige französische Heer, sind durch und durch revolutionäre Schöpfungen, die dem historischen Prinzip schroff gegenüber stehen. Ich habe mit vielen Hunderten französischer Offiziere und Unteroffiziere aller Grade sehr häufig verkehrt, fast alle hegten die äußerste Verachtung gegen sogenannte liberale Institutionen und friedliche Reformen, sympathisirten aber stets mit jeder gewaltsamen Revolution, mochte sich solche nun in welchem Lande oder für welchen Zweck es auch immerhin war, erheben. Ehrgeizige, muthige und von persönlichem Egoismus getriebene Soldaten finden bei jeder Revolution, die mit offenem Kampf beginnt und dann mit Militärdespotie endigen muß, stets am leichtesten und schnellsten ihre rasche Beförderung, und schon aus diesem Grunde wünschen die treibenden Elemente des französischen Heeres überall die bewaffnete Revolution der Völker Europa's und sich als natürliche Bundesgenossen derselben.

Dieser Zwiespalt der Herrscher Oesterreichs und Frankreichs und ihrer Heere, zeigt sich auch jetzt recht sichtbar bei dem in Italien in immer größerer Weise ausbrechenden Kampfe der Revolution und der Legitimität. Von Oesterreich wird letztere auf alle Weise zu unterstützen gesucht. Es treten gegenwärtig in den Dienst des Papstes Tausende ausgedienter österreichischer Soldaten und auch frühere österreichische Offiziere, und ansehnliche Geldsummen fließen aus Oesterreich ebenfalls in die leider nur zu sehr erschöpften päpstlichen Staaten. Auf der anderen Seite zeigen die französischen Offiziere bei aller ihrer sonstigen Verachtung gegen das liberale Princip, wie auch gegen die Italiener selbst, ganz ungescheut ihre Sympathie für die jetzt in Aufstand begriffenen Landestheile. Ausgediente französische Corporale, besonders von den algerischen Corps, sind schon häufig als Offiziere in die Truppen der sogenannten italienischen Liga eingetreten, und gar viele französische Offiziere haben um längeren Urlaub gebeten, um ebenfalls in diesen Truppen als Freiwillige dienen zu können, wenn es zum Kampfe kommen sollte, sind aber abschlägig beschieden worden, weil die Armee des Kaisers Napoleon gegenwärtig keine tüchtigen Offiziere entbehren kann. Gezogene Kanonen, Kanonenboote, Munition und sonstige Kriegsbedürfnisse sind ebenfalls in letzter Zeit von Frankreich an Sardinien und der mit diesem Staate jetzt eng verbundenen italienischen Revolutionspartei geliefert worden.

Betheiligen sich aber Oesterreich und Frankreich bei dem jetzt ausbrechenden Streite in Italien nur auf indirecte und nicht auf directe Weise, so haben beide ihre gewichtichen Gründe dazu. Oesterreich ist augenblicklich — besonders in seinen Finanzen — zu erschöpft, um mit ganzer Kraft für Schützung

des legitimen Rechtes in Italien eintreten zu können, zumal Frankreich in solchem Falle ebenfalls wieder zu den Waffen dort greifen würde. Louis Napoleon hat aber das, was er auf italienischen Boden erreichen will, bereits im vorigen Sommer vollständig erreicht, nämlich sich und seinem Heere Waffenruhm erworben, den österreichischen Einfluß vernichtet und die sogenannten natürlichen Grenzen seines Reiches durch Savoyen und Nizza erweitert. Es liegt ihm nun nichts mehr am Kriege in Italien, er sammelt ferner Kraft, um bald damit seinen entscheidenden Schlag am Rhein zu führen und auch hier Frankreichs Macht, Ruhm und Gebietsgröße zu vermehren. Im Jahr 1860 wird er diesen Krieg wohl noch nicht beginnen, wahrscheinlich aber im nächsten Jahre oder sicherlich sonst doch 1862 —, wenn nicht inzwischen politische Ereignisse eintreten sollten, die jetzt noch gänzlich jeder Wahrscheinlichkeits-Rechnung fern liegen.

Beginnen aller Wahrscheinlichkeit nach nun sehr bald die neapolitanischen Truppen den Krieg für Schützung der Legitimität und die sardinischen zur Förderung der Revolution in Italien mit einander, so scheint mir eine unparteiische Beurtheilung ihrer beiderseitigen Zahl und Kriegstüchtigkeit nicht ohne Interesse zu sein. Es ist zwar sehr schwierig, ja sogar meiner Ansicht nach unmöglich, schon im Frieden zu beurtheilen, ob und welche Erfolge eine Truppe sich im Kampfe erringen wird. Gar verschiedene Zufälligkeiten entscheiden oft die Erfolge des Krieges, und sehr bewährte Regimenter haben sich oft minder tüchtig geschlagen, weil sie hungrig oder ermüdet in das Gefecht mußten, oder ihre Pferde nicht recht kräftig waren, oder der Oberst keine gehörige Energie besaß, während umgekehrt Regimenter, denen man vorher mit Recht nicht allzu viel zugetraut hatte, das Unglaubliche leisteten, da sie von glücklichen Zufälligkeiten unterstützt wurden. Auch der Gewinn von Schlachten, ja selbst von ganzen Feldzügen, hängt oft von unvorhergesehenen zufälligen Ereignissen ab, die jeder strategischen Berechnung spotteten. Wer viel und genau die Kriegsgeschichte aller Zeiten und Heere studirt hat, wird mir hierin Recht geben müssen.

Was nun die neapolitanische Armee betrifft, so ist solche streng disciplinirt, in ihren meisten Theilen politisch zuverlässig und sehr gut mit allem nöthigen Kriegsmaterial ausgerüstet. Besonders die Cavallerie ist sehr gut beritten, ungleich besser als die sardinische, und die Leute reiten auch sicher und dreist, wenn sie auch, wie dies nun einmal alle Italiener ohne Ausnahme thun, ihre Pferde schlecht warten und lieblos behandeln.

Da die politische Unsicherheit der Insel Sicilien stets eine zahlreiche Besatzung erfordert, auch in Neapel und Calabrien starke Truppenmassen zurückbleiben müssen, so wird der König von Neapel von den 150,000 Mann seiner jetzigen Heeresstärke nicht mehr wie 70—80,000 Mann mit Sicherheit für einen auswärtigen Krieg verwenden können. Ein Corps von dieser Stärke und vollkommen für den Kampf bereit, steht jetzt in den Abruzzen und kann, sogleich in den Kirchenstaat einmarschieren, wenn der König Victor Emanuel in seiner hochmüthigen Verblendung es wagen sollte, die geheiligten Rechte des Papstes wirklich mit offener Gewalt anzugreifen. Was nun die eingeborenen Truppen des Papstes anbelangt, so habe ich von deren militairischen Tüchtigkeit für den Krieg leider eine sehr geringe Meinung, an 15—18000 Mann treffliche Gendarmen, eine wahre Elite der männlichen Bevölkerung des Kirchenstaates, die in steten Kämpfen gegen Räuber und Demokraten erprobt sind, wird der Papst mit dieser napolitanischen Armee vereinigen können, ebenso ungefähr, an 8—10,000 Mann fremde Soldtruppen, zur Hälfte aus Schweizern, zur andern Hälfte aus katholischen Süddeutschen bestehend. Die alten Schweizerregimenter haben sich stets vortrefflich geschlagen, ob die neu organisirten deutschen Soldtruppen, bei deren Organisation der Drang der Zeit manche Uebereilung entstehen ließ, ein Gleiches thun

werden, muß die Erfahrung der Zukunft erst zeigen. Zur Ehre des deutschen Namens will ich übrigens hoffen, daß diese neu angeworbenen Deutschen recht kräftige Hiebe austheilen werden. Hoffentlich wird sich auch der zahlreiche und theilweise sehr reiche hohe römische Adel in dieser letzten Stunde der Entscheidung, wo es sich um Sein oder Nichtsein des ganzen Kirchenstaates handelt, aus seiner bisherigen unverantwortlichen Lethargie herausreißen und mehrere tüchtige Freicorps zum Schutz seines päpstlichen Gebieters bilden. Es sind auch in den Gebirgen des Kirchenstaates noch viele Bauern, Jäger und Schmuggler, die schon in diese Freicorps eintreten und muthig kämpfen werden, wenn der Adel sie nur energisch führt — und was bei dem Italiener nie ausbleiben darf, dabei reichlich bezahlt. Auch in Modena, Parma und Toscana leben noch conservativ gesinnte, ihren legitimen Herrschern treu ergebene Männer genug, und es ist jetzt deren Pflicht, zu den Waffen zu greifen und Freicorps zu bilden, damit sich diese mit den neapolitanischen Truppen verbinden können. Die conservative Partei in ganz Italien darf gegenwärtig in der letzten Stunde der höchsten Gefahr nicht die Hände unthätig in den Schooß legen, sondern muß selbst zur Offensive übergehen und die Feinde mit deren eigenen Mitteln angreifen — oder sie ist jetzt und dann wahrscheinlich für alle fernere Zukunft gänzlich verloren. So hoffe ich denn, daß sich mit diesen 70—80,000 neapolitanischen Truppen an 10—12,000 deutsche und schweizerische Soldtruppen und 20—30,000 römische, toscanische, modenesische und parmesanische conservative Freicorps verbinden werden.

Was das sardinische Heer anbetrifft, welches jetzt leider mit der Revolution im Bunde — zum tiefen Kummer vieler conservativ gesinnten Offiziere desselben — fechten muß, so will ich nicht leugnen, daß ich die alten vor 1848 schon organisirten Bataillone und Schwadronen für kriegstüchtiger als die meisten neapolitanischen Truppentheile halte. Es war bis 1848 eine sehr straffe militärische Zucht im sardinischen Heer, und besonders auch die Offiziere und Unteroffiziere wurden ebenso strenge im Dienst beschäftigt, wie dies glücklicherweise noch immer in meinem Vaterlande Preußen geschieht — nannte man Turin doch das italienische Potsdam — und die guten Folgen hiervon sind auch jetzt noch immer nicht in den meisten sardinischen Bataillonen, Schwadronen und besonders auch in der vortrefflichen Artillerie erloschen. Letztere Waffengattung besonders halte ich, was theoretische Bildung und festen militärischen Sinn der Offiziere und Ausdauer und Kraft der Mannschaft anbetrifft, der neapolitanischen Artillerie weit überlegen, wenn auch diese wieder ungleich bessere Zug- und Reitpferde als erstere besitzt. Die meisten sardinischen Generale und Oberoffiziere haben in den Feldzügen von 1848—49, 1855 in der Krim und 1859 in Oberitalien reiche Gelegenheit gehabt, sich mannigfache Kriegserfahrung zu erwerben, was leider in der neapolitanischen Armee lange nicht in gleicher Weise der Fall ist. Im Allgemeinen sind auch die Norditaliener bessere Soldaten, als die Süditaliener, die häufig sehr träge, zu jeder Strapaze unbrauchbar, ungemein verweichlicht gegen jede rauhe Witterung und dabei ihres lebhaften und rachsüchtigen Charakters wegen, sich sehr zur Indisciplin geneigt zeigen. Solche treffliche Soldaten, wie die 6—8000 Savoyarden im sardinischen Heer, die muthig, abgehärtet, alle Strapazen leicht überwindend, ihren Offizieren treu gehorchend, und zwar nicht mit Phrasen über die italiänische Freiheit um sich werfend, wohl aber im Gefecht stets in den vordersten Reihen zu finden sind, hat der König leider nicht unter seinen Truppen. Welche ausgezeichnete Chasseurs-Bataillone wird Louis Napoleon demnächst aus diesen Savoyarden zu bilden verstehen, wenn solche erst der demokratischen Schwindelherrschaft in Turin entrückt und in das große, streng militärische französische Heer einverleibt sind. Und diese Verstärkung der ohnehin schon so übermächtigen französischen Armee müssen wir in

Deutschland abermals ruhig leiden — es ist wirklich, um vor gerechtem Zorn aus der Haut zu fahren! Diese angeführten Gründe drängen mir leider die Ueberzeugung auf, daß ich an 40—50,000 Mann der alten sardinischen Armee für kriegstüchtiger, wie 40—50,000 Mann neapolitanischer Truppen halten muß. Auch in den jetzt von Oesterreich an Sardinien abgetretenen Regimentern der Lombardei sind viele gutgeschulte, strenggeübte Soldaten, die, wenn sie wollen, schon gehörige Dienste leisten können. Ob diese ehemaligen österreichischen Soldaten aber sich schon an ihre neue Organisation und besonders auch an ihre neuen Offiziere so sehr gewöhnt haben, um wirklich auch jetzt noch ihre frühere Feldtüchtigkeit zu besitzen, kann ich nicht behaupten, da ich seit dem Herbst v. J. nicht mehr in Sardinien gewesen bin.

Was nun die in den sogenannten „Emilischen Provinzen“ neu organisirten Truppen anbelangt, so habe ich von der wirklichen Kriegstüchtigkeit der meisten keinen allzu großen Begriff und halte die neapolitanischen Regimenter diesen neuen Corps weit überlegen. Bei solcher Schwindelei, wie sie jetzt in Florenz, Parma und Modena herrscht, lassen sich niemals gute Truppen organisiren. Es ist stets viel Geschrei und überschwengliches Phrasenthum, sehr selten aber wirklicher Diensteifer und wahre Tüchtigkeit für das Gefecht dabei. Auch den militairischen Werth der sonstigen Freicorps, die sich dem sardinischen Heere in einem Kampfe gegen das neapolitanische anschließen werden, schlage ich nicht allzu hoch an, mit Ausnahme derjenigen Corps, welche etwa Garibaldi organisiren und führen wird. Dieser in rein militairischer Hinsicht gar nicht genug zu schätzende General, besitzt ein seltenes Organisationstalent, womit er aus den unbrauchbarsten Elementen gefechtstüchtige Truppen zu schaffen vermag, eine rücksichtslose, vor nichts zurückscheuende Energie und eine große Gewandtheit und Umsicht in Benutzung aller Zufälligkeiten des Krieges. Es ist ein Glück, daß die italienische Revolutionsarmee nur einen General von den Fähigkeiten des Garibaldi besitzt, der allein für sie von ungleich größerem Werthe ist, als Hunderte von phrasenhaften Kammerrednern und großsprecherischen Scribenten.

Die kurze Vergleichung ergiebt, daß das mit allen conservativen Elementen Italiens verbundene neapolitanische Heer eine ziemlich gleiche Stärke, wie das mit der Revolutionspartei jetzt vereinte sardinische besitzt. Läßt man es in der conservativen Partei hier nur nicht an Aufopferungsfähigkeit, Einigkeit, rücksichtsloser Energie und Kühnheit in der Offensive fehlen, so kann selbst jetzt noch in Italien sich der Sieg zum Besseren wenden, ohne daß fremde Heere die Sache des Rechts zu vertheidigen brauchen; dies ist meine feste Ueberzeugung. Allzu viele und grobe Fehler dürfen auf conservativer Seite freilich nicht mehr gemacht werden, und an Kühnheit darf man sich nicht, wie bisher leider nur zu oft der Fall, vom demokratischen Heereslager überflügeln lassen, sonst ist der — Sieg vielleicht für immer entschieden verloren. Die letzte Stunde der Entscheidung hat nunmehr für den größern Theil von Italien, ja vielleicht für die ganze Halbinsel begonnen; dies darf man sich nicht verhehlen.

Tagesereignisse.

Was moderne Literaten Alles an Auffassung staatlicher Verhältnisse leisten können, das beweist ein Leitartikel der „Danz. Ztg.“ vom 5. April, welcher Preußen kurzweg in ein constitutionelles und in ein militärisches Preußen eintheilt, und als selbstverständlich annimmt, daß das Erstere, als das allein berechtigte, das Letztere auf das Entschiedenste bekämpfen müsse. Wenn die Herren Urdemokraten in der „Danz. Ztg.“ ein neues Organ haben begründen wollen, dann hätten sie in der That weiser gethan, einen nicht so sehr „klugen“ Redacteur für dieses Blatt zu bestellen; denn der Krieg gegen das „militärische“ Preußen dürfte denn doch, so un-

verhohlen ausgesprochen, namentlich in Danzig etwas stutzig machen. Das neue Journal scheint an Ort und Stelle noch wenig gelesen zu werden, namentlich aber in die Kreise der »Busske's« nicht einzubringen, denn diese pflegen sonst sehr »schlagende« Gründe für dergleichen Alfanzereien bei der Hand zu haben.

Wie sehr gründlich die meisten Zeitungen bei der Prüfung des Militäretats verfahren, geht wiederum daraus hervor, daß viele derselben die Kosten für das Scheibenschießen für das Jahr 1860 als auf 330,000 Thlr. fixirt angeben. Wahrscheinlich hat ein solch oberflächlicher Handwerks-Literat flüchtig und mit Unkenntniß gelesen und die Uebrigen dessen Weisheit mit einigen Rothstift-Correcturen weiter colportirt. – Der »Etat für die Reorganisation« pro 1860 giebt nämlich den Bedarf an Uebungsmunition ausdrücklich auf 94,000 Thlr. an und fügt als Erläuterung hinzu: »Die Kosten der jährlichen Uebungsmunition werden bei vollständiger Ausführung der Reorganisation (also künftig) betragen:

für Infanterie	207,513	Thlr.
„ Jäger und Schützen .	15,360	„
„ Kavallerie	11,670	„
„ Artillerie.	50,000	„
„ Pioniere.	5,137	„
„ Infanterie-Reserve .	26,400	„
„ die Landwehr . . .	13,920	„
in Summa	330,000	Thlr.

Aber diese Herren sind zu bequem oder zu sehr beschäftigt, um das, was sie in die Welt schicken, auch nur gründlich durchzulesen.

Dieselbe „Danziger Zeitung", derer wir eben erwähnten, leistet in ihrer Nummer vom 10. April einen Leitartikel: „Die Landwehr", der wenigstens das Verdienst hat, ungemein spaßhaft zu sein. Wir haben natürlich nicht die Ehre, uns der Bekanntschaft des Herrn Verfassers zu erfreuen, nichts desto weniger aber möchten wir auf einen Juden rathen, denn es wirkt zu komisch, in militärischen Artikeln jüdischen Redewendungen zu begegnen. „Die Armee ist geworden ein Staat im Staate, der nur eine Personal-Union hat behalten mit den Theilen des Staatsorganismus, welche das Recht der Steuerzahler und das Recht der Wehrpflichtigen bedeuten. Die nächste Folge ist gewesen, daß die Landwehr schon 1820 ihre Inspectionsgenerale verloren hat und dem Divisionsverbande untergeordnet wurde ꝛc.« — »In der Landwehr dienen, soll aber heißen, in einer Armee dienen, die kein Anhang des stehenden Heeres ist, soll heißen, unter seines Gleichen dienen, unter Officieren seiner eigenen Waffe, mit dem Anspruch auf Beförderung zum Officier und Oberofficier in seiner eigenen Waffe ꝛc." — Wie haißt eigene Waffe?

Die »Kölnische Zeitung« enthält in ihrer Nummer vom 12. April eine Beurtheilung der kleinen Schrift: »Die Lebensfrage der Armee«, eingewebt in eine Berliner Correspondenz. Es giebt kaum ein Thema in der Welt, das mit solcher Naivetät von Jedermann, dem darüber selbst die ersten Vorkenntnisse fehlen, bearbeitet wird, wie gerade die Zustände unserer Armee. So hat denn auch dieser gescheute — Correspondent aus der erwähnten Schrift den Schluß gezogen, die ganze beabsichtigte Reform drehe sich darum, Unterofficiere zu beschaffen, wobei er der maßgeblichen Meinung ist, die Beschaffung der Unterofficiere lasse sich einfach durch eine höhere Besoldung ermöglichen, und dann in stolzer Siegersfreude wie ein Hahn auf — ausruft: »und um einige Hunderttausende zu ersparen, will er eben so viele Millionen verausgaben.« — »Und daß es einen gewaltigen Unterschied macht, ob jeder Soldat »»den Marschallstab im Tornister führt«« oder es nicht weiter als zum Unterofficier bringen kann, lehrt die Erfahrung aller Kriege, die seit 1789 geführt worden sind.« Welchem dieser Kriege mag der Pequin von Schreiber wohl beigewohnt haben? Wahrscheinlich dem von 1789 bis 1792, wo er seine »Erfahrungen« über unsere Unterofficiere gesammelt haben wird. — Sonst sagt der Herr Pequin über die Schrift noch: »Der Ton dieser anonymen Schrift ist äußerst verletzend (wen verletzt sie denn?) und der Inhalt derselben manchmal maßlos (gut gebrüllt). Wir halten es unter unserer Würde, auf solche Angriffe etwas zu erwidern, wie sie hier gegen die »»agitatorische Presse«« gerichtet werden.« Können wir vielleicht einen Ableger von der „Würde" des Herrn Pequin bekommen? — Die „Kölnische Zeitung" hält sich in allem Ernste für ein Blatt, das mit Verstand und Einsicht redigirt wird, und dennoch weist sie solch „höherer Weisheit" den vordersten Platz in ihrem Blatte an.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Kronenstr. 21.

Stände und Standesvorrechte.

I.

Von den verschiedensten Seiten und aus allen Schichten der Bevölkerung, vorzugsweise aus den Landgemeinden, gehen sicherem Vernehmen nach dem Herrenhause fortgesetzt mit zahlreichen Unterschriften versehene Petitionen zu, mit Danksagungen für die Haltung des Hauses in der Frage nach dem Umfange der staatsbürgerlichen Rechte der Juden, und mit dringenden Bitten um ferneren Schutz gegen die neuere Ministerialpraxis, welche den Juden den Zutritt zu der Kreisstandschaft und zu obrigkeitlichen Aemtern zu verschaffen sucht. Die gründlichen Verhandlungen in dem Herrenhause haben es recht klar gemacht, zu welcher Verwirrung des Rechtszustandes es führen muß, wenn man aus der Verfassungsurkunde vom 30. Januar 1850 vereinzelte Sätze herausgreift und mit judaischem Wortdienste ihnen eine Auslegung beilegt, welche anerkannte ältere Landesgesetze behandelt, als ob Preußen erst mit seinen Errungenschaften seit dem s. g. Acht-Paragraphen-Gesetz von 1848 angefangen habe, ein Rechtsstaat zu sein.

Nicht glücklicher als die im Artikel XII. der Verfassungsurkunde ausgesprochene Religionsfreiheit behandelt das Ministerium der neuen Aera die im Artikel X. zugesicherte *Gleichheit vor dem Gesetz.*

Was die Demokratie 1848 wollte, zeigte der Entwurf der Verfassungsurkunde, welcher aus der Commission Waldeck hervorging.

Dem Vorschlag des Regierungs-Entwurfes: „Alle Staatsbürger sind vor dem Gesetze gleich", wurden die Folgerungen angehängt: „Es giebt im Staate weder Standesunterschiede noch Standesvorrechte. *Der Adel ist abgeschafft!*" Der Nationalversammlung genügte dieser Bruch mit der Vergangenheit nicht. Auch Auszeichnungen sollten, als das Ideal vollkommenster Rechtsgleichheit verletzend, unstatthaft sein.

Die provisorische Verfassungsurkunde vom 5. December 1848 lenkte ein, indem sie von den Zusatzvorschlägen nur den Satz aufnahm: „Standesvorrechte finden nicht statt." Hierbei ist man auch bei der Verfassungsrevision stehen geblieben.

Es ist also klar, daß man sich den Grundsatz: „Es giebt im Staate keinen Unterschied der Stände" nicht hat aneignen wollen.

Immerhin aber blieb bei dieser Fassung die Frage ungelöst: „Ist der Unterschied der Stände nur ein natürlicher, welcher vor der öffentlichen Meinung gilt, oder behalten auch noch rechtliche Unterschiede der Stände ihre Kraft? Der oberste Gerichtshof der Monarchie hat dies angenommen, soweit in den an den Stand geknüpften Rechtsunterschieden nicht ein Vorrecht enthalten sei. Die neue Ministerialauffassung scheint auch nach dieser Richtung hin den Tendenzen des Jahres 1848 die Hand bieten zu wollen.

Neuerlichst kam der Gegenstand in Frage bei dem Vorschlage: das Ehehinderniß wegen Standesungleichheit für aufgehoben zu erklären. Es ist dies gerade diejenige Bestimmung, welche das Königl. Ober-Tribunal noch als gültig aufrecht erhielt, weil sie eine Beschränkung der Rechte des Adels, aber kein Adelsvorrecht enthalte. Aus christlichem Standpunkte ist es gewiß gerechtfertigt, wenn das Herrenhaus zustimmt, daß ein Ehehinderniß beseitigt werde, welches weder in dem evangelischen noch in dem katholischen Kirchenrechte seine Begründung hat. Die Königliche Staatsregierung will aber weiter, indem sie sich durch den Buchstabenlaut der Verfassungsurkunde für verpflichtet hält, auch die Beseitigung der Unterschiede zu verlangen, welche das deutsche Recht mit einer Mißheirath verbindet. Sie begegnet hier der nicht unscheinbaren Meinung: nach der gegenwärtigen Lage der Gesetzgebung und der gesellschaftlichen Verhältnisse könne der Unterscheidung von allgemeinen oder s. g. Geburtsständen weder eine privatrechtliche noch politische Bedeutung zugestanden werden. Von diesem Standpunkte aus lehrt v. Rönne in seinem Staatsrechte der preußischen Monarchie I., S. 451, die besonderen Rechte des Adels beständen im Wesentlichen nur noch in der Befugniß zur Führung des adeligen Namens und Wappens. Die Begründung seiner Lehre geht davon aus: schon das Edict vom 9. October 1807 habe, indem es jedem Adligen gestattete, früher s. g. bürgerliche Gewerbe zu treiben, oder bäuerliche Grundstücke zu bewirthschaften, auch den früheren Bauer oder Bürger berechtigte, aus einem dieser Verhältnisse beliebig in das andere überzutreten und Grundstücke jeder Art zu erwerben, in der That wenigstens privatrechtlich die Grenzlinien vernichtet, nach welchen in dem feudalen Staate drei Stände des Volkes, Adel, Bürger und Bauern, unterschieden werden konnten. Der Rest des Unterschiedes soll durch den Artikel IV. der Verfassungsurkunde gefallen sein, der die öffentlichen Aemter unter Innehaltung der gesetzlichen Bedingungen jedem dazu Befähigten für gleich zugänglich erklärt. Dadurch wird insbesondere der principielle Satz des Allg. L.-R. II., 9, § 1, für aufgehoben ansehen, welcher sagt:

„Dem Adel, als dem ersten Stand im Staate, liegt nach seiner Bestimmung die Vertheidigung des Staats, sowie die Vertheidigung der äußeren Würde und inneren Verfassung desselben hauptsächlich ob." Eine Folgerung aus der Theorie des Verfassers ist: daß er alle von der Voraussetzung der Fortdauer einer Standesungleichheit ausgehenden Vorschriften früherer Gesetze für nicht mehr zu Recht beständig erachtet, viel weniger also eine Berücksichtigung von Standesinteressen für künftig zu erlassende Gesetze als mit dem Verfassungsgrundsatze der Rechtsgleichheit für vereinbar gelten lassen will.

Es ist unsere Absicht nicht, Vordersätze dieser Ausführung in Zweifel ziehen zu wollen, welche unzweideutigen Gesetzesbestimmungen entnommen sind; gleichwenig bezwecken wir die Wiederherstellung von Schranken zu befürworten, welche der freiesten Entwickelung des staatlichen Lebens hinderlich werden könnten. Gleichwohl können wir nicht umhin, der Behauptung zu widersprechen: es habe die Gesetzgebung mit der Beseitigung gewisser ausschließender und bevorzugender Berechtigungen auch jede rechtliche und politische Bedeutung des Unterschiedes von Volksständen in der Art beseitigt, daß es verfassungswidrig sein würde, die Möglichkeit der eigenen Wahrung von Standesinteressen durch geeignete gesetzliche Mittel zu bewahren und weiter auszubilden.

An der Verschiebung des richtigen Gesichtspunktes, der sich mehr oder minder auf alle neueren Doctrinen übertragen hat, trägt eine Hauptschuld der verfehlte Begriff von Ständen, welchen das allgemeine Landrecht seinen Bestimmungen der rechtlichen Standesunterschiede zum Grunde gelegt hat.

Der §. 6 Th. I. Tit. 1. sagt: „Personen, welchen vermöge ihrer Geburt oder Hauptbeschäftigung gleiche Rechte in der bürgerlichen Gesellschaft beigelegt sind, machen zusammen einen Stand des Staates aus."

Der §. 7 a. a. O. fügt erläuternd hinzu: „Die Mitglieder eines jeden Standes haben als solche, einzeln betrachtet, gewisse Rechte und Pflichten."

Hält man sich an die Worte dieser Bestimmungen, so sollte man glauben, es gehöre zu dem Wesen eines Standes, daß jeder, der diesem Stande angehöre, gewisse Rechte schon aus diesem Grunde haben müsse, welche Niemand haben könne, welcher dem berechtigenden Stande nicht angehört.

Nun enthält das Landrecht in der That viele Bestimmungen, welche dem Adel jetzt für ihn nicht mehr bestehende Rechte beigelegt haben. Vergeblich aber würde man sich nach irgend einem Rechte umsehen, welchen das Gesetz jedem Adligen beigelegt, und jedem, der nicht von Adel ist, versagt hätte.

Die Führung des Geschlechtsnamens war schon nach dem Landrechte, zu dem Zwecke der sicheren Personenunterscheidung nicht blos ein Recht, sondern zugleich eine Pflicht für jeden Einwohner des Staates mit Ausnahme der Juden, denen man die Annahme von Familiennamen erst zur Pflicht machte, als sie 1812 mit dem verhängnißreichen Prädikate der Staatsbürger bei uns landsässig gemacht wurden.

Die vorzügliche Berechtigung zu Ehrenstellen, welche der §. 35 Th. II. Tit. 9 aussprach, knüpfte er an die ausdrückliche Bedingung, daß der Bewerber sich „dazu geschickt gemacht habe". Von Staatsämtern, an welche sich eine besondere Amtsehre knüpft, war in der Bestimmung überhaupt nicht die Rede, wie denn die Geschichte auch bewährt, daß weder vor noch seit der Zustandekunft des Landrechtes der Befähigung und persönlichen Würdigkeit selbst in den höchsten staatlichen Wirkungskreisen aus Rücksicht auf den Mangel adliger Geburt eine grundsätzliche Zurücksetzung widerfahren ist.

Nach A. L.-R. I., 9. §. 34, sollten Personen des Adelsstandes ihren Gerichtsstand vor dem höchsten Gerichte der Provinz haben, jedoch nur „der

13*

Regel nach." Man konnte also adlig sein und doch einem minder hochgestellten Gerichte unterworfen.

Aber hatten diese Bevorzugung, wenn es eine solche genannt werden darf, etwa Adlige allein? Unseres Wissens theilten sie das Recht mit jedem studirten Schulmeister, mit jedem königlichen Gerichtsboten, und sogar mit den Juden als königlichen Kammerknechten.

Es scheint hiernach, man habe bei der Bestimmung des Begriffes von Stand die bloße Befähigung zu gewissen rechtlichen Verhältnissen mit den Rechten selbst, welche dadurch erlangt werden können, verwechselt. Freilich nun enthält das Landrecht Vorschriften, welche dem Adel gewisse Befähigungen ausschließend beigelegt, und andere Befähigungen versagt haben.

Allein man vergesse nicht, daß das Landrecht nicht eine unmittelbar maaßgebende Rechtsquelle war, sondern ein die besonderen Landesrechte ergänzendes bloßes Hülfsrecht.

Wenn nun das Landrecht in §. 37 a. a. O. nur den Adel zu dem Besitze adliger Güter für berechtigt erklärt, und wenn nach §. 40 nur der Adel das Recht haben sollte, Familienfideicommisse aus adligen Gütern zu errichten, so frage man sich: ob dann nicht auch nach den von dem Landrechte unberührt gebliebenen Provinzialverfassungen geistliche und weltliche Stiftungen, städtische Corporationen und selbst einzelne Personen bürgerlichen Standes adlige Güter besitzen konnten, und mit sehr bedeutenden Berechtigungen verbunden wirklich besessen haben.

Wie wenig diese bevorzugte Besitz- und Erwerbfähigkeit das Wesen des Adels ausmacht, zeigt sich am unverkennbarsten darin, daß es Territorien in dem Reiche gab, welche wohl Ritterschaften von dem ältesten und bewährtesten Adel und auch ritterschaftliche Vertretung auf ihren Landtagen hatten, aber denen der Begriff eines adligen Gutes überhaupt unbekannt war, weil es nur des Indigenates und der Ansässigkeit in dem Lande bedurfte, um auf den Landtagen aufgeschworen zu werden.

Nicht anders steht es mit dem Ausschlusse des Adels von dem Betriebe bürgerlicher Nahrungszweige, welchen das A. L.-R. §. 76 aussprach.

Es bedarf keiner besonderen Geschichtskenntniß, um sich zu vergegenwärtigen, daß Geschlechter des höchsten deutschen Adels nicht blos aus dem Gewerbestande hervorgegangen sind, sondern sich auch unbeschadet ihrer adligen Eigenschaft fortgesetzt daran betheiligt haben.

Zerfällt hiermit die Annahme, daß mit der Beseitigung von Unterschieden, wie die vorstehend hervorgehobenen, die realen Unterschiede der Volksstände zu Grabe getragen seien, so muß ihre innere Bedeutung in anderen Beziehungen gesucht werden.

Welches diese seien, und welche Anforderungen sich daraus für eine organische Fortbildung des Rechtes durch Gesetzgebung herleiten lassen, müssen wir der Entwickelung in dem nächsten Hefte dieser Zeitschrift vorbehalten.

Bis nach Hohen-Zieritz.

Eine Preußisch-Französische Geschichte
von **George Hesekiel.**

Fünftes Capitel.
Eine Königs-Flucht.

— Aus dem Tagebuche des Herrn Lieutenants. —

„Wenn Frankreich einst vor Frankreich flieht,
Sind Land und Leute verloren,
Was dann am hellen Tage geschieht,
Macht Männer zu Schurken und Thoren."

„Diese Wochen brachte ich in einer peinvollen Sorge und Aufregung zu; der kühne entschlossene Sinn meines Bruders Alexander und die begeisterte Hingebung des Barons von Simolin waren ganz allein noch vermögend, mir Vertrauen zu einem Unternehmen einzuflößen, an dessen Ausführung Jeder verzweifeln mußte, der die Umstände näher kennen lernte. Wir wollten den König nicht allein, sondern die ganze Königliche Familie, denn sie war fest entschlossen, sich nicht zu trennen, aus den Tuilerien, wo man sie argwöhnisch bewachte, aus Paris entführen durch ein aufständisches Land; der König wollte sich nach Montmedy begeben, wo von aus der Generallieutenant Marquis von Bouillé die Truppen an der Grenze commandirte. Graf Axel Fersen und Baron Simolin waren bewundernswürdig in ihrer Vorsicht und ihrem Eifer, die Mittel zur Flucht zu bereiten; einzeln wurden die Stoffe zu den Kleidungen gekauft und verarbeitet, in die sich das Königspaar verhüllen sollte, eben so wie der Dauphin und die Prinzessinnen. Baron Simolin war sehr glücklich, für Madame Royale eine braune Indienne zu finden, die hinlänglich unscheinbar war. Graf Fersen beschäftigte sich mit der großen Berline, in welcher die Königliche Familie reisen wollte, obgleich ein so großer und schwerer Reisewagen die allgemeine Aufmerksamkeit erregen mußte, während zwei englische Caleschen, wie sie damals Mode waren, weit unbeachteter bleiben konnten.

Befremdend war es mir, daß es meist deutsche, schwedische und kurländische Edelleute waren, die es übernommen hatten, die Königliche Familie von Frankreich zu retten. Ich sprach das gegen den Grafen Fersen aus, der antwortete mir trübe lächelnd: „Wollte Gott, daß wir gar keinen Franzosen in unser großes Unternehmen einzuweihen brauchten, mein Herr, es fehlt dem Könige von Frankreich nicht an treuen und loyalen Edelleuten, aber dieses Geschlecht hier ist so entsetzlich leichtsinnig, daß es durchaus kein Geheimniß bewahren kann. Diese Franzosen können für ihren König sterben, aber sie können nicht für ihn schweigen."

Ich hatte in den nächsten Tagen danach leider oft genug Gelegenheit, an dieses Wort zu denken, denn zu meinem tödtlichsten Schrecken verbreitete sich plötzlich das Gerücht in Paris, daß die Königliche Familie fliehen wolle. Selbstverständlich mußte ein solches Gerücht, auch wenn es durch nichts bestätigt wurde, die Gegner des Königthums zu verstärkter Wachsamkeit aufregen. Die Königliche Familie war schon in Gefangenschaft, die Tuilerien waren ein Gefängniß und der Marquis von Lafayette fungirte als Ober-Gefängnißwärter an der Spitze der Nationalgarde. Ueberall im Schlosse standen Nationalgarde-Posten, und Nachts warfen die Officiere Matratzen vor die Thüren der Königlichen Gemächer, auf denen der Verrath an Stelle der Treue wachte. Am Tage war jede Flucht unmöglich; und auch in der Nacht konnte sie nur dann ausgeführt werden, wenn man der Dienerschaft im Innern völlig versichert war; nur dann konnte man wagen, einen geheimen Ausgang zu benutzen und die geheimen Verbindungsthüren zu öffnen, die bis jetzt noch den Argusaugen feindseliger Späher entgangen waren.

Eine Angelegenheit von höchster Wichtigkeit war es, der Königlichen Familie einen Paß zu verschaffen; das hatte der junge Simolin in Gemeinschaft mit dem Kaiserlich russischen Ambassadeur, seinem Oheim, übernommen. Es war damals eine kurländische Baronin von Korff in Paris, eine Verwandte der Simolins, wenn ich nicht irre, sie hatte die Absicht, Paris bald zu verlassen, was ziemlich bekannt war. Der junge Simolin bewog nun diese Dame, ihre Abreise zu verschieben, ließ aber in ihrem Namen einen Paß auf der Kanzlei der russischen Gesandtschaft verlangen. Er selbst fertigte als Legationssecretair diesen Paß aus für „Frau Baronin von Korff, nach Frankfurt reisend, mit zwei Kindern, einer Kammerfrau, einem Kammerdiener und drei Domestiken." Nun sollte die Marquise von Tourzel, Gouvernante der Kinder von Frankreich, die Stelle der Frau Baronin von Korff einnehmen, der Dauphin und seine Schwester, die Prinzessin Maria Theresia, waren die beiden Kinder, die Töchter Amelie und Aglae, den Dauphin wollte man als Mädchen verkleiden. Die Königin Marie Antoinette war die Kammerfrau Madame Rochet, die Prinzessin Elisabeth war Mademoiselle Rosalie, Gesellschaftsfräulein der Baronin, König Ludwig XV. selbst der Kammerdiener Monsieur Durand. Die drei Domestiken Melchior, Saint Jean und François waren die Herren von Moustier, von Maldent, von Valory, alle drei von den Gardes du Corps des Königs.

Mit diesem Paß begab sich der junge Simolin, im Auftrage seines Oheims, zu dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn von Montmorin, und verlangte dessen Unterschrift, die durchaus nothwendig war.

Wir waren sehr zufrieden, daß diese Paßangelegenheit geordnet war; keiner geringen Gefahr setzten sich die Herren von Simolin aus, sie achteten aber weder Gold noch Gefahr, es galt die Rettung der Königlichen Familie und ihr loyaler Eifer wußte alle Hindernisse zu überwinden. Solcher Hindernisse aber gab es genug, denn als schon Alles bereit war, da mußte die Flucht um mehrere Tage verschoben werden, weil eine Kammerfrau erkrankte, für welche eine Andere eintrat, deren man nicht vollkommen sicher war; einen Wechsel durfte man nicht vor-

nehmen, ohne die argwöhnische Aufmerksamkeit noch mehr rege zu machen, der Dienst der Kammerfrau lief aber erst am 20. Juni ab. Es ist kaum zu beschreiben, in welche Aufregung und Bestürzung uns diese Botschaft setzte, selbst mein fester und kühner Bruder brach in Thränen aus, und Graf Axel Fersen erklärte, daß er es nicht für möglich halte, daß das Geheimniß bewahrt werde bis zum zwanzigsten. Man muß nicht vergessen, daß immer lauter, bald hier, bald dort, von der nahe bevorstehenden Flucht gesprochen wurde, und daß die mißtrauischen Wächter ihre Vorsicht steigerten. In diesen angstvollen Junitagen verloren eigentlich nur zwei Männer den Muth nicht, das waren die beiden Herren von Simolin, und gerade sie hätten Anlaß genug gehabt zu verzweifeln, denn jener Paß, der mit so großer Mühe erlangt war, er war plötzlich verschwunden. Es ist mir nie recht klar geworden, wie es möglich war, daß man ein unter den damaligen Umständen so wichtiges Papier verlieren oder verbrennen konnte. Das Papier ist wahrscheinlich der Marquise von Tourzel ausgehändigt worden, denn sie sollte ja die Baronin Korff vorstellen; mein Bruder glaubte, diese Dame habe mit französischer Leichtfertigkeit den Paß mit anderen Papieren verbrannt, Graf Fersen aber meinte und fürchtete, der Paß könne gestohlen, oder überhaupt in fremde Hände gerathen sein. Ein solches Papier aber im Besitz der Gegner konnte zu einer furchtbaren Waffe werden.

Zum zweiten Male unternahm es der russische Ambassadeur, einen Paß für die Baronin von Korff und ihre Begleitung auszufertigen. Es liegt auf der Hand, daß er sich dadurch in die größeste Gefahr begab, und der junge Simolin wußte zum zweiten Male die Unterschrift des Ministers Montmorin zu erlangen; wie er das gemacht ist sein Geheimniß, ich glaube, es hat ihm viel Geld gekostet.

Endlich war Alles bereit, wir eilten an unsere Posten, der junge Simolin nach Bondy, der Oberst von Vietinghoff nach Claye, ich nach Etoges; auf allen Poststationen bis nach Chalons waren treue Leute, meist Gardes du Corps aufgestellt, welche den Relaiswechsel beobachten, erleichtern, beschleunigen und sichern sollten. An der Brücke von Somme-Vesle, der ersten Station hinter Chalons, mußte Herr von Choiseul mit einem Commando Husaren sein, das die Königliche Familie nach Montmedy escortiren sollte. Auch waren von da an Truppen staffelweise zur Deckung der Flucht aufgestellt. Es konnte nicht fehlen, daß diese Truppenbewegungen die Aufmerksamkeit der Jacobiner und der in ihrem Sinne handelnden Behörden erregten, man hatte aber ziemlich geschickt die Nachricht verbreitet, daß ein großer Geldtransport von Paris komme, zu dessen Bedeckung sie commandirt.

Mein Bruder hatte keinen dieser Posten, er hatte es übernommen, zwei Kammerfrauen der Königin, die Damen von Neuville und Brunier, in einer Postchaise aus Paris zu bringen und nach Claye zu führen, von wo an sie der Königlichen Familie folgen sollten. Von diesen Damen erfuhr mein Bruder viele der nähern Umstände, welche ich hier mittheilen werde.

Der König und die Königliche Familie hatten zur gewöhnlichen Stunde soupirt, hatten, ganz wie an anderen Tagen, auch noch einige Personen empfan-

gen und sich dann in ihre Gemächer zurückgezogen. Man hatte Alles vermieden, was irgend hätte auffallen können; der Dauphin war um neun Uhr wie immer zu Bett gegangen, die Prinzeß Marie Therese hatte sich um zehn Uhr niedergelegt, die Königin gegen halb eilf, der König nach eilf Uhr. Der ganze Dienst des Schlosses war, wie herkömmlich, für den folgenden Tag geregelt, die Thüren verschlossen und die Posten ausgesetzt. Mehrere Posten waren verdoppelt, so der Posten vor der Thür von Madame Elisabeth, der Schwester des Königs, Lafayette war aufmerksam gemacht worden auf die umgehenden Gerüchte über die beabsichtigte Flucht. Welch ein Tag muß das gewesen sein!

Kaum war es still geworden im Schloß der Tuilerien, als sich der König von Frankreich erhob, um zu flüchten vor den verbrecherischen und verleiteten Männern, die ihn zum Gefangenen gemacht hatten; die Königin und Madame Elisabeth kamen ihm schon entgegen, die schlaftrunkenen Kinder wurden von den Damen Neuville und Brunier angekleidet und zum Schweigen ermahnt; der kleine Dauphin öffnet seine Augen weit, als er sieht, daß man ihm ein Mädchenkleid anlegt, „ah! man spielt Comödie!" flüstert er für sich und schläft halb wieder ein. Endlich ist Alles fertig, man verläßt das Cabinet der Königin und erreicht durch eine geheime Treppe einen schmalen Corridor, von welchem man in die Amtswohnung des Herzogs von Villequier gelangt. Mit Mühe wird der geheime Ausgang geöffnet. Man hatte verabredet, in einzelnen Gruppen das Schloß zu verlassen, um nicht die Aufmerksamkeit der Wachen zu erregen. Die Königin tritt zuerst heraus, ihre beiden Kinder an der Hand führend, Frau von Tourzel folgt ihr. Im Prinzenhof hält ein Wagen, die Königin läßt ihre Kinder einsteigen und kehrt in das Schloß zurück. Der Wagen, es ist der Reichsrath Graf Axel Fersen selbst, der ihn als Kutscher vom Bock fährt, rollt davon, macht einige Fahrten und hält dann wieder am kleinen Carousſel, so wie's verabredet worden, um nicht die Aufmerksamkeit der Wachen durch zu langes Halten an einer Stelle zu erregen. Während der Wagen dort hält, donnert eine Carosse vorüber, von reitenden Fackelträgern umgeben, darin sitzt der Ober-Gefängnißwärter und Nationalgarden-Commandant Marquis von Lafayette. Nach einer vollen Stunde erst, wie entsetzlich lang mag sie Allen geworden sein! erscheint die Prinzessin Elisabeth; sie ist allein, denn die Kammerfrauen mußten sich der Verabredung gemäß nach den Platze Ludwigs XV. begeben, wo mein Bruder ihrer mit einer Postkutsche harrte, sie erreichten dieselbe glücklich und fuhren sofort ab. Wieder vergeht eine tödtlich lange halbe Stunde, die fromme Elisabeth betet, Frau von Tourzel weint, die Prinzessin Marie Therese weint und betet, und der kleine Dauphin ist so glücklich, einzuschlafen. Graf Axel Fersen ist unbeweglich auf seinem Kutschersitze. Endlich erscheint der König, begleitet von Herrn von Maldent, der als Courier verkleidet ist. Aber die Königin fehlt noch, die Königin ist nicht da, sie war dem Könige, ebenfalls von einem als Courier verkleideten Gardes du Corps begleitet, gefolgt, die von Fackeln umgebene Carosse des Herrn von Lafayette hatte sie erschreckt, sie war zurückgewichen, um der Gefahr der Entdeckung zu entgehen, und war in das Gewirr der Gassen und Gäßchen um den Carousſelplatz gerathen, aus

denen sie lange keinen Ausweg fand, weil sie nicht wagen durfte zu fragen. Das Erscheinen des Herrn von Lafayette wurde auch hier wieder verhängnißvoll für das französische Königthum, wie so oft schon im Lauf dieser schrecklichen Revolution. Die Königliche Familie hat viel erbittertere Feinde gehabt, aber Keiner, Keiner hat so viel Unglück und Unheil über sie gebracht, wie Herr von Lafayette.

Endlich findet die Königin den Platz, wo der Wagen hält, sie steigt ein und Graf Fersen peitscht auf seine Pferde, ohne weiteren Unfall wird die neue Barrière des Faubourg Saint-Martin erreicht, aber fast zwei Stunden kostbarer Zeit sind unwiederbringlich dahin, in dieser Nacht, wo jede Minute schwer wiegt.

Außerhalb der Barrière hält die Berline, welche der Graf Fersen mit solcher Sorgfalt ausgestattet hat, sie ist mit fünf starken Pferden bespannt und zwei Reiter sind dabei; als sich Graf Fersen mit seinem Wagen der Berline nähert, kommt Einer der Reiter heran, er wechselt nur ein Wort mit dem Grafen, wendet sein Roß herum und sprengt mit verhängten Zügeln davon.

Einer Deiner letzten Ritter, edle Königin! Der junge Simolin, der entzückt, daß Dir Deine Flucht, die er schon entdeckt glaubte, doch so weit gelungen, jetzt dahin jagt, um dafür zu sorgen, daß in Bondy kein Aufenthalt stattfinde.

Es war die kürzeste Nacht im Jahre, die vom 20. bis zum 21. Juni; der Tag graute schon, denn es war fast zwei Uhr Morgens, als der Wagen, den der Graf Fersen fuhr, Portière an Portière, neben der Berline hielt. Graf Fersen öffnet die Portière, er läßt die Königliche Familie aus einem Wagen in den andern steigen, dann schließt er die Schläge. Rasch leitet er den leeren Wagen an den Straßengraben der andern Seite, so daß eines der Pferde hineinfällt, der Wagen also wohl halten bleiben muß. Erst nachdem er diese Vorsicht gebraucht, schwingt er sich auf den Vordersitz der Berline neben Herrn von Moustier, der dort in Livree den Domestiken Melchior vorstellt, während Herr von Maldent des Domestiken Saint Jean hinteren Sitz einnimmt.

„Allons, hardi, menez vite!“ ruft Herr von Fersen seinem Kutscher zu, der als Postillon reitend fährt.

In dem Augenblicke, in welchem sich die Berline in Bewegung setzt, galoppirt Herr von Valory als Courier voraus.

Der Kutscher des Grafen Fersen, Balthasar Sapel hieß der brave Mann, hatte keine Ahnung, wen er fuhr, aber er setzte seine Rosse alsbald in die rascheste Gangart; dennoch vermochte er seinem Herrn kein Genüge zu leisten, der unermüdlich mit der Peitsche knallte und ihm zurief: „Allez meilleur train!“ Die Pferde flogen fast, in einer halben Stunde war Bondy erreicht, hier standen sechs Pferde bereit: der junge Simolin hatte für Alles gesorgt, Herr von Valory war schon voraus nach Claye, um dort das Relais zu beschleunigen, das ebenfalls schon bestellt war. Hier verabschiedeten sich Graf Fersen und Baron Simolin bei der Königlichen Familie — nur wenige Worte wurden von beiden Seiten gewechselt, aber mit welchen Gefühlen! Die Königliche Berline rollte mit Sturmeseile davon, die beiden ritterlichen Männer sahen ihr nach,

dann drückten sie sich die Hände fest und innig, sie schieden und schieden für's Leben, denn sie haben sich nicht wiedergesehen hienieden.

Beide kehrten auf verschiedenen Wegen nach Paris zurück, Graf Axel Fersen aber verließ die französische Hauptstadt noch am selbigen Vormittage und kam glücklich über die Grenze nach Brüssel.

In Claye erreichte die Königliche Berline die Postkutsche mit den beiden Damen, welche mein Bruder fuhr; Alexander hatte die Ehre, einige gnädige Worte des Lobes vom Könige selbst zu empfangen, er kam gegen Mittag nach Paris zurück und suchte sofort den Baron Simolin auf, den er voll Stolz und Freude über die gelungene Flucht fand.

Unterdessen setzte die Königliche Familie ihre Flucht fort, überall fand sie durch des Grafen Fersen und des Barons Simolin Vorkehrungen die Relais bereit, die Pferde wurden rasch gewechselt, überall zeigte sich ein Vertrauter, der Alles sorgfältig überwachte. Der König war voller Vertrauen, er verbarg sich fast nicht, er soll sich sogar an einigen Halteplätzen mit Landleuten in seiner leutseligen Weise unterhalten haben. In Etôges, einem hübschen Flecken, wartete ich in begreiflicher Aufregung auf die Ankunft der Königlichen Familie, ich wurde immer ängstlicher, je später es wurde; es war fast zwei Stunden schon über die bestimmte Zeit und der Muth entfiel mir fast ganz, als ich aus der Unterredung, welche zwei Leute hielten, die unter meinem Fenster standen, vernahm, daß von der Flucht der Königlichen Familie gesprochen wurde; sowie man in Paris von der Flucht gesprochen, so sprach man auch auf dem Wege, den die erlauchten Flüchtlinge nahmen, davon — war Verrath im Spiele, oder warf das Ereigniß seine Schatten voraus, oder kam Beides zusammen?

Endlich sprengte Herr von Valory als Courier in den Hof der Post, durch den die Landstraße führte, die Pferde, die ich für mich hatte zurückhalten lassen, waren vollständig geschirrt, nach Verabredung unterhandelte der Courier mit mir, ich trat sie ihm ab und wechselte einige Worte mit ihm, die mir sagten, daß Alles gut gegangen sei bis jetzt. Endlich kam die Königliche Berline an; die Königin in ihrer braunen Tunika, mit dem schwarzen Hut à la chinoise und den langen schwarzen Spitzen darin, die ihr Gesicht fast vollständig verbargen, würde ich nicht erkannt haben, wenn ich die Verkleidung nicht vorher gewußt; den König aber im dunkelgrünen Rock mit Perlmutterknöpfen, weißseidener Weste und kurzen schwarzen Beinkleidern, weißseidenen Strümpfen und Schuhen mit silbernen Schnallen, den mußte Jeder erkennen, der ihn auch nur ein Mal gesehen hatte. Er gab sich auch wirklich nicht die geringste Mühe, sich zu verbergen, er stieg aus und sprach mit mehreren Leuten, ich gestehe, daß ich erst wie vom Schlage getroffen zusammenfuhr, denn die Unvorsichtigkeit war zu groß, darauf aber gefiel mir's wieder, daß der König vor Frankreich geradezu nicht im Stande war, sich in seinem eigenen Lande zu verstecken, — man sah, daß es der gute König nicht weiter treiben mochte, als bis zu einem durchsichtigen Incognito. Auch bemerkte ich auf der Stelle, daß mehrere der anwesenden Personen ihn erkannten, glücklicherweise waren es Royalisten; ein alter Mann faltete betend die Hände, der Postmeister wurde abwechselnd blaß und roth,

ein hübsches junges Mädchen reichte dem Könige einen frischen Strauß, er nahm ihn freundlich dankend. Es kam eine große Besorgniß über mich, die Frage lag zu nahe, was geschehen sein würde, wenn Jakobiner den König ebenso erkannt hätten? Ich warf mich auf mein Pferd und sprengte davon, eine Minute früher etwa, als die Berline Bourg Etoges verließ. Meine Absicht war vorher schon gewesen, nach Chalons zu gehen, jetzt schien mir's wichtig, Chalons früher als der König zu erreichen. Ich wollte Herrn von Valory bitten, den König zu warnen, doch gelang mir es nicht, den Courier einzuholen. Etwa zehn Minuten nach ihm erreichte ich Chalons. Ich setzte dort ihn und auch den Herrn v. St. André, einen Garde du Corps, den Baron von Simolin hierher beordert hatte, von meinen Befürchtungen in Kenntniß; Herr von Valory war meiner Ansicht, aber Herr von Saint-André meinte, es sei alle Gefahr bereits vorüber, denn hier in Chalons hätten die Royalisten die große Mehrheit, und auf der nächsten Station, an der Brücke von Somme-Vesle, stehe Herr von Choiseul mit fünfzig Pferden. Er war genau davon unterrichtet, denn die Husaren waren vor fast sechs Stunden schon erschienen, die Municipalität hatte sich nach der Bedeutung ihres Marsches erkundigt und hatte sich mit der verabredeten Auskunft zufrieden gegeben, daß sie einem Geldtransport entgegenzögen, der von Paris komme. Ich gab zu, daß der Herr Ursache hatte, die Gefahr für beseitigt zu halten, dennoch trieb mich ein änglichstes Vorgefühl weiter. Der Postmeister, der mich mehrmals bedeutend ansah, gab mir sofort ein frisches Pferd. „Eilen Sie, mein Herr, eilen Sie!" flüsterte er mir zu, als das Pferd gebracht wurde. Herr von Valory, als Courier verkleidet, war etwa 10 Minuten fort, als ich aufsteigen wollte, in demselben Augenblick aber kam die Berline an; unwillkürlich zögerte ich. Herr von Saint-André hatte Recht, der König wurde zwar auf der Stelle erkannt, aber es war hier nicht ein Mensch, der seiner Flucht Hindernisse in den Weg gelegt hätte, Alle halfen die Pferde einschirren und trieben die Postillons zur Eile. Eben im Begriff aufzusteigen, sah ich plötzlich ein wüstes, freches Gesicht neben den eben vorgelegten Vorderpferden auftauchen, eine breite und hellrothe Narbe lief steil über die schmutzig-gelbe Stirn, ich würde den Menschen heute noch augenblicklich erkennen, obwohl ich sein schändliches Gesicht nur zweimal und jedesmal einen kurzen Moment gesehen; eine böse Ahnung ergriff mich, die sich auch sofort bestätigte, denn plötzlich sprang das eine Vorderpferd jäh in die Höhe und warf sich dann nieder, das andere mit sich reißend. Zwar brachten die Postillons das Thier augenblicklich wieder zum Stehen und es beruhigte sich, aber das Geschirr war so heillos verwirrt, daß völlig wieder abgespannt werden mußte. Ich bin überzeugt, daß der Kerl mit dem Schurkengesicht das Pferd durch einen Stich oder sonst etwas gereizt, um eben eine Verwirrung zu stiften und einen Aufenthalt zu verursachen.

Es ging also hier wieder eine Viertelstunde und mehr Zeit verloren; ich jagte davon auf der Straße nach Saint-Menehould, jetzt fest entschlossen, den König nicht eher zu verlassen, als bis er unter militairischer Escorte und in Sicherheit sei. Es war nach 4 Uhr Nachmittags, als ich Chalons verließ;

glücklich erreichte ich die Brücke von Somme-Vesle, aber kein Husar war zu sehen. Ich traute meinen Augen kaum, aber es war so, das Relais, das Herr von Valory bestellt, wurde eben in Bereitschaft gesetzt. Jetzt wußte ich bestimmt, daß irgend ein Etwas störend der Flucht des Königs in den Weg treten werde. Ich ritt weiter, im nächsten Stationsort Saint-Menehould mußte eine Dragoner-Escorte bereit stehen, fehlte auch die, so war der König verloren."

Der Dornenkönig von Lille.

Das Mittelalter hat in allen Schichten seines Volkslebens so sonderbare Erscheinungen und Formen erzeugt, daß sie, unseren Sitten und Anschauungen geradezu entgegen, heute kaum noch glaublich erscheinen.

Der Dornenkönig von Lille gehört dazu, nicht sowohl vermöge seiner Einsetzung überhaupt, die auch an anderen Orten vielfache Analogien findet, als vielmehr vermöge der überaus charakteristischen Formen seiner Einsetzung und der Bedeutung seiner Würde. Zeit und Umstände trugen dazu bei, diese Formen zu den eigenthümlichsten zu gestalten, die wir kennen; jedenfalls sind die Quellen dieser Kenntniß in diesem Falle überwiegend genauer und reichlicher, als in anderen Fällen und an anderen Orten. Sie gewähren zugleich einen merkwürdigen Beitrag zur Geschichte des Städteadels.

Seit den Kreuzzügen, an denen Flandern und die Niederlande so großen Antheil nahmen, bildeten sich hier, mehr als in anderen Ländern, kriegerische und ritterliche Sitten, die sich mehr oder minder über alle Klassen der Bevölkerungen erstreckten. Der Reichthum dieser Länder war schon früh durch den Handel und durch einen ausgedehnten Gewerbebetrieb zu einer solchen Höhe gestiegen, daß sie hierin nur noch in Italien einen ebenbürtigen Nebenbuhler fanden. Die Städte hatten seit dem 11. Jahrhundert völlig ausgebildete statutarische Verfassungen; sie waren durch jenen Reichthum und durch eine in der Regel die heutige weit übertreffende Einwohnerzahl zu hoher Macht und zu großem politischen Ansehen gestiegen. Sie standen so nicht selten den Landesfürsten in offener Auflehnung mit fast gleicher Macht gegenüber. Zahllos sind die Kämpfe ihrer Demokratieen im Innern und mit den Landesfürsten, die sehr häufig genöthigt waren, die Hülfe der Oberlehnsherren — wie des Königs von Frankreich — oder sogar des Auslandes dagegen anzurufen.

In vielen dieser Städte schuf nun jener durch die Kreuzzüge mehr und mehr erwachte kriegerische Geist Verbindungen und Feste ritterlichen Charakters, die sich fast durch das ganze Mittelalter hindurch erhalten haben und ähnliche später entstandene Verbindungen in unseren deutschen Städten, wie diejenigen der Bogen- und Armbrustschützen, die Quellen unserer heutigen Schützen-

gilden, an Ausdehnung und Glanz und an publicistischer Bedeutung weit überragen.

Vor allen jenen Städten zeichnete sich hierin Lille, die Hauptstadt des wallonischen (französischen) Flanderns, aus, und wir wollen nachfolgend eigenthümliche Waffenfeste, bürgerliche Turniere, schildern, die dort seit undenklichen Zeiten bis zum Anfange des 16. Jahrhunderts gefeiert wurden; der Mittelpunkt aller festlichen Verbindungen ähnlicher Art in den übrigen reichen Städten, für den Adel des Landes und für die irrenden Ritter jener Zeit, waren in eminenter Weise eine Anerkennung durch die landesfürstliche Gewalt, zuerst der Grafen von Flandern, dann der Herzöge von Burgund und zuletzt der Erzherzöge von Oestreich, sowie durch die Königliche Gewalt des französischen Oberlehnsherrn, welche lange noch das bereits überall ersterbende Ritterthum im Sinne des früheren Mittelalters wach erhielten, und endlich einem sonderbaren Städteadel, einer bürgerlichen Aristokratie ihren Ursprung gaben, die schwerlich je an anderen Orten in ähnlicher Weise bestanden hat. Eben diese hervorragende Bedeutung der Feste ist zugleich der Grund für den Reichthum der geschichtlichen Quellen über sie. Sie finden sich in den Landesarchiven und in den Archiven der mitbetheiligten Städte, vor allen in denen von Lille selbst.

Es ist besonders aber die gekrönte Spitze dieser Feste, der König derselben, in dessen Person und Würde der Charakter derselben, sowie jener Zeit überhaupt den vollendeten Ausdruck fand.

Die ursprünglichen Spuren führen auf das Ende des 12. Jahrhunderts. Ludwig der Heilige wird als der Stifter dieser Turniere (1226) genannt; doch ist dies nicht erweislich, er fand sie sicher bereits als bestehende Institution vor. Philipp von Valois nennt sie in dem Patent von 1338 „coustume d'anchienneté". Das älteste noch vorhandene Wappen eines der Festkönige trägt die Jahreszahl 1283. Das Ansehn der Turniere von Lille war im 14. Jahrhundert schon so groß, daß, als Philipp von Valois die Turniere überhaupt in Frankreich und in den von ihm abhängigen Ländern, also auch in Flandern und Artois, unterdrückte, er auf den Widerspruch der Schöffen von Lille durch jenes Patent vom 4. Februar 1338 die fortdauernde Feier der dortigen Turnierfeste in der hergebrachten Art und die Theilnahme der flandrischen Schwesterstädte daran ausnahmsweise gestattete. Erklärlich ist es hierdurch, wie der ritterliche Geist Frankreichs, der die Kriegsspiele und Turniere so sehr liebte, nun von allen Seiten die Kämpfer nach Lille zog, mochte es auch oft nur der bourgeois oder der roturier sein, den sie dort als Gegner fanden.*)

*) Das Verbot Philipps von Valois wirkte für Frankreich nicht lange. Man sah dort die Turniere sehr bald wieder erscheinen, bis sie mit dem berühmten Turnier von 1559 zu Paris, zur Feier der Vermählung der beiden Töchter Königs Heinrich II. (Elisabeth und Marguerite), bei welchem der König bekanntlich durch seinen Turniergegner Mongommery getödtet wurde, für immer ihr Ende fanden.

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts erscheint schon urkundlich die Erwähnung der sonderbaren Titel, mit denen man zuerst den Sieger, später wenigstens das Haupt der Feste schmückte. Sie wurden „nobles Roys de l'Epinette“, ferner „Syre de Joye“ (Könige der Freude) und auch „Roys du Béhourt“ (etwa Lanzenkönige) genannt. Die Theilnehmer hießen „Chevaliers de proesse“, also ritterliche Helden.

Jener Titel, „Roys de l'Epinette“, ist den Forschern unerklärlich geblieben. Folgende Erklärung, die zugleich auf den Ursprung der Feste hindeutet, scheint nahe zu liegen. Jeanne, die Tochter Balduins von Konstantinopel, hatte den Dominikanern zu Lille einen Dorn aus der Dornenkrone des Heilands (Sainte epine) als Reliquie verehrt. Uralter Gebrauch und später das Reglement verpflichteten nun den Festkönig und die Festtheilnehmer, an einem der Festtage bei den Dominikanern vor jenem heiligen Dorn (epine) ihre Andacht zu verrichten, und endlich ward dem Könige bei seiner Einsetzung ein Dornzweig (branche d'Epine) als Symbol seiner Würde überreicht. Es ist also zu vermuthen, daß die Feste ursprünglich bei Gelegenheit jener Weihe des heiligen Dorns, der eine weithin verehrte Reliquie wurde, gefeiert und so fortgesetzt wurden, deshalb aber auch der Sieger oder das Haupt derselben „Dornkönig“ genannt wurde, eine Benennung, die später, wie wir sehen werden, in der That auch den wahren Sinn seines hohen Amtes bezeichnete.

Wir haben gesagt, daß die Turniere zu Lille, obwohl sie nur ein städtisches Kampffest für die streitbare Bürgerschaft waren, dennoch nicht allein von den Schwesterstädten mit zahlreichen Botschaften und streitbaren Kämpfern ihrer Bürgerschaft beschickt, sondern auch von dem Adel Flanderns, Frankreichs, ja selbst Englands besucht, also so ein glänzender Mittelpunkt wurden. Aber auch die Grafen von Flandern selbst und ihre Nachfolger, die Herzöge von Burgund, und endlich einzelne Könige von Frankreich erschienen mit glänzendem Gefolge und standen nicht an, in eigener Person in den Kampfplatz hinab zu steigen und eine Lanze zu brechen, mochte der Gegner auch nur ein Bürger der Stadt sein. Die Namen der Gegner dieser fürstlichen Personen sind, wie erklärlich, in dem Andenken ihrer Mitbürger geblieben und, wie viele Andere, in den Archiven verzeichnet. So kämpfte der König Ludwig XI. von Frankreich 1465 mit dem damaligen Roi de l'Epinette, dem Bürger Baudouin Gomer, der spätere deutsche Kaiser Maximilian mit dem Bürger Delobel u. s. w., der Graf von Charolais, französischer Prinz, errang 1453 gegen den Grafen von Cleve den Siegerpreis.

Solche Theilnahme gestaltete denn natürlich die Sache, die Anfangs nur ein Spiel gewesen war, zu einer wahren Staatsaction. Schon früh ordneten die Schöffen von Lille dieselbe durch ein genaues, noch vorhandenes Reglement, in welchem die Ordnung des Ganzen, besonders die Rechte und Pflichten des Königs, vorgeschrieben wurden; die später zu erwähnenden Anordnungen sind größtentheils diesem Reglement entnommen. Mehr aber noch, der Herzog von Burgund selbst, Philipp der Gute, erließ auch seinerseits 1436 ein Reglement, das den Zweck hatte, den Glanz der Feste zu erhöhen und seine Vorliebe daran

zu bethätigen. Und ein merkwürdiges Zeichen dieser landesfürstlichen und sogar der königlichen Gnade war es, daß der jedesmalige Roi de l'Epinette eben durch seine Würde zugleich den Adel des Landes, oder, wenn er bereits ein Adliger war, die Ritterwürde erhielt. Noch zuletzt haben die Erzherzöge von Oestreich zu Ende des 15. Jahrhunderts dies bestätigt. Jenem wurde damit ein besonderes Wappen verliehen. Es haben auf diese Weise 207 oder 208 Adelsverleihungen in Lille stattgefunden, und zwar durch die Grafen von Flandern und die Herzöge von Burgund 97 oder 98 und durch die Könige von Frankreich 110. Die früheren Könige behielten durch ihr ganzes Leben den Titel „ancien roi". Die Gattinnen erhielten den officiellen Titel „Reines". So entstand also eine für solche Stadt, so groß sie auch damals sein mochte, unverhältnißmäßige Anzahl adliger und bevorrechteter Familien, und zum Theil hierin lag später auch der Grund der Aufhebung der ganzen Institution. Man findet unter den Nachkommen älterer „Dornenkönige" zwar nicht den Gebrauch dieses, wohl aber ihres andern Titels der „Syres de Joye"; dieser wurde in gewissem Sinne mit vererbt. Auch die Namen jener sämmtlichen Könige sind genau verzeichnet; ihre Wappenschilder existiren noch; viele heute noch in Lille *existirende* Familien stammen von jenen ab und bewahren das Andenken an ihre ritterlichen gekrönten Vorfahren. Man knüpfte große Vortheile und Ehren an diese Würde, so den Vorrang vor allen Behörden der Stadt, neben dem Major, dem städtischen Haupt und Vorsteher der Schöffen, die Proclamirung des Namens durch das ganze Land, den Vorsitz bei allen Festen u. s. w.

Wir folgen zuerst dem Reglement. Die Feste fanden alljährlich in den Wochen vor Ostern statt. Sie währten zwei Wochen und bestanden in Turnieren, Banketten, Bällen, Maskeraden u. s. w.

Am Sonntag vor Fasten (Dimanche-gras) lud der im vorigen Jahre ernannte König die Ritter des goldnen Vließes, die sich in Lille befanden, den gesammten Adel und die Notablen der Stadt zu einem Bankett. Dort trat er mit den älteren Königen zu einem Kapitel zusammen, um den neuen König zu wählen. Ursprünglich war der Sieger im Turnier zugleich von Rechtswegen König. Später ging man wegen der damit verbundenen schweren Lasten und der Fähigkeit der Repräsentation zur Wahl über. Man wählte nun entweder einen der reichen Kaufleute oder sonstigen Bürger, oder einen in der Stadt ansässigen Adligen. Für das Bankett schrieb das Reglement 6 bis 8 Schüsseln vor.

Am Dienstag (Mardi-gras) fand ein neues Bankett des alten Königs statt. Nach dessen Beendigung ging ein feierlicher Zug mit ihm durch die Stadt nach einem bestimmten Platz, wo der Herold den neuen König proklamirte und ihm das Symbol seiner Würde, den Dornzweig, überreichte. Feierlich nach seiner Wohnung geleitet, gab der neue König ein zweites Bankett,*) am Donnerstag ein ferneres.

*) Bei dem Bankett von 1485 sind 13 Schüsseln für 200 Gäste, und die Kosten dafür mit dem Wein auf 38 Livres verzeichnet.

Am Freitag ging ein anderer Zug mit dem Könige — die Damen in Amazonentracht — zu den Dominikanern, um den Segen des Himmels für die neue Herrschaft zu erflehen. Nach der Rückkehr ein neues Bankett, diesmal ohne Damen. Hier wurden 4 Kämpfer gewählt, um beim Turnier mit dem neuen König und seinen Vorgängern Lanzen zu brechen.

Am Sonnabend fand die Vorstellung von Mysterien auf einem Theater auf öffentlichem Platze statt; der König und die Notabeln nahmen oft an den Vorstellungen als Darstellende selbst Theil. Sodann ein Bankett des neuen Königs.

Am Sonntag begann das große Turnier. Zu seiner Leitung und zur Aufrechthaltung der Ordnung in der Stadt, zu welcher eine übergroße Zahl von Menschen geströmt war, existirten nach dem Reglement außer 3 Schöffen (Magistratsgliedern) folgende 3 Würdenträger des Königs:

1) Der „grand maître“ oder „Connetable de l'Epinette.“ Er mußte von Geburt eine vornehme Person sein; mehrere Adlige haben diese Stelle bekleidet.

2) der „Nérant de l'Epinette“ (der Wappen-Herold). Er genoß gleichfalls ein hohes Ansehen, bezog erhebliche Einkünfte, war von allen öffentlichen Abgaben frei und führte im Kriege die Miliz der Stadt, selbst dann, wenn sich der Adel derselben anschloß. Es war deshalb Bedingung, daß er wenigstens kein mechanisches Gewerbe betrieben habe. Bei einem Turnier von 1412, wo ein Kampf zwischen einem französischen und einem englischen Ritter stattgefunden hatte, ist vermerkt, daß er von der einen Seite 80 und von der andern 50 Livres bezogen habe. Ihm fielen auch die Waffen, mit denen beim Turnier gekämpft war, zu. Seine Kleidung war nach der Vorschrift eine Tunika von rothem Sammet, auf welcher in Silber das Stadtwappen von Lille (Lilien) gestickt war.

3) der „Poursuivant d'armes“, der Anwarter der Heroldstelle.

An diesem Tage gaben der neue und der alte König jeder ein Bankett, das durch die große Zahl der Fremden, zumal vom höchsten Range, sehr glänzend war.

In den nächsten Tagen wurde sodann das Turnier festgesetzt. Nachdem alle Kämpfer sich gemessen hatten, mußte der König selbst mit dem Sieger und auch mit Jedem, der es forderte, kämpfen. Er mußte ferner dem Volke Wein und Speisen spenden.

Sodann folgte ein Ball des Königs. Am Sonnabend eine feierliche Promenade aller Gäste unter der Führung des Königs durch die Stadt, und Vertheilung von Geschenken an den Herold und die Ministrel des Königs durch den Hof. Dieser verweilte die heilige Woche hindurch in der Stadt zur Verehrung der „Sainte Epine“ bei den Dominikanern. Dieselbe Pflicht lag den Turnier-Kämpfern ob.

Dies Alles war also der, wenn man so sagen darf, gesetzliche Verlauf der Sache. Die Etiquette forderte die genaue Erfüllung ihrer Regeln.

Ein lebendigeres Bild, als dieser Schematismus, gewähren aber die Berichte der Augenzeugen, die uns vielfach aufbewahrt sind.

Die Stadt Lille ließ beim Herannahen der festlichen Zeit durch Herold und Sendschreiben durch das ganze Land Einladungen ergehen. Jede Stadt, die daran Theil nehmen wollte, rüstete dazu einen feierlichen Zug, zu welchem ihre besten Kämpfer bestimmt wurden, dem sich aber Andere freiwillig anschließen durften. Lille selbst stellte allein über 30, einmal 70 Kämpfer. Der Adel zog mit seinem Lehnsgefolge herzu. So ein Enghien mit 10, ein Trasignier mit 11, ein Gruthuse mit 15 Rittern. Der Herzog sendete eine noch größere Zahl, einst 30 Ritter, und alle mit der Weisung, dem König ein um so glänzenderes Gefolge zu bilden. Dazu die sogenannten irrenden Ritter, welche, die Travestien des ächten Ritterthums und die Verkündung seines Verfalles, händelsuchend in der abenteuerlichsten Gestalt durch die Welt zogen, so wie uns Cervantes den Urtypus dieser Abart meisterhaft geschildert hat. Bei dem Turnier von 1435 fanden sich ihrer 27 ein. Sie traten mit den lächerlichsten Herausforderungen auf; so theilt uns Monstrelet das Herausforderungsschreiben des einen von ihnen, Jean de Werchin mit, welcher Jeden zum Kampf einladet, der behaupten sollte, daß seine Dame nicht die schönste in der Welt sei. Solche Schreiben wurden an den Straßenecken und auf den Turnierplätzen angeschlagen und verlesen.

Die Zuzüge erfolgten in der Regel in geordneten Haufen mit dem möglichsten Gepränge, bei einem der Feste allein 42 von den verschiedenen Schwesterstädten. Die sonderbarsten Formen waren hier repräsentirt. Der Stadtnarr, „le fou de la Ville“ — denn in vielen bestand eine solche öffentliche Charge, wie bei den Höfen jener Zeit — durfte nicht fehlen. Auch die Geistlichkeit verschmähte es nicht, sich anzuschließen.

Wenn die Trompeten das Herannahen solcher Züge mit ihren Bannern verkündeten, mußte der König ihnen entgegen reiten. Er erschien in einem Kleide von weißem Atlas oder Sammt. Ein gleicher Ueberwurf bedeckte sein Pferd bis zur Erde. Sein Gefolge war eben so in grüner Seide ausgerüstet. Das Zaum- und Sattelzeug ihrer Pferde war vergoldet; prächtige Federbüsche wehten von den Köpfen der Pferde. Eine eben so in Seide gekleidete Garde von Hellebardieren zu Fuß folgten dem König. Der Herold ritt mit dem Stadtbanner voran. Die vom Herzoge für das Gefolge abgeordneten Ritter nahmen an dem Zuge Theil, jeder sein Banner führend. Ihre Damen schlossen sich theils zu Pferde, theils zu Wagen in glänzendstem Schmucke an. Die Laune und der Geschmack wechselten aber oft in der wunderbarsten Weise bei diesen Aufzügen. So stellen die Abbildungen zu den Festen von 1438 den König und sein Gefolge bedeckt mit Schwanenfedern, vermischt mit Kristallstücken, und ihre Pferde mit Pfauenfedern bedeckt dar.

In gleicher Weise phantastisch ausgerüstet waren die herannahenden Züge, die so geleitet die Stadt betraten.

Am Turniertage einigte sich dann Alles zu einem gemeinschaftlichem Zuge nach dem Turnierplatz. Es war der große, jetzt verbaute Marktplatz von Lille,

der mit Barrieren und einem großen Amphitheater eingeschlossen und mit den Bannern Frankreichs, Burgunds, Flanderns und Artois, aller theilnehmenden Städte, der kämpfenden Ritter und den Wappenschildern sämmtlicher Könige geschmückt war. Die Bürgerschaft, die Kompagnien der Bogen- und Armbrustschützen bildeten Spalier; die Fenster und die Dächer der Häuser waren mit Zuschauern angefüllt. Der König und die Königin bestiegen den für sie errichteten Thron, um sie auf den Tribünen die vornehmen Gäste und das Gefolge, voran natürlich der etwa anwesende König von Frankreich, immer aber die stets anwesenden Landesfürsten von Flandern, später von Burgund, der Adel des Landes, die Schöffen der Stadt, die alten Könige und Ritter der früheren Feste, die Damen, besonders Diejenigen, welche das Richteramt mit zu versehen hatten. Der Herzog von Burgund hielt als oberster Turnier-Richter den weißen Richterstab in der Hand. Eine glänzendere Umgebung konnte kaum ein wirklicher König haben, wie hier der Festkönig, ein gewöhnlicher Bürger, und wie sehr man darauf bedacht war, der ganzen Schaustellung den Charakter einer durch die Anwesenheit des Hofes selbst gehobenen Haupt- und Staatsaction zu geben, das zeigt das oben gedachte Reglement des Herzogs Philipp des Guten von 1436. Er befiehlt darin unter vielem Anderen auch den Damen, der Königin, also der Gemahlin des Roi de l'Epinette, stets zum Gefolge zu dienen, sich dazu möglichst zu schmücken u. s. w., bei Vermeidung der Ungnade des Herzogs. Er sagt wörtlich in Hinsicht auf sie: qu'il appartiendra necessaire pour accompagner la Reyne, qui lors sera, que pour augmenter la dite feste elles soient et comparent au jour durant icelle en la compagnie de la dite Reyne, pour danser et faire tous ebattemens et honneurs au Roy et á la Reyne le mieux et le plus honorablement vetues et attournées qu'elles poldront (pourront) estre et mises, à ce, ne fassent faute aucune sur peine de désobeissance envers nous et d'encouris notre malveillance, lesquels en cas de leur dit défaut, voulons que par nos officiers et comme il leur semblera estre expédient soient punis sans delai au surplus d'icelles etc.

Unmittelbar hinter der Barrière hielten die Kämpfer, welche den Turnierplatz betreten wollten. Sie waren alle in Eisen gehüllt, das Visir vor dem Gesicht; von den Helmen wehten die Büsche; der Brust- und der Beinharnisch waren von Stahl, häufig damascirt und mit Gold eingelegt. Die Schärpe trug die Farben der Dame; die Pferde waren mit Federn und Bändern geschmückt. Die Waffen bestanden in der gewöhnlichen (schwächeren) Turnierlanze, die leicht zerbrechlich war und daher auch oft bei dem ersten Stoß zerbrach, ferner in dem Schwerdt, zu welchem in solchem Falle gegriffen wurde.

Der Herold ritt zuerst in den Platz und verkündete die Turniergesetze, deren man geschriebene*) und gewohnheitsmäßige hatte, die zusammen aber einen überall befolgten Code d'honneur bildeten. Die Hauptregeln waren: nie mit der

*) Vergl. Favin Théat. d'honneur et de Chevalerie p. 1755 und Colombière Théat. d'honneur I. c. 3. 4. 5.

Spitze des Schwerdtes zu stechen, sondern nur mit der Schneide zu hauen; bei einem Kampf Mehrerer unter einander nie die Reihe zu verlassen; nie das Pferd des Gegners zu verwunden; den Lanzenstoß nur nach dem Gesicht, und nach den „quatre membres", also nach dem Brustharnisch zu richten; niemals zu hauen oder zu stoßen, wenn der Gegner das Visir oder gar den Helm verloren hatte; niemals Einen durch Mehrere zugleich anzugreifen; niemals den bereits auf der Erde liegenden Gegner noch anzugreifen u. s. w.

Der Herold nahm darauf jedem der Kämpfer den Turnier-Eid ab; er mußte besonders schwören, daß er nicht bei sich trage: Steine, Zaubermittel, geschriebene Worte oder Symbole, Kräuter, Kreuze, noch andere ähnliche Sachen, denen er, außer der Macht Gottes, der Kraft seines Körpers, seines Pferdes und Harnisches, seinen Schutz anvertraut habe.

Man sieht also, daß diese ursprünglich rein bürgerlichen Turniere durch die Theilnahme des Adels, also des eigentlichen Ritterthums, an denselben auch in ihren Formen selbst zu den ächt ritterlichen Kämpfen jener Zeit erhoben worden waren.

Bekanntlich bestanden damals noch die sogenannten Gottesurtheile, die Ordalien. Wo menschliche Weisheit nicht ausreichte, das Urtheil zu finden, da legte man es in die Hand Gottes, in dem Glauben, daß er die Wahrheit durch ein Wunder kundgeben werde. Zu diesen Ordalien gehörten auch die gerichtlichen Zweikämpfe; sie waren die vornehmste Art derselben. Das Gericht erkannte also förmlich auf den Zweikampf zwischen den Parteien, die sich dabei freilich vertreten lassen durften, dies aber nur unter bestimmten Voraussetzungen (Kranke, Weiber, Geistliche u. s. w.) Es fanden bestimmte Gerichtsstätten für solche Kämpfe und genaue Vorschriften über die Waffen, die Rüstungen, die Art des Kampfes statt. Als besiegt galt der, dessen Blut zuerst den Erdboden färbte, der über gewisse festgesetzte Schranken zurückwich, durch Entkräftung oder Verlust der Waffen nicht mehr zu kämpfen vermochte. Der Besiegte war der Schuldige, und erlitt nun, wenn er nicht getödtet war, die gesetzliche Strafe, sofern es sich um eine strafbare That handelte. Unsere Quellen bestätigen nun, daß die hier beschriebenen Turniere zu Lille zugleich solche Kampfgerichte waren, und sie geben die besonders feierliche Form an, unter der solche Zweikämpfe stattfanden. Der Herold proklamirte den gerichtlichen Kampf und befahl nach allen Seiten hin tiefes Schweigen, jede Parteinahme durch Zuruf, Beifall u. s. w., während sonst bei den gewöhnlichen Kämpfen lauter Ruf das Waffenspiel begleitete. So fand ein solcher Kampf im Jahre 1405 statt zwischen Zweien, von denen der Eine den Andern des Mordes an einem Verwandten beschuldigt hatte. Der Besiegte wurde hierauf geköpft, als des Mordes überführt.

Nachdem der Herold so seine Pflicht erfüllt hatte, wurde die Barrière geöffnet; die sämmtlichen Kämpfer ritten in den Kampfplatz, defilirten an den Tribünen vorüber, salutirten durch Senken der Lanzen und ordneten sich an den Seiten.

Der Schall der Trompeten rief sodann die Einzelkämpfer nach der festgesetzten Ordnung zum Kampfe. Im Galopp ritten sie mit eingelegter Lanze

gegeneinander. Waren die Stöße von beiden Seiten geschickt geführt, die Ritter auch sattelfest, so brachen oft beide Lanzen, ohne den Gegner aus dem Sattel zu heben. Oft fielen sie aber beide zur Erde. Man griff nach der Lanze zum Schwerdt.

Es wird von einzelnen glänzenden Thaten berichtet. In dem Gefolge des Königs von Frankreich, Ludwig XI., der 1464 bei diesem Turnier erschien, und der hier selbst gegen den Bürger Baudouin Gomer kämpfte, befand sich ein Ritter Pollart, von so riesenhafter Figur und solcher Körperkraft, daß er „le grand diable“ genannt wurde. Ein kecker und starker adliger Knabe von 16 Jahren, Sohn des Jehan de Croi, forderte diesen in ganz Frankreich gefürchteten Gegner zum Kampfe heraus. Man nahm Anstand, dies zu gestatten. Der Knabe bestand darauf, und man ließ es endlich zu. Mit größester Geschicklichkeit wich er dem Stoße seines Gegners aus und brachte den seinigen so wirksam an, daß der Riese von seinem hohen Kriegssattel fiel und das Genick brach. In Folge dieses Vorfalls befahl der Herzog, daß fortan bei diesen Turnieren die hohen Kriegssättel nicht weiter gebraucht werden sollten.

Nach Beendigung der Turniere wurde derjenige, welcher am besten gekämpft, die meisten Erfolge errungen hatte, durch die Turnier-Richter als Sieger proclamirt, und die vier schönsten Damen, die unter diesen Richtern waren, und von denen er die Akolade empfing, geleiteten ihn in dem heimkehrenden Zuge durch die Stadt, indem sie ihn an goldgewirkten Bändern, deren Zipfel sie in der Hand hielten, führten. Der Zug ging nach dem Rathhause und wurde dort von dem versammelten Schöffen-Collegium (dem Magistrat) empfangen; dort fand ein Bankett und nach diesem ein Ball statt. Hier empfing nun der Sieger aus der Hand jener vier Damen den Preis, der entweder in einer silbernen Kette mit dem Stadtwappen oder in einem goldenen Sperber bestand, der an grünseidenem Bande getragen wurde.

So wurden also diese glänzenden Feste nachweislich etwa 250 Jahre hindurch alljährlich gefeiert. Die Chronisten wissen die Pracht und die Mannigfaltigkeit der ganzen Schaustellung, bei welcher sich die Blüthe des Landes einfand und seinen Reichthum entfaltete, nicht genug zu schildern.

Aber die Lasten und die Pflichten der Königlichen Würde des Roi de l'Epinette waren für die Kräfte der Bürger Lille's zu schwer. Dies und das unverhältnißmäßige Anwachsen des dadurch geschaffenen Adels in der einen Stadt waren die Gründe des Erlöschens der Feste zu Ende des 15. Jahrhunderts. Die großen Bankette, die der König als das Haupt und der Mittelpunkt des Ganzen nach der Gewohnheit und später nach den Vorschriften des Reglements zu geben hatte, die schweren Kosten der Beherbergung der zahlreichen Gäste, die ihm oblag, seine eigene Ausrüstung und diejenige seines Gefolges, von deren Glanz man sich heute kaum eine Vorstellung machen kann, die Herstellung des Turnierplatzes, die ihm nicht minder oblag, die Bewirthung der Volksmenge durch Wein und Erfrischungen, endlich die Vertretung der Stadt bei ähnlichen, wenn auch geringeren Festen anderer Städte Flanderns, zu denen er mit seinem Gefolge ziehen mußte, das Alles überstieg mit dem stets wach-

fenden Luxus mit der Zeit die Kräfte auch der reichsten Familien. Lange überwog noch das große Ansehen, welches der König in der Stadt, zu deren ersten Behörden er gerechnet wurde, im ganzen Lande und bei Hofe durch seine Würde genoß. Allmählich aber begann man, sich solchen Lasten zu entziehen und verweigerte sie sodann förmlich, der König war durch Inversion nunmehr in Wirklichkeit das geworden, was sein Titel besagte, ein wahrer „Dornenkönig." Schon im 14. Jahrhundert wurde deshalb eine Beisteuer zu den Kosten aus dem Stadtärar bewilligt. Sie reichte lange nicht aus. 1429 bewilligte der Herzog die Erhebung von Steuern zu diesem Zwecke vom Salz u. s. w. Daraus wurden in einzelnen Jahren bis 2500 Livres (heute gegen 10,000 Frcs.) dem Könige an Beisteuer gegeben. Aber auch das reichte nicht aus. Die vornehmen Familien begannen auszuwandern, um sich nicht zu ruiniren. Der Herzog verbot es 1436 ohne seine Erlaubniß. Er wollte die Feste um jeden Preis erhalten; sie waren ja für den prachtliebendsten Hof jener Zeit ein willkommener Anlaß der Schaustellung und ein Mittelpunkt der Vereinigung für ihn mit dem ganzen Lande. Man häufte Ehren über Ehren auf das Haupt des Königs und seiner Familie, so durch jenes herzogliche Reglement von 1436. Doch Alles das half Nichts, die Weigerungen und die Auswanderungen dauerten fort. Man schritt zur Gewalt. In den Jahren 1459 und 1465 wurden die gewählten Könige, die sich weigerten, die Wahl anzunehmen, ins Gefängniß geworfen; man berieth sogar, einen Theil ihrer Güter zu verkaufen, um daraus im Wege der Execution die ihnen obliegenden Kosten der Feste zu bestreiten. 1483 flüchtete Baudouin de Croix in die Franziskaner-Kirche, um der Gewalt zu entgehen. Man holte ihn endlich heraus und zwang ihn, einem Anderen, den man inzwischen zu seinem Stellvertreter gewählt hatte, die für ihn ausgelegten Kosten des Festes zu erstatten. Die Geistlichkeit erhob sich und unterstützte die Weigerungen; denn die Kirche hatte schon lange gegen die Turniere geeifert. Schon 1475 suspendirte der Herzog Carl der Kühne das Fest, mußte es aber in der Besorgniß vor einer Revolte der Bürgerschaft, die sich die Feier nicht nehmen lassen wollte, wieder gestatten. Der Erzherzog Statthalter suspendirte es hierauf vom Jahre 1500 an auf 16 Jahre, sodann wieder auf 12 Jahre. Der Kaiser Carl V. setzte diese Suspensionen fort, und der König Philipp II. hob die Feste endlich 1556 gänzlich auf. Inzwischen waren alle städtischen Abgaben dafür zum Schatz eingezogen, und der Magistrat begann die älteren bedeutenden Schulden der Stadt (10,000 Livres Rente), die sie für die Feste kontrahirt hatte, zu tilgen. Nun, so ruft einer der Chronisten aus, war wirklich die Zeit der Reife für das Erlöschen der Feste da; die Prosa der Schuldentilgung vertrug sich nicht mit dem Geiste, der die Feste gefeiert, aber auch dafür die Schulden kontrahirt hatte.

Welche Zeiten, welche Sitten! Wie ein Fantasiebild erscheint uns dieses mehrhundertjährige Fest. Der Lust und der Freude, außer ihrem eignen heiteren Kleide, auch das Gewand des Ernstes, einer öffentlichen Pflicht, zu geben, die Thorheit gleichsam zu adeln, das entsprach dem Charakter jener Zeiten. Aber schwerlich würde man zu dieser Verherrlichung, zu dieser öffentlichen Anerkennung

des ursprünglich rein bürgerlichen Festes gelangt sein, wenn es nicht den ritterlichen Charakter der Turniere gehabt und dadurch zu einer Vereinigung des Ritterthums und des Bürgerthums geführt hätte, die man schwerlich an anderen Orten in solchem Grade wiederfinden wird. Man denke sich diese stolzen Seigneurs, ja die Könige von Frankreich und die Landesfürsten, die Prinzen von Geblüt, im ritterlichen Kampfe — die Grundregeln desselben außer Kraft setzend — mit den einfachen Bürgern der Städte.

Es erübrigt nur noch, einige Worte über unsere Quellen zu sagen. Sie sind, wie wir bereits erwähnt haben, ungleich reichhaltiger als in andern ähnlichen Fällen, ja man darf sagen reichhaltiger, als für große politische Ereignisse jener Zeit. Die Landes- und Stadtarchive sind voll von Berichten, Rechnungen u. s. w. über diese Feste von Lille. Natürlich vor Allen das Archiv von Lille selbst. Aber auch in den andren Städten, deren Theilnahme eine offizielle Angelegenheit wurde, finden sich Dokumente solcher Art darüber. Die Landeschronisten ergänzen ihrerseits die Lücken, und so ist man im Stande, ein überaus genaues wahrheitsgetreues Bild zu entwerfen. Allein nicht den einfachen Bericht finden wir wieder; die Manuscripte enthalten häufig zugleich bildlich Darstellungen der Aufzüge, der Kostüme u. s. w., die zum Theil in die älteste Zeit hinaufgehen, und so das Gesammtbild in lebendigen Zügen gleichsam noch einmal vor uns darstellen. So finden wir den Roi de l'Epinette in seinem Glanz mehrmals abgebildet (ein Bild von 1336); eben so den Herold; ferner die Zuzüge nach Lille; den Kampf beim Turnier in einzelnen Gruppen; die irrenden Ritter; den Adel, zu dem Feste ziehend u. s. w. Besonders werthvoll sind die Abbildungen der den Rois de l'Epinette verliehenen Wappen. Sie wurden früher an dem Stadthause in Lille in Stein gehauen, sind dort aber mit dem Abbruch verloren gegangen, dagegen in getreuen Abbildungen in den Manuscripten zu Lille aufbewahrt. Es sind deren 192, eine Zahl, die geringer ist, als die urkundlich nachweisbare Zahl der Adelsverleihungen. Diese Wappen sind, wenn man die Personen der Beliehenen und die Veranlassung der Belehung berücksichtigt, von Interesse. Der Helmschmuck über dem Schilde besteht in Kronen, Flügeln mit Sternen, Vögeln (Pfau, Reiher, Rabe u. s. w.); Köpfen von Pferden, Hirschen, Hunden, Löwen, Bären u. s. w.; Füllhörnern, Gabeln (anscheinend Mistgabeln). Die Schilder sind von Pelzwerk, Gold, Silber, Azur, Grünschwarz und enthalten die gebräuchlichen Symbole des Löwen, Leopard, Schwan, Ente, Eber, Kreuz, Rose, Horn u. s. w. Einiges erinnert an den Namen des Königs, die sogenannten redenden Wappen in sehr verschiedenen Gestaltungen; Jacques de Morien hat drei Mohrenköpfe u. s. w. Das älteste Wappen trägt die Jahreszahl 1283, das Letzte die von 1474.

Fügen wir endlich noch hinzu, daß die Archive nicht allein die Namen der Könige, sondern auch in vielen Fällen diejenigen der Ritter und Bürger enthalten, die bei den Turnieren gekämpft haben, daß sie deren Thaten verzeichnen u. s. w. und daß dadurch den nachfolgenden Geschlechtern zugleich eine Art Genealogie für diese Feste geliefert ist, wie sie sich selten in den bürgerlichen Geschlechtern finden wird.

G.

Das italiänische Preußen.

— Country Life in Piedmont by M. Ant. Gallenga. London 1859. —

Wir haben uns nie besonders geschmeichelt gefühlt, wenn man dem regno subalpino mit mehr gutem Willen als Berechtigung den Titel des italiänischen Preußens beilegte, wie es denn aber wirklich mit den Zuständen dieses Carricatur-Preußens aussieht, wie wenig der Name gerechtfertigt ist, das wird man aus den nachfolgenden Mittheilungen ersehen, deren Verfasser einer Parteilichkeit gegen sein Vaterland nicht verdächtig gemacht werden kann. Herr Antonio Gallenga ist ein geborener Piemontese — Piemont ist ein Land, in welchem nach einem bekannten Sprichwort, wie der alte Kreyßler berichtet, immer nur der zehnte Mann kein Schuft ist, während im Herzogthum Savoyen immer erst der zehnte Mann ein Schuft sein soll — der indessen seit vielen Jahren in England lebt. Die Briefe, die er „Landleben in Piemont“ betitelt hat, sind Briefe, welche er während eines mehrmonatlichen Aufenthaltes in seiner Heimath vor dem Kriege an seine Freunde in England geschrieben. Später befand sich Herr Gallenga als Correspondent der „Times“ zu Rom und wurde als solcher vor einiger Zeit dort ausgewiesen. Man wird zugeben müssen, daß ein Mann, der Garantieen der Art bietet, gewiß nicht in Verdacht gerathen kann, dem regno subalpino zu viel zu thun! Doch hören wir ihn selbst.

„Wir haben in diesem Lande keine Literatur, die darauf berechnet wäre, Leuten von mäßigem Verstande und mäßiger Bildung den Geschmack am Lesen zu geben, welche den Geist mit einem gewissen Quantum von Conversations-Lexicon-Wissen versieht und einen Grund legt, auf dem jeder Einzelne dann Tag für Tag solch einen Oberbau von leichter oder schwerer, solider oder flüchtiger Gelehrsamkeit setzen könnte, wie er am besten seinen Bedürfnissen, seinem Vergnügen oder Geschmacke entspricht. Man liest hier nichts als die heimischen Zeitungen oder höchstens das Pariser Siècle oder die Débats. Turin hat nur einen Club und zwei oder drei elende Leihbibliotheken aufzuweisen. Städte wie Ivrea, Biella und Casale haben in der That nichts der Art, und die Casinos oder Clubs, die man jetzt in den kleineren Landstädten wie Andorno, Mosso, Rivarolo u. a. eröffnet, sind reicher an Spielkarten als an Büchern. Eisenbahnen giebt es, aber von Eisenbahnbibliotheken läßt man sich nichts träumen; Lectüre gehört in Italien eben nicht zu den nothwendigen Lebensbedürfnissen.

Ein Wust von Büchern und selbst verschiedene Reviews und gelehrte Zeitungen erscheinen allerdings in Turin wie auch in Florenz, Mailand und anderen Städten der Lombardei, aber alle diese Erzeugnisse gehören dem alten Italien an; neue Commentare über den alten Dante, mottenzerfressene Chroniken u. s. w. Aber in allen diesen Zweigen des Dilettantismus, wie auch in aller literarischen und bibliographischen Thätigkeit hat Toscana den Vorzug. Die echten Piemontesen, die Nachkommen der Unterthanen von jenen Victor's und Amadeus', die den letzten ihrer Trommelschläger höher schätzten, als den größten ihrer Gelehrten, sind auch heute noch „die Macedonier Italiens“ — ein Bezeichnung, die ich indessen durchaus nicht als Vorwurf für sie gebrauchen will. Trotz der wahrhaft großen Männer, die dieses Land berühmt gemacht haben, wie Alfieri, Botta, Balbo und hundert andere, und trotz der durch eine freie Verfassung allen Talenten gegebenen Anregung zeigt Piemont bisher nur geringe Fähigkeiten, auf dem Gebiete der Literatur oder Kunst etwas zu leisten. Wenn ich eine hübsche historische Abhandlung Carutti's über Victor Amadeus II. und einige häusliche

Schilderungen eines viel versprechenden Romanschreibers, Versegio, ausnehme, so finden sich in Allem, was in Turin oder selbst in dem productiveren Florenz erscheint, nicht drei Zeilen, die meiner Ansicht nach lebender Literatur angehören. Ich spreche mit bewußter Entschiedenheit und nehme selbst die Schriften von — und — nicht aus, deren Namen einen europäischen Ruf erlangt haben. Ich hege in der Tiefe meines Herzens den Verdacht, daß ihre Werke selbst in Italien mehr gekauft als gelesen werden, und ich weiß jedenfalls ganz gewiß, daß kaum eine Seite von ihnen allen je der Ehre übersetzt zu werden theilhaft geworden ist. Freilich möchten manche unserer ungehaltenen Patrioten diesen letzteren Umstand niedriger Eifersucht und absichtlicher Blindheit fremder Nationen zuschieben. Aber ich kann mich nicht damit trösten, da man den Verdiensten Manzoni's, Pellico's und aller italiänischen Schriftsteller mit nur einem Funken echten Lebens in sich, im Auslande volle Gerechtigkeit hat widerfahren lassen.

Daß die italiänischen Männer und Frauen nichts lesen, wenigstens nichts Italiänisches, hauptsächlich weil sie nichts zu lesen haben, ist eine Thatsache, wofür der ungenügende Zustand der Gesellschaft auf das Ueberzeugendste spricht. Man kann selbst von Dante, Tasso, Metastasio allein nicht leben; der Geist bedarf neuer und frischer Nahrung, wie er heranwächst und fortschreitet, und die nationale Literatur in Italien ist seit Manzoni völlig in's Stocken gerathen. Jenseits der Trebia, des Ticin und des Magra, der Grenzflüsse der freien sardinischen Staaten, erklärt man dieses geistige Abgestorbensein gewöhnlich und nicht ganz mit Unrecht aus einer Anzahl politischer Ursachen. Es ist ohne Zweifel schwer zu schreiben, wenn man nicht auf eigene Gefahr und Verantwortlichkeit hin das denken und ausdrücken darf, was Einem zumeist am Herzen liegt, aber Piemont hat seine Freiheit errungen: Sprache und Handeln sind durch die billigen Grenzen des Gesetzes beschränkt, und seine geistige Unthätigkeit ist daher etwas, das überrascht, enttäuscht, entmuthigt. Es ist eitel zu sagen, obschon ich beständig solches behaupten höre, daß das öffentliche Leben hier die ausgezeichnetsten Capacitäten so sehr in Anspruch nimmt, daß es dem Tande leichter Literatur keinen Spielraum läßt.

Nicht wenig Nutzen würde bei dem Mangel heimischer Productionen dem Lande daraus erwachsen, wenn man die Schätze fruchtbarerer Länder frei einführte, und was die französische Literatur anlangt, so unterliegt es keinem Zweifel, daß unsere jungen Politiker und unsere gesetzten vornehmen Damen mehr davon sehen, als ihnen gut ist. Die Italiäner haben keine andere Schule der Staatsweisheit als die „Patrie", das „Pays" oder höchstens die belgische „Independance", von denen ihre eigenen freien Journale nur ein schwaches Echo bilden. Sie besitzen keinen anderen Meister der Literatur als jenen Proteus Dumas, jenen zügellosen Eugène Sue, jene mystische George Sand. Selbst die am wenigsten Gebildeten unter dieser etwas zwitterhaften Bevölkerung besitzen soweit eine oberflächliche Kenntniß der französischen Sprache, daß sie solche Werke im Original lesen können. Den ganz Ungebildeten werden sie durch noch schlechtere Uebersetzungen oder durch noch elendere, sclavische Nachahmungen zugänglich gemacht. Dasselbe läßt sich von der Bühne sagen, wie denn „La Signora delle Camellie" in einer Prosa-Uebersetzung in den meisten Turiner Theatern hundertmal nach einander aufgeführt wurde.

Der ganze Umfang der deutschen und englischen Literatur ist selbst dem wißbegierigsten und unternehmendsten italiänischen Leser eine terra incognita . . . Großes ließe sich erwarten von der Einführung guter Uebersetzungen, aber abgesehen von dem Mangel an Männern, die einer solchen Aufgabe gewachsen wären, und von der gewaltigen Schwierigkeit, teutonische Idiome in romanische zu verkehren, so ist die Aufgabe ohne Zweifel noch schwieriger geworden durch den Bruch zwischen Italien und den

nördlichen Nationen, der sich beständig erweitert hat, seitdem die Schriftsteller der romantischen Schule Manzoni's, Grossi's u. s. w. zuerst moderne Geisteserzeugnisse transalpinischer Länder studirt haben. Ich erinnere mich der Zeit, da Ferrario den ganzen Schiller in Mailand (das war aber in dem geknechteten Mailand. D. Red.) und Barbieri alle Waverley Novels herausgab, und jene Bücher trugen nebst Tasso und Ariost das ihrige dazu bei, mich sowie meine Zeitgenossen zu bilden und zu belehren, aber sie ist längst verschwunden, und Frankreich wirft jetzt hier einen eben solchen Damm auf, uns von dem übrigen Europa abzuschneiden, wie es für sich durch seine beschränkten Ansichten über classische Vollendung dagegen erhoben hat . . .

Daß die Liebe zum Lesen nicht in einem irgend wünschenswerthen Maaße in Italien vorhanden ist, ließe sich auch daraus beweisen, daß ich in ganz Castella-Monte herumgehen und mit Ausnahme stäubiger Classiker, juristischer und medicinischer Werke und dergleichen auch nicht ein Buch auftreiben könnte, das den Namen eines Buches verdient, oder, was noch schlimmer ist, einen Mann oder eine Frau finden, die den Mangel empfänden, und es sollte mir leid thun, hätte ich einen Katalog der Werke anzufertigen, welche zu Turin und Genua die Presse verlassen haben, seitdem Carl Alberto's Statuto eben jene Presse für frei erklärt hat. Nicht als ob Piemont nicht seine lebenden Dichter, Dramatiker, Romanschreiber u. s. w. hätte, aber ihr Ruhm geht weder weit, noch dauert er lange, und findet man ihre Werke nach Jahresfrist eher beim Tapezierer als beim Drucker, Buchbinder oder Verleger . . .

Es ist ein niederschlagendes Gefühl, aber ich fange wirklich an zu glauben, daß die 25 Jahre, die ich in den verschiedenen Ländern Europa's, Afrika's und Amerika's zugebracht habe, mich meinem Vaterlande entfremdet haben. Zwischen mir und meinen besten Freunden hier gibt es kaum einen Zoll nicht streitigen Bodens; kaum einen Punct auf dem Gebiet der Politik, der Moral, des socialen Lebens, über den wir uns zu verständigen vermöchten. Gäbe es auch sonst Nichts, so würde ihr roher und zwitterhafter Dialect genügen, mich zum Lande hinaus zu treiben. Ich bin nicht gesinnt, mit den armen ungebildeten Leuten darüber zu streiten, denn die ärmsten dieser Bauern verstehen mein Italiänisch und antworten mir, so gut sie es vermögen in derselben Sprache. Es ist unter den höhern Ständen, bei denen, die sich schmeicheln die Sprache in ihrer Gewalt zu haben, und die wenigstens durch tägliche Uebung sich vervollkommen könnten, daß ihr rohes Canavesisch, Biellesisch und andere Mundarten mit einer städtischen und örtlichen Liebe gehegt werden, die sie gern für Patriotismus ausgeben möchten. Selbst in der Deputirtenkammer oder im Senate wird jede Privatunterhaltung und nicht wenige Discussionen in den Bureau's und Ausschüssen in dem mißtönenden piemontesischen Dialecte geführt. Auch ist das Uebel durchaus nicht im Abnehmen, vielmehr ist die Verordnung von 1848, wornach das Exercitium in der Armee im gewöhnlichen Italiänisch geschehen sollte, ein todter Buchstabe geworden, und den Zwang, den die Anwesenheit so vieler Italiäner aus anderen Provinzen auf die Turiner Gesellschaft ausübte, hat sich jetzt so verloren, daß das garstige Patois jetzt mehr denn je an der Tagesordnung ist. Ja, so eingewurzelt ist jenes alberne Vorurtheil, daß Toscaner und Römer der allgemeinen Schwäche nachgeben, und ich habe es angehört, daß Leute, wie der feingebildete Farini, sich fast die Kinnbacken verrenkt haben, um dieses Kauderwälsch zu sprechen, was ihnen freilich eben so gut gelang wie jener spanischen Kuh, die es versuchte Französisch zu sprechen („Parla Francese come una vacca Spagnuola“).

Außer Haus zu leben wird eine stets allgemeinere Gewohnheit, und die ganze Stadt ist wenig mehr als eine Stadt von Wirthshäusern, Restaurationen und Cafés, wohin Väter, Mütter und ganze Familien gehen, um ihr Frühstück und andere Mahl-

zeiten einzunehmen, wie Junggesellen ihre Wohnungen unrasirt, wenn nicht ungewaschen verlassen, um sie erst zum Schlafengehen wieder aufzusuchen. Der Barbier, der Stiefelputzer, wie der Koch, sind alle bereit, ihnen außer dem Hause aufzuwarten. Die Zahl unverheiratheter Männer in ganz Italien ist förmlich schreckenerregend, Ehelosigkeit nimmt in dem Maße überhand, daß es seltsam erscheint, daß Graf Cavour noch nicht darauf gekommen ist, eine besondere Steuer auf Junggesellen zu legen, denn ich halte ihn für zu uneigennützig, eine solche Maßregel blos aus dem Grunde nicht einzuführen, weil er der erste sein würde, der davon betroffen sein würde.

Das Feuer auf den italiänischen Herden ist mit reißender Schnelligkeit im Erlöschen: wenn der erste Schritt zu politischer Emancipation in Piemont die Wirkung gehabt hat, ein ernsteres Gespräch an die Stelle der leeren Unterhaltung über Tänzerinnen und Choristen, alberner Sticheleien, unfläthiger Scherze und gemeiner Verleumdung zu setzen, welche in früherer Zeit die einzige Unterhaltung eines italiänischen Cafés ausmachten, so hat er doch das Geschwätz selbst um das Hundertfache vermehrt. Constitutionelle Freiheit hat die letzten Bande der Familien zerrissen, unter öffentlichem Leben versteht der Italiäner nur zu leicht das Leben in der Oeffentlichkeit, und seine Pflicht als freier Mensch heißt ihn den ganzen Tag in peripathetischen Erörterungen unter den Säulengängen oder in endlosem Geschwätz über seinen leeren Zeitungen an dem Marmortische seiner geräuschvollen, ungemüthlichen Cafés zuzubringen.

Ich finde die Cafés in Castellamonte — es gibt deren sechs — nicht viel schlechter als derartige Etablissements fünften und sechsten Ranges in der Hauptstadt. Dasjenige, welches ich besuche, wenn ich sonst nichts anzufangen weiß, ist natürlich das liberale oder demokratische. Es besteht aus zwei oder drei Sälen, die bei Tage sehr dunkel und Abends nur spärlich erleuchtet sind. Sobald ich eintrete, erheben sich die meisten Kunden, sowie die Wittwe am Büffet, um mich zu begrüßen. Die Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit dieser guten Leute, wie aller Italiäner, welche Fremde nur zu leicht für kriechende Unterwürfigkeit halten, machen denn in der That eine Menge Fehler wieder gut und versöhnen uns mit der lauten Weise, wie sie sich räuspern und schnauben, sowie mit ihren tausend Verstößen gegen blos äußerlich gute Lebensart.

Sobald ich Platz genommen, beginnt die Erörterung der großen Tagesfragen von Neuem, die man vollständig erschöpft und eben verlassen hatte, als ich hereintrat. Vielleicht ist es die ewige Frage wegen der Donaufürstenthümer oder sehr scharfsinnige Conjecturen über die geheimen Absichten des Czaren aller Reussen, oder des Großkhans der Tartarei oder des Priesters Johann von Abyssinien. Das fernste und dunkelste Thema ist aber leider stets oben auf in den Gedanken und Reden von Leuten, die in entlegenen Winkeln leben. Es war das unter dem absoluten Regime, wo heimische Angelegenheiten von der Besprechung der Einen Staatszeitung ausgeschlossen waren, eine Sache der Nothwendigkeit, es ist aber auch jetzt noch unter einer freien Regierung und bei einer Menge von Zeitungen dasselbe aus bloßer Gewohnheit, aus Geistesarmuth und einer gewissen Faulheit, die es schwer begreift, wie es jetzt für freie Männer eine Pflicht wie auch ein Recht geworden ist, sich um ihre eigenen Angelegenheiten zu kümmern.

Kartenspiel ist die vorwiegende Leidenschaft der Piemontesen wie überhaupt der Italiäner aller Stände. In jedem Café zu Turin, in jedem Wirthshause auf dem Lande gibt es ohne Ausnahme ein inneres Zimmer, ein sanctum sanctorum, wo beständig gespielt wird. Ich glaube nicht, daß man in der Regel hoch spielt, und ich weiß, daß die Regierung wenigstens in der Ausführung einer Verordnung, welche Roulette, Ecarté und alle sonstigen Hazardspiele sowohl von den Bädern, wie von

notorischen Spielhöllen in der Hauptstadt und den bedeutenderen Städten des Landes ausschloß, auf keine Schwierigkeiten gestoßen, aber die Liebe zum Spiel ist dem Volke wie angeboren. Es ist ein schlechter Trost, daß man ehrlich und niedrig spielt, und daß es sich in den meisten Fällen nur darum handelt, wer die Flasche Wein oder die Tasse Caffee zu bezahlen hat, die sie während der zwei oder drei Stunden verzehrt haben. Es ist ihre Zeit, die sie so verspielen, und man könnte ihnen noch vergeben, wenn sie es nur zur Erholung und in den Mußestunden thäten.

Auch das Lotto, ein tiefgewurzeltes Uebel und eine der Plagen des alten Italiens, welches die constitutionelle Regierung Piemonts aufzuheben versprochen hatte, hat man seit 1848 in dem Maße überhand nehmen lassen, daß der Staat jetzt eine Nettoeinnahme von über sechs Millionen davon bezieht, während es früher nur zwei Millionen abwarf. Kein Wunder also, daß der überraschende Erfolg dieses gewaltigen nationalen Schwindels die Neigung des Einzelnen zum Spiel begünstigt und die Bemühungen der Regierung, dieselbe zu brechen, paralysirt.

Andererseits legt man ein zu eifriges Bestreben an den Tag, durch jede Art öffentlicher Feste der Neigung des Volkes zum Nichtsthun zu genügen. Man verunreinigte sich fast mit dem Papst, um ihn dahin zu bringen, daß er seine Einwilligung zu der Abschaffung mancher Fest- und Fastentage der römischen Kirche gebe und ihre Zahl auf die vier großen Feste außer den Sonntagen beschränke. Wird man es aber glauben, daß politische Feste an die Stelle der religiösen getreten sind, so daß z. B. im Mai die Verkündigung des Statuto fast eine Woche gefeiert wird? Man hält es für rathsam, durch solches Gepränge die unwissenden Massen für die neue Ordnung der Dinge zu interessiren und sie ihnen in handgreiflicher Form vor die Augen zu führen. Nach dem Beispiel der Hauptstadt ist die ländliche Bevölkerung, welche zur Feier politischer Festlichkeiten keine Mittel hat, auf ihre Hochmessen, Processionen und andere Aufführungen, womit die Priester sie seit undenklichen Zeiten zu unterhalten pflegten, zurückgekommen. Kirchenfeste werden jetzt in ganz Piemont und besonders in Genua eben so eifrig gefeiert, wie je nur vor ihrer Aufhebung im Jahre 1848, und obschon man durch jene Verordnung etwas hätte gewinnen können, da sie wenigstens die nicht aufgehobenen Feste auf die Sonntage verlegte, so weiß doch das vergnügungssüchtige Volk seinen Hang zu befriedigen, indem es entweder die Vorschriften der Regierung ganz außer Acht läßt, oder freundschaftlich mit den Nachbaren die Feste theilt.

„Andiamo a far quattro passi" oder auch wohl „due passi" ist der Ausdruck, mit dem man sich hier zu Lande auffordert, einen Spaziergang „von vier oder zwei Schritten" mitzumachen. In Turin lautet die Phrase: „Andiamo fino a Po" (bis zum Po), und die Promenade geht von der Piazza Castello bis zur Piazza Vittorio Emanuele, eine Entfernung von etwa einer halben englischen Meile. Dann ist drei Monate lang im Sommer die Sonne zu heiß, drei Monate im Winter ist die Luft zu scharf, als daß man sich ihr anders als unter den Colonnaden aussetzen könnte, im Frühjahre ist die Luft hingegen zu milde oder die Sonne nicht stark genug, so daß in ihrer Meinung zu irgend einer Jahreszeit nichts so schädlich ist, als sich auf eine halbe Stunde aus dem Bereiche der Säulengänge herauszuwagen. Mit den Pferden steht es nicht viel besser, doch ist die sardinische Armee im Ganzen gut beritten, und Officiere wie Gemeine sitzen ziemlich gut zu Pferde, obschon sie mit den Pferden nicht umzugehen wissen und nach englischen Begriffen Zaum und Sporen viel zu viel gebrauchen. Außerhalb Turins, in diesen abgelegenen Landstädten, reitet man weder, noch geht man spazieren. Jede Bewegung in der freien Luft fällt weg. Pferde giebt es nur einige wenige, doch keine Sattel. Wer ein Pferd halten kann, glaubt auch

irgend ein Fuhrwerk erschwingen zu können, und wie Niemand, der reiten kann, zu Fuß gehen mag, so hat auch Niemand, der fahren kann, Lust zu reiten. Die Italiäner sind keine geborenen Reiter, obschon sie es wohl lernen. Sie haben ein dummes, altes Sprichwort: „Uomo a cavallo sepoltura aperta", welches so viel besagt, daß ein Reiter stets in Gefahr ist, den Hals zu brechen. Ich konnte weder in Castellamonte noch auf einen Umkreis von 20 Meilen ein Miethpferd auftreiben, und wenn ich auf einem grauen Klepper, den ich unlängst gekauft, ausreite, so muß ich mich mit der Gesellschaft meiner eigenen Gedanken begnügen. Indessen habe ich für meine Spaziergänge noch einen Begleiter gefunden. Die canavesischen Bauern gehen nicht zum Vergnügen spazieren, doch sind sie ein weit rüstigerer Schlag als die Turiner, und können jede schwere Arbeit thun, die ihnen ihre Mühe zu bezahlen verspricht. Aber Spazierengehen bringt nichts ein, und gleich den Leuten im Orient lieben sie Bewegung nicht um ihrer selbst willen, und ohne einen bestimmten Zweck scheint ihnen nichts des Thuns so werth, als Nichtsthun.

Vor wenigen Wochen wurde das Land durch den statistisch mit Zahlen belegten Nachweis erschreckt, daß die Sterblichkeit Turins um eben so viel größer sei als die von Paris, wie diese wiederum die Londons übertreffe. Alle möglichen Gründe wurden natürlich zur Erklärung dieser traurigen Erscheinung vorgebracht, aber es schien Niemandem einzufallen, daß alle Gewohnheiten der Leute darauf berechnet sind, Krankheuten zu erzeugen und das Leben zu verkürzen. Nichts ist selbst in diesem hochgelegenen Striche von Piemont gewöhnlicher, als daß man Männer in voller Gesundheit und in vollem Besitz ihrer Geisteskräfte findet, die man gleichwohl mit 35 oder 40 Jahren alt nennen muß. Der große Feind der Italiäner und aller in Müßiggang versunkener Nationen des Südens ist Beleibtheit. Melancholie ist der vorwiegende Fehler des italiänischen Temperaments; dieser Fehler, noch verschlimmert durch die unkluge, ungesunde Diät, die sitzende Lebensweise und das Uebermaß von Sinnlichkeit, das man mit Unrecht dem entnervenden Einflusse des Klima's zuschreibt, verursacht nicht tüchtige, kräftige Corpulenz, wie sie eine Folge des Wohllebens im Norden ist, sondern aufgedunsene, träge Fettigkeit. Gallicht und phlegmatisch, wie die meisten Italiener von Natur oder durch Gewohnheit sind, bilden sie sich ein, daß sie beständig an den Fehlern eines sanguinen Temperamentes leiden, und sind stets in Angst vor einem Colpo di Sangue und fürchten keine Leiden, als solche, die durch Vollblütigkeit verursacht werden. Sie werden darin von den Aerzten bestärkt, die für ein ewiges Aderlassen, Schröpfen und Setzen von Blutegeln sind. Ein allgemeines Aderlassen findet im Frühjahre statt, ein Aderlaß nach einem Schrecken oder irgend einer anderen plötzlichen und heftigen Aufregung, z. B. wenn man die Treppe hinuntergefallen ist, oder sich verliebt hat: die Lanzette ist das Universalmittel für moralische Leiden, wie für physische. In allen Fällen von Fieber, Entzündung und selbst Schwindsucht werden die Adern bis auf den letzten Blutstropfen geleert. So machte man es mit des Königs Bruder, dem Herzog von Genua, einem hochherzigen jungen Fürsten, der an allmäliger Entkräftung starb, und der unter ihren Händen verschied, als sie das Mittel einer letzten „saignée", der neunten innerhalb zweier Tage, versuchten. „Hätte er nur die zehnte zu überstehen vermocht!" ...

Die Italiäner sind keine Jäger. Ihre Hauptjagd ist auf Wachteln, Zugvögel, die zu Anfang des Sommers von Afrika herüberkommen und durch den Flug über das Mittelmeer so erschöpft sind, daß man sie Anfangs mit Stöcken oder Steinen leicht todtschlagen kann. Sie legen dann ihre Eier; die Jungen breiten sich über die Ebenen aus und liegen zu Tausenden auf den Kornfeldern, wo zur Erntezeit, im Juli und August, weichliche Städter sie schießen können, indem sie in ihren Tanzstiefeln

über die trockenen Stoppeln gehen. Um diese Jagd noch bequemer zu machen, halten reiche Gutsbesitzer eine Anzahl Wachteln in Kästchen; diese setzen sie Nachts hinaus, um ihre freien Genossen anzulocken, so daß man sie aus geringer Entfernung auf einem Haufen schießen kann. Außer dem Könige denkt heut zu Tage kaum Jemand daran, das Wild zu schonen. Aus Stadt und Dorf zieht Crethi und Plethi mit rostigen Flinten hinaus, selbst zur Brütezeit und bei Schneefall, und vertilgt, allen Jagdgesetzen zum Hohne, das Wenige, das noch überbleibt. Man giebt kein Quartier, erweist sich gegen Lerchen, Nachtigallen, Drosseln eben so blutdürstig, wie gegen Füchse, Marder, Habichte und Falken. Alles ist gute Beute, das ihnen in den Weg kommt, und Netz und Falle richten schrecklichere Verwüstungen an als die Flinte. Selbst als Jäger bleibt der Italiäner seiner behaglichen Lebensweise getreu, und obschon lässig, ist er deshalb doch nicht eben geduldig; habe ich doch kaum je von einem meiner piemontesischen Bekannten gehört, daß er ein Angler sei. Die Bauern dieser Gegend und, wie ich glaube, überall in den Alpen und Apenninen, haben eine barbarische Weise, die schönen Forellen zu fangen, an denen ihre Ströme so reich sind: sie werfen Kalk in's Wasser, wodurch die Fische betäubt und hilflos auf die Oberfläche kommen und dann haufenweise gefangen werden.

Die Regeneration eines Volkes aber, das so tief in diese unwaidmännischen Gewohnheiten versunken ist, muß selbst unter den günstigsten Verhältnissen das Werk vieler Jahre sein . . .

Manche unserer zuversichtlichsten Patrioten geben sich gern dem Glauben hin, daß der »antico valore«, die alte Tapferkeit der italiänischen Nation, nur schlummere und unfehlbar zur Thätigkeit erweckt werde, sobald sich die geringste Aussicht zeige, zu würdigen Zwecken verwandt zu werden; sie lassen sich weitläufig über Heldenthaten aus, die zu allen Zeiten durch den bloßen Instinkt südlicher Naturen verrichtet worden, sobald sie durch eine rechtzeitige Berufung an ihren Enthusiasmus aus ihrer gewohnten Lethargie aufgeweckt würden. »Laßt nur das Zeichen gegeben werden,« sagen sie, »laßt die Stunde der Erlösung schlagen, und man wird die schlimmsten dieser Kaffeehausbummler in Helden verwandelt sehen, die nicht nur den größten Thaten moralischer Bravour, sondern auch den größten physischen Anstrengungen gewachsen sind.« Vielleicht ist es so, wie sie sagen, aber ich lobe mir den Bären, der seine Klauen in Zeiten der Ruhe und des Friedens wetzt, um sie in der Stunde des Kampfes bereit zu haben. Ich weiß, daß La Marmora's Soldaten, jene Bersaglieri (Scharfschützen) und Artilleristen, welche die Bewunderung der Engländer wie der Franzosen in der Krim gewonnen, wie Rom nicht in einem Tage gebildet worden, doch werden sie aus der ganzen Armee ausgesucht, und die Bataillone der Bersaglieri vorzüglich rekrutiren sich aus der arbeitsamen Bevölkerung der Berge zu beiden Seiten der Alpen, da kein Städter oder Tölpel aus der Ebene abgehärtet genug ist, um die Strapazen zu ertragen, denen der Reformator der sardinischen Armee seine auserlesenen Truppen aussetzt. Auch vertraue ich den harten Lehren des Unglücks und glaube, daß ein zehnjähriger Krieg eine Bluttaufe sein würde, die unseres Volkes Erlösung bewirken würde, aber ich sehe in einer friedlichen Vorbereitung nichts Böses und glaube, man sollte in Piemont keine Zeit verlieren, die Interessen wahrer Erziehung zu fördern, um Harmonie und ein gewisses Gleichgewicht zwischen den übermäßig angestrengten Nerven unserer Jugend und ihren erschlafften Muskeln herzustellen.

Ohne Zweifel ist hierin, wie in allem Uebrigen, eine Besserung sichtbar; ohne Zweifel versichert mich der Contrast mit dem todten Mailand, daß man in Piemont überraschende Fortschritte macht, und wenn wir mit Muth und Vertrauen so voranschreiten, so kann uns eine völlige Regeneration nicht fehlen. Aber es wird Zeit und

Geduld erfordern, und meine Zeit ist kurz, meine Geduld fast ganz erschöpft. Nichts ist schmerzlicher, als zu sehen, wie viel in diesem Lande gethan werden könnte und sollte, und außer Stande zu sein, etwas dafür zu thun.

Obschon Piemont hauptsächlich ein ackerbautreibendes Land ist, und die Mißernten der letzten sechs Jahre es sehr zurückgebracht haben, so sind die am Fuß der Alpen gelegenen Provinzen ziemlich reich und können kaum absolut arm gemacht werden. Die ganze männliche Bevölkerung, hauptsächlich in den obern Thälern, wandert jährlich aus. Alle Bielleser sind Mauerleute. Die Canavesaner sind Zimmerleute, in Val Sesia Maler und Anstreicher, die Bewohner von Val Gressoney und andern Schluchten des Val d'Aosta und Val Sesia, die halb deutsch sind, reisen nach Deutschland als Händler, bisweilen auch als Banquiers, und gelangen mit der Zeit zu bedeutendem Wohlstande. Sie alle kehren des Winters indeß in ihre Heimat zurück, und giebt es kaum einen Fall, daß ein Bewohner der piemontesischen Thäler sich dauernd in der Fremde niederläßt. Es befindet sich überdies in jenen Thälern eine nicht unbedeutende Industrie. Seidenspinnereien giebt es an jedem Gewässer. Eine große Baumwollenspinnerei findet sich in Pont, in Val d'Orco, in Canavese und viele Wollfabriken in den Thälern von Mosso, in den Gebirgen von Biella. Die Besitzer reisen nach Ungarn und dem Osten, ihre Wolle zu kaufen, und kommen vorwärts, obschon ihre Mühlen so tief in den Schluchten der Thäler liegen, daß sie weder ordentliche Landstraßen haben, noch in den nächsten Jahren darauf rechnen können, und ihre Waaren auf Maulthieren befördert werden müssen. Aber sie kommen vorwärts durch die wunderbare Fülle von Wasserkraft und die große Billigkeit der Arbeit.

Im ganzen Königreiche waren schon vor 1848 die Landstraßen äußerst schlecht, sind aber seit jenem Jahre noch mehr vernachlässigt worden, weil man sich ausschließlich auf den Bau von Eisenbahnen geworfen hat, worin man denn allerdings Wunder verrichtet hat. Diese durchschneiden indessen das Land keineswegs in allen Richtungen, und viele dieser Distrikte werden eher durch die Trompete des Erzengels aufgeweckt werden, als durch das schrille Pfeifen einer Locomotive. Es scheint nämlich Grundsatz zu sein, daß Eisenbahnen überall die Landstraßen ersetzen sollen, so daß man letztere auch da verfallen läßt, wo Eisenbahnen noch nicht bestehen, sondern erst in Jahren zu erwarten sind. Wo daher der Dampf den Reisenden verläßt, hat derselbe mit Schwierigkeiten zu kämpfen, welche eine Reise zu einer fast herkulischen Arbeit machen. So kommt es, daß man den Weg von Castellamonte nach Turin, eine Entfernung von nur 15 piemontesischen Meilen, die ich selbst in fünf Stunden gegangen bin, mit der Diligence in guter Jahreszeit in 4 bis 5 Stunden zurücklegt, während man im Winter wohl sieben und auch selbst zehn Stunden dazu gebraucht. Piemont, das doch geographisch nur einen Theil der Lombardei bildet, ist kaum halb so gut bebaut wie diese oder die Herzogthümer Parma und Modena. Es soll nur zwei Drittel des für seine Bevölkerung nöthigen Getreides hervorbringen, und das gilt von dem ganzen Staate mit Einschluß des unfruchtbaren Savoyens, der ganzen Alpenstriche und der Riviera von Genua, wo man vergeblich sich bemühen würde, Steine in Brod zu verwandeln. Und doch steht die Bevölkerung im umgekehrten Verhältniß zu der Fruchtbarkeit des Bodens, so daß, während die breite Ebene fast eine Oede und nur hin und wieder in großen Entfernungen mit enggebauten Städten und Dörfern und vereinzelten Meiereien überstreut ist, die Hügel und Thäler bis zu den ödesten Klippen und unwegsamen Spitzen hinauf mit menschlichen Wohnungen, Kirchen und Dörfern bedeckt sind.

In Piemont, wie in ganz Italien, wohnen die Grundbesitzer nie und die Arbeiter nur selten auf ihren Ländereien, wenigstens in der Ebene. Der Eigenthümer und der

Bebauer wirklich werthvollen Bodens sind kaum je eine und dieselbe Person. Der Grundbesitzer eilt, das Land zu verlassen, und beehrt das Eigenthum, welches ihn unterhält, selten mit einem längeren Besuche, als etwa vierzehn Tage oder einen Monat im Herbst. Das Landvolk selbst lebt zusammengepackt in seinen schmutzigen Dörfern und hat nicht selten einen ganzen Tag zu gehen, um auf die ihnen anvertrauten Felder zu gelangen. Große Güter giebt es allerdings hin und wieder in der Ebene. Güter ganz im Stil der lombardischen, denn die Provinzen Novara, Lomellina und selbst Vercelli sind in ihrem Aussehen, in Sitten, Gebräuchen und Sprache noch eben so lombardisch, wie unter den Viscontis; gewaltige Gebäude, ringsum mit hohen Wällen und tiefen Gräben, halb Vorwerke und halb Festungen, darauf berechnet, Sturm und Belagerung im Fall der Noth auszuhalten. Denn dieser Widerwille der Italiäner gegen ländliche Abgeschiedenheit und vereinzelte Wohnungen, der mit der Zeit bloße Sache des Geschmacks und der Gewohnheit geworden, ist doch anfänglich aus der Unsicherheit des Landes, selbst in Zeiten tiefsten Friedens, entsprungen. Gewöhnlich sind die Güter in der Ebene zu groß für die Zahl der sie bestellenden Menschen, und die Art der Bewirthschaftung ist nachlässig und schlecht. Bebaut werden sie meist von „Mezzadri“, d. h. Arbeitern, die statt eine feste Pacht zu bezahlen, die Erzeugnisse mit dem Grundbesitzer zu gleichen Hälften theilen. Zwischen diesem aber und dem Bebauer des Bodens besteht sonst weiter keine Verbindung, und es ist ein seltener Fall, daß der Besitzer irgend welche Verbesserungen vorschlägt oder gar das zur Ausführung derselben nothwendige Capital vorstreckt. Hauptsächlich wegen der Theilung des Grundbesitzes in Folge der Aufhebung der Primogenitur und wegen des Strebens der Grundbesitzer, in verschlechterten Umständen ein Leben fortzusetzen, das zu ihrem geschmälerten Einkommen nicht paßt, ist ihr ganzes Bestreben darauf gerichtet, ihre Arbeiter auszusaugen, und haben diese kein anderes Mittel, sich zu helfen oder zu rächen, als indem sie ihren Herrn betrügen oder bestehlen. So hat man aus dem Worte „mezzadro“ mezzo ladro, Halbdieb, machen können. Es kann daher nicht verwundern, daß der Ackerbau noch auf einer niedrigen Stufe steht, und wenn in den letzten Jahren die landwirthschaftliche Gesellschaft zu Turin, sowie einzelne hervorragende Männer, wie der Minister Cavour und sein Bruder, versucht haben, durch ihr Beispiel zu Neuerungen anzuregen, so erweist sich der gänzliche Mangel von Bildung in Folge der vernachlässigten Erziehung als ein nur schwer zu überwindendes Hinderniß.

Ein weiterer Uebelstand ist die Unsicherheit alles Landbesitzes, da der bei Weitem größte Theil der Felder und Weinberge, sowie alle Waldungen und Weiden nicht eingefriedigt sind. Kommt nun noch dazu, daß die wenigsten Grundbesitzer und Arbeiter auf ihren Ländereien wohnen, so ist die Klage über den bedeutenden Verlust, den beständige Entwendungen verursachen, begreiflich. Die Begünstigung von Bettelei durch Priester und Mönche hat die Moral der sonst nicht diebischen Italiäner in diesem Punkte verdorben, wie das Sprüchwort „La roba ch' è nei Campi è di Dio e dei Santi“ (die Frucht auf den Feldern gehört Gott und den Heiligen) beweist.

Hat man im Allgemeinen bisher noch wenig gethan, die vielen Flüsse und Gewässer nutzbar zu machen, so ist noch weniger Sorgfalt darauf verwandt, den möglichen Schaden, den sie anrichten können, abzuwenden. Jedes Gebirgswasser in Piemont, wie überall in Italien, hat ein zwei-, drei-, ja selbst zehnmal größeres Bett, als man ihm zugestehen müßte. Donnernd und prasselnd stürzen sie sich von dem mauerähnlichen südlichen Abhange der Alpen herab. Die Beschaffenheit des Bodens, sowie das Lichten der Bergabhänge und die Ausrottung der uralten Wälder durch die gedankenlosen Alpenbewohner haben der Wuth der Gewässer jeden Widerstand genommen, und im Frühling, wenn die heiße Sonne und heißere Südwinde ein plötzliches Aufthauen

der Schneemassen auf den Gletschern verursachen, stürzt sich die Fluth mit unwiderstehlicher Gewalt herab und führt gewaltige Felsmassen mit sich; die Flüsse schwellen an, bis sie das Land überfluthen, sie verstopfen die Bogen der Brücken, bis sie diese, wie die Mauern, Dämme und sonstige Hindernisse mit sich fortreißen, und die lieblichen Thäler und Ebenen sind dann nach einer dieser heftigen Ueberschwemmungen mit Sand, Geröll und Felsmassen bedeckte Einöden. Gewöhnlich giebt man dem Flusse so viel Spielraum wie möglich, und in vielen Fällen, wie z. B. bei dem Magra, in der Nähe von Sarzana, breitet sich der Fluß über die Ebene aus und wird nur durch die natürliche Schranke der Berge eingeengt. Weist man auf solche Dinge hin, so ist die stereotype Antwort „non c' è danari", es fehlt an Geld, und allerdings sind Capitalien schwer aufzutreiben, da das Eigenthum getheilt ist.

Obschon es von höchster Wichtigkeit ist, daß Piemont seine ganze Aufmerksamkeit auf Hebung des Ackerbaus wende, so leidet es keinen Zweifel, daß es ein industrielles Land ist und es noch mehr werden wird. Freilich fehlt es bisher gänzlich an Kohlen, und durch die unverantwortliche Weise, wie man überall ganze Waldungen wie einzelne Bäume umgehauen hat, ist das Holz hier fast theuerer, als in irgend einem anderen Lande, aber die Billigkeit der Arbeit und der große Wasserreichthum befähigen das Land, mit anderen erfolgreich zu concurriren.

Ein Schnitter oder Gärtner nämlich arbeitet den ganzen Tag für nicht mehr als 30 Sous; da diese Beschäftigung aber keine dauernde ist, so kann man Fabrikarbeiter für 15 Sous, und Frauen und Kinder für 8—10 Sous haben, und diese lassen sich den besten fremden Arbeitern an die Seite stellen, obschon sich für höhere Stellen in den Fabriken Italiäner in der Regel weniger eignen als Ausländer, die man daher fast überall antrifft.

Von den Erzeugnissen des Landes ist Seide bekanntlich das werthvollste, und obschon Piemont hinsichtlich der Quantität wie auch der Qualität seiner Seide der Lombardei noch weit nachsteht, so hat man in letzter Zeit auf die Anpflanzung der Maulbeerbäume, auf die Behandlung der Würmer und das Spinnen der rohen Seide große Sorgfalt verwandt und darin auch bedeutende Fortschritte gemacht, hauptsächlich durch die Bemühungen politischer Flüchtlinge, welche auf solche Weise der neuen Heimat einen Theil ihrer Schuld abbezahlt haben. Dagegen steht die weitere Verarbeitung der Seide noch auf einer sehr niedrigen Stufe, und man sieht sich genöthigt, die fertigen Stoffe aus Lyon zu dem zehn- und vierzigfachen Betrage des für den Rohstoff erhaltenen Preises zu beziehen.«

Nach diesen Mittheilungen wird man uns hoffentlich in Zukunft mit dem »italiänischen Preußen« ein Wenig verschonen.

Correspondenzen.

Aus der Hauptstadt.

28. April 1860.

— Hofnachrichten; Unglücksbotschaften, Blittersdorf und Bruck; Ja, in Neapel. —

Die Nachrichten über das Befinden Sr. Majestät des Königs, unseres allergnädigsten Herrn, haben in letzter Woche keinen Anlaß zu besonderen Befürchtungen gegeben. Ihre Majestät die Königin hatte die Freude, Allerhöchstihre beiden Schwestern, die Königin von Sachsen Majestät und Ihre Kaiserl. Hoheit die Frau Erzherzogin

Sophie von Oestreich, Mutter des Kaisers Franz Joseph von Oestreich, auf Schloß Sanssouci zu empfangen. Man scheint an gewissen Stellen diesen Besuchen der Durchlauchtigsten Verwandten unserer Königin am Hoflager zu Sanssouci eine politische Bedeutung beilegen zu wollen, die sie sicherlich nicht haben. Wenigstens lassen sich diese Besuche viel leichter und zwangloser aus der verwandtschaftlichen Theilnahme an dem gekrönten Dulder und an seiner treuen Pflegerin, der barmherzigen Schwester im Purpur, erklären.

Allerlei Schreckenskunden machen einen tiefen Eindruck, namentlich in den höheren Kreisen der Hauptstadt. Der badische Staatsminister Blittersdorf ist wahnsinnig geworden; man hat eben nicht Ursache hier in Berlin, Herrn v. Blittersdorf zu lieben, der von je ein Gegner Preußens war und diensteifrig das Metternich'sche System vertrat. Metternich selbst war durchaus kein Gegner Preußens, aber sein System, sobald es nicht vollkommen verstanden wurde, führte zum Kampf mit Preußen. Doch nicht das Ereigniß selbst, sondern die Ursachen sind es, welche hier so tiefen Eindruck machten. Der Reichsfreiherr Friedrich Carl Landolin von Blittersdorf ist nicht einfach wahnsinnig geworden, sondern wahnsinnig wegen verunglückter Geldspeculationen. Der Mann war fast siebenzig Jahre alt, vermählt war er mit einer Brentano. Noch peinvoller war der Eindruck, den die Nachricht von dem Selbstmord des östreichischen Finanzministers Bruck machte. Anfänglich hieß es, der unselige Mann sei an einem Schlage gestorben, und die Liberalen, welche Bruck zu den Ihrigen rechneten, priesen mit vollen Backen die Verdienste des Mannes, bis das blutige Gespenst des Selbstmörders vor sie hintrat, und die Lob-Posaune nach gellem Mißklang verstummte. Und warum dieser Selbstmord? weil sich Bruck in den großen Eynatten'schen Betrugs-Prozeß verwickelt sah. Geldspeculationen hier wie dort; der alte Reichsfreiherr ist demselben Bann des Bösen verfallen, wie der neue Freiherr von 1849, der als Motto in sein Wappenschild die Devise nahm: „Quod sis, esse velis!“, der als Elberfelder Kaufmannsdiener anfing, so hoch stieg und so schrecklich endete. Uebrigens werden sich Landsleute, welche in den letzten Jahren die böhmischen Bäder besucht haben, wohl noch erinnern, wie die Oestreicher leise ihre Mißbilligung darüber aussprachen, daß Bruck bei der großen Landes-Calamität für mehrere Millionen Gulden die Herrschaft Klenovnik im Warasdiner Comitat Croatiens angekauft hatte. In unserer Gegenwart äußerte ein berühmter Staatsmann, der öfter Lord Palmerston die Larve vom Gesicht gerissen hat, welcher mit der Erste war, der den traurigen Lord John durchschaute und ihn in seiner ganzen Nichtigkeit hinstellte, folgendes Urtheil über Bruck: „Wenn der Kaiser von Oestreich betrogen wird durch seinen Finanzminister, so darf er sich nicht beklagen, denn man darf einem Finanzminister nicht trauen, der ein so ungeheures Deficit eingesteht und doch Minister bleibt, ohne ein Wort der Erklärung zu geben.“ Damit wollen wir indessen durchaus kein Urtheil über die Schuld oder Nichtschuld Bruck's abgeben — Herr! führe uns nicht in Versuchung! Mit Schmerz gedenken wir in solchen Fällen namentlich immer der hinterbliebenen Familie. Wie der Feldmarschall-Lieutenant von Eynatten, der auch durch Selbstmord endete, so hinterläßt auch Bruck Söhne, die als Officiere in der Kaiserlichen Armee dienen. Bruck ist 62 Jahre alt geworden.

Im Verlage von Otto Janke ist das letzte Werk von Willibald Alexis erschienen, „Ja, in Neapel!“ betitelt; wir sagen das letzte Werk, denn der vaterländische Romandichter ist in seiner Villa bei Arnstadt wiederum vom Schlage getroffen worden, und man fürchtet, daß er sich dieses Mal nicht wieder so weit werde erholen können, um ferner schriftstellerisch thätig zu sein. Was das Werk selbst betrifft, so hat es einen ganz eigenthümlichen Eindruck auf uns gemacht — es ist eine ganz interessante Novelle, aber es war uns immer zu Muthe, als könne sie nicht Willibald Alexis, als müsse sie ein ganz Anderer geschrieben haben. Uebrigens bildet „Ja, in Neapel!“ den ersten Band einer auch äußerlich sehr hübsch ausgestatteten Serie von Romanen und Erzählungen, zu denen außer Willibald Alexis auch George Hesekiel, Hermann v. Maltitz, Heinrich Smidt und andere beliebte Erzähler beigetragen haben.

Aus Paris.

— Die letzten Bälle und die ersten Pferderennen. Soirée der Herzogin von Tascher Duprez und seine Eleven. Gluck. —

Wir befinden uns in einer gesellschaftlichen Uebergangsperiode. Die Saison der Pferderennen beginnt und die der Bälle neigt sich ihrem Ende zu. Dafür waren aber auch diese letzten Bälle die schönsten des ganzen Jahres, und man wird noch lange davon sprechen, namentlich von dem der Prinzessin Mathilde, so wie auch von dem vielbesprochenen Costümball der Herzogin von Alba. Den Glanzpunkt des Letzteren bildete eine Quadrille der vier Elemente. Die Dame, welche das Feuer darstellte, war mit Rubinen übersäet. Es war ein Glanz, daß man sich in die Märchen von tausend und eine Nacht versetzt glaubte.

Eine interessante Soirée fand neulich im Tuilerienpalais statt, bei der Duchesse de Dalberg (Tascher de la Pagerie) zur Feier des Geburtstages des Grafen von Tascher, des Oberhofmeisters der Kaiserin. De Montullé hatte zu der Gelegenheit eine Charade in vier Tableaux und in Versen gedichtet, welche von einigen Herren und Damen der Gesellschaft dargestellt wurde. Ane war der Gegenstand des ersten Tableau's, hiver der des zweiten, serre der des dritten. Das vierte Tableau stellte endlich das ganze Wort dar (anniversaire). Der Gelegenheitsscherz war ebenso passend als amüsant.

Duprez, der einst so berühmte Tenorist der großen Oper und jetzt der berühmteste Gesanglehrer weit und breit, hat eine neue Oper, die Jungfrau von Orleans, componirt und dieselbe bereits vergangenen Sonntag auf seinem kleinen Eleventheater von seinen Schülern und Schülerinnen aufführen lassen. Dies Werk bekundet gegen seine früheren entschiedene Fortschritte. Es sind einige gute Nummern und namentlich ausgezeichnete Chöre darin, aber es fehlen auch wieder die musikalischen Längen nicht, und so kam es denn, daß das Publikum zuletzt eine große Abspannung zeigte. Mehr wollen wir nicht sagen, um diesen großen Künstler, der so viele Verdienste hat, nicht zu kränken, um so mehr, als seine Fehler meist aus zu großem Eifer entspringen. Als Duprez die Stimme verlor und nicht länger Tenorist der großen Oper bleiben konnte, zog er sich natürlich zurück. Aber unfähig, den Gedanken der Unthätigkeit zu ertragen, wurde er Bariton, Impressario, Maestro, Chorführer, Maschinist, Souffleur und Regisseur, und vereinte alle diese Rollen und Functionen auf seinem kleinen Theater in der Straße Turgot. Er würde im Nothfall sich auch dazu verstehen, Libretti zu schreiben und Decorationen zu malen. Doch verdanken wir diesem Institute die bedeutendsten Gesangskünstler, welche sämmtlich auf diesem kleinen Eleventheater ihre ersten practischen Bühnenstudien machten.

Bei der Darstellung der Jungfrau von Orleans hatte die Heldin Mlle. Brunet, welche auf dem Scheiterhaufen enden muß, beinah das Unglück, wirklich vom Feuer ergriffen zu werden, doch kamen Sängerin und Publikum mit dem bloßen Schreck davon.

Ein besonderer Unstern scheint diese Woche über Duprez' Schülerinnen zu schweben, dennoch wäre Mlle. Monrose (eine andere Elevin Duprez') gewiß froh, wenn sie nur so leichten Kaufs wie Mlle. Brunet davongekommen wäre. Die genannte Künstlerin begab sich in die Opéra comique, wo sie im Roman d'Elvire zu singen hatte. Da sie nach der Oper noch einen Ball besuchen wollte, hatte sie ein Carton mit einer Ballrobe und ein Juwelenkästchen mitgenommen, beides aber in der Eile im Wagen liegen lassen. Als sich Mlle. Monrose nach beendigter Vorstellung in ihrer Garderobe zum Ball ankleiden wollte, gewahrte sie erst ihren Verlust. Der Wagen, dessen Nummer die Künstlerin nicht behalten hatte, war mit seiner reichen Beute davon gefahren und ist auch bis jetzt noch nicht ermittelt worden.

Gluck macht jetzt plötzlich wieder Furore hier. Madame Viardot singt viel Gluck'sche Musik, und auch Madame Barbot, die Primadonna der großen Oper, erndete neulich große Triumphe mit der Klytemnestra in Glucks Iphigenie in Aulis. Auch in Concerten dürfen Gluck'sche Arien auf dem Programm nicht fehlen. Man wird sich in Deutschland darüber freuen, daß Gluck hier endlich eine so gerechte Anerkennung findet, und diese plötzliche Begeisterung vielleicht einer gediegneren musikalischen Geschmacksrichtung überhaupt zuschreiben. Daran hätte man aber leider sehr Unrecht. Wie alles in Paris, ist auch der Gluck-Enthusiasmus nur Modesache. Die Tiefe und Großartigkeit der Schöpfungen dieses großen Meisters vermögen die Pariser wohl kaum zu fassen.

Militärische Revue.

Sonntag, den 29. April 1860.

Avis. Beiträge ꝛc. für die militärische Revue werden unter der Adresse der Expedition, Kronenstraße Nr. 21, erbeten.

Geschichtskalender.

29. April 1813. Gefecht von Merseburg: Die Musketier-Bataillone des 1. Inf.-Regiments halten die Stadt den ganzen Tag gegen das Corps des Marschalls Macdonald.

30. April 1793. Gefecht von Türkheim: Prinz von Würtemberg und Prinz Ludwig von Preußen schlagen die Oesterreicher.

1. Mai 1759. Gefecht von Zuckmantel: Friedrich II. schlägt den Gen. de Ville.

2. Mai 1813. Schlacht von Groß-Görschen.

3. Mai 1703. Eröffnung der Laufgräben vor Bonn.

4. Mai. 1741. Uebergabe von Brieg durch den Gen. v. Piccolomini an die Preußen.

5. Mai 1762. Friede zu Petersburg zwischen König Friedrich II. in Preußen und Kaiser Peter III. von Rußland.

Inhalt:

Die Schlacht von Tetouan.

Nach dem officiellen Berichte des Marschall O'Donnel, Herzogs von Tetouan, im Spectateur militaire.

Die Anfangs Februar vollendete Ausschiffung von Lebensmitteln und Belagerungs-Material erlaubte dem Marschall O'Donnel die Offensive wieder zu beginnen.

Der Feind hatte während des Stillstandes der Operationen zahlreiche Streitkräfte zusammengezogen und dieselben vermehrten sich täglich. Artillerie-Salven aus der Festung und im Lager verkündeten die Ankunft Muley-Achmet's, des Bruders des Kaisers, mit einer bedeutenden Zahl Mauren, unter denen ein Theil der schwarzen Garde. Im Gefecht am 31. Januar gemachte Gefangene gaben die Stärke der Marokkaner wohl etwas übertrieben auf 40 bis 45000 Mann an; 35000 dürfte der Wahrheit näher kommen.

Der Feind arbeitete ununterbrochen an der Befestigung seiner Lager und armirte diese Verschanzungen mit Geschütz.

Am 2. Februar nach der Messe bestieg Marschall O'Donnel mit den Generalen den Thurm der Douanen und gab die Disposition zum Angriff, der am 4. stattfinden sollte, aus.

Das 2. Corps (General Gr. Reus) sollte den rechten Flügel bilden. An der Tete 2 Brigaden bataillonsweise in Echelons formirt, dahinter die beiden anderen Brigaden in geschlossener Colonne. In der Mitte 2 Batterien vom 2. Fuß-Artillerie-Regiment und 2 Gebirgsbatterien vom 1. und 5. Regiment.

Das 3. Corps (General Ros) als linker Flügel ebenso formirt, mit 3 Escadrons reitender Artillerie in der Mitte.

Im Centrum zwischen beiden Corps die Position-Artillerie, vor ihr die Genie-Truppen und hinter ihr die gesammte Cavallerie in 2 Treffen.

Endlich sollte das Reserve-Corps (General Rios) mit einer Batterie vom 2. Fuß-Artillerie-Regiment und einer Gebirgsbatterie vom 5. Regiment noch weiter rechts vorgehen und auf das Sternfort gestützt das Lager von Muley-el-Abbas bedrohen, um denselben festzuhalten, und nach den Umständen zu handeln, ohne sich jedoch unangegriffen in ein Gefecht einzulassen.

Am Morgen des 4. war es eisigkalt, der kleine Atlas war fast bis zum spanischen Lager mit Schnee bedeckt, das Wetter sehr trübe und ein feiner Staubregen fiel. Marschall O'Donnel schob den Angriff auf, weil er es nicht für gerathen hielt, die Operation zu beginnen, wenn das schlechte Wetter andauern sollte.

Als sich aber um 8½ Uhr der Himmel aufheiterte und die Sonne erschien, wurde der Befehl zum Antreten gegeben. Die Truppen begannen ihre Bewegung mit Ueberschreitung des El Cantara-Flüßchen, über welches in der vergangenen Nacht von den Genietruppen 4 Brücken geschlagen waren.

Bald hatte sich die Armee in der vorliegenden weiten Ebene entwickelt, zum ersten Male ungetheilt dem Feinde gegenüber.

In vorzüglichster Ordnung und mit der größt n Stille setzte sich die Armee in Bewegung, ohne daß die Pfützen und Wasserlachen, welche einige Colonnen überschreiten mußten, dieselben im mindesten aufgehalten oder die geringste Stockung herbeigeführt hätten.

Als die Spanier 1000 Mètres (1325 Schritt) vorgerückt waren, eröffnete der Feind aus seinem Lager vor der Front ein wohlgenährtes Feuer, das bald vom Thurme Djeleli unterstützt wurde; aber ohne dieses Feuer zu beantworten und ohne sich aufhalten zu lassen näherten sich die Spanier bis auf 1700 Mètres (2256 Schritt) dem Feinde. Jetzt avancirte die Positions-Artillerie und begann ihr kräftiges und sehr wirksames Feuer.

Um die Wirkung zu steigern und die gezogenen 4 Pfd. in Thätigkeit setzen zu können, befahl Marschall O'Donnel dem 3. Positions-Artillerie-Regiment batterieweise im Feuer noch weiter vorzugehen, und dem reitenden Artillerie-Regiment auf dem linken Flügel, ebenfalls zu avanciren und den feindlichen rechten zu beunruhigen.

Die Artillerie ging im Galopp vor und bald dämpfte ihr Feuer das feindliche. Die bei den Armee-Corps eingetheilte Artillerie erhielt gleichfalls . efehl vorzugehen, und zwei Batterien des 2. Fuß-Regiments wurden auf den rechten Flügel gezogen, von denen eine ihr Feuer auf die äußerste Linke des untern Lagers, die andere auf einen Theil der feindlichen Infanterie und Cavallerie richtete, der vom obern Lager herkam. Die Lancier-Brigade wurde derart aufgestellt, daß sie die zahlreichen feindlichen Streitkräfte beobachtete, welche gegen die an das Sternfort gelehnte Reserve herabrückten und die Arrieregarde bedrohen konnten.

Als dies geschehen war, avancirte die Armee von Neuem. In der Front und auf beiden Flügeln ging die Artillerie bis auf 600 Mètres (800 Schritt) an die Verschanzungen des Feindes heran, der sein Geschützfeuer fortsetzte. Bis jetzt war auf beiden Seiten kein Flintenschuß gefallen.

In der linken Flanke zeigte sich einige feindliche Cavallerie und Infanterie, welche

das Feuer der Tirailleurs, die durch zwei vom General Makenna vorgeführte Bataillone unterstützt wurden, bald zum Weichen brachte. Dieser General trieb den Feind gegen die Festung zurück und stellte sich unter dem Schutze der Cuirassier-Brigade, mit der General Galiano hierher vorging, zwischen ihm und dem Lager auf.

Während dessen war die reitende Artillerie und das 3. Corps soweit vorwärts gekommen, daß sie im Stande waren, sich auf das äußerste Ende der Verschanzungen stürzend den Feind in der Flanke zu fassen.

Bis auf 400 Mètres (530 Schritt) vorgehend eröffneten 40 Geschütze ein lebhaftes Feuer; zahlreiche Granaten fielen in das feindliche Lager, wo sie große Verwüstungen anrichteten und selbst einige Pulverbehälter und Zelte zündeten. Doch war es nicht möglich, das feindliche Feuer ganz zum Schweigen zu bringen, da die solide und einsichtsvolle Construktion der Brustwehren das Demontiren der Geschütze verhinderte, weil die Kugeln nicht in die Scharten eindringen konnten und die Granaten vor denselben crepirten. Glücklicherweise hatten die Spanier bis jetzt wenig Verlust gehabt. Die Standhaftigkeit und Ruhe, mit welcher seine Truppen ungedeckt — kein Strauch findet sich hier — im feindlichen Feuer ausharrten, und die Pünktlichlichkeit, mit der seine Befehle ausgeführt waren, gab dem spanischen Feldherrn die Gewißheit, daß der Kampf nicht lange mehr unentschieden sein würde.

Wirklich, der geeignete Moment war erschienen. General Gr. Reus mit dem 2. Corps stand vor der Front und General Ros mit dem 3. in der rechten Flanke der Verschanzungen. Der Befehl zum Sturm erfolgte. Gr. Reus an der Spitze der ersten Bataillone stürzte sich auf dieselben: das Jägerbataillon Alba de Tormes, die Freiwilligen von Catalonien, das 1. Bataillon vom Regiment der Prinzessin, das erste von Leon und beide von Cordova waren die ersten. Links umging das 1. Bataillon von der Albuera das äußerste Ende der Verschanzungen. Die Generale Garcia und Turon mit dem Bataillon von Ciudad Rodrigo und dem 2. von der Albuera, das von Zamora und das 1. von Asturien, dann erst die anderen Bataillone beider Corps folgten.

Der Sturm war kurz; der Feind, welcher sich bis dahin hinter der Brustwehr gedeckt gehalten hatte, eröffnete ein Feuer aus Espingarden, welches die Verschanzungen in einen Vulkan verwandelte. Aber weder das Kartätschenfeuer, noch das Feuer des Platzes, noch eine tiefe und kothige Pfütze waren im Stande die Spanier aufzuhalten. Bald waren die Verschanzungen erstiegen, Gr. Reus drang als erster durch eine Scharte, die Bataillone des linken Flügels von rückwärts ein. Der Feind leistete muthig Widerstand und machte mit einer Hartnäckigkeit, die er bis dahin noch nicht gezeigt hatte und die unmöglich lange dauern konnte, den Spaniern den Sieg streitig.

Nach 35 Minuten wehte die Spanische Fahne auf der Brustwehr. Artillerie, Munition, Zelte und Gepäck, Alles war genommen, und der Feind erstieg aufgelöst die steilen Hänge des Djebel-el-Ahmar, um sich der Verfolgung zu entziehn.

Ein Theil der Marokkanischen Streitkräfte hielt sich noch im Thurm Djeleli und auf den benachbarten Höhen. General Heinrich O'Donnell erhielt Befehl, ihn mit seiner 2. Division des 2. Corps zu vertreiben; es geschah mit bewundernswürdiger Entschiedenheit und Schnelligkeit.

Die Schlacht war gewonnen und die Sieger lagerten auf derselben Stelle und unter denselben Zelten, wie vor kaum ½ Stunde die Brüder des Kaisers von Marokko, mit der zahlreichsten Armee, die er je zusammengebracht hatte.

Das Reserve-Corps hielt durch seine Bewegungen und durch sein festes und entschiedenes Auftreten einen bedeutenden Theil der Streitkräfte des oberen Lagers in Schach und peralysirte so für das Gefecht 3 bis 4000 Reiter.

2 Fahnen, 8 bespannte und zum Theil noch geladene Geschütze, viel Munition,

man um die Hälfte mehr Mannschaften aushebt, die Zahl der Schul-Bataillone verdoppeln, sondern höchstens im gleichen Verhältnisse wie die Aushebung (2:3) vermehren müssen.“ — Erlaubt der Herr „moniteur rhénan“ einem preußischen Soldaten vielleicht die schüchterne Bemerkung, daß unsere Bataillone keine „Schul-Bataillone,“ oder, wie wir uns auszudrücken pflegen, keine Ersatz-Bataillone, sondern Feld-Bataillone sind, und daß Preußen genau so viel solcher Bataillone bedarf, als seine militairische Aufgabe erfordert. — Wir möchten den hochverehrlichen Redacteuren und Mitarbeitern des hochweisen Blattes überhaupt anrathen, sich aus persönlichen Gesundheitsrücksichten keine unruhige Nächte unserer Armee wegen zu machen, das wird hier in Berlin wirklich ganz ohne ihre Hülfe schon besorgt werden. Es sind nicht die schlechtesten Regimenter gewesen, die ohne den Beirath der Du-Mont-Schauberg'schen Offizin organisirt worden sind.

Die „Augsburger Allgem. Zeitung“ läßt sich von Frankfurt am Main aus schreiben, daß für die künftige Woche der Bericht des Militair-Ausschusses über die projectirte Revision der Bundes-Kriegsverfassung erwartet werde. Bekanntlich hat der „Ausschuß“ die preußischen Vorschläge abgelehnt, und die oben erwähnte Correspondenz meint nun: „Was die Führung des Bundesheeres betrifft, so sieht man einem Vorschlag entgegen, dessen Zweck ist, diese gewichtige Angelegenheit in einer dem förderalen Charakter des Bundes und den Anforderungen der militairischen Praxis entsprechenden Weise zu regeln.“ — Uns scheinen dies Alles müßige Geschäfte zu sein. Der preußische Vorschlag war nicht nur der einzig praktische, sondern auch der einzig mögliche. Die Herren in Frankfurt mögen beschließen, was sie wollen, so liegt wohl so viel auf der flachen Hand, daß nichts davon ausgeführt wird, weil eben Preußen seine Zustimmung dazu nicht geben kann und deshalb jede derartige Ausführung verhindern muß.

Majoritäten oder nicht! Bei einem Kriege Preußens mit Frankreich können die deutschen Kleinstaaten nicht neutral bleiben; sie müssen sich Frankreich oder Preußen anschließen. Wollen sie das Letztere nicht, so wird keine Majorität der Welt, am wenigsten aber die in der Eschenheimer Gasse, Preußen von der Verpflichtung im Namen Deutschlands und in seinem eigenen entbinden, die erstere Eventualität nach Kräften unmöglich zu machen. Es giebt einige sogenannte Staatsmänner an den kleinen deutschen Höfen, die so sehr „Diplomaten“ sind, daß sie glauben, durch einige kleine Kniffe in die Geschicke Preußens eingreifen zu können, und die da glauben, wenn sie die diplomatischen Formen einer europäischen Macht annehmen, auch die europäischen Schicksale lenken zu können. So wäre z. B. die souveräne Note, welche Herr von Beust im vorigen Sommer gegen den Fürsten Gortschakoff schleuderte, voller Sinn und Würde gewesen, wenn der Name des Freiherrn von Schleinitz darunter gestanden hätte; da aber nur Herr von Beust unterzeichnet hatte, so war die ganze Note einfach lächerlich, denn alle Welt weiß, daß für den Fall eines Uebelnehmens Seitens des russischen Cabinets erst noch Preußen geographisch zwischen den russischen Heeren und Herrn von Beust lag. Hauptsächlich sind es derartige „Staatsmänner“, welche der Machtentfaltung Deutschlands Hemmschuhe anlegen. Wenn dergleichen Herren wirklich glauben, daß Preußen sich am Bundestage in wichtigen Fragen überstimmen lassen kann und die Beschlüsse der Majorität respectiren wird, so gehört hierzu in der That eine Naivetät der Anschauung, welche über das Komische weit hinaus geht; wenn aber dies nicht der Fall ist, wenn jene Herren wissen, daß preußenfeindliche Beschlüsse des Bundestages doch nicht ausgeführt werden, weder von Preußen, noch von sonst Jemand, so sollen sie uns wenigstens, nach dem Styl gewordenen Ausdrucke, mit ihren Declamationen von deutscher Einigkeit „vom Halse bleiben“.

Die Naivetät des „Deutschen Botschafters“ macht in jeder seiner Nummern neue Fortschritte. In Nr. 17. rechnet er heraus, daß Frankreich bisher eine bewaffnete Macht von 603,000 Mann besessen habe; dagegen wäre das preußische Heer bis jetzt 679,000 Mann stark gewesen und würde nach Ausführung der neuen Organisation 1,083,950 Mann betragen. Die Motivirung dieser Zahlen ist dabei noch köstlicher wie diese Zahlen selbst, und wir rathen denjenigen unserer Leser, welche einmal herzlich lachen wollen, das Blatt zur Hand zu nehmen. Es ist Nr. 17. vom 23. April.

Nach dem letzten „Moniteur de l'Armee“ sind aus Italien nach Frankreich zurückgekehrt: das 2. und 53. Linien-Regiment nach Bayonne und Besançon, das 15. Jä-

zahllose Cameele und viele Bagage fielen in die Hände der Sieger; der Feind hatte Nichts zu retten vermocht.

Die Spanier verloren während der halben Stunde des Handgemenges 10 Offiziere und 57 Mann an Todten, 3 Chefs, 52 Offiziere und 707 Mann an Verwundeten und 7 Chefs 3 Offiziere und 259 Mann an Contusionirten.

Die Verluste des Feindes waren ungeheuer, das Lager war mit Leichen bedeckt und eine große Zahl Verwundeter nach Tetouan und in die benachbarten Gebirge geschafft worden.

Die Kanonenböte der Flotte waren, um am Kampfe Theil zu nehmen, so weit als möglich den Martin-Fluß stromaufwärts gefahren und hatten ihr Feuer gleichzeitig mit dem der Artillerie eröffnet. Als der Verlauf des Gefechts zum Einstellen desselben nöthigte, baten die Offiziere den Marschall, sie an der Spitze ihrer Mannschaft am Kampfe Theil nehmen zu lassen. Dies wurde ihnen abgeschlagen und sie auf die vielleicht nöthig werdende Deckung der linken Flanke und Bestreichung beider Flußufer verwiesen.

Tagesereignisse.

Ueber die mit dem Mai ins Leben tretende neue Dislocation geben wir zunächst für das 3. Armee-Corps die vorläufigen Anordnungen, bemerken aber dabei, daß in Bezug auf den Verbleib des 1. Bataillons 8. (Leib-) Infanterie-Regiments in Berlin noch Verhandlungen schweben.

9. Infanterie-Brigade:

8tes (Leib-) Inf.-Regt.: Stab und 2 Bats. Frankfurt a. d. O., 1 Bat. Landsberg. — 8. Landw.-Regt.: Stab, und 2 Bats. Cüstrin, 1 Bat. Soldin.

10. Infanterie-Brigade.

18tes Inf.-Regt.: Stab und 1 Bat. Guben; 1 Bat. Spremberg; 1 Bat. Cottbus.

12tes Landw.-Rgt.: Stab und 1 Bat. Frankfurt a. d. O., 1 Bat. Crossen, 1 Bat. Sorau.

NB. Das 12. Inf.-Regt. rückt nach Posen und Schrimm ab.

11. Infanterie-Brigade.

20. Inf.-Regt.: Stab und 2 Bats. Brandenburg, 1 Bat. Treuenbrietzen.

20. Landw.-Regt.: Stab und 1 Bat. Wriezen, 1 Bat. Königsberg i. d. Nm., 1 Bat. Strausberg.

12. Infanterie-Brigade.

24. Inf.-Regt.: Stab u. 2 Bats. Ruppin, 1 Bat. Havelberg.

24. Landw.-Regt.: Stab und 2 Bats. Prenzlau, 1 Bat. Angermünde.

---

3. Jäger-Bat.: Lübben.

5. Cavallerie-Brigade behält ihre Garnisonen.

6. Cavallerie-Brigade.

6. Cürassier-Regt. (Kaiser Nikolaus I.): Brandenburg. — 3. Huf.-Regt.: Stab und 2 Esc. Rathenow, 2 Esc. Friesack. — 2. Comb. Ulanen-Regt.: Stab u. 2 Esc. Perleberg, 1 Esc. Kyritz, 1 Esc. Wusterhausen.

---

3. Artillerie-Regiment.

Stab Berlin, je eine Abtheilung Wittenberg, Torgau, Jüterbock und Düben. — Festungs-Abth.: Torgau, Wittenberg und Mainz.

3. Pionier-Bat.: vom 1. Oktober ab Torgau.

Die Formirung der Offizier-Corps für die neuen Regimenter ist derart vorbereitet, daß das Bezügliche mit dem nächsten Avancement am 23. Mai, bei Gelegenheit der hiesigen Frühjahrsparade, befohlen werden kann. Bis dahin werden die neuen Regimenter auch noch ihre bisherigen Namen beibehalten und noch unter diesen in ihre neuen Garnisonen abrücken.

Die „Preußische Zeitung“ führte neulich den von so vielen Seiten bereits hervorgehobenen Satz an, daß bei einer zweijährigen Dienstzeit die Bataillonsstämme nur 300 Mann stark, und daß bei solchen Cadres keine Offiziere ausgebildet werden könnten. Hierauf erwidert die „Kölnische Zeitung“: „Die „Preußische Zeitung“ hat also ganz vergessen, daß die zweijährige Präsenz-Zeit in Preußen lange bestanden hat! Der Umstand, daß 60,000 statt 40,000 Rekruten jährlich ausgehoben werden sollen, kann doch nicht den sachverständigen Organisatoren eine unüberwindliche Schwierigkeit bieten. Freilich wird man nicht, wenn

ger-Bat. nach Straßburg und das 2. Regt. Jäger zu Pferd nach Limoges.

Dasselbe Blatt bespricht die Annexion Savoyens und Nizza's an Frankreich und sagt dabei, die Erwerbung an sich sei unbedeutend und nichts Anderes, als ob man ein „Weidenkätzchen einem Diamantenstrome beifüge." Dagegen sei eins der Thore Frankreichs, welches seit 1815 offen gestanden habe, durch die Soldaten von Magenta und Solferino geschlossen worden.

Die Brigade Savoyen und das Cavallerie-Regiment Nizza, welche ebenfalls an Frankreich übergehen, haben sich auch sofort der Lobhudelei des offiziellen Militärblattes zu erfreuen. Von der Brigade Savoyen bemerkt dasselbe, es könne, „ohne den übrigen Truppen des Königs Victor Emanuel unrecht thuen zu wollen, behaupten, daß diese Brigade in Bezug auf Tapferkeit, Disciplin und alle übrigen militärischen Tugenden den Ruf der besten Truppe mit Recht errungen habe," und von dem Regiment Nizza, daß es „nicht nur der Nummer nach das erste in der sardinischen Armee sei, sondern diesen Rang auch vor dem Feinde zu behaupten gewußt habe."

*** Es geht uns von verehrter Seite folgende Mittheilung zu:

Das Gefecht von Grätz fand nicht am 27. April 1848 — wie es in der „Berliner Revue" vom 22. April 1860 angegeben, sondern am **28.** April 1848 statt, also einen Tag später. Unterzeichneter war mithandelnd mit der ihm untergebenen Compagnie des 7. Landwehr-Regts. und führte ein genaues Tagebuch. Die mobile Colonne unter Befehl des Oberst von Heister unternahm den Angriff auf Grätz, von Buk kommend, am 28. April Abends 6¼ Uhr und war um 8 Uhr im Besitz der Stadt. Anführer der Polen war ein gewisser Doctor Mosse. Der Oberst v. Heister starb in der Nacht vom 2. zum 3. Mai in Grätz am Lungenschlage; der Major Breetz vom 18. Infanterie-Regt. als ältester Officier übernahm das Commando und lieferte am 4. Mai Abends von 7 bis 8½ Uhr das Gefecht bei Buk, nachdem dort in der Nacht vorher 1½ Comp. des 18. Infanterie-Regts., unter Befehl des Hauptmann v. Bönigk, meuchlings überfallen und zum Theil zersprengt worden waren.

Hirschberg i. S., den 27. April 1860.

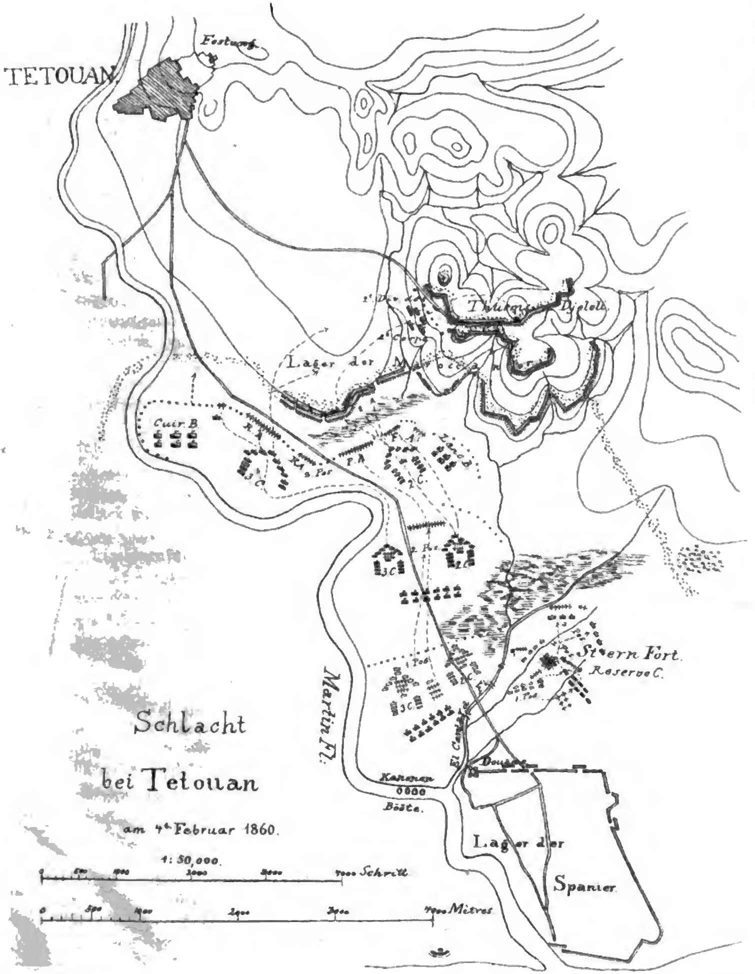
v. Wienskowski,
Major a. D.

Literarisches.

„Das Heil kommt nicht von Oestreich." Eine Stimme aus Baiern von Dr. Ph. S. von der Aurach. Zweite Auflage. Berlin bei Riegel.

Der Verfasser ist verletzt durch das östreichische Concordat, durch das Aufleben hierarchischer Tendenzen im Kaiserstaate, durch die vielfachen Fehlgriffe der auswärtigen Politik, und verlangt deshalb, daß Oestreich aus Deutschland hinausgeworfen werde, damit man sich in Deutschland behaglich constitutionell einrichten könne. An einen Krieg Frankreichs gegen Deutschland glaubt er nicht; ein solcher Krieg sei nur ein Gespenst, um die Furchtsamen in den Sack zu jagen. Geschähe aber dennoch das Unwahrscheinliche, so würde ganz Europa sich gegen Frankreich erheben, Deutschland würde aber, wenn auch nicht durch die Masse der Bajonnete, so doch durch die „Energie des deutschen Geistes" den Feind aus dem Lande jagen. Auch ein Standpunkt!

Druck von G. Hickethier in Berlin, Kronenstr. 21.



TETOUAN
Lager der Marocca[ner]
Cuir. B.
Stern Fort.
Reserve C.
Martin Fl.
Lager der
Spanier
Schlacht
bei Tetouan
am 4. Februar 1860.
1: 50,000.
Schritt
Mitres

Herr von Westphalen und Graf Schwerin.

Voraussichtlich wird es unsern Lesern noch unvergessen sein, daß wir dem Herrn von Westphalen, so hoch wir seinen Standpunkt und seine Action in der Hauptsache gestellt, doch auf dem Gebiete seiner polizeilichen Thätigkeit nicht überall zu folgen vermocht, und daß wir hier und da wohl den Wunsch ausgesprochen, es möchte ihm gefallen, die obschwebenden Fragen nach ihrer Wichtigkeit zu rangiren und die untergeordneten mehr aus der Vogel-Perspective zu behandeln. Je offener wir aber dies seiner Zeit gethan, um so näher liegt uns heute die Veranlassung, das Auftreten des „reactionären und feudalen" Herrn von Westphalen mit dem seiner „liberalen und constitutionellen" Nachfolger zu vergleichen, und wir können dies um so unbefangener, als wir überraschender Weise bereits die früheren Bewunderer des freisinnigen Ministers als Concurrenten auf dem Platze finden.

Wir wiederholen hier nicht, was wir bereits über die Beseitigung der mißliebigen, und zwar nur wegen ihrer vermeintlich antiministeriellen Gesinnung mißliebigen Beamten des Weiteren ausgeführt; wir wollen auch kurz darüber hinweggehen, daß der Graf Schwerin eben wie sein reactionärer Vorgänger von „parlamentarischer Regierung" und der maßgebenden Bedeutung der Majoritäten nichts wissen will, obschon er uns dabei die Antwort schuldig geblieben: was dann aus dem von ihm so hoch gehaltenen „Constitutionalismus" wird; wir haben es hier vorzugsweise mit der Rescripten-Arbeit des Ministers und den entsprechenden Bezeichnungen dieser Thätigkeit zu thun.

Selbstredend macht es dabei keinen Unterschied, daß die „neue Aera" die Fronte verändert, und daß der Graf Schwerin die Freunde des Herrn von Westphalen als seine Gegner behandelt; Recht muß Recht bleiben, ob es auf „Junker" oder Juden angewendet wird.

Wie aber würde der alte Sauerländische Rechtsboden geknarrt, wie würde sittliche Entrüstung die Vorkämpfer des Rechtsstaates und die Biedermänner des „Preußischen Wochenblatts" durchzittert, wie würde dieser und jener „ehrenwerthe Mann" sich plötzlich zur Verehrung der Autoritäten erhoben haben, wenn der Herr v. Westphalen es sich hätte beikommen lassen, im Widerspruch mit einem Factor der Gesetzgebung, im Widerspruch mit seinem Collegen Justizminister, im Widerspruch mit dem höchsten Gerichtshof des Landes ein Landesgesetz durch Rescript für aufgehoben zu erklären, eine fremde Religion und Nationalität in die politischen Corporationen und Local-Obrigkeiten des Landes

einzuführen, und diesen auch noch das Petitioniren dieserhalb zu verbieten! Es ist dies mindestens eine neue Ausgabe des Rechtsstaats, und zwar so vermehrt, daß die viel verschrieenen „Bedrückungen" des Vorgängers daneben als „harmlose" Spielereien erscheinen.

Doch nicht genug hiermit. Der Graf Schwerin hat inzwischen auch seine Freunde durch eine Verfügung überrascht, welche schon mehr an den Herrn Billault als an den Herrn v. Westphalen erinnert, und für welche wir bis heute vergeblich nach einem erschöpfenden Beiwort gesucht: wir meinen die vielbesprochene Aufklärungs-Note an die Landräthe in Betreff der Militär-Vorlagen.

Wir stellen uns hierbei nicht auf den Standpunkt des „beschränkten Unterthanen-Verstandes", der auch seine Berechtigung haben möchte, wir haben es hier mit einer charakteristischen Erscheinung und Aeußerung des französischen Constitutionalismus und Geistes zu thun, mit jener „Verehrung der öffentlichen Meinung", welche, wie alle Götzendiener, sich ihren Götzen selbst componirt, und ihm auch gelegentlich Nasenstüber giebt, wenn er sich einmal als schwerhörig erweiset; mit jener widerspruchsvollen Stellung des Gouvernements, wo man sich angeblich durch die öffentliche Meinung leiten lassen und doch dieselbe machen und beherrschen will.

Sehr treffend bemerkt L. Napoleon in seinen „vermischten Schriften" gelegentlich einer Vergleichung der englischen und französischen Verfassung, daß während in Frankreich der Abgeordnete, welcher in die Kammer komme, keine andere Berathung als die seiner Zeitung genossen, in England die meisten der wichtigen Fragen, bevor sie in das Parlament kommen, in vielen öffentlichen und geschlossenen Versammlungen berathen sind, Versammlungen, die einem Räderwerk gleichen, welches die Schalen der Frucht wegnimmt, den politischen Stoff zerreibt und knetet, bevor derselbe unter die große parlamentarische Walze kommt, so daß das Parlamentsmitglied bei seiner Ankunft in Westminster bereits eine vollständige Kenntniß aller Gegenstände der Berathung mit sich bringt.

Eine ernsthafte und sachliche Betheiligung des Volkes an seiner Gesetzgebung als sein verfassungsmäßiges Ideal proclamiren und die voraufgehende Vorbereitung der Berathungen mit mißgünstigem Auge betrachten; Freiheit und Selbstregierung im Munde führen und bei praktischer Handhabung derselben von demonstrativen Bewegungen und irregeleiteten Gemüthern sprechen: wir müssen es der „neuen Aera" selbst überlassen, dies wie so manches Andere mit sich und ihrer Vergangenheit in Einklang zu bringen, wobei es uns unserer Seits bedünken will, als ob wohl die Herren v. Auerswald und v. Patow bei ihrer — für uns natürlich sehr erfreulichen — Befürwortung, nicht aber der Liberalismus bei seiner Bekämpfung der Militär-Vorlagen sich mit seiner Vergangenheit im Widerspruch befände!

Wollte nichtsdestoweniger das Ministerium den Liberalismus bekehren, weil es sich selbst eines Besseren überzeugt, es hätte mit seinen alten Freunden wenigstens etwas höflicher umgehen und dieselben als Fleisch von seinem Fleisch behandeln sollen. So wie die Verfügung des Grafen Schwerin lautet, ist es

allerdings zweifelhaft, ob die Kraft der Belehrung in dem Amte oder in der Person zu suchen ist, und wir finden die Ueberraschung des Liberalismus um so gerechtfertigter, als man gerade diejenige Stelle mit seiner Belehrung betraut, die in seinem Lexikon als die Hauptstütze der Reaction verzeichnet steht. Und wie, wenn sich nun unter den Landräthen Einer oder der Andere fände, welcher der früheren Ansicht des Herrn v. Patow treu geblieben und mit Herrn v. Vincke einverstanden wäre und erklärte, daß er zwar zu unbedingtem Gehorsam in allen Amtshandlungen bereit sei, daß sich aber Ueberzeugungen nicht befehlen ließen, und daß er sich daher zu seinem Bedauern außer Stande befände, als Berichtiger und Aufklärer von Männern aufzutreten, deren Ansichten er theile?! Man sieht, es ist am Ende doch gut, daß man die „reactionären Beamten“ nicht zu schnell beseitigt hat!

Wir, die wir eine Regierung wollen, die regiert, dann aber auch natürlich nicht mit wohlfeilen Phrasen von Constitutionalismus und Herrschaft der öffentlichen Meinung um sich wirft, wir empfinden durchaus nicht das Bedürfniß, einer in den gesetzlichen Formen verlaufenden und auch in ihrem Inhalte nicht gegen die Gesetze verstoßenden Aeußerung der herrschenden Ansichten irgendwie Hemmnisse zu bereiten. Für eine einsichtige und thatkräftige Regierung ist die Manifestation und Kenntniß auch einer falschen öffentlichen Meinung wichtig und lehrreich, und für jede Regierung ist nichts gefährlicher und bedenklicher, als sich selbst über die Basis zu täuschen, auf welcher man zu stehen meint und vorgiebt.

Der doctrinäre Liberalismus freilich, dessen „einziges Mittel des Erfolges darin besteht, Niemanden vollständig zu befriedigen“ und immer und überall seine Theorien und Wünsche an die Stelle der Wirklichkeit und des Rechts zu setzen, er kann sich noch immer nicht an die Erfahrung gewöhnen, daß der Liberalismus, welcher auf den Ministerstühlen sitzt und der, welcher daneben steht und auch schon müde Beine hat, ganz verschiedene Theorien und Wünsche haben.

Die Moral der Sache aber ist die, daß es heute für jeden Staatsmann keine andere Alternative giebt, als entweder ein den Bedürfnissen und Voraussetzungen der Gegenwart entsprechender ständischer Staat oder der Bonapartismus, und daß daher der Graf Schwerin sich entweder den Herrn Billault oder den Herrn v. Westphalen als Muster nehmen muß.

Bis nach Hohen-Zieritz.

Eine Preußisch-Französische Geschichte
von **George Hesekiel.**

Sechstes Capitel.
Varennes, Verloren!

— Aus dem Tagebuche des Herrn Lieutenants. —

„Mit langen seidenen Wimpern,
Die waren von Thränen schwer,
So kam sie, das kann ich vergessen
Im Leben nimmermehr.“

„Meine Absicht war jetzt, irgend eine Truppe aufzusuchen und deren Offizier zu beschwören, heranzurücken und die Flucht der Königlichen Familie zu decken, denn es war geradezu unmöglich, daß dieselbe gelingen konnte ohne militärische Hülfe, nachdem das Geheimniß verrathen. Mochte der loyale Sinn Vieler sich noch so klar zeigen, die Feindschaft und Verrätherei Weniger konnte ein großes Unglück herbeiführen. Von bangen Besorgnissen gequält, erreichte ich Saint-Menehould. Auf den ersten Blick sah ich, daß eine nicht gewöhnliche Aufregung in dem Orte herrschte, aber auf einen Moment faßte ich schon wieder frische Hoffnung, denn ich sah Dragoner-Uniformen; seltsam, alle Dragoner waren ohne Waffen. Ich fragte einige nach ihrem Offizier. Man sagte mir, Capitän d'Audoins sei auf dem Stadthause; diesen Offizier mußte ich sprechen, aber ich sah von allen Seiten argwöhnische Blicke auf mich geheftet, dennoch war offenbar die Gesinnung der Einwohner hier keine dem Königthume feindliche. Als ich das Posthaus erreichte, sammelte sich dort bereits eine Gruppe von Menschen, von allen Seiten hörte ich, daß die Menge aufgeregt war durch die Hin- und Herbewegungen der Truppen. Ich verlangte ein Pferd; der Postmeister Drouet, sein Name ist nur zu bekannt geworden, sah mich mißtrauisch an und forderte meine Papiere, die Vorsicht des Barons von Simolin hatte uns Alle mit völlig unverdächtigen Legitimationen versehen, er prüfte dieselben genau und gab sie mir zurück, in demselben Augenblicke fuhr die Königliche Berline vor, Herr von Moustier besorgte das Umspannen. Gerade jetzt kam der Dragoner-Capitän vom Stadthause, er ging zwischen mir und dem als Domestiken verkleideten Herrn von Moustier durch und flüsterte dem Letzteren, ohne ihn anzusehen, zu: „Eilen Sie um Gotteswillen, Sie sind verloren, wenn Sie nicht eilen!“

Ein eisiger Schrecken überkam mich, zugleich sah ich das Antlitz des Königs, er blickte mehrere Male ungeduldig aus dem Schlage, wahrscheinlich nach

der Cavallerie-Escorte, die er hier erwarten mußte. Sein Antlitz mußte dem Postmeister auffallen, er hatte ein Jahr zuvor den König bei dem Föderations-Feste in Paris gesehen, aber er war seiner Sache nicht sicher, er nahm ein Assignat aus der Tasche und besah das darauf befindliche Bild des Königs genau, ich sah, wie er zögerte und schwankte, aber noch ein Mal schlug mein Herz erleichtert auf, denn die Pferde zogen an, der Königliche Wagen setzte sich in Bewegung und rasselte die Straße hinunter.

Jetzt erst fielen Drouet's Blicke auf den Dragoner-Capitän; dessen Anwesenheit hier schien ihm in seinen Vermuthungen Gewißheit zu geben, er stürzte über die Straße hastigen Laufes nach dem Stadthause; es war mir nicht möglich, ein Pferd zu erhalten, denn fünf Minuten später war der ganze Ort in Alarm, die Bürgerschaft bewaffnet, und in demselben Augenblick kam ein Bote des Directoriums im Departement der Marne angesprengt, welcher laut die Nachricht von der Flucht der Königlichen Familie ausrief. Die Aufregung, welche diese Nachricht verursachte, war eine ganz außerordentliche; wer die Franzosen in ihren revolutionären Delirien nicht gesehen hat, der kann sich schwerlich eine Vorstellung von diesem infernalischen Geheul machen. Die Empfindungen aber, mit denen ich, es war gerade ein Viertel nach sieben Uhr, den Postmeister Drouet zu Pferde steigen und, von einem Reitknecht begleitet, zur Verfolgung der Königlichen Familie davonsprengen sah, die brauche ich nicht zu schildern. Es versteht sich von selbst, daß man mir zur Weiterreise unter diesen Umständen das Pferd verweigerte, ich mußte in Saint-Menehould bleiben und quartierte mich im Gasthof zum „großen Hirsch" neben der Post ein. Bald bemerkte ich, daß der Wirth Royalist war und Nachrichten empfing; ich eröffnete mich ihm, er war voll Angst und Sorge, denn die Verzögerungen, welche die Ankunft der Königlichen Familie um mehrere Stunden verspätet hatten, waren verhängnißvoll geworden. Von diesem wackeren Manne erfuhr ich, daß Herr von Choiseul seine Husaren auf Nebenwegen um Saint-Menehould herumgeführt habe, um nicht die revolutionäre Aufmerksamkeit noch mehr zu erregen, nachdem er den ganzen Tag an der Brücke gewartet. Der Königliche Wagen habe nun Saint-Menehould passirt, ehe Herr von Choiseul die Straße wieder erreicht haben könne.

Was ich nun weiter über die Königsflucht mitzutheilen habe, sind Berichte zuverlässiger Personen, welche den Ereignissen als Augen- und Ohrenzeugen beigewohnt haben.

Auf Bouillé's Befehl hatte sich der Graf von Damas am Abend vorher mit einer starken Dragoner-Abtheilung nach Clermont begeben, er hatte Ordre, seine Reiter am 21. Juni um fünf Uhr Nachmittags aufsitzen zu lassen und dem Königlichen Wagen, sobald derselbe Clermont passirt, nach Varennes zu folgen. Alles war bereit, aber es wurde Nacht, und der Königliche Wagen kam nicht; nachdem der Graf vier Stunden über die bestimmte Zeit gewartet hatte, glaubte er nicht mehr, daß die Königliche Familie noch kommen würde, und ließ kurz vor halb zehn Uhr seine Leute absitzen und absatteln, — hätte er doch nur einige Minuten noch gewartet! Denn in dem Augenblick, wo er sich selbst in sein Quartier begeben wollte, kam die Berline an. Er erkannte sie auf der Stelle. Noch während die

Pferde gewechselt werden, läßt Herr von Damas durch die Unteroffiziere seine Reiter aus den Quartieren zusammenrufen, das erregt Verdacht und Aufregung bei den revolutionären Einwohnern von Clermont, man sammelt sich, und während die Berline abfährt, sieht sich Herr von Damas genöthigt, mit den Munizipal-Behörden zu verhandeln; er erkennt wohl, daß Gefahr im Verzuge ist und läßt zum Aufsitzen blasen, die Municipalität dagegen läßt den Generalmarsch für die Nationalgarde schlagen, denn sie ist jetzt überzeugt, daß es sich um etwas Außerordentliches handeln müsse. Herr von Damas befiehlt seinen Dragonern, abzureiten, die aber stecken ihre Säbel ein, versagen ihm den Gehorsam und machen gemeinsame Sache mit der Nationalgarde, Herr von Damas selbst rettet nur mit Mühe sein Leben durch die Flucht.

Während dieser Affaire hat Drouet, kurz nachdem der Königliche Wagen abgefahren, Clermont erreicht, er hat die große Neuigkeit verkündet und auf einem frischen Pferde die Verfolgung fortgesetzt, Herr von Damas aber hat trotz seiner bedrängten Lage die Umsicht gehabt, ihm seinen Wachtmeister Lagache, einen treuen, zuverlässigen Mann, nachzusenden. Lagache setzt Drouet so scharf nach, daß er ihn beinahe schon erreicht hatte, da biegt derselbe von der Straße ab und eilt auf Querwegen, die er genau kennt, die aber seinem Verfolger ganz unbekannt sind, nach Varennes.

Es war einige Minuten über eilf Uhr, als Drouet in Varennes eintraf; die Königliche Familie war noch nicht angekommen, er konnte seine Vorbereitungen treffen. Uebrigens hatte er wenig Mühe gehabt, die Königlichen Flüchtlinge zu überholen, denn die Postillons von Clermont fuhren so langsam und zeigten trotz aller Aufforderung zur Eile so entschieden üblen Willen, daß der König unruhig wurde. Diese Postillone wußten nichts von der Flucht des Königs, sie hatten aber ihre revolutionären Instincte.

Etwa eine Viertelstunde vor Mitternacht kommt der König in Varennes an. In dem kleinen Orte war keine Post, doch fand man bald das Haus, wo das Relais bereit stehen sollte. Aber die Pferde sind nicht da, sie stehen in einem Gasthause jenseits des Aire. Die Herren von den Gardes du Corps klopfen an verschiedene Fenster und Thüren, sie können keine Auskunft erhalten, der König von Frankreich selbst klopft vergebens an, endlich entschließt er sich, weiter zu fahren ohne die Pferde zu wechseln, die Postillons aber weigern sich und schützen die Ermüdung ihrer Rosse vor.

In dieser verzweifelten Lage findet Herr von Moustier einen ehemaligen Cavallerie-Offizier und Ludwigs-Ritter Herrn von Préfontaine und führt diesen ohne Schuhe zum Könige. Dieser Mann weiß nichts, als daß man Gerüchte über die Flucht des Königs vernommen und daß die Gesinnung der Einwohner sehr schlecht sei; dann führt er Herrn von Moustier zu dem ehemaligen Cordelier-Kloster, in welchem ein Lieutenant von Lauzun's Husaren sein Quartier hatte. Das Husaren-Detachement war in dem Städtchen einquartiert. Der Husaren-Offizier war nicht in seinem Quartier, war überhaupt nicht zu finden.

Als Herr von Moustier von diesem vergeblichen Gange zurückkam, hatte das Ansehen der Königin eben die Postillons zum Weiterfahren bewogen, und

der Zug ging wieder vorwärts. Man hatte, um die Brücke über den Aire zu erreichen, einen gewölbten Gang zwischen einem alten Glockenthurm und einer Kirche zu passiren, neben dem Glockenthurm war der Gasthof zum „goldenen Arm"; der Wirth dieses Hauses war Nationalgarde-Offizier, zu ihm hatte sich Drouet begeben. Hier waren rasch alle Municipalbeamte versammelt worden, sie hatten den gewölbten Gang mit einer Abtheilung der Nationalgarde besetzt und überdem einen schwer bepackten Frachtwagen quer über die Brücke gefahren, um den Weg zu sperren. So legte sich die Republik in den Hinterhalt, um das Königthum zu fangen.

Kaum fuhr die Berline ein in den gewölbten Gang, so riefen zehn bis zwölf Stimmen: Halt! halt! Bewaffnete traten an die Wagenschläge, sie frugen nach den Namen der Reisenden.

„Frau von Korff und ihre Familie!" lautete die Antwort.

„Das ist möglich, aber wir wollen sehen, ob es wahr ist, steigen Sie aus, zeigen Sie ihre Pässe!"

Drouet leuchtet dem Könige mit einer Laterne in's Gesicht, dieser aber, der noch immer nicht glaubt, daß er verrathen, befiehlt den Gardes du Corps, welche im Begriff stehen, von ihren Waffen Gebrauch zu machen, ruhig zu bleiben und tritt von seiner Familie gefolgt in die nahe Wohnung des Gemeinde-Procurators. Es zeigen sich einige Husaren, aber sie werden von der Nationalgarde zurückgehalten; jetzt wirbelt der Generalmarsch durch die Gassen, die Sturmglocke wird gezogen, und einige Minuten später heulen die Sturmglocken in den Dörfern ringsum, eine dichte Volksmasse mit Fackeln und Laternen drängt sich um den Eingang zu dem Hause, in welches man die königliche Familie gelockt hat.

Jetzt erst begreift der König, daß er verloren ist, die frechen Schmähungen, mit denen ihn nun der elende Drouet und die gemeinen Gesellen des Varenner Gemeinderaths überschütten, geben ihm sein Königsbewußtsein wieder.

„Wenn Sie ihren König erkannt haben," ruft die Königin majestätisch vortretend, „so zeigen Sie ihm die Achtung, die Sie ihm schuldig sind!"

Betroffen weichen die jämmerlichen Menschen einen Schritt zurück vor der Hoheit der Königlichen Frau. Der König selbst redet zu den Leuten so würdevoll, so väterlich, daß sie weich werden, daß sie zu dem Gedanken kommen, ihren König abreisen zu lassen, denn er macht ihnen selbst begreiflich, daß sie gar kein Recht haben, den Monarchen auf einer Reise in seinem Königreich aufzuhalten. Nur Drouet will seine Beute nicht fahren lassen, er droht und schreit unaufhörlich, es koste ihm und allen Gemeindebeamten den Kopf, wenn man den König nicht nach Paris zurückbringe.

In diesem Augenblicke war es mehreren Offizieren gelungen, zu dem Könige durch zu dringen, es waren die Herren von Choiseul, von Damas, von Gognelat, ebenso der maréchal de camp, Herr von Signemont. Alle diese Offiziere hatten den besten Willen und zeigten den höchsten Eifer, aber die Veranstaltungen Drouet's waren so gut getroffen, daß keiner von ihnen eine genügende Anzahl von Truppen bei sich hatte. Herr von Eslon war auf die Nachricht von

der Gefahr des Königs mit 76 Pferden von Dun herbeigeeilt, man ließ ihn wohl in die Stadt, nicht aber seine Husaren über die Brücke, und der Aire ist durch keine Furth zu passiren.

Nun wurde lebhaft hin und her gestritten, die Offiziere wollten den König weiter nach Montmedy, die Municipalität wollte ihn zurück nach Paris führen. Herr von Damas verständigte sich mit der Königin durch einige deutsche Worte, und der Major von Goguelat sprang in den Sattel, um den König mit Gewalt zu befreien. Kaum saß er zu Pferd, so verhaftete ihn der Commandant der Nationalgarde, er ritt denselben über, wurde aber in diesem Augenblick von einem Pistolenschuß verwundet und vom Pferde gerissen. Die Husaren rührten sich nicht zum Beistande ihres Offiziers. Sie waren bereits abgefallen.

Der Pistolenschuß und der Lärm dieser Scene zogen den König und die Königin an's Fenster, der Tag begann eben zu grauen, mehrere Stimmen riefen: „vive le Roi! vive la Nation! vive Lauzun!"

Lauzun war der Name des Regiments, zu welchem die abtrünnigen Husaren gehörten. Die Königin hoffte vielleicht noch auf Rettung durch Bouillé, aber nur noch Gewalt konnte sie befreien.

Mitten unter dieser Scene schliefen die Königlichen Kinder ruhig auf dem Bette des Gemeinde-Procurators.

Nach sechs Uhr trafen zwei Personen aus Paris ein, Bayon, Offizier der Pariser Nationalgarde, abgesandt von dem Maire von Paris, dem unseligen Schwätzer Bailly, und Herr von Romeuf, Adjutant des verhängnißvollen Lafayette; sie brachten ein Decret der Nationalversammlung, durch welches befohlen wurde, den König sofort, wo es auch sei, zu verhaften und ihn gefangen nach Paris zurück zu bringen. Mit Thränen in den Augen, denn sie waren stets gerührt diese Elenden, überreichten sie dem Könige das Decret. Ludwig XVI. lies't es flüchtig, dann reicht er es der Königin und sagt ernst: „danach gibt es keinen König von Frankreich mehr!" Marie Antoinette lies't das Blatt aufmerksam, sie giebt es dem Könige zurück, ohne ein Wort zu sagen. Der König sieht es noch einmal durch und legt das Decret auf das Bett, auf welchem seine Kinder schlafen. Mit einer raschen Bewegung schleudert es die Königin zu Boden: „Meine Kinder sollen damit nicht besudelt werden!" ruft die stolze Frau.

Alle die tugendhaften Municipalbeamten sind auf's Tiefste sittlich entrüstet über die Mißachtung der Königin gegen ihre ebenfalls so sehr tugendhafte National-Versammlung.

Immer dichter werden nun die Volksmassen vor dem Hause, immer wilder wird das Geschrei, Drouet und der Pariser Nationalgarden-Offizier Bayon hetzen das Gesindel auf, man droht, den König mit Gewalt in den Wagen zu schleppen, die unsinnigsten Gerüchte kreuzen sich, der König begreift, daß ihm eine längere Zögerung nicht mehr nützen kann, er entschließt sich, der Gewalt zu weichen, um nach Paris zurück zu kehren.

Gegen acht Uhr Morgens am 22. Juni tritt die Königliche Familie die Rückreise an, die Pferde gehen im Schritt, denn die Volksmasse, die von allen Seiten herbeiströmt, wird immer dichter und immer aufgeregter, Drohungen gegen

Priester und Edelleute werden nicht nur ausgestoßen, sondern auch ausgeführt, Verwundungen und Mordthaten sind straflos geworden.

Kaum hatte der König Varennes verlassen, so kam der junge Herr von Bouillé von Verdun her mit bedeutenden Streitkräften vor Varennes an, er konnte aber nicht über den Fluß. Es war alles verunglückt bei dieser Flucht durch die Verzögerung, welche Lafayette verursacht hatte, es paßte nichts mehr, die verschiedenen Anordnungen griffen nicht mehr in einander und — Varennes — verloren! schloß die traurige Episode. Vergebens kam der General Marquis von Bouillé an der Spitze des Regiments Royal-allemand mit verhängtem Zügel angesprengt — Varennes — verloren! Den Tod im Herzen kehrte der unglückliche Mann um, der sich schon für den Retter seines Königs gehalten.

Vier Stunden dauerte die Fahrt von Varennes nach Clermont, hier schloß sich ein Theil des Dragoner-Regiments „Monsieur" dem Zuge an, der etwa zehntausend Köpfe zählen mochte, als er um drei Uhr Nachmittags in Saint-Menehould eintraf. Der Pariser National-Garde-Officier Bayon führte den Oberbefehl, er ließ Alle verhaften, die er für gefährlich hielt. Es war eine entsetzliche Hitze, und die Damen und Kinder der Königlichen Familie waren völlig erschöpft, der kleine Dauphin hatte offenbar einen Fieber-Anfall, sein reizendes kleines Gesichtchen glühte und erblaßte abwechselnd; fast Alle, welche sich der Königlichen Familie zu nähern vermochten, waren tief gerührt, und oft hörte ich, trotz der Furcht, welche die Jacobiner einflößten, laute und begeisterte Ausrufe für die Königliche Familie. Dabei muß man aber nicht vergessen, daß Saint-Menehould eben auch eine Stadt war, welche Ursache hatte, dem Könige besonders dankbar zu sein; denn er hatte sie wieder aufbauen lassen, als sie von einer Feuersbrunst etliche Jahre zuvor zerstört worden war. Der König stieg mit seiner Familie vor dem Stadthause aus und begab sich in den Sitzungssaal der Behörde, er wurde beinahe feierlich empfangen, und die guten Leute hätten ihm gern eine Erholung gegönnt, aber der Pariser Nationalgarde-Major Herr Bayon hatte sich, natürlich mit Thränen in den Augen, nie ohne die! zum Königlichen Gefangenwärter gemacht und litt keinen Aufenthalt. Vergebens machte man ihn auf die Leiden des Dauphins und der Prinzessinnen aufmerksam, er befahl, mit Thränen in den Augen, die sofortige Weiterreise. Vergebens richtete selbst die Königin ein bittendes Wort an den Elenden, ich werde es nie vergessen, wie herrlich sie herantrat an ihn, ich vermochte ihre Worte nicht zu verstehen, aber über ihre Augen waren die langen seidenen Wimpern gesenkt, als schäme sie sich, bei einem Bayon, dem Knecht eines Bailly, bitten zu müssen; ja, die Königin mochte sich wohl schämen, aber die Mutter bat für ihr krankes Kind, nur um ein paar Stunden Ruhe. Sie bat umsonst, denn Bayon verneigte sich, mit Thränen in den Augen natürlich, aber der Marsch ging weiter.

Ich war fest entschlossen, der Königlichen Familie zu folgen, vielleicht konnte ich so doch noch nützlich sein, ich marschirte also mit dem treuen Hirschwirth, der zur Nationalgarde von St. Menehould gehörte, denn diese löste jetzt die National-Garde von Clermont und Varennes ab, welche zurückkehrte. In jedem Orte, wohin der Zug kam, wurde die Nationalgarde aufgeboten und

escortirte die Königliche Familie bis zum nächsten, überall waren die Läden geschlossen, überall die ganze Bevölkerung auf den Beinen, und die Bewohner der Gegend strömten so massenweise herbei, um ihren gefangenen König zu sehen, daß die Aecker und Wiesen am Wege vollständig mit Menschen bedeckt waren. So weit ich die Stimmung dieser Masse am Wege beurtheilen konnte, fand ich sie dem Könige durchaus nicht feindlich, aber sie war erschreckend gleichgültig; nicht Parteihaß führte sie her, aber andererseits auch nicht einmal Mitleid, sondern eine fast alberne Neugierde. Dagegen waren unter dem wüsten Schwarme, welcher dem Zuge voranging und folgte, die Jacobiner der Gegend, die fanatischen Königsfeinde, der revolutionäre Auswurf des Landes, und ohne die Anwesenheit der Nationalgarden würde die Königliche Familie auf dieser traurigen Umkehr wahrscheinlich auf das Scheußlichste ermordet worden sein. Einen Ruhm braucht sich die Nationalgarde nicht daraus zu machen, daß sie den König beschützt hat in dieser Gefahr, denn sie war es gewesen, welche ihn in diese schreckliche Lage brachte.

Als der Zug die Höhe des Dorfes Han erreicht hatte, gedachte ich mit schmerzlicher Rückerinnerung des greisen Barons von Dampierre, denn es war der Besitzer von Han, der diese Flucht mit eingeleitet und den Briefwechsel des Königs mit dem Marquis von Bouillé besorgt hatte. In dem Augenblick beinahe, da ich diesen Gedanken hegte, sah ich zwei Reiter sich rasch dem Königlichen Wagen nähern, ich erkannte auf der Stelle den Baron von Dampierre an seinen langen weißen Locken, der Reiter hinter ihm war Jacob Perier, sein treuer Diener. Ohne sich um die Befehle der Gefangenwärter zu kümmern, ritt der greise Baron an den Schlag, er nahm den Hut ab und verneigte sich tief vor seinen Königlichen Herrn. Ludwig XVI. und Marie Antoinette richteten einige freundliche Worte an ihn, der König reichte ihm endlich die Hand zum Kuß, ein wüstes, drohendes Geheul erscholl, der Baron von Dampierre küßte die Hand seines Königs und verneigte sich scheidend nochmals so tief, daß sein weißes Haupt die Mähne des Pferdes berührte. Kaum aber hatte er den Schlag des Königlichen Wagens verlassen, so griffen hundert Fäuste nach ihm, in dem einen Augenblicke sah ich ihn noch, den schönen, alten Herrn so hoch und stolz zu Roß, im nächsten sah ich ihn nicht mehr, das gräßliche Geheul der Menschen betäubte die Ohren fast, sie ermordeten den treuen Mann vor den Augen der Königlichen Familie; es geschah so blitzschnell Alles, daß, ehe noch Jemand eine Bewegung machen konnte, schon eine Pike sich erhob, darauf hatte man das abgeschnittene Haupt des wackern Edelmannes gesteckt, blutig hingen die weißen Locken nieder. Kannibalisch jubelnd trug man den Kopf des Barons von Dampierre dem Königlichen Wagen voran. Starr vor Entsetzen, wie eine Bildsäule, hielt der unglückliche Perier, einer der Mörder seines Herrn trat dicht an ihn und drückte sein Pistol ihm ins Gesicht ab, mit zerschmettertem Schädel stürzte der Diener vom Roß, auf dessen blutigen Sattel sich nun sofort der Mörder schwang, um seinen Weg bequemer fortzusetzen. Die Nationalgarden schauderten über diese scheußliche Mordthat, aber

Herr Bayon, mit Thränen in den Augen, hatte nicht den Muth, die Mörder zu verhaften.

In Chalons blieb die Königliche Familie über Nacht, und hatten die Royalisten dieser Stadt auch nicht Muth und auch jetzt nicht mehr die Macht, den König, ihren Herrn, zu retten, so ließen sie es doch an Zeichen der Theilnahme nicht fehlen, so gefährlich diese für sie werden konnten; denn mein armer Herr von Dampierre war nicht der einzige Royalist, der die Theilnahme, die er für die Königliche Familie gezeigt, in diesen schrecklichen Tagen mit dem Leben bezahlen mußte. Am andern Morgen verstattete man dem Könige von Frankreich und seiner Familie, die Messe zu hören vor ihrer Abreise. Ich schloß mich dem Zuge wieder an, obgleich es mir nicht gelungen war, in die Nähe der Märtyrer zu kommen, es war mir nicht ein Mal möglich gewesen, einen von den Gardes du Corps zu sprechen, man bewachte dieselben mit einer kaum glaublichen Härte. Aber ich bemerkte, daß die Revolutionäre, je näher wir Paris kamen, desto ungezügelter hervortraten, darum hielt ich mich so nahe als möglich an den Wagen, ich wollte den König von Frankreich vertheidigen, der zwar nicht mein König war, dessen Väter aber doch einst die Könige meiner Väter gewesen waren. In Epernay zeigte sich eigentlich zum ersten Male die Volkswuth direct gegen den König und die Personen seiner Familie gerichtet, man rief ihnen Schimpfworte zu, und die Frauen namentlich, die bis dahin meist mitleidig und traurig sich gezeigt, jubelten hier über die Gefangennehmung und schrieen der Königin schmutzige und scheußliche Redensarten und Drohungen ins Gesicht, auch drängten sie beim Aussteigen so gewaltsam, daß gewiß ein Verbrechen verübt worden wäre, wenn nicht ein Trupp Nationalgarde einen auffallend kräftigen Widerstand geleistet hätte. Das war die Nationalgarde von Pierry, einem kleinen Orte in der Nähe von Epernay, und ihr Commandeur war Herr von Cazotte, ein Sohn des berühmten Dichters und Schriftstellers Jacob Cazotte. Die Nationalgarden von Pierry waren lauter Royalisten, an ihrer Festigkeit scheiterte die grausame Blutgier der Demokraten von Epernay. Zwischen Epernay und Dormens begegnete der Leichenzug des Königthums den Abgeordneten der tugendhaften National-Versammlung, es waren die Herren Barnave, Petion und Latour-Maubourg. Sie wurden mit einem wilden Jubel-Geschrei begrüßt, das jacobinische Gesindel warf seine schmutzigen Mützen in die Luft, die Nationalgarde präsentirte, die Trommeln wirbelten: Vive la nation! Vive la nation!

Man sah, das Volk grüßte seinen wahren Souverän, jene tugendhafte National-Versammlung in Paris, jenen Haufen von Schwätzern, verdorbenen Advocaten und sonstigem Ausschuß."

Preußische Geschichte.

— Die Mark unter den Askaniern. — Städte. — Gerichtsverfahren. — Geldverhältnisse. — Kirchliches.

Es ist in dem vorletzten Hefte dieser Zeitschrift die Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates vom Professor F. Voigt (Berlin bei Dümmler, 1860) besprochen worden und zum Schluß der Anzeige dargelegt, welche eigenthümliche Stellung der Adel unter den Askaniern in Folge der besonderen historischen Verhältnisse in der Mark erhielt. Wir schließen hieran die Darlegung der Art und Weise, wie in der Mark die Städte gegründet wurden und sich im Innern ausbildeten. Ausgegangen ist Herr Professor Voigt von den Forschungen, welche Wohlbrück in seiner dreibändigen „Geschichte des ehemaligen Bisthums Lebus" und Zimmermann in seinem Werke: „Die märkischen Städteverfassungen" niedergelegt haben. Demnach hat die Gründung der altmärkischen Städte, mit Ausnahme von Stendal und Garbelegen, zu einer Zeit stattgefunden, die jenseit historischer Kenntniß liegt. Eben so bestanden die Städte im Wendenlande schon als solche zu den Zeiten, als diese Gegenden der deutschen Herrschaft unterworfen wurden, und sie wurden erst später aus schon vorhandenen Ortschaften zu Städten erhoben. Die Umwandlung jener Städte, heißt es in dieser Beziehung S. 61, die Einrichtung dieser neuen nach deutschem Rechte ist oft genug mit ihrer Gründung selber verwechselt worden, und doch ist diese Annahme eine durchaus falsche. Sie geschah vielmehr auf eben die Weise, wie die Umwandlung der Dörfer, nur in großartigerem Maßstabe. War nämlich ein Ort für passend zur Einrichtung einer Stadt befunden worden, so kaufte ein Unternehmer, meist wohl im Verein mit mehreren anderen, von dem Markgrafen zu der Feldmark des schon bestehenden Ortes ein Gebiet hinzu, das der Regel nach 100 bis 300 Hufen Landes umfaßte. Der Preis, den die Erbauer (locatores) für den Grund und Boden zu zahlen hatten, ist durchaus nicht mehr zu ermitteln. Einer dieser Erbauer, deren Zahl bei einigen Städten bis auf acht angegeben ist, war der Stadtschulze (scultetus, praefectus) und für ihn wurden, je nach der Größe der Stadt oder der Schwierigkeit der Bebauung, 20 bis 80 Hufen, ja, bei der Einrichtung von Deutsch-Krone 1303 sogar 320 Hufen als freies und erbliches Eigenthum bewilligt. Er zahlte davon eben so wenig eine jährliche Abgabe, wie der Dorfschulze von dem seinigen. Es war nun ebenfalls Sache der Erbauer, das Stadtgebiet zu parcelliren; oft wurde aber auch in dem Contracte mit dem Markgrafen besonders festgesetzt, wie viel Buden oder Worthen in der Stadt angelegt werden sollten, d. h. Häuser, zu denen kein Ackerwerk gehörte. Der Erbschulz blieb dem Markgrafen verpflichtet für die Abgaben, welche als Grundsteuer zu entrichten waren, und eben so hatte dieser noch andern Kostenaufwand zu machen, ehe er auf eine vortheilhafte Verwerthung seines erkauften Landes hoffen konnte. Er hatte das Rathhaus, das

Kaufhaus (theatrum) und sonstige Gewölbe zu bauen, wo die Gewerbtreibenden ihre Waaren auslegen konnten. Eben so war er auch wahrscheinlich der Regel nach verpflichtet, die Stadt mit Planken, Wall und Graben zu umziehen, da jede Stadt zugleich ein befestigter Ort sein mußte. An die Stelle der Planken traten in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts steinerne Mauern und Thürme, zu deren Bau noch besondere Freijahre vom Markgrafen bewilligt wurden. Zur ersten Einrichtung des Orts wurde der Regel nach 3 bis 8 Jahre, ja sogar 16 Jahre völlige Abgabenfreiheit zugestanden. Zum Bau der Häuser, die durchgängig hölzerne waren, wurde das Bauholz aus den reichen landesherrschaftlichen Waldungen unentgeltlich geliefert; für Brennholz wurde meistens eine kleine Abgabe entrichtet. Der Schulze erhielt außer der Freiheit seiner ihm zugelegten Hufen und seines Hauses in der Stadt häufig ein Drittel der Grundzinsen der Stadt und, da er zugleich Erb-Stadtrichter war, ein Drittel der Gerichtsfälle und der Strafgelder. Außerdem hatte er das Recht Mühlen anzulegen und bezog auch ein Drittel von mehreren städtischen Einkünften.

Dies die äußere Einrichtung der Stadt; wie dieselbe sich nunmehr im Innern abschloß, hat der Verfasser an zwei Stellen, S. 62 und S. 71, anschaulich dargelegt. Gleich nach der Einrichtung der Stadt wurde nämlich der Gemeinde ein Rath erwählt, wahrscheinlich durch den Landesherrn und durch den Stadtrichter. Er bestand gewöhnlich aus 12 Personen (consules, Rathsherren), welchen die städtischen Angelegenheiten zur Verwaltung übergeben wurden und die jährlich zum Theil ausschieden, nach zwei Jahren aber wieder gewählt werden konnten. Sie standen unter der unmittelbaren Gerichtsbarkeit der Markgrafen und genossen auch sonst großes Ansehen. Gerade durch diese selbstständige Verwaltung, durch ihre Umwallung und Ummauerung, ihre Dienstleistungen und Abgaben unterschied sich die Stadt von dem Flecken, der zwar auch Gewerbetreibende enthielt, Handel trieb, sich aber sonst in Nichts von dem Dorfe unterschied.

Das Stadtrecht, dessen sich die neuen Städte in dem früheren Wendenlande bedienten, war theils aus den altmärkischen Städten Stendal, Soltwedel, Seehausen übertragen worden, da sich dort das städtische Leben schon Jahrhunderte hindurch ausgebildet hatte, theils von Magdeburg, das namentlich seit Heinrich's I. und Otto's I. Zeiten eine außerordentlich wichtige Rolle spielte. Von hier war es namentlich nach Brandenburg übertragen worden, von dem es wieder viele andere Städte entnommen hatten, so daß diese Stadt eine obere Instanz im Lande für alle wichtigeren Rechtssachen bilden konnte, die man an anderen Orten nicht für gesetzmäßig entschieden hielt. Der Rath in den Städten, der das Gemeindewohl zu vertreten hatte und deshalb auch mit der Polizeigewalt beauftragt war, wurde ursprünglich aus den Bürgern gewählt, welche mit einem Erbe ausgestattet waren. Ein Patricierstand, wie in den großen Handelsstädten Deutschlands, hat sich zwar in der Mark nicht gebildet, doch waren die Verhältnisse hierselbst dem ähnlich geworden. Die reichen Grundbesitzer, Kaufleute und Gewandschneider, d. h. Tuchhändler, kamen all-

mälig nur allein zu dem Vorzuge, in den Rath gewählt zu werden, und wurden als reiche Bürger bezeichnet im Gegensatz zu den armen, zu denen die meisten Handwerker und kleinen Ackerbürger gehörten. Je mehr sich aber im Laufe der Zeit die Städte hoben, desto größeres Ansehen gewannen überall die Handwerker. Sie waren zu Gilden, Gewerken oder Innungen vereinigt, welche alle unter Controlle des Raths standen. Besonders sind es vier von diesen Gewerken gewesen, welche in den meisten Städten von großer Bedeutung hervortraten und oftmals mit dem Rathe in Opposition gestanden zu haben scheinen. Es waren dies meistens die Fleischer, Bäcker, Schuster und Wollenweber, die sich später auch überall zur Stadtherrschaft herandrängten.

Schon seit Carl des Großen Tagen waren gewisse Grenzorte bestimmt, darunter Magdeburg, von wo aus allein Handel mit den weiter östlich wohnenden Wenden betrieben werden durfte. Diese alte Einrichtung wurde auch da beibehalten, als die Deutschen im Wendenlande siegreich vordrangen: nach einander wurden Brandenburg, vielleicht auch Perleberg, ferner Berlin, Oderberg, Frankfurt, und endlich Landsberg a. d. W. so wie Eberswalde für die Wasserstraße die Orte, von wo aus allein der Handel nach den östlichen Slavengegenden getrieben wurde. Aber auch später behielten diese Städte das Recht, daß alle oder doch gewisse Waaren, welche durchgeführt wurden, niedergelegt, d. h. zum Verkauf ausgestellt werden mußten. Deshalb, heißt es S. 72, war mit diesem Niederlagsrecht der Städte auch die Einrichtung von Handelsstraßen verbunden, welche von den Kaufleuten genommen werden mußten. So nahe es liegt einzusehen, von wie großem Vortheile für die Städte eine solche Einrichtung sein mußte, eben so klar ist auch der große Nachtheil, den der Kaufmann in jenen Zeiten bei der Betreibung seines Geschäfts zu erleiden hatte. Wenn auch in den märkischen Städten der Handel nicht die Blüthe erreichte, wie in vielen anderen Orten Deutschlands, so war doch der Handel mit Natur-Erzeugnissen und manchen Fabrikaten, z. B. Wollenzeugen, ein sehr ausgedehnter. Er wurde durch die Unsicherheit der Landstraßen, durch Zölle aller Art, sowohl zu Lande, wie zu Wasser, vielfach beschränkt oder gehemmt, und die Verbindung mehrerer Städte unter einander, sich freiere Bewegung zu verschaffen, war die natürliche Folge dieser Hemmnisse. Das gab die Veranlassung zur Bildung der Hanse, der sich auch mehrere märkische Städte anschlossen. Die Verbindung der märkischen Städte gegen Ende der Regierungszeit der Askanier, Handels- und politische Interessen zu verfolgen, trug nicht wenig zu ihrem Aufblühen und zu ihrer Machtstellung bei.

Besonders interessant sind die Forschungen Fidicins (Geschichte der Stadt Berlin), auf welche der Verfasser von Seite 69 ab bei der Darstellung der Münzverhältnisse fußt. Demnach war die älteste Rechenmünze das Pfund (libra, talentum), ursprünglich dem Handelspfunde gleich. Die Münzen wurden aus reinem Silber oder Gold geprägt; von Silbermünzen gingen 20, von Goldmünzen 80 Schillinge (solidi) auf ein Pfund. Ein Silberschilling hatte mithin einen Werth von $\frac{28}{20}$ Rthlr. = 1 Thlr. 12 Sgr., und da für einen Gold-

Schilling ($\frac{1}{80}$ Pfd.) drei Silberschillinge ($\frac{3}{20}$ Pfd.) gezahlt wurden, das Gold also den zwölffachen Werth des Silbers hatte, so galt ein Goldschilling 14 Rthlr. 24 Sgr. Die Schillinge wurden jedoch nie gemünzt, sondern galten nur als Rechenmünze; man prägte nur Pfennige (denarii), von denen 12 auf einen Schilling, also beim Silber 240 auf das Pfund gingen. Mithin betrug ein Silberpfennig 3½ Sgr., ein Goldpfennig 1 Thlr. 12 Sgr. unseres jetzigen Silberwerths, abgesehen davon, daß das Geld in damaliger Zeit fast zu dem dreifachen Betrage des jetzigen angenommen werden muß, da 10 bis 12 Procent der übliche Zinsfuß war. Später sank allmählich das Gewicht der 240 Pfennige, welche ursprünglich ein Pfund wogen, sogar auf die Hälfte, auf eine Mark von 16 Loth herab, so daß der Schilling nur 21 Sgr., der Pfennig 1 Sgr. 9 Pf. Werth hatte. Zu Ende der askanischen Herrschaft im Jahre 1319 prägte man aus der Mark fünfzehnlöthigen Silbers sogar 340 Schillinge, so daß also der Pfennig etwa 1 Sgr. 2 Pf., der Schilling 13 Sgr. 11 Pf., die Mark 9 Thlr. 8 Sgr. Werth hatte.

Merkwürdig ist die Art, wie die Markgrafen bei der Ausprägung des reinen Silbers zu Geld ihren Vortheil suchten. Jedes Jahr nämlich mußte acht Tage vor Jakobi, d. h. am 18. Juli, das alte Geld gegen neues bei schwerer Strafe umgesetzt werden, da nur das in dem Münzjahre geprägte Geld Geltung hatte. Dieser Umtausch fand der Art statt, daß anfänglich für 12 Pfennige neuen Geldes 13, seit 1319 sogar 16 Pfennige des alten Geldes gezahlt werden mußten. Mithin flossen der markgräflichen Kasse nicht weniger denn 25 Procent zu, welche nach Abzug der Prägungskosten und des durch den Gebrauch oder auch durch absichtliche Beschneidung verloren gegangenen Silbers einen nicht unbedeutenden Gewinn abwarfen. Diesen Umtausch bequemer zu bewerkstelligen, war das Land in Münzdistricte oder Münzyser (Münzeisen, so hieß ursprünglich der Prägestock) eingetheilt, in deren Hauptorte sich die Münzfabrik befand. Berlin z. B. umfaßte 14 umliegende Städte und die dazwischen liegenden adligen Gebiete und Dörfer: in allen diesen hatte der Berliner Münzmeister die Auswechslung zu besorgen. Natürlich war dies Verfahren unbequem, und es wurde deshalb in der Mitte des 14. Jahrhunderts der s. g. ewige Pfennig Sitte, indem wichtigere Orte den Landesherren das Münzrecht abkauften.

Geld auf Zinsen oder Pfand zu leihen, war nicht erlaubt. Man verfiel deshalb, heißt es S. 70, auf das Auskunftsmittel, auf Zeit zu verkaufen oder gewisse Renten aus seinem Geld zu beziehen. Wollte deshalb Jemand Geld verleihen, so schloß er einen gerichtlichen Contract der Art ab, daß er sich für 100 Pfund Silbers eine jährliche Rente von 10 Pfund erkaufe, daß aber dem Andern das Recht vorbehalten bleibe, nach einer gewissen Zeit diese Rente gegen Zahlung von 100 Pfund wieder zurückzukaufen. Auf ähnliche Weise wurde auch Geld auf Unterpfand, als Häuser, Güter verliehen; der Gläubiger gestand seinem Schuldner ebenfalls das Recht zu, für die empfangene Summe nach gewisser Zeit das Gut wieder an sich zu kaufen. Anderweitig wurden auch der Art Zinsen genommen, daß man Kapital und Zinsen als Gesammtsumme von dem Schuldner in dem Schuldscheine aufführen ließ, und selbst kirch-

liche Bestimmungen konnten dagegen nichts ausrichten. War zur Verfallzeit die Schuld nicht eingelöst, so hatte der Gläubiger das Recht der Pfändung am lebenden Inventar oder dem Grundstück, das der Schuldner besaß. Wurde dies Pfand nicht in bestimmter Zeit eingelöst, so konnte der Gläubiger zum Verkauf der beweglichen Habe, und genügte das nicht, der liegenden Gründe schreiten. Besaß der Schuldner kein Vermögen und hielt er sein gerichtlich gegebenes Versprechen nicht, so wurde er in Haft genommen. Eigenthümlich war das Verfahren, daß der Schuldner bei Uebernahme einer Schuld sich auch wohl verpflichtete, von dem Verfalltage an, wenn er nicht Zahlung leistete, entweder selber, oder gehörte er den höheren Ständen an, mit Mehreren seiner Freunde oder seines Gefolges sich an einem bestimmten Orte in einem Gasthause auf eigene Kosten so lange aufzuhalten, bis er Zahlung geleistet hätte. Diese eigenthümliche Sitte, das Einlager oder der Eintritt (obstagium, obligatio ad jaciendum) genannt, die aus den ältesten Zeiten der Deutschen herstammte und sich durch sie ganz allgemein in Europa verbreitete, hat sich sogar bis ins 15. Jahrhundert erhalten.

War es von Seiten der Kirche allen Christen verboten, Geld- und Pfandgeschäfte zu betreiben, so stand doch beides den Juden frei, um deren Seelenheil sich die Kirche nicht zu bekümmern hatte, da sie doch verdammt wären; nur sorgte man durch Verordnungen dafür, daß die von ihnen geforderten Zinsen einen gewissen Satz nicht überstiegen. Die Juden wurden dadurch, man möchte sagen, bevorzugt gegen die Christen und gelangten oft zu bedeutendem Vermögen. In der Mark ist überhaupt ihre Lage in jenen Zeiten mit wenigen Ausnahmen eine ganz erträgliche gewesen; sie konnten sogar das Bürgerrecht gewinnen und eigene Häuser besitzen, wenn ihnen auch besondere Kleidung oder sonstige Abzeichen vorgeschrieben waren. Ursprünglich unter dem Schutz des Kaisers oder des Markgrafen, wurden sie später der Gerichtsbarkeit der Städte untergeordnet und hatten dem Rathe in denselben das Schutzgeld zu zahlen.

Die Justiz- oder Rechtspflege im Zeitalter der Askanier ist von S. 67 ab vorzugsweise nach den Forschungen von v. Kläden und Riedel in kurzem Ueberblicke dargestellt worden. Wie im Reich der Kaiser, war in der Mark der Markgraf der oberste Richter; seine richterliche Gewalt konnte er auch Andern übertragen, die sie in seinem Namen auszuüben hatten. Während für den geistlichen Stand ein geschriebenes Recht gemacht wurde, bildete sich allmählich für die weltlichen Stände, den Adel, die Städte und Bauern ein Gewohnheitsrecht, das Hof- oder Lehns- oder Dienstrecht, das Stadtrecht und das Landrecht. Dasselbe war bei den verschiedenen deutschen Stämmen ein verschiedenes, ursprünglich kein geschriebenes, sondern erhielt sich durch mündliche Ueberlieferung. Die mündliche Ueberlieferung dieses Rechts war aber um so eher möglich, als Gerichtssitzungen (placita) des Hof- oder Kammergerichts, des Stadtgerichts, so wie des Land- oder Vogtei- und Dorfgerichts nur mit Ausnahme des ersten ursprünglich öffentliche waren, zu denen die Einsassen des Gerichts-Bezirks durch den Schall einer Glocke

eingeladen wurden. Unter freiem Himmel war ein Raum durch Schnüre eingefriedigt mit einem Eingang auf der Ostseite. Demselben gegenüber saß der vorsitzende Richter mit bedecktem Haupte und im Mantel; vor ihm auf dem Tische lag ein abgeschälter Stab. Ihm zu beiden Seiten saßen die Schöppen oder Schöffen (scabini), gewöhnlich sieben bis zwölf, mit unbedecktem Haupte, doch auch in Mänteln. Nach sächsischem Rechte sollten die Schöffen ganz freie Leute sein; da es aber solche in der Mark nicht gab, so wurden hier zu Schöffen entweder Lehnschulzen oder andere rechtskundige Grundbesitzer genommen, welche zu dem Ende mehrere Hufen abgabefrei besaßen und während ihrer Amtszeit selbst von der Bede frei waren. Nur des Vormittags durften diese Gerichtssitzungen beginnen; der Vorsitzende eröffnete sie unter gewissen Förmlichkeiten, welche zuvor von den Schöffen gebilligt sein mußten. Dann trat der Vorsprech oder Anwalt auf und brachte die Sache des Sachwalts oder Klägers vor, die Zeugen wurden vernommen, und den Schöffen lag es dann ob, das Urtheil zu finden d. h. die Entscheidung zu geben, wobei sie in schwierigen Fällen auch die Meinung des Umstandes d. h. der umstehenden Gerichts-Einsassen zu erfahren suchten. Das gefundene Urtheil theilte dann einer der Schöffen dem Richter mit, der dasselbe öffentlich aussprach und für die Vollziehung Sorge zu tragen hatte. Es kam mithin bei diesem ganzen Verfahren nicht sowohl auf die Person des Richters an als vielmehr auf die Rechtskenntniß der Schöffen. Bei Vergehen und Verbrechen wurde auf Todesstrafe oder Verlust eines Ohres, eines Fingers, einer Hand &c. erkannt oder auf Brandmarkung, Staupenschlag &c., oder es wurden Geldstrafen an den Richter (Wette) oder an die klagende Partei (Buße) verordnet. Wurde das Urtheil gescholten, d. h. dagegen appellirt, so war ein langer Instanzenzug möglich, der dadurch höchst kostspielig wurde, daß in Begleitung des Appellanten mehrere Personen vor den höheren Gerichtshof traten, für welche alle Kosten der Reise vom unterliegenden Theile gezahlt werden mußten. Man wandte sich zunächst an den Schöppenstuhl zu der Klinken in Brandenburg, dann zur Krepe, einer Eichenwaldung bei Stendal, dann zur Linde, auf einem Berge bei Salzwedel, dann an das Hofgericht zu Tangermünde, dessen Schöffen nur ritterbürtige Personen waren; ja es stand auch die Appellation an das kaiserliche Reichsgericht frei. Dieser weitläufige Instanzenzug wurde in den letzten Zeiten der Askanier dadurch abgekürzt, daß Brandenburg die zweite, das Hofgericht in Tangermünde die dritte Instanz bildete. Bis zum Ende des 12. Jahrhunderts mußte in nicht zu entscheidenden Fällen der Zweikampf als Gottesgericht entscheiden, das seitdem nur unter ganz besonderen Umständen noch seine Anwendung fand.

Die Hauptsitzungen der Gerichte fanden dreimal im Jahre statt, dazwischen fielen für kleinere und Civilsachen alle sechs Wochen Sitzungen, und für noch geringere Sachen all zwei Wochen. Bei dem Dorf- und Stadtgericht hatten die Lehnschulzen den Vorsitz, bei den Landgerichten der Vogt, bei dem Hofgericht der Markgraf selber oder der von ihm bestellte Hofrichter. Ein Drittel der Gerichtsfälle fielen, wie bereits gesagt, dem Schulzen zu; zwei

Drittel gehörten dem Markgrafen. Später bezeichnete man auch diese Gerichts-Einkünfte mit dem Namen Gericht, dieses das höchste Gericht (judicium supremum oder summum), jenes das unterste oder siedeste Gericht (judicium infimum), obgleich diese Bezeichnung Ober- oder Untergerichte ursprünglich nach ihrer Befugniß gebraucht wurde. Im Laufe der Zeit überließen die Markgrafen das Vogteigericht an Vasallen, das Stadtgericht dem Rathe der Stadt, der selbst über Leben und Tod zu sprechen hatte. Die Rolandssäulen, die noch in einigen Städten vorhanden sind, werden oft als Beweis angesehen, daß den Städten dieses Recht übertragen worden sei.

Wir schließen hiermit die Besprechung des Voigt'schen Werkes, obwohl es noch manche belehrende Blicke in das Leben und Treiben vergangener Tage thun läßt, wie das z. B. gilt von der Darstellung der kirchlichen Verhältnisse und namentlich des Mönchswesens (nach Klöden: „die Marienverehrung in der Mark Brandenburg"), des Arzneiwesens (nach von Möhsen's, „Geschichte der Arzneiwissenschaft") u. dgl. m. Indeß der Raum gestattet es nicht, alle diese Materien in Betracht zu ziehen; auf zwei Dinge werden wir indeß, wenn das Buch vollständig erschienen sein wird, ausführlicher noch eingehen müssen, nämlich auf die Stellung des Markgrafen im Lande und die Stellung der Hofbeamten. Namentlich ist die letztere so wichtig für die Geschichte des märkischen Adels, daß dieselbe ohne jenes Zurückgehen auf die Ministerialen vollständig unverständlich bleiben muß.

Wünschen wir dem Verfasser viele Leser, uns aber die baldige Beendigung eines Werkes, das uns zum ersten Male zusammenhängend an der Hand der Quellen in die Geschichte der vaterländischen Vorzeit führt.

Dreimal drei Brüder Könige.

Die französische Geschichte hat dreimal mit verhängnißvoller Uebereinstimmung das Erlöschen seiner Königsgeschlechter gesehen. Sie hat dreimal gesehen, wie entweder der Haß der Nation das sinkende Geschlecht begleitet, oder der Fanatismus sein Ende bereitet, oder endlich die Revolution seine Spuren von dem Boden Frankreichs vertilgt hat. Sie hat in einzelnen Gliedern dieser Geschlechter die Macht und den Glanz der Zeiten, in anderen aber die Schuld sich häufen, und diese Schuld durch ihre Enkel büßen gesehen. Sie zeigt uns endlich durch das Jahrtausend, das diese Geschlechter erfüllt haben, das dunkle Verhängniß, welches Thron und Volk dort verbindet; sie zeigt uns, daß der Geist, der dort den Glanz und die Macht erzeugt, aber auch die Schuld daran geheftet hat, der ureigne Geist des Volkes selbst ist, der in dem Schicksal jener Geschlechter nur seinen lebendigen Ausdruck findet, und in solchen Stufen, in jenem dreimaligen Erlöschen mit ihren Folgen, langsam abwärts schreitet. Und

jedesmal waren es drei Brüder, welche zuletzt die Kronen trugen, bevor ihr Geschlecht erlosch. Wahrlich, eine Trilogie ohne Gleichen!

Das altkapetingische Haus. Unter den Nachkommen Hugo Capets war bis zum 14. Jahrhundert die Krone stets vom Vater auf den Sohn vererbt. Philipp der IV., der Schöne, hinterließ drei Söhne: Louis Hutin, Graf von Champagne, Philipp den Langen, Grafen von Poitou, und Carl den Schönen, Grafen de la Marche, endlich eine Tochter Isabella, die an den König Eduard II. von England vermählt war. Louis Hutin, der älteste, bestieg also den Thron als Ludwig X. Er starb nach kurzer Regierung am 5. Juli 1316. Von seiner ersten Gemahlin, Margaretha von Burgund, die er wegen Verdachts der Untreue im Gefängniß hatte erdrosseln lassen, hinterließ er eine Tochter, Johanna. Seine zweite Gemahlin, Clementia von Ungarn, gebar nach seinem Tode einen Sohn, der indeß nach wenigen Tagen schon verstarb. Johanna war also die berechtigte Erbin Frankreichs, und das mächtige Haus Burgund — dem sie von mütterlicher Seite angehörte — unterstützte ihren Anspruch. Hier nun begann jene verhängnißvolle Streitfrage, die unsägliches Elend über Frankreich gebracht hat, und deren weltgeschichtliche Folgen vielleicht heute noch fortdauern. Es war die Frage über die Succession der Weiber auf den französischen Thron. Zu ihrer Entscheidung wurden die Barone des Reiches berufen. Hier berief man sich auf das salische Gesetz, welches völlig obsolet, jedenfalls nur die Privatsuccession betraf, während das gemeine Recht für den Anspruch Johanna's war. Aber der Stolz der Nation lehnte sich gegen die weibliche Succession auf; man entschied nach jenem salischen Gesetze für den Bruder des Königs, der als Philipp V. gekrönt wurde.

Philipp starb nach einer unglücklichen Regierung von nur 6 Jahren 1322. Er hinterließ nur zwei Töchter, die nun nach jener Regel von der Succession ausgeschlossen waren. Ihm folgte daher sein dritter Bruder Carl IV. Auch er verstarb nach sechsjähriger Regierung 1328 nur mit Hinterlassung einer Tochter.

Mit Carl IV. erlosch also die erste Capetingische durch die Succession der Söhne nach den Vätern gebildete Linie der französischen Könige. Sie hatte große Männer gehabt; das sinkende Geschlecht aber endete mit drei schwachen Brüdern, deren Kraft, die Krone dieses Reiches zu tragen, immer nur wenige Jahre aushielt.

Ludwig starb im 26sten, Philipp im 30sten und Carl im 34sten Lebensjahre. Ein gleiches Unglück traf sie alle drei: der Ehebruch ihrer Gattinnen. Ludwig ließ, wie erwähnt, die seine deshalb erdrosseln, Carl ward geschieden und sperrte die seine in's Kloster; Philipp verzieh. Aber auch ein gleicher Haß folgte ihnen; sie hatten die Lasten des Volkes gehäuft, die Münzen verfälscht. Ein alter Chronist sagt: „Die Vorsehung versagte ihnen, die das Land durch Gewalt und Erpressungen erschöpft hatten, die männlichen Erben ihrer Krone."

Das Haus Valois. Sein Thronrecht begann mit derselben Rechtsverletzung, mit welcher die drei letzten Könige der vorigen Linie zum Throne gelangt waren. Philipp von Valois war der Enkel Philipps III.; er stand also

nur in einer Seitenlinie des altkapetingischen Geschlechts, während in directer Linie eine Erbtochter dieses Geschlechtes, Isabella von England, die Tochter Philipps IV., mithin die Schwester jener drei Brüder, vorhanden war. Sie war also nach gemeinem Rechte die nächste Erbin, während allerdings Philipp von Valois der nächste Agnat zum Throne war. Aber selbst wenn man die Weiber vom Throne ausschließen wollte, so durfte man ihre männlichen Nachkommen davon nicht ausschließen. Und Isabella hatte einen Sohn, den König Eduard III. von England. Ihm stand also wenigstens das Vorurtheil nicht entgegen, daß die Krone Frankreichs zu werthvoll sei, um von einem Weibe getragen zu werden. Allein Eduard war Engländer und dazu Vasall Frankreichs wegen Guyenne und Gascogne. Man rief also, jener früheren Entscheidung nach dem Tode Philipps IV. folgend, Philipp von Valois als Philipp VI. zum Könige von Frankreich aus.

Nun begann jener Successionsstreit um die Krone zwischen den Häusern Valois von Frankreich und Plantagenet von England, der länger als ein Jahrhundert hindurch Kriege auf Kriege gehäuft und beide Völker in blutiger Feindschaft einander gegenübergestellt hat. Hier sind die Anfänge eines Verhängnisses, das bis in unsere Tage hinabreicht. Die zähe Kraft des germanischen Stammes überwog; sie trat mit ihrer vollen Gewalt für das Recht seiner Könige ein, errang Siege und Kriegsruhm sonder Gleichen, verschmolz in der gemeinsamen Anstrengung für den großen Kampf die beiden bis dahin einander feindlich gegenüber gestandenen Glieder des großen Volkskörpers, das normännische und das sächsische Element, und schuf so ein einig Volk unter einer neuen gemeinsamen Sprache, unter dem Glanz der mächtigsten Erfolge. Die Tradition, das Erbe dieser Zeiten, hat sich unvertilgbar in die Herzen beider Völker gesenkt. Dort der Ruhm der Siege, das Bewußtsein überwiegender nationaler Kraft, hier der durch schmachvolle Niederlagen, ja, durch Unterjochung fast des ganzen Landes gedemüthigte Stolz eines ritterlichen Volkes, dem endlich nur die niedere Magd, ein Weib, welchem der Fanatismus die Fahne der Befreiung in die Hand gegeben hatte, Rettung zu bringen vermochte. So hatte also der Himmel selbst durch ein sichtbares Zeichen das Vorurtheil, welches die Weiber als unfähig für Frankreich erachtete, widerlegt.

Auch das Haus Valois erlosch, wie jene ältere capetingische Linie. Heinrich II. starb am 30. Juni 1559 an der Wunde, die er bei einem Turnier von seinem Gegner, dem Grafen von Mongoméry, erhalten hatte. Er hinterließ von Catharina von Medicis 3 Söhne, von denen der älteste als Franz II. den Thron bestieg. Seine Gemahlin, Maria Stuart, gebar ihm keine Kinder, er starb bereits nach einer Regierung von nur 17 Monaten. Sein nur zehnjähriger Bruder folgte ihm als Carl IX. Er starb 1574 mit Hinterlassung nur einer Tochter, und ihm folgte nun der letzte jener drei Brüder als Heinrich III. Er ward am 1. August 1589 durch Jacques Clement ermordet; er starb kinderlos.

Auch diesen drei Brüdern folgte der Haß der Nation oder doch der Parteien, die sie selbst geweckt hatten. Ihre fluchwürdige Mutter, jene Catharina

von Medicis, war es, die durch sie, als schwache Werkzeuge, die Gewalt, das Elend und die Verfolgung über das Land gehäuft hat, die mit ihrem Sohne Carl IX. die Blutschuld der Bartholomäusnacht — dieses Schandflecks der französischen Geschichte — theilt, die endlich durch den Fanatismus, den sie geweckt, dem Mörder ihres letzten Sohnes selbst den Dolch in die Hand gegeben hat. Auch diese drei Brüder starben endlich, wie jene Capetinger, in frühem Alter.

Das Haus Bourbon. Es stammte von Ludwigs des Heiligen jüngstem Sohne Robert ab, war also eben so wie das Haus Valois ein Zweig des capetingischen Geschlechtes, und es bestieg segenverheißender als seine Vorgänger mit dem trefflichen Heinrich IV. den Thron. Allein dieser Segen hat sich nicht erfüllt. Der abwärts schreitende Geist dieses Volkes, die dämonische Macht, die es bis zu den Höhen der Geschichte erhebt, um es dann seines Glanzes zu entkleiden und in seiner Nacktheit seine eigene widrige Kehrseite zeigen zu lassen, hat sich in den zwei Jahrhunderten dieses Hauses Bourbon in unwiderleglichen Zügen bewährt. Und wiederum waren es drei Brüder, Ludwig XVI., Ludwig XVIII. und Carl X., mit denen dieses Haus seine Herrschaft in Frankreich endete. Und wie hat diese Herrschaft geendet? Revolutionen sonder Gleichen in der Geschichte, Mord (Herzog von Berry) und die Hinrichtung eines Unschuldigen haben sie vertilgt.

Soll man hier überall nicht eine Uebereinstimmung in den Stufen eines großartigen, weltgeschichtlichen Entwickelungsprozesses erkennen? Ist das Ende, das machtlose Hinsinken jener Geschlechter, nicht der Ausdruck der alternden hinsinkenden Kraft jenes Volkes selbst, die sich auch sonst in zahlreichen Symptomen zeigt? Sind diese Revolutionen nicht die Fieberausbrüche des kranken Körpers, der im Wahnsinn sich selbst zerschlägt? Wohl hat der Himmel eine Hand gesendet, die dem Fieberwahnsinn Einhalt gebietet, aber das ist das Verhängniß, daß sie nun durch den ureigenen Geist des Volkes selbst, fast unbewußt, immer doch unwiderstehlich über ihre Sendung hinauszugreifen getrieben wird, um auch endlich an der Schranke nieder zu sinken, die an dem Ende auch dieser neuen Stufe in dem Leben Frankreichs steht. G.

Eugen Rose, Vicomte von Beauharnais, Vicekönig von Italien.

— Mémoires et Correspondance politique et militaire du Prince Eugène, publiés annotés et mis en ordre par A. du Casse, auteur des mémoires du Roi Joseph. Dix volumes, in-octavo, Paris, Michel Lévy. Les huits premiers parûs. —

Diese Memoiren haben den Zweck, in einigen wichtigen Punkten die Aussagen erstens des General Anthouard, des Adjutanten des Prinzen, zweitens die Marmonts, des Herzogs von Ragusa, und endlich die Thiers' in seiner Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs — zu widerlegen — und zwar durch die bisher ungedruckte Correspondenz Napoleon's mit seinem Stief- und Adoptivsohne.

Diese Correspondenz ist, von jedem Standpunkte aus betrachtet, im höchsten Grade interessant. Es ist ein merkwürdiges System des Regierens und des Kriegführens darin enthalten. Viele Geheimnisse sind darin enthüllt. Man thut einen tiefen Blick in die eigentlichen Beweggründe vieler historischen Ereignisse jener Zeit.

In diesen acht Octavbänden nehmen die eigentlichen Memoiren des Prinzen nur wenig Raum ein. Erst im Jahre 1822, gegen Ende seines Lebens, fing er an, sie zu redigiren; er hatte nur Zeit, den Anfang davon selbst zu schreiben von 1781 bis 1805, wo das Königreich Italien eingesetzt, und er zum Vicekönig desselben ernannt wurde. Dann dictirte er noch eine Uebersicht des Feldzuges von 1809. Das ist Alles, was von seinen eigentlichen Memoiren vorhanden ist.

Aber die fortlaufende Correspondenz Napolen's und des Prinzen Eugen liefert reiches historisches Material und läßt den Vicekönig von Italien in einem günstigen Lichte erscheinen, sowohl als Regenten, wie als General.

Die ersten acht Bände bestehen aus dreiundzwanzig Büchern und gehen bis zum 12. Mai 1813. Am Ende eines jeden Buches befinden sich die Briefe, welche Bezug auf die im Buche erzählten Ereignisse haben, und somit sind diese Briefe eigentlich die Hauptsache. Wie bei den Memoiren des Königs Joseph, hatte du Casse auch hier jeder Correspondenz-Periode eine historische Uebersicht vorangeschickt, welche den Leser in den Verhältnissen orientirt und mit den handelnden Personen genauer bekannt macht.

Der Prinz Eugen, welcher am 3. September 1781 zu Paris geboren wurde, war der Sohn des Vicomte Alexandre de Beauharnais und der Josephine Tascher de la Pagerie und kam sehr frühzeitig ins Collége d'Harcourt (jetzt Lycée Saint-Louis) wo er bis zum Ausbruche der Revolution blieb. Da alsdann die Collegien aufgelöst, und die Kinder der Vornehmen gezwungen wurden, ein Handwerk zu erlernen, kam Eugen bei einem Tischler in die Lehre, sowie seine Schwester Hortense zu einer Schneiderin. Von dort kam Eugen zum General Hoche, bei dem er mehrere Monate Ordonnanz-Dienste that.

Der Vicomte Beauharnais war unterdessen auf dem Schaffot gefallen. Ein Befehl vom 13. Vendemiaire verbot den Bürgern von Paris bei Todesstrafe, Waffen zu behalten. Eugen, der sich nicht von dem Degen seines Vaters zu trennen vermochte, schrieb an den General Bonaparte und bat denselben um Erlaubniß, den Degen behalten zu dürfen. Dieser Schritt hatte die wichtigsten Folgen für seine Familie und seine eigene Zukunft.

Er selbst sagt darüber:

„Die Unterredung, welche mir der General Bonaparte gewährte, war um so ergreifender für mich, als sie mich an den kürzlich gehabten Verlust erinnerte. Einige meiner Antworten gefielen dem General und machten den Wunsch in ihm rege, meine Familie kennen zu lernen. Er kam am folgenden Morgen selbst zu uns und brachte mir die gewünschte Erlaubniß. Meine Mutter dankte ihm gerührt. Er bat, wiederkommen zu dürfen, und schien sich nach und nach immer mehr in der Gesellschaft meiner Mutter zu gefallen. Wir Alle bemerkten bald seine Absichten, und aller Glanz und Ruhm, welcher damals und später Napoleon umgab, konnte mich niemals die principielle Empfindung vergessen machen, die mir der Entschluß meiner Mutter, sich wieder zu vermählen, verursachte. Eine zweite Heirath, gleichviel was für eine, schien mir damals eine Entweihung des Andenkens an meinen Vater.

„Der General Bonaparte interessirte sich bald für die Erziehung der beiden Kinder, deren Mutter er zu heirathen wünschte, und wir, Hortense und ich, wurden in zwei Pensionate in St. Germain geschickt.

„Wir erfuhren auch bald die Verheirathung unserer Mutter mit dem General Bonaparte und die Ernennung desselben zum Oberbefehlshaber der italiänischen Armee, sowie auch die Abreise unserer Mutter, welche ihrem Gatten zu folgen entschlossen war.“

Bald darauf ließ Napoleon Eugen nachkommen und machte ihn zu seinem Adjutanten. Er nahm ihn auch nach Egypten mit. Eugen erzählt interessante Geschichten von seinem Aufenthalt in Cairo und seinem Besuch in Murad-Bey's, des Mameluken-Chefs, Harem. Eugen folgte dem General Bonaparte nach Syrien, machte die Belagerung von St. Jean d'Acre mit und kehrte bald nach ihm nach Frankreich zurück.

Sowie das Kaiserthum proklamirt war, wurde Eugen Prinz und dann Vicekönig von Italien, welches er unter der Leitung Napoleons zu organisiren trachtete. Von da an datirt die merkwürdige Correspondenz.

Da das die gesetzgebende Corps in Italien sich nicht sehr willig zeigte, so schrieb der Kaiserkönig dem Vicekönige: „Wenn das Gesetz (l'enregistrement) nicht durchgeht, werde ich es schon durchsetzen. So lange ich König bin, soll das gesetzgebende Corps nicht vereinigt bleiben. Laßt den Präsidenten rufen und durch die Minister und Staatsräthe die vornehmsten Mitgliedern bedeuten, daß ich kein gesetzgebendes Corps brauche und ich mich ihrer entledigen werde, weil sie sich ungebührlich gegen mich betragen.“

Und nach zwei Tagen erließ er wirklich ein Decret, in dem er dem Corps befiehlt, seine Sitzungen zu schließen. Dem Vicekönig schreibt er, indem er ihm das Decret anzeigt: „Ich wollte nicht die Autorität des Corps législatif, sondern nur seine Meinung., Schickt ihm keine Botschaften, erweist ihm keine Ehre. Ihr zeigt ihm nur meine Unzufriedenheit an. Zieht das Gesetz über die Douane zurück, das geht das gesetzgebende Corps nichts an, ich habe dessen auch in Frankreich zu dem Zwecke nicht bedurft. Zieht auch das Gesetz vom Budget zurück und Alles, was sich auf das enregistrement bezieht, und publicirt es in Decreten. Ihr habt Unrecht, zu behaupten, daß die Italiäner wie die Kinder sind. Sie sind bösartig und dürfen nicht vergessen, daß ich ihr Herr bin. Das ist allen Völkern nöthig zu wissen, besonders aber den Italiänern. Sie werden nur gehorchen, so lange sie Euch fürchten, und Euch nur fürchten, sobald sie merken, daß Ihr ihren zweideutigen und falschen Charakter kennt. Uebrigens ist Euer System leicht: „„Der Kaiser will es!““ Sie wissen wohl, daß ich mich nicht von meinem Willen trenne.“

Der erste dieser Briefe ist von Saint-Cloud datirt, vom 25. Juli 1805, der zweite vom 27. Juli. Am 6. August schickt er Eugen einen dritten: „Mein Cousin, ich habe Ihnen ein Decret gesandt, in welchem ich das Corps législatif vertagt habe, ich füge jetzt hinzu, daß ich es nie mehr zusammenberufen werde.“

An demselben Tage erhielt er Briefe vom Vicekönige, durch welche er erfuhr, daß dieser nicht ganz genau seine Befehle ausgeführt habe, und schrieb ihm deshalb: „Mein Cousin, ich kann Ihnen nur mein Mißfallen darüber ausdrücken, daß Sie meine Anordnungen nicht befolgt haben, dazu haben Sie kein Recht. Es betrübt mich weniger die Nichtachtung, die Sie dadurch gegen mich an den Tag legen, sondern, daß sie überhaupt so wenig auf meinen Rath hören. Was soll ich auf Ihre Briefe antworten? Ich schreibe nicht zum Zeitvertreib und habe nicht die Gewohnheit, unnütz zu schreiben. Ich ertheile Ihnen meinen Rath, und wenn Ihnen an meiner Achtung und Freundschaft gelegen ist, so thun Sie nichts, was außerhalb Ihrer Machtvollkommenheit liegt.“

Das Corps législatif wurde in der That, so lange das Königreich Italien dauerte, nicht wieder zusammenberufen. Der Senat trat an dessen Stelle.

Zu derselben Zeit rüstete sich Oestreich heimlich zum Kriege gegen Frankreich und ebenso Frankreich gegen Oestreich. Der Kaiser schrieb sogleich an Eugen, die umlaufenden Gerüchte abzuleugnen, dabei aber alle Festungen Piemonts und der Lombardei wohl auszurüsten. „Man muß vom Frieden reden, wenn man sich zum Kriege rüstet,“ sagte er.

Oestreich handelte übrigens ebenso, begann auch 1809 seine offenen Feindseligkeiten und griff unversehens die italiänische Armee an. Napoleon schickte sogleich eine Depesche an Eugen: „Laßt mich wissen, ob der General Satuc mit seinen Truppen bivouakirte, oder ob er in einem Hause einquartiert war, und wie der Ueberfall geschah. Wenn er in einem Hause einquartiert war, laßt ihn verhaften und nach Paris abführen. Die Oestreicher überschwemmen Italien mit ihren Papieren, man soll sie in den Staatskassen nicht annehmen, es sind ja nur Lumpen. Man sagt mir, daß der Bischof von Udine sich verrätherisch in dieser Sache benommen. Wenn es wahr ist, laßt ihn sogleich erschießen; man muß bei diesen schlechten Priestern einmal ein Exempel statuiren. Allen übrigen Verräthern soll es ebenso ergehen. Wenn Ihr Triest in Eure Gewalt bekommt, legt Ihr der Stadt eine Contribution von 50 Millionen auf; verhaftet sogleich 40 der vornehmsten Bürger, um Euch der Zahlung zu versichern, und laßt auch alle Schiffe mit Beschlag belegen, bis die Summe zusammen ist. Das befolgt Ihr buchstäblich; ich bin immer viel zu nachsichtig gegen diese Stadt gewesen. So oft Ihr Euch Angesichts des Feindes befindet, bivouakirt mit den Truppen. Dabei habe ich mich immer wohl befunden; denn es giebt allemal ein gutes Beispiel!“

Der Vicekönig entschuldigte den Bischof und suchte ihn vor dem Zorne des Kaisers zu retten.

Ein anderes Mal schreibt Napoleon an Eugen wegen der Bestrafung eines Adjutanten, der im Wagen eingeschlafen und seine Depesche verloren hatte.

In der Armee kamen viele Veruntreuungen vor, und mehrere Generale wußten ungeheure Summen an sich zu bringen. Aber es ist merkwürdig, welch' ein guter Rechenmeister Napoleon war, er kam allen Betrügereien auf die Spur.

Ebenso wollte er sich die Gewißheit verschaffen, ob die Goldschmiede von Paris ihn betrügen, und so gab er Eugen den Auftrag, alle Kleinodien, welche Josephine der Vice-Königin schickte, in Mailand schätzen zu lassen, damit er doch wisse, um wieviel man ihn bestohlen hätte.

Der Prinz Eugen, an der Spitze der italiänischen Armee, schlug die Oestreicher zurück, traf mit der großen Armee in der Umgegend von Wien zusammen und gewann die Schlacht von Raab, welche eine der Hauptursachen des Sieges von Wagram wurde.

Venedig war dem Königreiche Italien einverleibt, und Eugen zum Prinzen von Venedig ernannt. Napoleon schrieb ihm, daß es ihm wünschenswerth sei, in Paris eine Deputation der vornehmsten Venezianer zu empfangen, wobei sie ihm ihren Dank für das Glück, dem Königreich Italien einverleibt zu sein, abzustatten habe.

Im Jahre 1806 hatte Napoleon des Prinzen Eugen Heirath mit der Prinzessin Auguste von Bayern zu Stande gebracht, aber ohne daß der Hauptbetheiligte, der Prinz, eine Ahnung davon hatte.

Napoleon zeigte ihm die Heirath mit folgenden Worten an: „Mein Cousin, ich bin in München angekommen und habe Sie mit der Prinzessin Auguste verlobt. Die Sache ist bereits bekannt gemacht. Die Prinzessin hat mir heute Morgen einen Besuch abgestattet, sie ist sehr hübsch. Hier sende ich Ihnen eine Tasse mit ihrem Bilde. Sie ist aber noch schöner.“

Bald darauf befiehlt er dem Prinzen, nach München zu kommen zur Vermählung, vorher aber seinen Schnurrbart abzuschneiden, damit er die Prinzessin durch sein martialisches Aussehen nicht erschrecke.

Elf Tage nach der ersten Eröffnung, den 14. Januar, wurde die Vermählung gefeiert. So schnell die Verbindung geschlossen, so glücklich war sie auch in der Folge. Die Vicekönigin hatte fünf Töchter hinter einander und dann erst einen Sohn.

Plötzlicher noch, als seine eigene Heirath, erfuhr Eugen Napoleons Scheidung von Josephine, welche für ihn ein harter Schlag war. Nach der ruhmvollen Campagne von 1809 hatte ihm Mailand glänzende Feste bereitet, aber er reiste sofort zu seiner Mutter, ohne an denselben Theil zu nehmen. Napoleon hatte ihn selbst nach Paris berufen. Als Eugen in den Tuilerien ankam, setzte ihm Napoleon die politischen Gründe auseinander, welche ihn zu einer Ehescheidung im Interesse seiner Dynastie nöthigten. Josephine ergab sich in ihr Schicksal und Eugen ebenfalls.

Ein anderer nicht minder interessanter Theil der ungedruckten Correspondenz sind die Briefe, welche sich auf die Differenzen Napoleons mit dem Papste beziehen.

Rom konnte den Verlust der Legationen nicht verschmerzen und zeigte sich der französischen Herrschaft überall feindlich gesinnt. Der Papst weigerte sich, der italienischen Conföderation beizutreten, und öffnete seine Häfen den Engländern und Russen. Der Prinz Eugen versuchte es, den Papst versöhnlicher zu stimmen, aber es gelang ihm nicht. Im Gegentheil, der Papst nahm eine noch drohendere Haltung an. Als General Miollis ihm im Jahre 1808 die übliche Anstandsvisite machen wollte, empfing er denselben nicht und Joseph Bonaparte erkannte er als König von Neapel nicht an.

Napoleon schrieb an Eugen: „Mein Sohn, Seine Heiligkeit droht mir. Glaubt denn der Papst, daß die Rechte des Thrones weniger geheiliget sind als die der Tiara? Eh' es Päpste gab, gab es Könige! Man will alles Böse, was ich der Religion zufüge, publiciren, man will mich der ganzen Christenheit denunziren. Dieser lächerliche Gedanke kann nur aus der gänzlichen Unkenntniß unseres Jahrhunderts entspringen; der Papst irrt sich um ein ganzes Jahrtausend, und wenn er einen solchen Schritt thäte, wäre er nicht mehr Papst in meinen Augen. Meinen Thron mit dem Interdict belegen, mich excommuniciren! Glaubt er, daß darum die Waffen meinen Truppen entfallen werden? Warum will mir der heilige Vater nicht die Haare abschneiden und mich in ein Kloster sperren? Glaubt er, daß unsere Zeit zur Unwissenheit und Verdummung des achten Jahrhunderts zurückkehren will? Hält er mich für Ludwig den Frommen? Der Papst hat sich doch die Mühe gegeben, zu meiner Krönung nach Paris zu kommen. Aber er will, ich soll ihm die Legationen abtreten; das kann und will ich aber nicht thun. Der Papst würde sonst zu mächtig, und die Priester sind nicht da, um zu herrschen. Sie mögen den heiligen Aposteln nacheifern. Christus hat gesagt: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt!“ Warum will der Papst dem Kaiser nicht geben, was des Kaisers ist? Ist er mehr als Jesus Christus? Was haben die Interessen der Religion mit den Interessen des römischen Hofes gemein? Die Priester sollen beten und sich fern von allem Irdischen halten. Ich habe meine Krone von Gott und dem Willen meiner Völker. Für Rom bin ich stets Karl der Große, und niemals Ludwig der Fromme!“

Der Papst gab aber dennoch nicht nach. Napoleon nahm seine Staaten und vereinigte sie mit dem Kaiserreiche. Der Papst schleuderte seine letzte Waffe gegen

Napoleon: den Kirchenbann! Napoleon ließ den Papst gefangen nehmen und schrieb dem König von Neapel:

„Philipp der Schöne ließ Bonifacius verhaften, und Karl der V. hielt Clemenz VII. lange Zeit gefangen, und diese waren doch weniger schuldig, als Pius VII. Ein Priester, der nicht den Frieden lehrt, sondern Krieg und Aufruhr predigt, mißbraucht seine Macht.

Aus diesen verschiedenen Citaten kann man leicht ersehen, wie sehr interessant diese Correspondenzen sind.

Um noch einige Worte über den Prinzen Eugen zu sagen, so hatte derselbe noch vielfach Gelegenheit, sich im Kriege auszuzeichnen. Nach der Restauration zog er sich mit dem Titel eines Herzogs von Leuchtenberg, wozu ihn sein Schwiegervater, der König von Baiern, ernannte, zurück, und starb 1824 in München am Schlagfluß.

Correspondenzen.

Aus der Hauptstadt.

4. Mai 1860.

— Befinden Sr. Majestät des Königs; Begegnung mit demselben; die Demokraten und das Herrenhaus; Palmerston und deutsche Hiebe; die Augsburger Allgemeine. —

Ueber das Befinden Sr. Majestät des Königs, unseres allergnädigsten Herrn, lauten die Berichte so günstig, wie man es unter den obwaltenden traurigen Verhältnissen irgend erwarten kann. Die Mitglieder eines Collegiums machten vor einigen Tagen eine Excursion nach Potsdam und hatten das Glück, dem geliebten Herrn, der wie fast immer von der Königin Majestät begleitet war, im Parke zu begegnen. Huldreich in gewohnter lieber Weise erwiderte König Friedrich Wilhelm die ehrfurchtsvollen Grüße der Herren, ihnen mit der rechten Hand zuwinkend. Darnach aber faßte er die Hand seiner treuen Königin, ihr dadurch andeutend, daß er weiter wolle; diese unbeschreibliche Bewegung des leidenden Herrn machte einen tief ergreifenden Eindruck auf die Anwesenden. Uebrigens fanden Alle den geliebten König kräftiger aussehend, als sie erwartet hatten, und fiel ihnen der Unterschied zwischen der rechten gesunden und der linken leidenden Seite des Körpers in die Augen. Die nicht in Berlin wohnenden Prinzen des hohen Königlichen Hauses waren, Prinz Albrecht von Albrechtsberg bei Dresden und Prinz Friedrich Carl von Stettin, in voriger Woche hier eingetroffen, um den Jahrestag der Schlacht bei Groß-Görschen in Potsdam zu feiern. Ihre Königlichen Hoheiten warteten sofort nach der Ankunft in Potsdam Ihrer Majestät der Königin auf.

In politischer Hinsicht sind die Abstimmungen des Herrenhauses über die Grundsteuer-Vorlagen das Wichtige der Woche; wie sich vorhersehen ließ, hat die gemessene, wahrhaft staatsmännische und durch und durch preußisch-patriotische Haltung des Hohen Hauses den tiefsten Eindruck gemacht, der sich von Seiten der Liberalen und Demokraten de bas étage in einem wahrhaft infernalischen Wuthgeheul kund giebt; mit solchem Wahnwitz ist natürlich nicht zu disputiren. Schlau genug benutzt unsere alte Freundin in Köln diese Angelegenheit; auch sie schnaubt vor Entsetzen über das

Attentat des Herrenhauses und der steuerscheuen Junker, schließlich aber kommt sie dann mit dem „verfassungsmäßigen“ Hausmittelchen heraus, ein Paar Dutzend gute Freunde der „Kölnischen Zeitung“, schwer reiche rheinische Fabrik-Könige und Eisenbahn-Präsidenten und Actien-Kaiser, zu Mitgliedern des Herrenhauses, kraft Königlicher Prärogative, zu ernennen. Dann würde, so rechnet man in Köln am Rhein, die Majorität des Hohen Hauses liberal, und das Herrenhaus mit Kölnischem Wasser rein gewaschen von allen feudalen Flecken. Glücklicher Weise ernennt bei uns Se. Majestät der König, und gegenwärtig — in Vertretung der Majestät — Se. Königl. Hoheit der Prinz-Regent, die Mitglieder des Herrenhauses, aber nicht das Ministerium — verstanden? Wir wollen für heute nicht deutlicher sein, es bestehen aber zu Berlin doch noch allerlei Verhältnisse in Ehren und Treuen, von denen die spottwohlfeile Staatsweisheit der Herren zu Köln am Rhein gar nichts zu wissen scheint. Sehr gespannt ist man auf die bevorstehende Besprechung der churhessischen Frage im Herrenhause; die Sache ist sehr wichtig in Bezug auf unsere großen politischen Verhältnisse. Deutschland wird sich überzeugen können, daß das Preußen, welches im Herrenhause spricht, nichts gemein hat mit den Herren v. Vincke, v. Carlowitz und ihrer Volkszeitungs-Gesellschaft. Wahrscheinlich wird der Staatsminister Uhden bei dieser Veranlassung selbst das Wort ergreifen; derselbe ist wieder genesen. Das königlich gesinnte Preußen wird sich feierlich lossagen von den offen und geradezu revolutionären Carlo- und anderen schlechten Witzen.

In den militairischen Kreisen ist viel die Rede von einem sogenannten Peltasten-Vorschlag, den ein viel genannter General kürzlich eingereicht hat. Einige sagen achselzuckend, es sei vielmehr ein Phantasten- als ein Peltasten-Vorschlag, und spotten über die neue Marotte des geistreichen Generals, indessen Andere doch meinen, daß der Vorschlag der Erwägung werth sei. Der Vorschlag geht nämlich von dem Satze aus, daß in den neueren Kriegen, eben wegen Vervollkommnung der Schießwaffen, der Einzelnkampf wieder größere Bedeutung erlangt habe, und verlangt nun, daß der überlegenen Behendigkeit des französischen Soldaten im Einzelkampf mit dem Bajonett eine neue eigenthümliche Bewaffnung entgegen gesetzt werde. Diese Bewaffnung soll aus einem leichten Schilde (πέλτη, Peltasten), zur Abwehrung des Bajonettstoßes, und einem kurzen Schwerte oder Hieber bestehen. Der Vorschlag soll sehr gelehrt entwickeln, daß die Stärke des deutschen Angriffs stets im Hieb gelegen habe, die neuen Peltasten sollen also mit dem alten deutschen wuchtigen Hiebe („deutsche Hiebe!“ eine der schönsten Stellen in unserem Schiller — pflegte der Fechtmeister Urban in Halle zu sagen) gegen den französischen Stoß anrücken; der deutsche Hieb soll dem deutschen Soldaten das Bewußtsein nationaler Ueberlegenheit geben. Anregend ist der Gedanke jedenfalls, ob auch fruchtbar? Darüber müssen Sachkundige entscheiden.

Wer die kurzen, ernsten Worte gelesen hat, mit welchen wir des Selbstmordes gedachten, den der östreichische Minister von Bruck begangen, der wird es schwerlich für möglich halten, daß dieselben zu einer wüthenden Anklage gegen die „Berliner Revue“ Veranlassung gegeben. Die „Allgem. Ztg.“ zu Augsburg entblödet sich nämlich nicht, in dem hochtrabenden Styl des bösen Gewissens gegen uns aufzutreten und schließlich zu erklären, die „Berliner Revue“ „wetze ihre Zähne an der Leiche Bruck's“. Das ist die Sprache des bösen Gewissens; die gerichtliche Untersuchung zu Wien wird wohl klar zu Tage fördern, woher dieser Uebereifer der „Augsburgerin“. Wir haben es nie als ein besonderes Compliment betrachtet, mit der „Kölnischen Zeitung“ zusammen genannt zu werden, wie es bei dieser Gelegenheit geschieht, indessen ist die „Kölnische Zeitung“ von allen liberalen Blättern fast das einzige gewesen, das an dem kaum

geschlossenen Grabe des unglücklichen Mannes nicht in würdeloser Erbärmlichkeit verhimmelt ist. Das deutsche Sprüchwort verlangt Gerechtigkeit selbst für den Teufel, wir wollen sie der „Kölnischen" nicht versagen, die ja noch lange kein Teufel ist.

Danzig, 27 April. Herr G. Radde, eben vom Amur zurückgekehrt, begann gestern seine Vorträge über Süd-Sibirien. In einer kurzen Einleitung drückte Herr Radde die Empfindungen aus, mit denen er in seine Heimath wieder zurückgekehrt sei. Die eigentliche Vorlesung begann er mit einer Charakteristik Asiens in seinen Haupttheilen, seinen abgestorbenen und seinen zu neuem Leben emporblühenden Landestheilen. Dem specifischeren Thema legte er sodann eine geographisch-naturhistorische Skizze des südlichen Sibirien zu Grunde, wobei er von der Erwähnung eines einfachen Denkmals ausging, welches am Ostabhange des Ural die Grenze zwischen Europa und Asien bezeichne.

Nach Anführung der Grenzen Sibiriens erfolgte eine Skizze des zoologischen und vegetativen Lebens dieser Länderstrecken in den besonders hervortretenden Merkmalen, wobei namentlich dem mörderischen Hermelin nähere Aufmerksamkeit geschenkt wurde.

Hiernach erwähnte der Vorleser das Goldland am Oberlauf des Jenisei, das veränderte Ansehen der Jenisei-Landschaften, die Angara, Oder u. s. w. Die Turko-Tartarenstämme und die Mongolen wurden nur flüchtig charakterisirt, und die Waldungen (der europäischen Kiefer), sowie die darin häufig vorkommenden Waldbrände mit größerer Ausführlichkeit beschrieben.

Das Thal der Angara charakterisirt der Vorleser besonders in seinen klimatischen Verhältnissen und deren Einwirkung auf den Ackerbau und schildert sodann die Hauptstadt Irkutsk am Angarastrom mit ihren speculativen Großkrämern, dem vorherrschenden, jeder höheren Geisteskultur abholden Materialismus, in nicht sehr schmeichelhafter Weise. Bei Betrachtung des Baikal-Sees in seinem Umfange von 2000 Werst (300 deutsche Meilen) erwähnte Herr Radde beiläufig der verschiedenen Theorien (namentlich der Miglitzky's) über die Bildung desselben und lieferte endlich ein paar lebendige Skizzen von der Bevölkerung, von dem Gegensatz der Tungusen zu den trägeren Mongolen, dem Nomadenstamm der Bureten, so wie von deren thierischer Wildheit. Ein düsteres und poetisches Nachtbild beschloß den ersten Vortrag.

München, 25. April. Die gestern Abends im Hoftheater stattgefundene erstmalige Aufführung des neuen Schauspiels von Oskar v. Redwitz: „der Zunftmeister von Nürnberg" muß als ein abermaliger Triumpf des Dichters betrachtet werden, denn der Beifall des gedrängtvollen Hauses war wirklich stürmisch, und was noch mehr — wohlverdient. Redwitz hat zum historischen Hintergrund seines Stückes weiter nichts genommen, als alte Nürnberger Patriziernamen und die Thatsache, daß zwischen den Zünften und den Geschlechtern fortwährend Zwistigkeiten und Kämpfe herrschten. Die ganze Fabel des Schauspiels gehört sonach der Erfindung des Dichters an. Mit kluger Berechnung stellte Redwitz — durchweg sehr streng ausgeführt — sich widersprechende Charaktere gegenüber. Der Zunftmeister repräsentirt den wirklichen Patrioten, dem das Heil seines Vaterlandes über alles geht, dem er alles, selbst sein liebstes und theuerstes, die Braut opfert; ihm gegenüber steht der

gewissenlose Demagoge aus dem niederen Volke, welcher, um im Trüben für sich fischen zu können, die Stadt und die Geschlechter zu opfern bereit ist; der Zunftmeister dringt auf Versöhnung und will durch diese die so nothwendige Eintracht, der Demagoge will die Vernichtung der Geschlechter selbst um den Preis des Unterganges der Freiheit der Reichsstadt. Auf Seiten der Patrizier stehen sich wieder zwei Parteien gegenüber: die älteren Rathsherren, welche gleichfalls zur Versöhnung und Vereinigung mit den Zünften rathen, und die jüngeren, in denen sich das hochfahrende Junkerthum in seiner schlimmsten Erscheinung repräsentirt. Unter den Frauengestalten ist es Agnes, die Tochter des Bürgermeisters, welche durch ihre heroische Aufopferung die äußerste Theilnahme erregt; die beiden anderen sind Nebenfiguren. Wie Sie aus dieser kurzen Andeutung ersehen, ist das Stück rein politischer Natur, aber durch seine musterhafte Anlage, welche die Spannung des Zuschauers bis zur letzten Scene steigert, durch die markige Sprache und das Maß, welches der Dichter nach allen Seiten hin zu halten wußte, von ungewöhnlicher Wirkung. In technischer und sprachlicher Beziehung nimmt es eine bedeutend höhere Stufe ein als die „Philippine Welser", und wir zweifeln nicht, daß auch der „Zunftmeister" in kurzer Zeit die Runde über die bedeutenderen deutschen Bühnen machen werde.

Aus Holstein.

24. April.

Mancherlei Zeitungen lese ich und mancherlei Flugschriften, manchen Menschen spreche ich, aber noch soll ich das erste Lob hören über Herrn Dr. Lorentzen, als Redakteur der „Preußischen Zeitung". Dagegen fehlt es an Tadel nicht, und dem trete ich aus voller Ueberzeugung bei. Daß die Leitartikel der „Preußischen Zeitung", welche die „holsteinische Frage" betreffen, mir durchaus nicht gefallen, will ich weniger in Anschlag bringen, denn Herr Dr. Lorentzen ist „Schleswig-Holsteiner" vom reinsten Wasser und ich bin durch und durch Gegner alles und jedes „Schleswig-Holsteinismus", aber die gefallen auch seinen Gesinnungsgenossen nicht, denn solche haben mir gesagt: „es ist unbegreiflich, wie wenig eigentliche Kenntniß von den hiesigen Zuständen und Personen der Mann in seinen Leitartikeln und auch durch Aufnahme wunderlicher Correspondenzartikel zu Tage fördert." Das Höchste aber, was ein Redakteur in dem, was nicht sein sollte, leisten kann, hat Lorentzen in Nr. 169 geleistet. Der dortige Leitartikel ist gerichtet gegen absonderliches Geschwätz der „Times" über Zustande in Deutschland und bringt u. A. folgende Worte: „Wir möchten 'mal fragen, wo die „Times" die Studien zu diesem düstern Gemälde gemacht, das nicht finsterer sein könnte, wenn es von der erbitterten Exaltation eines politischen Flüchtlings ausgesonnen wäre." Das heißt doch mit dürren Worten: „Was ich, der politische Flüchtling aus Holstein, über Holstein und Dänemark sage, muß nur mit Vorsicht und Zweifel aufgenommen werden." Und wenn das erst ein Redakteur von sich selbst sagt, dann muß man ausrufen: „Hier hört Alles auf!"

Der „Schleswig-Holsteinismus" bereitet neue Angriffsmittel. Es ist neuerdings erschienen in Harburg: „Holsteinisches Portefeuille I.", also soll noch mehr folgen, der Titel dieses ersten Heftes lautet: „Die holsteinische Frage und der jüngste Act in derselben. Mit Actenstücken. Zur Orientirung; ein politisch-staatsrechtliches Resumé

mit geschichtlichen Rückblicken von einem Publicisten a. D.“ Ich bitte, sich durch den Titel nicht täuschen zu lassen, der zuviel verspricht, auch nicht durch Correspondenzen in „H. Bl.“ und in der „Preuß. Ztg.“, die das Buch gar sehr herausstreichen; es ist, einfach gesagt, stark schleswig-holsteinisch, kann also nie zur „Orientirung“ dienen; es ist nach Stock-Juristen alter Art gar vielfach eingetheilt und abgetheilt und dadurch etwas sehr ungenießbar gemacht. „Politisch-staatsrechtliches“ ist wenig darin zu finden; der Kern des Ganzen, das *A* und *Ω* ist: die Wahlcapitulation von 1460 soll und muß gelten, trotz aller späteren Verträge, selbst der Vereinbarung von 1852 zwischen Deutschland und Dänemark. Nun, um das zu hören, bedürfen wir einer neuen Schrift nicht.

Brüssel, 26. April. Sie werden sich wohl noch erinnern, mit wie großer Ungläubigkeit man die Nachricht aufnahm, als die „Kölnische Zeitung“ im Laufe des Jahres 1857 von den gezogenen Kanonen gesprochen. Man belächelte damals die Erfindung und schrieb es der Liebhaberei des Kaisers für Artillerie-Verbesserungen zu, wenn dieser dem neuen Geschütze besondere Wichtigkeit beilegte. Wir halten es nicht für überflüssig, diese Zeilen vorauszuschicken, weil wir abermals von einer neuen Erfindung Napoleon's III. zu melden haben, welche in diesem Augenblick Gegenstand fortwährender Experimente ist. Der Kaiser ist bekanntlich ein Schüler von General Dufour, und es ist wahrscheinlich, daß dessen Denkschrift über die Artillerie des Alterthums und des Mittelalters (Mémoire sur l'artillerie des anciens et du moyen âge, Paris et Génève 1840) den ersten Anstoß zu den jetzigen Versuchen des Kaisers gab Dieser hat nichts weniger im Sinne, als die Geschosse der Alten, welche unter dem Namen von Ballisten und Katapulten bekannt waren, wieder in das Leben zu rufen. Diese beiden Geschosse werden von den Schriftstellern des Alterthums häufig verwechselt, obgleich die Katapulte bloß zum Schleudern von Pfeilen (in flachen Bogen) benutzt wurden, während die Ballisten schwere Steine im Bogen warfen, ungefähr wie die heutigen Bombenmörser. Die Griechen nannten die Balliste Onager und die Römer Manganum. Ammianus Marcellius (Buch 23, Kapitel 3) verwechselt den Scorpion mit dem Onager und der Katapulta. Diese Instrumente glichen sich alle darin, daß die bewegende Kraft in einer starken, mehrfach zusammengedrehten Darmsaite bestand, welche am unteren Ende eines Hebels angebracht war und durch Zurückbiegen desselben sich spannen ließ. Sollte die Maschine wirken, so wurde mittels eines Drückers die gespannte Saite freigelassen, drehte mit Heftigkeit sich auf und schnellte dabei den Arm gewaltsam nach vorn, wodurch die in der Schleuder (im Löffel, Kasten) befindlichen Gegenstände fortgeschleudert wurden. Andere Ballisten erhielten die bewegende Kraft durch angehängte Gewichte, welche unterwärts zur Erde wirkten und so die vorwärtsgehende Bewegung des Hebels erzeugten. Alle diese Werkzeuge sind seit Erfindung des Schießpulvers in Vergessenheit gerathen, obgleich es auch später nicht an einzelnen Vorschlägen fehlte, diese Geschosse der Alten wieder einzuführen. Der schwedische General Helvig (später in preußischen Diensten) und auch der Berliner Professor der Mathematik Gabert haben Modelle von Ballisten angefertigt. Chevalier Folard, in seinen Commentaren zu Polybius, hat eine ausführliche Beschreibung der Katapulte gegeben, und desgleichen Dufour. Der Kaiser hat durch ein Institutsmitglied dem bekannten Mathematiker, Archäologen und Philologen Vincent aufgetragen, alle in den

alten Werken vorhandenen Stellen über die erwähnten Kriegsmaschinen zu übersetzen. Nach Vergleichung dieser Angaben mit den bekannten Beschreibungen ließ nun der Kaiser eine Balliste anfertigen, durch welche eine Last von 4—5 Centner auf ziemliche Entfernung geschleudert werden kann; doch hat er die Steine der Alten durch Pulversäcke ersetzt, die, eigens präparirt, erst bei'm Niederfallen zur Explosion kommen. Man denke sich die Verheerung von 5 Centnern Pulver, die in eine Festung oder in ein verschanztes Lager geschleudert werden! Die ersten Versuche sind in Vincennes vor sich gegangen und sollen nach allem, was darüber verlautet, so ziemlich gelungen sein. Man kann aus diesen Versuchen ersehen, wie wenig der Kaiser seine militairische Aufgabe für vollendet betrachtet. Es scheint denn doch, daß er nicht die Hoffnungen des Herrn Gueroult theilt, welcher die Karte von Europa bloß à coup de suffrages umgestalten möchte. Die gezogene Kanone genügt nicht, nun bekommen wir noch Saiten-Instrumente, die mehr Lärm in Europa verursachen werden, als das vielverschrieene Clavier. (Köln. Z.)

Aus Paris.

— Theaternovitäten und andere Amüsements. Eine Heirath. Ein Prozeß. Eine Hospitalgeschichte als Gegenstück zur Mortarageschichte. Madame Ristori und die Rachel. —

In der verwaisten Salle Ventadour fand neulich eine Wohlthätigkeitsvorstellung statt. Das Programm war mannigfaltig genug. Statt Verdi und Donizetti hörten wir Offenbach'sche Melodien. Die Bouffes parisiennes führten die tolle Parodie Orphée aux Enfers zum zweihundertsten Male auf, und die graziöse Tautin, die ja auch bei Ihnen in Berlin so sehr gefallen, feierte neue Triumphe. Die ersten Künstler vom Théâtre français spielten mit gewohnter Eleganz einige der beliebt gewordenen „Proverbes", und die renommirtesten Tänzerinnen der großen Oper füllten die Entre-acts mit ihren lustigen Pas aus. Das Publikum verließ sehr befriedigt das Haus. Im Uebrigen sind die Theater sehr fleißig. Octave Feuillet's „Tentation" will zwar nicht mehr ziehen, da die Charwoche längst vorüber ist, und das Stück dem Publikum nur für diese gut genug schien. Im Théâtre français hat man sich allerdings an den Verdiensten des Duc Job satt gesehen, dafür unterhält uns jetzt abwechselnd Victor Séjour's „Aventurier" und Augier's „Aventurière," obgleich man sich nicht verhehlen darf, daß das letzte Stück, dem Genre der Demi-Monde angehörend, nicht auf die klassischen Bretter des Théâtre français gehört. Aber faute de mieux läßt man es sich gefallen. Die anderen Theater haben so viele Neuigkeiten gebracht, daß es unmöglich ist, sie alle zu besprechen, und ich mich auf das Titelverzeichniß beschränken muß. Da ist zuerst eine neue Operette „l'habit de Mylord" zu nennen, welche die „Opéra comique" gebracht hat. Das Odeontheater giebt unaufhörlich das Rührstück „Daniel Lambert," welches eigentlich nur eine neue aber nicht verbesserte Auflage der „Fiammina" ist. Das Vaudeville und das Gymnase unterhalten uns mit les deux veuves, la Maison Morel et Comp., les deux Timides, la belle chocolatière etc.; es ist Alles leichte Waare, wie sie der Pariser liebt und zu seinem Amüsement braucht. Man kann aber wirklich herzlich darüber lachen. Der Pariser ist überhaupt in dieser Jahreszeit, in der sogenannten Uebergangsperiode, der fleißigste Theaterbesucher. Wo soll er auch sonst hin? Bälle und Gesellschaften giebt es nicht mehr, also flüchtet er in's Theater, denn ohne Salon- oder Theaterluft

kann er natürlich nicht leben. Die Deutschen sind freilich anders, die fangen schon an, den Theatern den Rücken zu kehren und vor den Thoren den Frühling zu genießen. Hier kennt man weder Natursinn noch Naturfreuden, und das einzige ländliche Amüsement, was der Pariser wirklich anerkennt, ist ein bal champêtre. Darauf bereitet man sich denn auch schon fleißig vor, indem man soviel als möglich zu Hause tanzt, natürlich en petit cercle, denn große Bälle finden nicht mehr statt.

Die Médisance findet hier jetzt außerordentlich viel Stoff. Der scandalöse Proceß zwischen Schwiegermutter und Schwiegersohn, von dem ich Ihnen neulich schon erzählte, ist noch immer nicht entschieden.

Die Schwiegermutter, eine von unseren weiblichen literarischen Berühmtheiten, giebt die Hoffnung nicht auf, daß die Gesetze ihr allein das Enkelkind zusprechen, damit sie es nach ihren Grundsätzen erziehe: Armer Vater, armes Kind, darf man sagen, wenn die Schwiegermutter triumphirt. In acht Tagen wird der interessante Fall entschieden sein.

Das zweite Stadtgespräch bildet die wahrhaft romanhafte Liebe eines jungen Kavaliers für eine junge und schöne Russin, deren blaue Augen Alle bezaubern, die in ihre Nähe kommen, und welche in diesem Winter die Königin aller Feste war. Der verliebte Kavalier hat ihr seine Millionen zu Füßen gelegt, aber die junge Dame hat noch nicht einmal Miene gemacht, sie aufzuheben. Die Uebermüthige will zeigen, daß wenn man so schön ist, man auch stets unter mehreren Millionären die Wahl hat. Trotzdem glaubt man allgemein, daß die Heirath doch zu Stande kommen und in der Herren-, so wie auch in der Damenwelt viel Neid erregen wird. Davon ist die Médisance fest überzeugt.

Außerdem circulirt folgende merkwürdige Hospital-Geschichte. Eine unbekannte Frau genas eines Kindes. Der Arzt fürchtete sehr für Mutter und Kind, und während erstere ohnmächtig war, nahm er ein Glas Wasser und vollzog an dem Neugeborenen den Act der heiligen Taufe. Das Kind sollte als Christ sterben, und der Arzt glaubte seine Pflicht gethan zu haben. Seine Befürchtungen erfüllten sich aber nicht. Mutter und Kind waren am folgenden Tage frisch und munter. Der Doctor wünschte der armen Frau Glück und fügte noch die Worte hinzu: »Wenn ich Ihr Kind auch nicht der Erde hätte erhalten können, so hatte ich es doch für den Himmel gerettet, denn unmittelbar nach seiner Geburt habe ich es getauft!«

»Getauft?« schrie entsetzt die Frau, »ich bin Jüdin!« (Was wird nun geschehn?)

Zum Schluß noch eine Theaternachricht! Die Ristori ist wieder hier zur Freude aller Kunstfreunde; ob sie auch nach Deutschland gehen wird, weiß man noch nicht. Sie hat neulich „Die Phèdre", Rachels Glanzrolle, gespielt. Es war kein geringes Wagniß für die Italienerin, mit den Erinnerungen an die verstorbene große Tragödin in die Schranken zu treten, doch konnte gerade die Ristori es wagen, da ihr Talent von dem der Rachel so sehr verschieden ist. Madame Ristori führte sich beim Publikum mit einigen Versen „à l'ombre de Rachel", ein, welche sie mit pikantem französisch-italienischem Accent deklamirte, und diese eben so zarte als sinnige Huldidigung der todten Rivalin von Seiten der Ueberlebenden gewann derselben in hohem Grade die Gunst des Publikums.

Vermischtes.

Das Vermögen in England.

Die Anhäufung des Capitals ist in Großbritannien beständig im Zunehmen begriffen. Der Netto-Ertrag der Einkommensteuer betrug im Jahre 1802: 5,628,548 Pfd. Sterl. und im Jahre 1856: 16,448,522 Pfd. Sterl. Die Capitalien, welche dieser Besteuerung zum Grunde liegen, wurden in 1815 abgeschätzt auf: 171,028,739 Pfd. Sterl. und in 1855 auf: 285,287,890 Pfd. Sterl. Schon vor vielen Jahren schätzte Porter den Betrag der jährlichen Ersparnisse des Landes auf nicht weniger als 60 Millionen Pfd. Sterl., und wenn diese Schätzung damals zutraf, so muß sie gegenwärtig weit hinter der Wirklichkeit zurückbleiben. Wird doch der allgemeine Gewinn in der Baumwollpartie in Manchester jetzt monatlich auf 1,000,000 Pfd. Sterl. angeschlagen. Niemand kann daher bezweifeln, daß der Reichthum Großbritanniens beständig in wachsenden Progressionen zunimmt; jedes Jahr vermehrt sich die Fähigkeit Ersparnisse zu machen, jedes Jahr wird mehr erspart, und jedes Jahr ist in Folge dessen die Vermehrung des Capitals im Lande immer größer, als sie im Jahre vorher gewesen. Wie beträchtlich diese Ersparnisse sind, läßt sich aus einer Vergleichung der Aufstellungen ersehen, welche alle Jahre zum Zweck der Einkommensteuer über das Einkommen der Staatsbürger aufgemacht werden. Es betrug das

	Einkommen aus dem Grundeigenthum. Pfd. Sterl.	Einkommen aus dem Gewerbe-Betriebe. Pfd. Sterl.
1848—1850 . . .	94,277,959	54,977,566
1850—1851 . . .	94,809,969	55,587,243
1851—1852 . . .	94,879,851	58,451,316
1852—1852 . . .	96,172,965	59,563,300
1853—1854 . . .	99,274,309	76,215,936
1854—1855 . . .	100,835.328	74,610,127
1855—1856 . . .	101,938,175	72,589,557
1856—1858 . . .	103,603,668	73,511,927
1857—1858 . . .	109,978,265	77,503,022

Es ergiebt sich hieraus, während dieses Zeitraumes von 9 Jahren, eine Zunahme von:
15,760,306 Pfd. Sterl. bei dem Einkommen aus dem Grundeigenthum und von:
22,525,456 „ „ bei dem Einkommen aus dem Gewerbe-Betrieb.

Auch die Zunahme der Feuer-Versicherungen beweist das kolossale Steigen des allgemeinen Wohlstandes. Es wurden in England versichert:

	Pfd. Sterl.
1788 . . .	101,323,000
1799 . . .	198,634,000
1810 . . .	324,829,000
1820 . . .	396,841,300
1830 . . .	482,213,300
1840 . . .	625,106,329
1850 . . .	738,106,239
1856 . . .	864,859,976

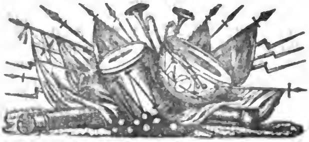
Der Werth des Eigenthums in England ist überhaupt, wie folgt, veranschlagt:

	Mill. Pfd. Sterl.
Unbewegliches Eigenthum	1550
Gebäude	654
Hausgeräthe, Luxusgegenstände, Werkzeuge . .	220
Waaren-Vorräthe aller Art	110
Landwirthschaftliche Vorräthe	62
Schiffe	50
Summa . . .	2646
Rechnet man hierzu für die in Staatspapieren, in Eisenbahn- und Bankactien angelegten Capitalien	1200
so ergiebt sich als Schätzung des gesammten Eigenthums in England	2864

oder in eußisch Courant die Summe von achtzehntausend Millionen Thalern.

Militärische Revue.

Sonntag, den 6. Mai 1860.



Avis. Beiträge ꝛc. für die militärische Revue werden unter der Adresse der Expedition, Kronenstraße Nr. 21, erbeten.

Geschichtskalender.

6\. Mai 1757. Schlacht von Prag: König Friedrich schlägt die Oesterreicher und erkauft den Sieg mit dem Tode des General-Feldmarschalls Grafen von Schwerin.

7\. Mai 1849. Gefechte von Alminde u. Viuf: Gen.-Maj. v. Hirschfeld wirft die Dänen.

8\. Mai 1703. Erstürmung des Forts Burgund bei der Belagerung von Bonn durch die Preußen.

9\. Mai 1759. Gefecht v. Kronach: Oberst-Lieut. v. Wunsch schlägt die Reichstruppen.

10\. Mai 1849. Plünderung des Landwehr-Zeughauses in Iserlohn durch Rebellen.

11\. Mai 1813. Gefecht von Bischoffswerda: Die nachdrängenden Franzosen werden durch die preußische Arrieregarde abgewiesen.

12\. Mai 1762. Gefecht v. Döbeln: Prinz Heinrich schlägt die Reichstruppen.

Inhalt:

Ueber das preußische Offizierthum.

Von einem bürgerlichen Offizier der preußischen Armee.

Das mittelalterliche Ritterthum hatte beim Regierungsantritte Friedrich Wilhelm I. bereits seine staatliche Bedeutung verloren, aber es hinterließ eine ruhmstrahlende Geschichte, und es blühten noch viele Geschlechter, die sich diesen Ruhm mit der selbst auferlegten Verpflichtung aneigneten, ihn unbefleckt und wenn möglich verjüngt auf die künftigen zu vererben. — So perennirte der ritterliche Geist, obgleich der Körper schon längst von einem unheilbaren Siechthum befallen war.

Friedrich Wilhelm I. stellte sich die Aufgabe in seinem Staate, sowohl die Lehns-Miliz wie die Kondottieri-Soldateska für immer entbehrlich zu machen. Dazu bedurfte er eines neuen Heerwesens. — Mit staatsmännischem Instinkte ahnte er den unschätzbaren Gewinn, wenn es ihm gelänge, denselben den Geist des erlöschenden Ritterthums einzuhauchen, und mit dem ihm angeborenen organisatorischen Geschick schuf er ein Offizierthum, das an Geist und Gesinnung ein Ritterthum war, sich aber von dem mittelalterlichen dadurch unterschied, daß es die abenteuerliche Romantik ab-

streifte, durch welche jenes im Staate seine Bedeutung verloren. — In diesem neuen Ritterthum vertrat das Offizier-Patent den Ritterschlag. — Wie dieses, so führte auch jenes in eine Genossenschaft ein, die allen Mitgliedern — gleichgültig ob Kronenträger oder Unterthanen — gleiche Pflichten auferlegte, durch welche aber auch gleiche Rechte erworben wurden. — Durch die Parität der Ansprüche, die allen Genossen ertheilt wurde, ging der ganze Stolz des mittelalterlichen Ritterthums auf das preußische Offizierthum über, aber auch zugleich seine heroische Thatkräftigkeit.

Seitdem ist die Erbsitte der hohenzoller-brandenburgischen Herrscher-Familie, den Offizierrock als Haus- und Prunkkleid zu tragen, von den preußischen Offizieren stets so verstanden worden, daß sie berufen seien, die Tugenden und Gesinnungen des erloschenen Ritterthums auf sich zu vererben, daß ihnen aber auch gleichzeitig das stolze Vorrecht zugestanden sei, im Wettringen nach Waffenruhm und Ehre, Herrschern und Fürsten gleichberechtigt zur Seite zu treten.

Mit und in diesem Offizierthum hat Friedrich der Große so Großartiges vollbracht, daß er durch jeden Versuch einer Umgestaltung den Vorwurf einer phantastischen Ideologie auf sich geladen haben würde. Nichts desto weniger litt es aber dennoch an zwei schweren Gebrechen: nationalem Indifferentismus und Mißachtung aller Personalitäten, die nicht dem Adel und Offizierstande angehörten.

Das letztere Gebrechen sah Friedrich nur als ein überschrittenes Maaß der Selbstachtung an. Er trug Bedenken, das Innehalten des richtigen Maaßes mit Strenge zu überwachen, weil er darin eine Gefahr erblickte, dem ritterlichen Geiste seine Spannkraft zu erhalten.

Was den nationalen Indifferentismus anbelangt, so hielt der König ihn, und zwar im Einklange mit der herrschenden Zeitmeinung, für eine unentbehrliche Eigenschaft des Offizierstandes. — Die damalige Regierungskunst — Kabinetspolitik — hatte sich nämlich das Recht beigelegt, über Land und Leute wie über einen rein plutonischen Besitz zu verfügen. Sie bedurfte Heere, die sich gegen die eigenen Unterthanen als Zwangsinstrumente gebrauchen ließen. Auch Friedrich konnte diese Eigenschaft seines Heeres nicht entbehren, da etwa nur die Hälfte seiner Unterthanen durch die konservative Kraft der Tradition an seinen Thron geknüpft war, die andere aber von einem Eide hatte entbunden werden müssen, um einen neuen Unterthaneid schwören zu können. — Daß er unter den gegebenen Bedingungen nicht füglich auf den Gedanken kommen konnte, eine Familiarisation von Heer und Volk herbeizuführen, liegt zu sehr auf der flachen Hand, um einer weiteren Erörterung zu bedürfen, dagegen drängt sich die Frage auf: warum schloß er bürgerliche Personalitäten grundsätzlich vom Offizierstande aus?

Zunächst kommt in Betracht, daß er nicht der Schöpfer sondern der Erbe eines Heerwesens war, das — so wie es war — seinen Werth in glänzendster Weise bekundet hatte. — Andeutungen seiner Korruption lagen nicht vor. — Motive für Reformen waren also nicht vorhanden, wohl aber sprachen sehr gewichtige Gründe für die Aufrechthaltung des status quo.

Wie sehr begreiflich, lag dem großen Könige viel daran, den Adel der neu erworbenen Provinzen für jenen Heerdienst zu gewinnen. Zu seiner Zeit hielt sich aber der ganze europäische Adel berechtigt, sich seinen Kriegsherrn, ohne Rücksicht auf Nationalität und Staat, zu wählen. — Auf den schlesischen Adel, um den es ihm vorzugsweise zu thun war, übte gerade die Exklusivität des preußischen Offizierstandes eine große Anziehungskraft. —

Als zweites Motiv sind die eigenthümlichen Zustände der Zeit in Rechnung zu bringen.

Alle Zünfte und Genossenschaften verlangten vom Staate, daß er durch Beschränkung der Konkurrenz allen ihren Mitgliedern den Gewinn einer angemessenen Lebensexistenz erleichtere. — Durch Gesetz

und Herkommen war der Adel von dem Betriebe aller Gewerbe ausgeschlossen, nächstdem vertheuerte ihm eine wunderliche Standesgewohnheit den Besuch der Universitäten in einem Grade, daß er für den ärmeren Adel einem Verbote fast gleichkam.*) Wenn nun weder die Kirche, noch ein glänzender Hof in zureichendem Maaße dem Adel ein standesgemäßes Unterkommen darbot, so erscheint sein exklusives Recht auf Offizierstellen fast nur als eine billige Ausgleichung.

Als letztes und stärkstes Motiv ist aber in die Wageschale zu werfen, daß Friedrich die Erziehung im Bürgerstande nicht für geeignet hielt, thatkräftige, heroische Charaktere heranzubilden.

Der 14. Oktober des Jahres 1806 hat nnn allerdings in ergreifender Weise dargethan, daß das friederizianische Heerwesen den Ereignissen, die an diesem Unglückstage an dasselbe herantraten, nicht gewachsen war. — Mit schlecht verhehlter Schadenfreude wird in gewissen Kreisen der Keim zu allen Unfällen, von denen die preußischen Waffen in so vollem Maaße betroffen wurden, in der adligen Qualität des damaligen preußischen Offizierstandes gesucht.

Viel, außerordentlich viel haben allerdings die beiden Gebrechen, von denen wir gesprochen, verschuldet; mit den Ereignissen auf dem Schlachtfelde stehen sie aber in einem sehr mittelbaren Zusammenhange. Die taktischen Verirrungen des friederizianischen Heerwesens gingen aus Irrthümern hervor, die Bürger und Edelmann gleichmäßig theilten.

Die Ueberlegenheit des preußischen Heer- und Kriegswesens war durch die drei schlesischen Kriege so außer Zweifel gestellt, daß alle christlich europäische Staaten ihr Heerwesen dem preußischen so weit als möglich zu assimiliren suchten. — Die Voraussetzung, daß ein künftiger Krieg nur zu einem eventuellen Konflikte mit homogenen Heeren führen könne, war also vollständig berechtigt, nnd demnach auch das Bestreben Friedrichs, sein Heer dieser Kriegführung entsprechend auszubilden. Daß in Frankreich eine Revolution ausbrechen, und daß aus den anarchischen Zuständen sich ein neues und ganz heterogenes Heerwesen entfalten würde, konnte keine menschliche Weisheit voraussehen.

Aus der Rhein-Kampagne nahm das preußische Heer das Bewußtsein seiner taktischen Ueberlegenheit nach Hause. — Die späteren Siege, welche die republikanischen Armeen davon trugen, waren gegen Heere errungen, durch deren Besiegung das friederizianische zum Gipfel seines Ruhms gelangt war. — Die Täuschung, daß das neu-französische Heerwesen seine Siege nicht seinen Institutionen, sondern hauptsächlich dem Umstande zuzuschreiben habe, daß es nicht mehr gegen preußische Armeen kämpfe, war wenigstens sehr menschlich.

Einrichtungen, welche man in einer besiegten Armee kennen gelernt, reizten von vorne herein nicht zur Nachahmung an. — Das Tirailleurwesen und die Gefechtskolonnen, welche die Basis zu all den Fortschritten bildeten, denen die französischen Waffen ihre Ueberlegenheit verdankten, hatte die preußische Armee aber in einem so rohen Zustande kennen gelernt, daß sie den Offizieren nur als Zugeständnisse erschienen, die man der Indisziplin und dem Naturalismus gemacht.

Daß man von der Gefechtskolonne gar keinen, und von dem Tirailleurwesen nur einen sehr beschränkten Gebrauch machte, und daß man sich nicht entschließen konnte, die lineale Schlachtordnung mit der gruppenförmigen zu vertauschen, sind die wesentlichsten Ursachen gewesen, denen die französischen Waffen im Kriege von 1806—7 ihre taktische Ueberlegenheit verdankten. Das Alles steht aber außer jedem Zusammenhange mit der adeligen Qualifikation des preußischen Offizierstandes.

Der Vorwurf, daß man in Preußen vor 1806 noch nicht zum klaren Bewußtsein

*) Nach diesem wunderlichen Standesgebrauch erlegte der Edelmann das doppelte, der Baron das vierfache und der Graf das achtfache Honorar, das die Bürgerlichen zahlten.

darüber gelangt war, daß das republikanische Heerwesen während der Rheinkampagne in seiner gefährlichsten Entwickelungskrankheit begriffen gewesen, daß es aber nach vollendeter Entwickelung eine unvergleichliche Thatkraft gewonnen, trifft nur die damaligen Kriegs-Theoretiker und Kriegs-Philosophen. Ihnen fiel die Aufgabe zu, durch eine scharfe Analyse den causalen Zusammenhang der Thatsachen nachzuweisen. Auf die ausübenden Offiziere kann man wegen dieser mangelnden Erkenntniß keinen Stein werfen, obgleich feststeht, daß ein großer Theil derselben dem traurigen Geschick einer Geistesverarmung anheim gefallen war. Die Abneigung gegen wissenschaftliche Beschäftigungen gehörte nun einmal zu den Schattenseiten, die der Offizierstand aus dem Ritterthum hinüber genommen. — In dem mehr als 40jährigen nur wenig unterbrochenen Frieden*) waren die Berufsthätigkeiten aller Offiziere auf höchst einfache, dabei aber keinesweges leichte, mechanische Leistungen zurückgeführt. — Diese langjährige Entwöhnung von aller Geistesthätigkeit erklärt hinlänglich, daß ihr Urtheilsvermögen unausgebildet blieb. — Die taktische Ueberlegenheit, welche die preußische Armee in der Rheinkampagne behauptet hatte, verleitete sie zu dem Wahne, daß diese Ueberlegenheit in dem Grade steigen werde, wie sich in der feindlichen die Zustände erhielten, die eine Ausgeburt zügelloser Anarchie und des rohen Naturalismus gewesen. Als man nun die schmerzliche Erfahrung machte, daß die Institution, auf welche man während ihrer Entwickelungskrankheit mit so großer Geringschätzung hinabgeblickt hatte, nach vollendeter Entwickelung einen nie geahnten Gebrauchswerth erlangt, trat an die Stelle der Ueberfülle des Selbstvertrauens ein Uebermaaß des Mißtrauens; daher führte dann die verlorene Doppelschlacht statt zu einer heroischen, zu einer verzagten Verzweiflung.

Der Volkskrieg, zu welchem jene gegriffen haben würde, wurde durch den nationalen Indifferentismus, in welchem man das Heerwesen erhalten, fast unmöglich, weil die Kluft, welche zwischen Heer und Volk gezogen war, sich im Laufe des Krieges nicht ausfüllen ließ. Hierzu kam nun noch die Mißachtung der Offiziere für alles was Miliz hieß, und das Bewußtsein ihrer Impopularität.

Die Nothwendigkeit der Reformen wurde schon während des Krieges von allen Seiten her anerkannt, am meisten aber vom Könige. Unter Mitwirkung von Hardenberg und Scharnhorst begründete er ein neues Heer- und Staats-Wesen, in welchem an die Stelle der Geburts-Aristokratie eine Geistes-Aristokratie trat. Sie bedingte allerdings zunächst ein gewisses Maaß scientifischer Kenntnisse, nächstdem aber auch jene Selbstachtung, die Friedrich von seinen Offizieren verlangte und beim Adel voraussetzte. — In dem neu verjüngten Preußen ist sie zur heutigen Stunde fast ohne Ausnahme in allen Familien heimisch, in denen das Streben nach rein plutonischem Besitz nicht alle edleren Regungen erstickt, oder die Sorge für das tägliche Brodt nicht einen Indifferentismus für alle anderen Lebensbeziehungen herbeigeführt hat. — Hiermit verliert die Voraussetzung Friedrichs, daß die Erziehung in den adeligen Familien mehr wie in den bürgerlichen für die Erweckung ritterlicher Geistes Bürgschaft leiste, jeden Boden. Die aristokratische Selbstachtung tritt dadurch erkennbar hervor, daß sie jeden Erwerb, der nicht standesgemäß ist, von der Hand weist, und sich von jeder Familiarisation mit Personalitäten fern hält, die plebejische Lebensgewohnheiten und Lebensansichten haben oder wenigstens haben dürfen, ohne den Vorwurf einer Standeswidrigkeit auf sich zu laden. —

Hieraus hat sich für alle Stände, namentlich aber für den Offizierstand, ein scharf ausgeprägter Gebrauch für den

*) Zwischen dem hubertsburger Frieden und dem Kriege von 1806 liegen 43 Jahre. In diesen Zeitraum fallen: der bairische Erbfolgekrieg und die Rheinkampagne. — Der erstere war nur ein diplomatischer Akt mit großartiger militairischer Dekoration, und die Rheinkampagne eignete sich nur dazu, ererbte Vorurtheile zu befestigen und auf Irrwege zu leiten.

socialen Verkehr gebildet. Feld-Marschall und Lieutenant sind Gesellschaftsgenossen und können ohne alle Auffälligkeit zu einander in die intimsten Familiaritäts-Verhältnisse treten, während eine Familiarität zwischen Lieutenant und Feldwebel noch immer für einen Ausnahmsfall gilt, der einer Rechtfertigung bedarf. Durch die Familiarisation der Offiziers-Aristokratie mit der Aristokratie der anderen Stände ist ein großer Theil der Gebrechen des friedericizianischen Offizierwesens geheilt worden, durch eine Familiarisation mit dem Unteroffizierstande würde der Offizierstand aber nicht allein mit seiner Vergangenheit brechen und seine bisher behauptete Stellung in der Gesellschaft aufgeben, sondern er würde auch seine Einheit des Geistes verlieren und in letzter Instanz sowohl seine politische wie taktische Zuverlässigkeit in Frage stellen.

Der preußische Offizierstand hat nämlich, so lange er besteht, seinen Umgangskreis stets in den höheren und höchsten socialen Schichten gesucht und gefunden, und seine ritterliche Selbstachtung hat sich wesentlich dadurch bekundet, daß er jede Mißachtung, die einem seiner Mitglieder widerfuhr, als eine Ehrenkränkung des gesammten Standes ansah. Er würde nun diesen höheren socialen Schichten gegenüber eine sehr nachtheilige Stellung einnehmen und in der öffentlichen Meinung sinken, wenn er im Frieden Mitglieder in sich aufnähme, deren wissenschaftliche und intellectuelle Bildung so gering wäre, daß sie mit der, die in den anderen Ständen zur Aufnahme in die Aristokratie maaßgebend ist, nicht paritätisch wäre. — Wenn in der bürgerlichen Aristokratie der Grundsatz gilt, daß die bloße Schulbildung nicht genügt, so darf er vom Officierstande nicht aufgegeben werden. —

In Frankreich sind nun allerdings Mittel und Wege gefunden worden, traditionellen socialen Ansprüchen des Offizierstandes ohne Festhaltung dieses Grundsatzes äußerlich Rechnung zu tragen, aber eben deshalb herrscht in demselben ein dualistischer Geist. Er entspringt aus nachstehenden beiden Uebelständen.

Zwischen den Mitgliedern des Subaltern-Offizierstandes (einschließlich der Hauptleute und Rittmeister) besteht ein solcher Unterschied der Jahre, daß der Boden zu einer naturwüchsigen Kameradschaft fehlt. Es tritt nun noch die Thatsache hinzu, daß in den höheren Gesellschaftskreisen die älteren Persönlichkeiten mit verhältnißmäßig geringem Range eine Stellung einzunehmen pflegen, die mehr verletzt, als befriedigt. Sehr erklärlich daher, wenn sie ihre Erholung da suchen, wo ihnen ihr Rangverhältniß statt einer untergeordneten eine hervorragende Stellung sichert. — In bewegten Zeiten erwerben sie dort leicht eine Popularität, die große Gefahren in sich schließt, eines Theils, weil die Huldigungen, welche die Volksbeliebtheit bringt, eine sehr corrumpirende Macht üben, und andern Theils, weil der Glaube, daß im Heere Offiziere vorhanden sind, die dem sogenannten Volke angehören, revolutionären Bestrebungen großen Vorschub leistet.

Aber auch vom rein militärischen Gesichtspunkte angesehen, ist die Ueberbrückung der Kluft zwischen Offizier- und Unteroffizier-Stand im Frieden bedenklich. —

Die Wirkung des Schießgewehrs der Infanterie ist in so hohem Grade durch die neuen Entdeckungen gesteigert worden, daß das Schützengefecht eine Bedeutung und Ausdehnung gewonnen, die es früher nie gehabt hat. — Die geeignetste Form für dasselbe ist die Compagnie-Colonne. — Im Vorposten- und Einleitungs-Gefecht und für viele andere taktische Eventualitäten ist den Befehlshabern derselben eine Wirkungssphäre eingeräumt, für welche die empirische Bildung, welche Unter-Offiziere und Lieutenants sich im Frieden erwerben können, nicht ausreicht. Nur eine theoretische Ausbildung, die bis in die höchsten tactischen Regionen hinaufreicht, gewährt Aushülfe.

Das heutige preußische Offizierthum ist aus dem Contakte mit der zersetzenden Macht des Zeitgeistes wie ein edles Metall

hervorgegangen, das um so heller glänzt, je mehr man es mit ätzenden Substanzen in Berührung bringt, und diesen Glanz verdankt es der Thatsache, daß der Geist, den Friedrich Wilhelm I. ihm eingehaucht, sich unabgeschwächt erhalten, den unabweisbaren Forderungen der Zeit aber die genügende Rechnung getragen hat. Die Krankheiten, welche nach dem baseler Frieden seine Thatkraft wie ein schleichendes Gift abschwächten, sind geheilt.

Das heutige preußische Offizierthum unterscheidet sich von dem Friederizianischen durch eine viel höhere wissenschaftliche und intellectuelle Bildung und dadurch, daß es die Begriffe König und Vaterland identifizirt und in dem Landesherrn nicht einen Kriegsherrn sieht, den es sich selbst gewählt, sondern einen, den ihm das Vaterland gegeben. Wie das Friederizianische ist es aber stolz darauf, daß der Soldaten-Eid noch heute, wie zur Zeit des großen Königs bekundet, daß es Niemand außer seinem Kriegsherrn Gehorsam schuldet. —

Der edle Don Quixote führt uns in ergötzlichster Weise die Thorheit vor Augen, das erstorbene Ritterthum aus seinem Grabe auferstehen zu lassen, dagegen zeigt uns das letzte Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts, wohin ein Volk auf der Höhe der Civilisation gerathen kann, wenn es ohne Scheu und Reu mit seiner Vergangenheit bricht. — Es wäre aber ein Bruch mit der Vergangenheit, wenn die Regierung in Preußen für den Offizierstand einen Avancements-Modus einführen wollte, wie er in Frankreich und Oesterreich zur Zeit im Gebrauch ist.

Tagesereignisse.

Den Zeitungsnachrichten zufolge hat die Commission der Abgeordneten für die Militairvorlage unter Anderem auch für gut befunden, die Errichtung von 10 neuen Cavallerie-Regimentern zu verwerfen, um die Regimentsstäbe zu ersparen; dagegen die Vermehrung der bestehenden Regimenter um je zwei Schwadronen zu „bewilligen“. Somit wären wir denn — vorausgesetzt, daß die Nachricht der „Breslauer Zeitung“ vom 27. wahr ist — wirklich beim „Convent“ und bei der Verwaltung durch die Abgeordneten angelangt. Daß es taktisch ein gewaltiger Unterschied ist, ob 24 Escadrons in 6 oder 4 Regimenter formirt sind, das werden die betreffenden Abgeordneten doch wohl fühlen, wenn sie im Uebrigen die Taktik auch nur dem Namen nach kennen. Wäre die Nachricht wirklich wahr, so hätten somit diese Herren ihr Votum in einer rein militärwissenschaftlichen Frage abgegeben. Nun, die Herren werden denn doch wenigstens den Anspruch nicht erheben, daß wir Soldaten ihren Ausspruch nunmehr ohne Weiteres als richtig acceptiren, und daß die Taktik etwa Herrn v. Vincke zu gefallen „umkehrt“. Glücklicherweise sind die Regimenter bereits da und theilweis schon auf dem Marsche nach ihren neuen Garnisonen begriffen; sie dürften sich auch auf Befehl irgend eines „Abgeodneten“ schwerlich auseinander begeben.

Wie man hört, sollen einzelne Abgeordnete vor Erstaunen darüber ganz stumm geworden sein, daß die neuen Infanterie- und Cavallerie-Regimenter in die ihnen bestimmten Garnisonen abrücken und gar nicht so thuen, als ob sie wüßten, daß die Commission des „hohen Hauses“ mit ihrer Existenz nicht einverstanden wäre. — Die Herren brauchen sich darüber aber eigentlich nicht zu wundern. Jeder patriotische Preuße erkannte oder fühlte, je nach seinem Standpunkt zur Sache, die Nothwendigkeit der Reorganisation. Daß nun, nachdem Se. Königliche Hoheit der Prinz-Regent die Initiative dazu ergriffen, die Reform auch unter allen Umständen wirklich ausgeführt werden würde, das konnte wohl ein Jeder wissen, der die Lage der Sachen einigermaßen unbefangen beurtheilte. Es ist das unveräußerliche Recht des Herrschers, den Gott der Herr auf den Thron berufen, für die Sicherheit des Staates nach außen hin die geeigneten Maßregeln zu treffen, und wenn die augenblickliche Majorität des Abgeordnetenhauses unter dem Vorwand der Budgetbewilligung die Details der Heeresorganisa-

tion von ihrer Zustimmung abhängig machen will, so ist dies ein Eingriff in die dem Prinzen von Gott verliehenen Rechte, ein Eingriff, den wir Alle, die wir zu Schutz und Trutz zu unserem Königshause stehen, auf das Entschiedenste zurückweisen. Daß die gegenwärtige Majorität des Abgeordnetenhauses nicht mit objectivem Interesse das Wohl des Landes bewacht, sondern uns unter allen Umständen mit der Ausführung ihrer doctrinären Parteiansichten beglücken will, das hat sie zum Erstaunen der ganzen Welt, wenigstens Europa's, dadurch bewiesen, daß sie zum Präsidenten der Commission zur Begutachtung militärischer Vorlagen nicht einen Soldaten, der ihr in musterhafter Weise zur Disposition stand, sondern einen Mann aussuchte, von dem es ausdrücklich fest stand, daß er sich unter dem Niveau des Gewöhnlichen in Bezug auf militärisches Wissen befindet. Eine Majorität, die dies zu Stande brachte, brüste sich nicht ferner damit, das Wohl des Landes zu vertreten. Selbst die Absicht, dies zu wollen, ist bei solchen Vorgängen kaum anzunehmen, und bei wem trotzdem der Wille dazu vorhanden war, bei dem muß bei seinen Wählern eine starke Täuschung über seine Einsicht obgewaltet haben. Denn wir fordern doch das unbefangene Urtheil heraus, ob es zweckmäßig sei, die Beurtheilung technischer Dinge Nichttechnikern zur übertragen, wenn man nicht nur Techniker, sondern ausgezeichnete Techniker zur Hand hat, wie den General v. Brandt. Bei diesem konnte nicht einmal das Bedenken obwalten, derselbe würde sein Amt zur Verwirklichung extremer Parteiansichten ausbeuten; denn der Herr General ist bekanntlich gar nicht politischer Parteimann, sondern einer der objectivsten und genialsten Köpfe, die nur immer vorkommen können. Er hatte seine politische Unbefangenheit überdies dadurch bekundet, daß er sich der „Fraction Mathis“ angeschlossen hatte, also in keiner Weise einer der „neuen Aera“ oppositionellen Fraction. Dagegen dokumentirt die Wahl des Herrn v. Vincke seitens der Majorität nichts als ein rücksichtsloses Ausbeuten der Partei-Majorität auf Kosten der wirklichen Interessen des Landes. Die Herren mögen sich darüber aber nicht täuschen — ich gehöre weder dem Grundadel, noch sonst einer Partei an, die von politischen Zeitströmungen Vortheil oder Nachtheil zu erwarten hätte, mein Urtheil ist daher wenigstens ein objectives — die Herren mögen sich darüber nicht täuschen, der literarische Janhagel, der ihnen Weihrauch streut, und die gebildeten Mittelklassen Berlins und anderer großer Städte sind nicht das Land, und alle diejenigen Leute, welche wirklich im Lande wurzeln, der einheimische Bürger wie der einheimische Bauer, deren Urtheil ich kenne, sind durch den einfachen Vorgang empört, daß man Herrn v. Vincke zum „Oberkriegsminister“, wie man sich ausdrückt, gemacht. Freilich giebt es Viele, die lieber weniger Steuer zahlen als viel; aber auch nicht einen Einzigen, welcher nicht mit mehr oder weniger Bedenken, jedenfalls aber schließlich mit Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, die 25 Prozent zahlt, um zu bewirken, daß Preußen nicht „untergeduckt“ werde.

Fragen wir aber in der Armee nach, so giebt es dort nur Eine Ueberzeugung, daß nämlich erst der letzte Degen zerbrochen, die letzte Fahne vom Pöbel in den Staub getreten und der letzte Funke brandenburgisch-preußischer Tradition in der Brust unserer Fürsten erloschen sein müsse, ehe wir uns den Anordnungen eines Herrn von Vincke und seines Anhanges fügen.

Gott sei Dank, haben wir dies auch nicht nöthig!

In unserem Militair-Verwaltungswesen ist eine große Reform dadurch in Aussicht, daß die Subaltern-Beamten der Intendanturen sich künftighin nur aus den Zahlmeister-Aspiranten der Truppen ergänzen werden, also aus Leuten, welche wirklich bei der Fahne gedient haben und militairisch erzogen worden sind. Möchte man bei dieser Reform nur nicht auf halbem Wege stehen bleiben und erstlich die oberen Intendantur-Beamten-Stellen nur durch Offiziere besetzen, namentlich aber die Verwaltungsbeamten dem militairischen Befehle unterordnen. So lange diese beiden Cardinalpunkte nicht erfüllt sind, wird unser Verwaltungsmodus immer noch mehr als ein gewagter bleiben.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Kronenstr. 21.

Stände und Standesvorrechte.

II.

Daß sich für den realen Unterschied der Volksstände nur selten ein richtiges Verständniß findet, ist natürlich, denn nicht blos das allgemeine Landrecht, sondern auch die Staats- und Rechtswissenschaft ist über den Begriff des Standes überhaupt noch im Unklaren.

Bekanntlich ist der Begriff des Standes, als eines Verhältnisses, welches die Personen rechtlich unterscheidet, dem neueren römischen Rechte entnommen, wie es das sogenannte corpus juris überliefert. Er stammt mithin aus der Quelle einer Zeit, in welcher mit den alten politischen Berechtigungen auch die altrömische Sonderung der Personen nach ihren Herkunftsverhältnissen vollständig erloschen war. Schon die klassischen Juristen der früheren Kaiserzeit kannten durchgreifende Eintheilungen der Personen nur nach den Unterschieden der Rechtsfähigkeit, der Rechtsunabhängigkeit und der vollständigen oder eingeschränkten Handlungsfähigkeit.

Von den Unterschieden der Rechtsfähigkeit blieb nach Einführung einer allgemeinen Civität im Wesentlichen nur die Eintheilung der Personen in freie und unfreie zurück, eine Verschiedenheit, welche sich unter den Einwirkungen der Kirche und des städtischen Lebens in Deutschland schon in dem dreizehnten Jahrhundert so abgeschwächt hatte, daß man Betrachtungen darüber anstellen konnte, ob überhaupt Jemand mit Recht des anderen Eigen sein könne.

Die Vorstellung einer Rechtsunabhängigkeit, welche in dem alten Rom vermögensrechtlich auf die freien Familienhäupter eingeschränkt war, trat, nachdem kaiserliche Constitutionen immer ausgedehnter den Hauskindern eigenes Vermögen eingeräumt hatten, so verblichen in den Kreis der neueren Rechtsauffassungen ein, daß sich, wenn man nicht etwa den Zustand eines Falliten vor Augen nimmt, von homines sui et alieni juris nur als von einer Antiquität reden läßt.

Einschränkungen der rechtlichen Handlungsfähigkeit kannte das deutsche Recht, nicht blos wie das römische, für das weibliche Geschlecht, und wie das neuere wegen Altersunreife oder persönlicher Gebrechen, sondern auch in den Verhältnissen von Schützern und Beschützten, von Gutsherren und Hintersassen, von Dienstherren und Dienstmannen. Von Allem dem hat die Gegenwart Nichts übernommen, als etwa die Abhängigkeit der Frauen von dem Manne,

der unversorgten Kinder von dem Vater, des ständigen Militärs von seinen Vorgesetzten und der militärpflichtigen Unterthanen, in Beziehung auf Auswanderungsrecht, von der Staatsregierung.

Von diesen Standpunkten aus bleibt daher für die Annahme von Standesunterschieden keine Grundlage.

Die sogenannte status naturales der älteren Romanisten sind keine Gliederungen der Rechtsgenossenschaft, sondern, wie gesund oder krank, sehend oder blind, studirt oder unstudirt nur persönliche Vorzüge oder Gebrechen, die zwar rechtlich berücksichtigt werden, aber nicht gesonderten Lebenskreisen angehören, sondern in allen Schichten des Volkes begegnen.

Eine Sonderung der Staatseinwohner nach Nationalitäten und Rechten der Herkunft hat sich am längsten für das Volk Israel erhalten, dem man in den deutschen Reichslanden nur Gastrecht gewährte, indem man es bei seinem mosaischen Rechte ließ. Jetzt hat man auch aus den Juden Staatsbürger gemacht, und meint sogar, es könnten die Christen aus ihnen ihre Obrigkeit erhalten.

Wenn nun der Satz: „es giebt in dem Staate keine Standesunterschiede", wie ihn die Charte Waldeck vorgeschlagen hatte, in der provisorischen, wie in der revidirten Verfassungsurkunde gestrichen wurde, so ist es im Hinblick auf die dargelegten Zustände sehr erklärlich, daß sich eine oberflächliche Auffassung unter einer Verschiedenheit von Ständen nichts anderes zu denken weiß, als eine Eintheilung nach Besitz- und Berufsverhältnissen. Man hat keine Begriffe von Bauer, Bürger und Edelmann, sondern kennt als sogenannte Stände nur Beamte, Krämer, Kaufleute, Handwerker, Fabrikarbeiter, Tagelöhner, Grundbesitzer, allenfalls Honoratioren, Geldbarone und, höchstens, so lange die alten Kreisordnungen bestehen, noch Rittergutsbesitzer.

Sehr mit Unrecht aber mischt man hier den Begriff von Ständen ein, während doch nur von Vermögens-, Steuer- und Berufsklassen die Rede sein könnte.

Versteht man unter Stand die Personen, die mit einander zu anderen Personen in dem Lande eine gesonderte Stellung einnehmen, so kann man nicht von Beziehungen ausgehen, denen alles Stetige fehlt, weil sie nach Glück, Geschick, Neigung oder Noth bald so bald so miteinander verbunden vorkommen.

Sollte dann in der That der Unterschied von Bauer, Bürger und Edelmann hiernach eine Antiquität geworden sein?

Wir glauben dies nicht, und auch das Herrenhaus scheint es nicht anzunehmen, wenn es seit Jahren schon erfolglose Anträge auf legislative Anordnungen zur Erhaltung eines kräftigen Bauernstandes beschließt.

Wo aber haben wir die Grundlage für eine reale Verschiedenheit der Stände zu suchen?

Für die Unterscheidung des Bauern- und Bürgerstandes, sollte man denken, könnte Niemand hierüber im Unklaren sein.

Haben die Römer mit Recht allen bewohnten Boden in Land- und Stadtboden eingetheilt, so kann doch auch das Verhältniß der Landesangehörigen zu dem Boden des Landes nicht ein unterschiedloses sein. Läßt sich verkennen, daß dies Verhältniß ein wesentlich anderes wird, je nachdem man in der Cultur des fruchtbringenden Bodens die Grundlage seines Wohlstandes oder nur auf unfruchtbarem Boden eine gesicherte Stelle für die Verwerthung seiner Kräfte sucht?

Sind aber die Bedingungen, unter welchen der Boden das Eine oder das Andere sein kann, verschieden, so darf auch die rechtliche Behandlung der Personen nicht die nämliche sein, welche dem Lande nach der einen oder andern Richtung angehören.

Der ländliche Besitz kann nur bestehen durch zureichende Größe und durch richtiges Verhältniß seiner Bestandtheile, in der Verbindung von Acker, Wiese, Wohn- und Wirthschaftsräumen; der städtische Besitz hat kein anderes Maß, als das Bedürfniß desjenigen, der ihn benutzt, seine Eintheilung ergiebt sich nicht aus natürlichen Eigenschaften, sondern hängt allein von veränderlichen Zwecken der Benutzung ab. Nicht minder verschieden zeigt sich die Thätigkeit, welche dem ländlichen oder dem städtischen Boden angehört. Die Landwirthschaft ist wesentlich gegründet auf das Zusammenwirken der Kräfte in der Familie, welche durch die Erträge des Bodens ihr Bestehen hat; für die Städter hat die Familie vorherrschend nur religiöse und sittliche Bedeutung; am besten kommt sie fort, wenn jeder Familienangehörige treibt, wozu er das meiste Geschick hat. Der Bauer legt das Capital seiner Arbeit in dem Boden fest. Dieser steigt für ihn an Werth, je länger der Eigenthümer ihn kennt und gelernt hat, ihm seine höchsten Erträge abzugewinnen; für den Städter ist umgekehrt die Quelle des Gewinnes der beständige Umsatz seiner Erwerbcapitalien; der eine Stand ist hingewiesen auf das Zusammenhalten seines Besitzes, ihm ist ein zerschlagenes Gut nicht mehr ein Gut, sondern nur noch Ackerstück; der andere Stand erträgt eine solche Gebundenheit nicht, getheiltes Capital ist ihm Vervielfältigung seiner Erwerbsmittel.

Kann es so einleuchtenden Thatsachen gegenüber nun wohl das Richtige sein, wenn die Gesetzgebung nur die eine Lebensrichtung zu fördern strebt, die Bedürfnisse der andern dagegen in auffälligster Weise unbeachtet läßt? Und doch ist, wenn man auf das letzte Jahrzehent zurückblickt, dieser Vorwurf völlig gerechtfertigt. Mit Leidwesen müssen wir aussprechen, daß nicht blos durch Unterlassungen gefehlt, sondern geradezu den Interessen des Bauernstandes legislativ entgegengewirkt wird.

Seit Jahren hat vergeblich das Herrenhaus Anträge auf Vorlage einer Successionsordnung gerichtet, um das Zusammenhalten der bäuerlichen Güter zu ermöglichen; nicht einmal dem wiederholten Wunsche, durch Aufstellung einer Matrikel der noch erhaltenen und der seit einer Reihe von Jahren zerschlagenen bäuerlichen Gutscomplexe die Bedürfnißfrage aufzuklären, ist von Seiten der Königlichen Staasregierung Erfolg gegeben. Großer Anstrengungen bedurfte es in dem Herrenhause, um die Einführung der allgemeinen Gütergemeinschaft

von einem beträchtlichen Theile der Provinz Westphalen abzuwenden, wo eine solche nie bestanden hatte, und doch lehrt die Erfahrung, daß die Erhaltung selbstständiger bäuerlicher Nahrungen früher nur dadurch gesichert war, daß der Auflösung der gutsherrlichen Verhältnisse, auch wo die allgemeine Gütergemeinschaft durch die Juristen von den Städten auf das Land übertragen worden, von ihr wenigstens die Colonate ihrer besonderen Successionsordnungen wegen nicht ergriffen wurden.

Hätte man für die praktische Bedeutung der Conservation eines consolidirten Grundbesitzes wirkliches Verständniß gehabt, würde es sich da nicht als der allein richtige Weg empfohlen haben, der Ausdehnung eines Rechtsinstituts, welches unvermeidlich Zersplitterung der Güter und Hinüberschleppen aus der besitzenden Familie in eine andere zur Folge hat, das dagegen schützende, so dringend verlangte Successionsgesetz vorangehen zu lassen?

Und wie ist es mit einer wirklichen Sorge für Conservation des Besitzes in den Familien zu vereinigen, daß man zu gleicher Zeit, mit Hinweisung auf künftige Steigerung, eine Belastung von vollen acht Prozent der Reinerträge des Bodens zu alleiniger Last der Eigenthümer vorschlagen und einen Entwurf zu Aufhebung der Zinsbeschränkungen einbringen konnte?

Wenn man bei den Grundsteuervorlagen von dem Zustande der westlichen Provinzen ausging, welche ihre französische Grundsteurn behalten haben, so wird gänzlich übersehen, daß diese Steuer bei ihrer Einführung weniger eine eigentliche Grundsteuer war, als eine allgemeine Steuer von dem ganzen auf Grund und Boden fundirten Einkommen. Der Eigenthümer leistete nur den Vorschuß; er war befugt, den gleichen Procentsatz, den er dem Staate von dem Bodenreinertrag entrichten mußte, seinen sämmtlichen Creditoren an den Renten und Zinsen, welche er ihnen schuldete, in Abzug zu bringen. Die dem diesjährigen Landtage gemachten Vorlagen nahmen auf den Zustand der Belastung des Bodens keine Rücksicht. Nicht im Unrecht also konnte Herr v. Waldaw sagen: in ihrem Erfolge würden sie vollständig einer V e r m ö g e n s e n t z i e h u n g gleich kommen.

Das Recht des Grundsteuerabzuges an geschuldeten Zinsen ist in Frankreich zwar in dem Jahre 1807 abgeschafft worden, aber nur durch das nämliche Gesetz, welches das Maximum der nicht kaufmännischen Zinsen auf fünf Procent beschränkte.

Zu der Zeit, als die Grundsteuer in Frankreich eingeführt wurde, war es erst seit einem Jahre dort erlaubt, kündbare Kapitalien gegen Zinsen auszuleihen. Die ganze damalige Belastung des Bodens bestand daher nur in vorbehaltenen oder konstituirten unkündbaren Renten. Für diese ist das Recht des Steuerabzugs in Wirksamkeit geblieben, und zwar in einer Weise, welche dem Bodeneigenthümer entschieden zu Gute kam; denn da im Princip die Grundsteuer auf den fünften Theil des Reinertrages festgestellt wurde, so konnten alle Renten mit dieser Verkürzung bezahlt und a b g e l ö s t w e r d e n, obgleich in der Wirklichkeit und abgesehen von der Steigerung der Bodenwerthe die Einschätzungen so geschahen, daß die in der That zu bezahlende Grundsteuer nicht den zehnten Theil der Reinerträge erreicht hat.

Ist es hiernach einleuchtend, daß die Gesetzgebungspolitik des jetzigen Ministeriums mit den realen Interessen der beiden Hauptstände des Volkes nicht in Einklang steht, indem sie nur den Merkantilismus begünstigt, so kann noch weniger erwartet werden, daß sie Sinn für die besonderen Interessen des Adelsstandes haben werde; besonders da auch das vorzugsweise den Grundbesitz vertretende Herrenhaus in richtigem Tacte sich dieser Interessen die man gewissermaßen Sonderinteressen nennen könnte, nur in zweiter Linie angenommen hat.

Man könnte geneigt sein die Frage aufzuwerfen, ob neben Bürger und Bauer der Adel in den heutigen Verhältnissen überhaupt noch die Bedeutung eines Standes habe, ob es daher einer besondern Berücksichtigung seiner Interessen bedürfe, oder ob er nicht vielmehr als eine bloße Grundaristokratie in Betracht komme, mithin zu seiner Erhaltung mit denjenigen Institutionen ausreiche, welche wir für die Conservation des ländlichen Grundbesitzes im Allgemeinen in Anspruch nehmen.

Indeß man übersehe nicht, daß es nicht ausschließend die materielle Beziehung zu dem Lande ist, welche eine Unterscheidung von Volksständen rechtfertigt. Das Wesen des Adels geht nicht von seinen Besitzverhältnissen aus, sondern von seinen Beziehungen zu der Landesherrschaft. Der Besitz ist dem Adel nur das Mittel, den eigenthümlichen Beruf zu erfüllen, den er darin setzt, durch persönlichen Dienst von Geschlecht zu Geschlecht seinem Landesherrn für das Wohl des Landes bereit zu stehen. Dieser Beruf mit Hintansetzung persönlicher Erwerbzwecke dem Fürsten und dem Lande bei Hofe, in dem Verkehr mit auswärtigen Mächten, in der Armee wie in unentgeldlichen obrigkeitlichen Stellungen, auf Kreistagen, Provinziallandtagen und bei der Landesvertretung zu dienen, kann nicht durch die succedirenden Stammherren allein erfüllt werden.

Wenn dem Bauer die Conservation seines Gutes die Hauptsache ist, weil er nur dadurch dem Boden seine höchsten Erträge abgewinnen und den Familienwohlstand sichern kann, so betrachtet sich der adelige Fideicommißbesitzer oder Majoratsherr als das Haupt eines ganzen Geschlechtes, als Verwalter der Mittel, welche auch die abgefundenen Glieder dieses Geschlechtes in der Lage erhalten sollen, mit Aufopferung und unbekümmert um persönlichen Vortheil dem Rufe des Königs folgen und sich dem Dienste des Landes hingeben zu können. Dazu aber genügt nicht eine einfache Successionsordnung, deren Zweck es ist, Zersplitterungen einzelner Güter zu verhüten, sondern es hängt die politische Bedeutung des Adels wesentlich von Stiftungen und genossenschaftlichen Einrichtungen ab, die den einzelnen hervorragenden Geschlechtern möglich machen, für alle Zukunft die Stelle in der Geschichte des Landes zu behaupten, welche ihre Vorfahren erworben haben. Vor Allem also sind es die Fideicommiß- und Majoratstiftungen, deren Erleichterung wir glauben als ein wirkliches Standesbedürfniß in Schutz nehmen zu müssen.

Das Herrenhaus hat in dem vorigen Jahre, und wenn wir nicht irren auch schon in früheren Sessionen den Antrag gestellt, eine solche Erleichterung durch Ermäßigung des hohen Werthstempelsatzes bei Stiftungen eintreten zu

lassen, vor Allem aber bei den für eine nur beschränkte Zahl von Generationen errichteten Fideicommissen dem letztberufenen Fideicommißfolger die Befugniß zu geben, ohne Einrechnung des auf dem Fideicommißwege ererbten Gutes bei der Pflichttheilberechnung, durch einfache Anordnung unter Lebenden oder von Todeswegen die Fideicommißeigenschaft für eine gleiche Anzahl von Generationen aufrecht zu erhalten.

Dieser Vorschlag hat so wenig Berücksichtigung gefunden, wie alles Andere, was bisher für die Conservation der Standesinteressen beantragt worden ist.

Wir wollen hoffen, daß dieser Standpunkt der Königlichen Staatsregierung dem entgegengesetzten weichen werde, so lange noch eine Erhaltung und Erfrischung wahrhaft monarchischer und geschichtlich überlieferter Einrichtungen zu den Möglichkeiten gehört.

Bis nach Hohen-Zieritz.

Eine Preußisch-Französische Geschichte
von **George Hesekiel.**

Siebentes Capitel.
Ein Leichenzug.

— Aus dem Tagebuche des Herrn Lieutenants. —

„Drei Lilien, drei Lilien
Von Gold im blauen Feld,
Die trug im heißen Kampfe
Manch Königlicher Held."

„Kurz vorher, ehe die drei Deputirten dem Zuge begegneten, war es mir gelungen, ein Pferd zu erhandeln. Die Leute hielten mich sicher für einen grimmigen Jacobiner, sie lobten den patriotischen Eifer, mit welchem ich mich beritten machte, um dem großen Leichenzuge zu folgen, nahmen indessen doch die Gelegenheit wahr, mir einen betrügerisch hohen Preis für das Pferd abzufordern. Ich hätte das Doppelte bezahlt — mein Beginnen war thöricht, ich konnte dem unglücklichen Könige, ich konnte der Königin gar nichts nützen und lediglich mir allein den bald empörenden, bald herzbrechenden Anblick der Begebnisse ersparen. Damals aber dachte ich anders, ein Fieber durchglühte mich, ich meinte, es sei meine Aufgabe, zu bleiben und irgend eine schwere That zu verhindern.

Etwa zweihundert Personen folgten zu Pferde dem Zuge, meist Beamte der Municipalitäten, durch die wir gekommen, oder sonst Leute, die Pferde be-

saßen, wie Brauer und Fleischer. Für einen Mann dieses Schlages mochte man auch mich halten, überhaupt kümmerte sich Niemand um mich; da die Reiter bei jeder Station fast wechselten, so fiel ich um so weniger Jemandem auf und gelangte bald dahin, der Königlichen Berline dicht folgen zu können.

Auf dem besonderen Rücksitz des Wagens saßen die drei Herren von den Gardes du Corps neben einananber in ihren gelben Domestikenröcken. Herr von Valory wechselte mit mir einen Blick des Einverständnisses, einige Stunden später erkannte mich auch Herr von Monstier. Ich deutete auf meine Pistolen, um ihm damit zu sagen, daß ich dieselben zur Vertheidigung der Königlichen Familie hätte. Zu sprechen wagten wir nicht und thaten klug daran, denn selbst die rasche Bewegung, die ich gemacht hatte, war den spähenden Augen der Umgebung nicht entgangen, glücklicher Weise aber falsch gedeutet worden. Ein Kerl schlug mich auf die Schulter und rief: „Hast Recht, Bürger, laß diese Schufte von Herrenknechten ein Loth Blei schlucken, wenn sie sich rühren!“ Die Berührung dieses Kerls war mir unbeschreiblich ekelhaft und sein Gespräch noch mehr, da kam mir ein glücklicher Gedanke, ich stellte mich taub, hielt meine hohle Hand an's Ohr und neigte ihm mein Haupt zu. Er brüllte mir seine schändliche Phrase nun zwar noch einmal in's Ohr und ich nickte dazu; danach aber zog er sich mit der Bemerkung zurück: „Der Bürger ist etwas schwerhörig!“ und ließ mich hinfort unbelästigt.

Zuerst hatten die drei Commissaire der National-Versammlung in der Königlichen Berline selbst Platz genommen, was bei der furchtbaren Hitze ihnen selbst bald unerträglich wurde; man kann sich denken, was die Königin und die Prinzessinnen dabei litten. Petion ließ plötzlich den Zug halten und stieg aus, indem er ganz laut sagte: „Mir geht es wie der Nation, ich spüre das Bedürfniß, frei zu sein!“

Ein lautes vive la nation! belohnte ihn für diesen herrlichen Scherz. Latour-Maubourg folgte ihm schweigend; der war ein alter Edelmann und gewiß froh, dem Anblick seines Königs und seiner Königin entronnen zu sein. Von da ab fuhren diese beiden Herren Commissaire in einer bequemen Calesche entweder vor oder hinter dem Königlichen Wagen, nur Barnave blieb in der Berline; er, ein geistvoller Advocat aus Grenoble, wurde durch diese Reise zu einem begeisterten Vertheidiger des Königs; die Gespräche, die er mit dem Königlichen Paar auf dieser Reise führte, hatten ihn vollständig umgewandelt.

Auf jeder Station trat Petion an den Schlag, um sich auf ächte Gefangenwärterweise zu überzeugen, ob seine Königlichen Gefangenen noch vollzählig seien. Latour-Maubourg hielt sich stets zurück. Barnave hatte den kleinen Dauphin auf seine Kniee genommen; frech lachend rief Petion, als er das bemerkte: „Aha, Barnave hat sich zur Stütze der künftigen Monarchie gemacht.“

Langsam ging der Zug immer weiter, überall dieselben gleichgültigen Menschenmassen, auf der ganzen langen Tour an keinem Ort auch nur die Spur eines Versuchs zur Befreiung des Königs. Widerwärtig wurden mir diese Franzosen, die in den Tagen des Glücks ihrem Könige nicht gröblich genug schmeicheln konnten, jetzt aber auch nicht einen Pistolenschuß, nicht einen Säbelhieb zu seiner Ver-

theidigung hatten und ruhig zusahen, wie ihn seine Feinde in das große Gefängniß, das große Grab, nach Paris zurück schleppten.

In La Ferté-sous-Jouarre nahm die Königliche Familie das Diner ein bei einem treuen Royalisten, Herrn Regnard; das Haus dieses Mannes war der letzte Platz, wo das Königliche Unglück Achtung und Theilnahme fand. An den Orten, die wir Nachmittags passirten, herrschte der Jacobinismus unbedingt vor. Wüstes, drohendes Geschrei, Flüche und schmutzige Worte war Alles, was wir vernahmen, zuweilen wurden auch Steine nach den Gardes du Corps geworfen, oder mit Piken und Bajonetten nach ihnen gestoßen.

In der Vorstadt von Meaux trat ein Priester heran und ertheilte der Königlichen Familie den Segen, sofort erhob sich ein gräßliches Geschrei, Mordbuben warfen sich von allen Seiten auf den Geistlichen, sie würden ihn zerrissen haben, wenn nicht eine gewaltige Stimme ihnen zugeherrscht hätte: zurück, zurück, das französische Volk ist ein Volk von Tapfren, ihr sollt es nicht zu einer Mörderbande erniedrigen!

Es war Barnave, der, sich weit aus dem Königlichen Wagen vorbeugend, mit seiner gewaltigen Stimme die Mörder von ihrer Beute zurückscheuchte, die nun grollend wichen.

„Ah!" rief der elende Petion höhnisch, „unser College vertheidigt nicht nur das Königthum, sondern auch den Clerus."

Mir aber war dieser Vorfall darum noch besonders merkwürdig, weil ich unter den zurückweichenden Mördern denselben Kerl erkannte, der zwei Tage vorher zu Chalons die Unordnung beim Umspannen und einen neuen Aufenthalt verursachte; es war dasselbe freche Gesicht, die schmutzig-gelbe Stirn, über welche steil eine breite hellrothe Narbe lief. Als ich diesen Kerl nun zum zweiten Male sah, wurde mir's unumstößliche Gewißheit, daß derselbe ein Agent der Jacobiner war. Mochte er am Abend vorher zu Chalons auf eigene Hand gehandelt haben, um die Reise des Königs aufzuhalten, hier in Meaux handelte er sicher auf Befehl, denn später am Abend sah ich ihn zwar nicht, aber ich vernahm den Ton seiner heisern Stimme, er sprach im Hofe des bischöflichen Pallastes mit Bayon, der vermuthlich dabei keine Thränen in den Augen hatte; da es dunkel war, konnte er sich ja diese Mühe sparen. Ich vernahm nur einige Worte von dem Gespräch der beiden Gesellen, sie reichten aber hin, mich davon zu überzeugen, daß der Kerl ein Agent der Jacobiner.

So fuhr denn der allerchristlichste König trauervoll ein in die Bischofsstadt des gewaltigen Bossuet, den sie den Adler von Meaux nannten. Im Bischofs-Pallast des größesten Hofpredigers, den die Welt je gesehen, saß zur Zeit aber kein Adler, sondern ein ganz gemeiner constitutioneller Mistfinke, der es nicht ein Mal der Mühe für werth hielt, dem Enkel des heiligen Ludwig entgegen zu kommen und ihn zu begrüßen. Es soll im Pallast selbst an den nothwendigsten Dingen gefehlt haben, es war nichts für die Aufnahme und die Bewirthung besorgt, die Commissaire der Nationalversammlung sahen sich genöthigt, die gewöhnlichsten Bedürfnisse in der Stadt zusammen holen zu lassen.

Ich schlief in dieser Nacht auf der Streu im Stall bei meinem Pferd,

denn die Stadt war von Menschen überfüllt, die entweder den Zug bis hierher begleitet hatten, oder ihn morgen weiter bringen wollten.

In dieser Nacht hat Barnave eine mehrstündige Audienz bei dem König Ludwig XVI. und der Königin Marie Antoinette gehabt; ich erfuhr das, weil ich zugegen war, als ein Spion diesen Vorfall dem Collegen Barnave's, dem großen Schuft Petion meldete. So waren diese Heroen und Propheten der neuen Freiheit unter sich, Keiner traute dem Andern, sie umringten sich gegenseitig mit Spionen.

Am andern Morgen, am 25. Juni, war ich der ersten Einer auf dem Platze, die unglückliche Berline war schon vorgefahren, aber es dauerte lange, bevor die Königliche Familie erschien; ich bin überzeugt, daß man sie geflissentlich aufhielt, damit erst eine dichte Menge Volks den Wagen umgeben und sie ungestraft beleidigen könne. Die Menge ließ nicht auf sich warten, unter Trommelschlag rückten einzelne Haufen an, sie waren ungeduldig: „Der König soll die Nation nicht warten lassen!" rief eine einzelne Stimme, und: „der König soll die Nation nicht warten lassen, heraus mit ihm!" heulte der nur zu gelehrige Haufen hinterher.

„Da kommt der König der Concessionen!" sagte ein wohlgekleideter Herr auf englisch dicht neben mir zu einer Dame, die er am Arme hielt.

Die Wahrheit dieses Satzes war mir nie so klar geworden, wie in diesem Augenblicke; durch Ueberredung und List hatte man den unglücklichen König von Concession zu Concession gedrängt, bis in diese erschreckliche Lage. Und dabei hatte dieser Fürst nicht nur Einsicht und Königliches Bewußtsein, sondern auch persönlichen Muth, der über allen Zweifel war; es waren eben die Concessionen, die ihn in's Verderben stürzten; der Monarch, der sich verleiten läßt, den verhängnißvollen Weg der Concession zu betreten, der muß ihn weiter verfolgen, denn die erste Concession führt zwingend zur zweiten, und die zweite zur dritten und so bis an's Ende, ja, bis an's Ende. Das haben die Revolutionäre zu allen Zeiten gewußt, darum wußten sie sich auch immer des Sieges gewiß, sobald es ihnen gelungen war, einen Fürsten durch Heuchelei und Schmeichelei zur ersten Concession zu bewegen.

Daß Ludwig XVI. Muth hatte, das bewies er auch an diesem Morgen, als er aus dem bischöflichen Pallast trat und das Gesindel ihm entgegenheulte, da näherte sich ihm endlich auch der constitutionelle Bischof von Meaux und entschuldigte sich wegen der schlechten Bewirthung mit dem Bemerken, daß er erst kurze Zeit hier Bischof sei.

„Sie haben nicht nöthig sich zu entschuldigen", entgegnete der König laut, „denn sie sind nicht der rechtmäßige Herr dieses Hauses."

Todtenbleich stand der eidbrüchige Priester, der König aber ging ruhig weiter, und eine augenblickliche Stille war ringsum, denn alle Umstehenden hatten das strenge, aber gerechte Wort des Königs vernommen. Wer den Eid auf die Civilconstitution abgelegt hatte und kraft derselben Bischof geworden war, der war ein Abgefallener von der Kirche, unterstand den kirchlichen Censuren und konnte für keinen rechtmäßigen Bischof gelten.

An diesem Tage war die Reise noch peinlicher als an den vorhergehenden, die Hitze war fast unerträglich, die herandrängende Menge so dicht, daß die Pferde fast immer im Schritt gehen mußten. Auch wurde die Stimmung der Masse je mehr wir uns Paris näherten, desto aufgeregter, und ihre Haltung wurde frecher von Schritt zu Schritt. Fortwährend stellten sich Leute auf die Auftritte und sahen durch die Schläge hinein in den Wagen, einzelne Kerle setzten sich auf die Deichsel, Andere nahmen die Kutschersitze ein, noch Andere kletterten auf den Wagen und lagerten sich auf der Decke.

Das war ein furchtbarer Tag!

Einer der Kerls, welcher auf dem Auftritt stand, klagte über Hitze, über Hunger und Durst, die Königin Marie Antoinette, die sich dicht neben ihm im Wagen befand, sagte freundlich zu ihm: „Gegen die Hitze kann ich euch nicht helfen, aber gegen Hunger und Durst nehmt das!" sie reichte ihm eigenhändig ein kleines Brödchen und ein Glas Wein. Mit wildem Hohnlachen wies der Schuft diese Güte zurück: „Ach", schrie er laut, „Ihr wollt mich vergiften, ja, das wäre wohl so etwas für euch, mich zu vergiften!" So dumm, so entsetzlich dumm waren diese Helden der Freiheit. Die Königin wendete sich ab, sie trank selbst ein Glas Wein und das Brödchen theilte sie zwischen ihren Kindern. Die Kerle begriffen wohl, was das heißen sollte, aber es machte einen ganz andern Eindruck auf sie, als die Königin wohl erwartet haben mochte, denn nun schrieen sie: „Oh! ihr betrügt uns nicht, ihr habt Alle schon Gegengift genommen!"

Gegen solche Verblendung war nicht anzukämpfen! Und doch war das noch nicht das Schwerste, was die unglückliche Königin zu erdulden hatte an diesem Tage; die Kerle unterhielten sich mit einer Frivolität und einem Cynismus, wie er in diesem Maaße nur dem französischen Gesindel eigen ist, ganz laut über die weiblichen Reize und Schönheiten der Königin und der Prinzeß Elisabeth, so unverschämt, daß die beiden Damen gar nicht mehr wußten, was sie thun sollten, um nur die Unschuld der Königlichen Kinder vor diesen schmutzigen Reden zu schützen. Vergeblich kam ihnen Barnave mehrere Male zu Hülfe, selbst seine Stimme verhallte ungehört in diesem gräßlichen Treiben.

Auf der letzten Station vor Paris ließ Petion die Berline von allem Gesindel, das darauf Platz genommen, räumen und bestieg mit Latour-Maubourg dieselbe wieder. Es war das eine Art Erleichterung, aber kaum hatte sich der Wagen wieder in Bewegung gesetzt, so richtete sich der Groll der Menge gegen die drei Gardes du Corps: „à bas les trois habits jaunes!" kreischte es von allen Seiten. Sie verlangten mit lauter Stimme, man solle ihnen die drei Gardes du Corps überlassen, man wolle diese der Freiheit opfern, die gräßlichen Menschen deliberirten ganz laut über die Todesart; Einige verlangten, daß die Gardes du Corps bei lebendigem Leibe geschunden würden, Andere wollten sie in Stücke schneiden, noch Andere sie an die Räder binden. Mitten in dieser abscheulichen Verhandlung hielt der Königliche Wagen still, Herr von Valory sah sich nach mir um, er glaubte wie ich, daß nun die Mordscene beginnen werde, und ich war entschlossen, ihm eine meiner Pistolen zu reichen;

diese treuen Edelleute sollten wenigstens nicht ungerächt sterben, da erhub sich Barnave's gewaltige Stimme und donnerte: „Vorwärts, weiter, ich befehle es, und ich allein habe hier zu befehlen!“

Der Zug ging weiter in erstickender Hitze, in furchtbarem Staub, es schlug grade sechs Uhr, als wir die Sternbarrière erreichten; eine tiefe Stille empfing uns, Kopf an Kopf stand die Menge, kein Haupt entblößte sich vor dem unglücklichen Könige, aber auch kein Wort wurde laut, die Pariser Nationalgarde bildete in dreifachen Reihen Spalier von der Sternbarrière bis zum Schloß der Tuilerien, und zwar mit umgekehrten Gewehren. Das war ein Theatercoup, den die edlen Herren Lafayette und Bailly sich ausgedacht hatten; die National-Garde mit umgekehrten Gewehren war geradezu lächerlich. Das lautlose Schweigen der ungeheuren Menschenmenge würde allerdings einen Eindruck gemacht haben, wenn man nicht überall riesige Placate mit der Drohung gesehen hätte: „Celui qui applaudira le Roi sera batonné; celui qui l'insultera sera pendu!“ Es war also ein befohlenes Schweigen.

Bis zu den Champs Elysées war es mir durch allerlei Anstrengungen gelungen, meinen Platz hinter der Berline zu behaupten, jetzt wurde es unmöglich; ich sah mich endlich mit einigen anderen Reitern so fest eingekeilt zwischen die Menschenmasse, daß die Pferde keinen Schritt mehr weder vorwärts noch rückwärts thun konnten. Langsam, ganz langsam schlich der Königliche Wagen, immer weiter sich von mir entfernend. Nachher habe ich erfahren, daß die Königliche Familie glücklich über den pont tournant in den Tuileriengarten kam, daß es aber der Nationalgarde nicht möglich war, weiter einen Weg durch die dicht ineinander gekeilte Menge zu brechen; der Wagen mußte am Bassin vor dem Schlosse halten. Hier mußte der König von Frankreich aussteigen, und nur mit der größesten Anstrengung gelang es, so viel Raum zu schaffen, daß man ihn und die Seinen einzeln in das Schloß brachte. Niemand begrüßte den unglücklichen Monarchen, denn Lafayette und Bailly hatten es so befohlen. Ein einziger Mann, Herr Guilhermy, Mitglied der National-Versammlung, wagte es seinen König zu grüßen, er entblößte ehrfurchtsvoll sein Haupt und verneigte sich tief. Tausend Stimmen riefen drohend: „Hut auf! Hut auf!“ Der muthige Mann aber schleuderte seinen Hut von der Treppe, auf der er stand, weit hinein in die Menge und blieb hochaufgerichtet, unerschrocken stehen, entblößten Hauptes. Dieser Muth imponirte der Menge, Niemand wagte Hand an ihn zu legen; es ist oft die Feigheit allein, welche die Masse frech macht, sie schreckt zurück, sobald ihr wirklicher Muth entgegentritt, und wäre es auch nur der Muth eines einzelnen Mannes.

Wie durch ein Wunder wurden auch die drei Herren von den Gardes du Corps gerettet, man stieß und schlug von allen Seiten auf sie; es war keine Frage, daß man die Absicht hatte, diese treuen Edelleute vor dem Königlichen Schlosse zu ermorden, doch wurden sie, freilich entsetzlich zugerichtet, mit Blut und Wunden bedeckt, in Sicherheit gebracht. Ihre Rettung ist nur dadurch erklärlich, daß es in dem unbeschreiblichen Gedränge, in welchem Jeder in Gefahr war,

erstickt oder erdrückt zu werden, den Mördern nicht möglich war, von ihren Waffen Gebrauch zu machen.

Ich hatte große Mühe, mich aus dem Gedränge, das mich umgab, los zu machen; es war fast Mitternacht, als ich in meiner Wohnung eintraf, wo ich das Glück hatte, meinen Bruder zu finden, der eben von dem russischen Ambassadeur Baron von Simolin gekommen war.

Wir sanken einander weinend in die Arme; wir hatten nicht geglaubt, daß wir uns so wieder sehen würden.

Ich theilte ihm Alles mit, was ich gesehen, was ich erlebt und gefühlt; der Tod des alten wackern Barons von Dampierre ging Alexander sehr nahe, aber die Nachrichten, welche er mir gab, waren auch nicht dazu angethan, den sinkenden Muth in meiner Seele wieder zu erheben. Man war in Paris der Meinung, die beabsichtigte Flucht des Königs sei den Machthabern längst bekannt gewesen, man habe sie aber absichtlich geschehen lassen. Einige wären der Ansicht gewesen, man müsse den König wirklich entrinnen lassen und ihn dann absetzen, Andere aber wollten von vornherein das, was geschehen war, nämlich den König auf der Flucht gefangen nehmen und dann mit dem gefangenen Monarchen nach Willkür und Umständen verfahren. Mein Bruder war untröstlich; er war nicht abzubringen von dem Gedanken, daß er und wir Alle in unserem guten Glauben gemißbraucht worden seien, dem König zu dieser Flucht behülflich zu sein, um ihn in diesen jacobinischen Hinterhalt zu locken. Ich war nicht dieser Ansicht, ich hatte mich überzeugt, daß die Flucht ganz nahe daran war zu gelingen, daß trotz allen Aufenthalts, trotz aller Mißstände es an einer einzigen Stunde und vielleicht an einer geringeren Zeit noch hing; ich wußte, daß die Königliche Familie gerettet gewesen wäre ohne den revolutionairen Eifer jenes elenden Drouet, und ich freute mich zu hören, daß auch der feine und kluge russische Ambassadeur meiner Ansicht sei, er hatte zu meinem Bruder gesagt: „Weil die Jacobiner des Königs Flucht in ihrem Vortheil ausbeuten, weil ihnen das Mißlingen der Flucht so außerordentlich vortheilhaft ist, darum fühlt man sich zu dem Glauben verlockt, dieselben müßten sie zugelassen oder begünstigt haben; solche Rechnungen sind aber nicht nur sehr trügerisch, sondern fast immer falsch, denn in der Politik erntet man fast immer das, was Andere, selten das, was man selbst säet."

„Es ist eine tiefe Erkenntniß politischer Verhältnisse in diesem scheinbar so einfachen Satze. Und der junge Simolin?" fragte ich meinen Bruder.

„Er hat nicht an die Gefangennehmung geglaubt, selbst die Bekanntmachung Bailly's vermochte ihn nicht zu überzeugen."

„Was gilt mir das Wort des Mannes, den ich bis jetzt nur Unwahrheiten habe sagen hören!" rief er verächtlich.

„Er glaubte alle seine Anstalten so gut getroffen zu haben, er hielt ein Mißlingen der Flucht trotz aller Hindernisse für unmöglich. Sein alter Oheim sah ihm lächelnd in's Gesicht und meinte seufzend: Das ist doch eine herrliche Sache um die Begeisterung und die Zuversicht der Jugend! glauben Sie mir, mein Neveu wird nicht eher an das Mißlingen seines schönen Fluchtplanes

glauben, als bis er den König und die Königin wieder in den Tuilerien sieht. Du bist ein lieber junger Mann, Alexander, aber ein Diplomat wie Dein Vater wirst Du niemals werden!"

„Der alte Herr hatte vollkommen recht, denn Alexander Simolin ist wirklich gegangen, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, ob es wirklich wahr, daß man seine Königin gefangen. Er war noch nicht zurück, als ich den russischen Ambassadeur verließ. Ich werde Dich morgen zu diesem Diplomaten führen, ihm werden Deine Nachrichten lieb sein, denn Du kannst Dir denken, daß er sich in einer nicht eben angenehmen Lage befindet. Man weiß, daß er die Pässe für die Königliche Familie ausgestellt hat, vielleicht, wahrscheinlich weiß man sogar mehr, und es fragt sich, ob man hier, wenn gewisse Dinge bekannt werden, geneigt, oder auch nur im Stande sein wird, die Unverletzlichkeit der Gesandtschaft zu schützen."

Wohl hätte ich gern noch Mehreres von meinem Bruder erfahren, meine Erschöpfung aber war so groß, daß mir mitten im Gespräch die Augen zufielen. Ich schlief zwölf Stunden hinter einander und schlief so fest, daß man am andern Mittage die größeste Mühe hatte, mich zu erwecken."

Die Parteistellung des Herrenhauses.

Wir wissen nicht, wie lange dieses Jahr die Häuser des preußischen Landtages noch tagen und welche Vorlagen sie noch erledigen werden, aber Eins steht fest, daß das Herrenhaus in einer Reihe von Berathungen über die verschiedenartigsten Vorlagen und Gegenstände seinen Standpunkt, von welchem aus es die Fragen der inneren Politik Preußens beurtheilt, so klar, so durchsichtig, so logisch consequent dargelegt hat, daß fortan wohl kein Zweifel mehr auftauchen kann, was in diesem Hause für billig, was für unbillig, was für recht, was für unrecht, was für politisch klug, was für politisch unklug gehalten werden wird. Ein so gründlicher Läuterungsprozeß ist vor sich gegangen, so bestimmt sind die politischen Principien des Hauses ausgesprochen und formulirt worden. Ja, wir glauben nicht zu weit zu gehen, wenn wir behaupten, daß das Jahr 1859 und namentlich das Jahr 1860 die größten Zeitmarken in der politischen Entwickelung der conservativen Partei und sodann des Verfassungslebens in Preußen überhaupt dermaleinst abgeben werden, und daß der künftige Historiker nach den stenographischen Berichten über die Sitzungen des Herrenhauses vom Jahre 1860 greifen wird, um einen großen in Preußen vor sich gegangenen Umschwung in den politischen Anschauungen zu verstehen und sich zu erklären. Blicken wir, um dies klar zu machen und zu beweisen, ein wenig weiter zurück, wie das sonst bei Beurtheilungen einer einjährigen Session eines Hauses zu geschehen pflegt: es liegt uns für heute nicht am Einzelnen, sondern am Großen und Ganzen, an der Stellung, die der geborene

und erkorene Rath der Krone, das Herrenhaus, in dem preußischen Staate eingenommen hat.

Als Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1840 den Thron der Hohenzollern bestiegen hatte, da gab es in Preußen eine liberale Bureaukratie, die, so sehr auch ihr Charakter noch patriarchalisch und preußisch gefärbt sein mochte, dennoch alles freie Leben im Staate zu ersticken drohte und sowohl die Stimme des Volkes wie die des Königs ungehört verhallen zu lassen sich anschickte. Aber an der Spitze der liberalen Büreaukratie stand ein wahrhafter König, voll tiefen historischen Sinnes und tiefer historischer Bildung, beseelt, ja begeistert von dem Gedanken, neues Leben in die im Erstarren begriffenen Adern des öffentlichen Lebens zu gießen und den Staat zu einem Reiche der Sitte zu machen. Außerhalb des Staatslebens stand endlich die liberale Bourgeoisie, der „dritte Stand" der ersten französischen Revolution, die „Bourgeoisie", die Ludwig Philipp auf den Thron erhoben hatte, um ihn nachmals schmählich im Stich zu lassen, also die Bankiers, Kaufleute, Speculanten, Capitalisten, Fabrikanten, Advokaten u. s. w. und endlich alle die, deren Bildung eine kosmopolitische, eine bloß in der Schule oder in der Schreibstube erworbene war. Wir übergehen die Kämpfe der vierziger Jahre, sie sind sattsam bekannt: das Ende war eine constitutionelle Verfassung im Sinne jener liberalen Bourgeoisie, die dann unter den revolutionären Kämpfen des Jahres 1848 ins Leben eingeführt werden sollte. Die Arbeit, dies zu thun, überkam nach einigen unglücklichen Versuchen ein Ministerium im Sinne der liberalen Bureaukratie mit einer Zuthat aus dem Kreise der Bourgeoisie (v. d. Heydt) und anfänglich noch mit einem soldatischen Elemente. Das sind die Momente, das die Gegensätze, auf welchen von 1848 an bis zum Jahre 1858 das politische Leben in Preußen beruht und die man scharf ins Auge fassen muß, wenn man dieses politische Leben richtig würdigen will.

Also zunächst die Krone mit der Tendenz, wahrhaft conservativ zu regieren, und durchaus nicht gewillt, das Ministerium selbstständige Politik treiben zu lassen, wenn auch nicht energisch genug und außer Stande, Alles im Einzelnen zu überwachen; dazu ein Ministerium der liberalen Bureaukratie, das zwar, wie das Herkommen war in Preußen und noch ist, auf den Willen der Krone hörte, aber nach der andern Seite hin die Bureaukratie um so schroffer ausbildete und mit wenigen Ausnahmen, die aber die Regel nicht aufheben, mit der liberalen Bourgeoisie liebäugelte und die Verfassung für ein Heiligthum zu halten, weil man mit ihr vermöge der büreaukratischen Allgewalt regieren zu können glaubte. Die Folge war, daß eben nichts von großem Betrag geschah, und daß nur von der Krone eine großartige, politische Schöpfung ausging, nämlich die Schöpfung des Herrenhauses, des großen Rathes der Krone, der Incarnation der conservativen Denk- und Anschauungsweise in Preußen, des Hüters der Rechte des Fürsten und der Continuität der historischen Entwickelung. Im Uebrigen blieb es beim Hin- und Herstreiten zwischen dem Ministerium und der liberalen Bourgeoisie im Hause der Abgeordneten, in welchem

Kampfe das Ministerium einen Bundesgenossen zur Seite stehen hatte, der sein Dasein dem Jahre 1848 verdankt, nämlich die conservative Partei, die, weil die Kreuzzeitung ihr Hauptorgan war, vorzugsweise als Kreuzzeitungspartei bezeichnet wurde. Aber auch andere Ehrennamen sollten ihr nicht entgehen: in ihrem Schooße befanden sich viele Männer, die unter dem absoluten Königthum aufgewachsen und alt geworden, deshalb nannte man die Partei auch wohl die absolutistische, oder verkappt absolutistische, wozu man um so mehr Recht hatte, als die conservative Partei, um einen Halt gegen die revolutionäre Bourgeoisie zu haben, mit dem Ministerium selbst da vielfach Hand in Hand ging, wo dieses lediglich eine negative, eine Polizei-Politik betrieb; ferner gehörten zu dieser Politik die conservativen Elemente auf religiösem und kirchlichem Gebiete, deshalb die Bezeichnung Partei der Pietisten und Mucker; ferner waren in der Partei die Besitzer von Grund und Boden sehr stark vertreten, namentlich die Ritterschaft, daher der Name Feudal-Partei; ferner die Männer der hohen Aristokratie, namentlich am Hofe, daher Hofcamarilla; endlich weil das Ministerium Manteuffel regierte und die Partei sich mit dessen Politik mehr als billig identificirte, bekam sie auch nach diesem ihren Namen, sie galt als die Partei Manteuffels.

So die Stellung der staatlichen Gewalten und die Auffassung der Parteien bis zum Beginn der neuen Aera, als das liberal-büreaukratische Ministerium abtrat, um einem Ministerium der liberalen Bourgeoisie Platz zu machen. Es war nicht zu verwundern, daß sich alsbald ein ungeheurer Jubel im Lager der Liberalen und Demokraten vernehmen ließ: die Partei Manteuffel, die Partei der Kreuzzeitung, endlich sei sie mit Schimpf und Schande aus dem Sattel gehoben, von nun an werde sie in ihr Nichts verschwinden, von nun werde lediglich Gesetz und Recht gelten, endlich einmal werde das ewige Mäkeln an der Verfassung aufhören. Ja, sogar die demokratische Volkszeitung war so fanatisirt für den Buchstaben der Verfassung, daß sie erklärte, für lange Zeit dürfe nichts geändert werden an den Gesetzen des Landes, auch selbst da nicht, wo dieselben schlecht seien. Das Rechtsbewußtsein sei in den letzten Jahren zu sehr erschüttert worden, jetzt habe man lediglich nichts anderes zu thun, als sich in die bestehenden Gesetze einzuleben, um das Rechtsbewußtsein wieder zu befestigen. Auch andererseits wurde das Programm vernommen: Kein Bruch mit der Vergangenheit, sondern verfassungsmäßiges Regiment! Hätte man nicht tiefer zu sehen vermocht, hätte man bloß auf Worte gehört, man hätte stutzig werden können über diese Aenderung im Wesen und Charakter der Liberalen und Demokraten, man hätte glauben können, es hätte diesen Leuten der Gedanke, den Staat gründlich umzukrempeln, ganz und gar fern gelegen.

Indeß der Appetit kam beim Essen, und damit trat der Wendepunkt in der Stellung der conservativen Partei ein, den wir, wie im Eingange erwähnt, hier kurz besprechen wollen. Zunächst gingen in jenem Jubel über den Beginn einer nenen Aera die Wahlen vor sich; sie fielen zum bei weitem größten Theile liberal nnd demokratisch aus. Aber nach dem Jubelrausche über dieses Resultat stellte sich ein leichtes Frösteln ein: man erinnerte sich nämlich, daß

in Preußen verfassungsmäßig noch ein Herrenhaus bestehe; wie nun, wenn dieses nicht Lust zeige, Hand in Hand mit den liberalen Strömungen zu gehen? Man suchte sich den Gedanken aus dem Kopfe zu schlagen, aber immer wieder trat er als drohendes Gespenst vor die Seele und ängstigte die Gemüther. Das Abgeordneten-Haus versammelte sich am Dönhofs-Platz, das Herrenhaus an der Leipziger Straße. Anfänglich sah sich die Sache noch einigermaßen friedlich an: das Herrenhaus suchte keine Opposition, wie diese als eine princielle überhaupt ihm stets fremd ist und sein wird. Dagegen war doch Eins nicht wegzuleugnen: war das Herrenhaus gegen das liberal-büreaukratische Ministerium Manteuffel nachgiebig und ohne Argwohn gewesen, weil dasselbe doch im Großen und Ganzen der Krone folgte und dem Constitutionalismus in innerster Seele fern stand, so fiel das Alles bei dem neuen Ministerium der liberalen Bourgeoisie weg und das Herrenhaus verhielt sich deshalb selbstständig, kritisch, abwartend. Und das that nunmehr auch die gesammte conservative Presse, die ganze conservative Partei, die in der Kreuzzeitung ihr größtes Organ in der Presse, im Herrenhause dagegen ihre politische Vertretung hatte. Die conservative Partei ging in sich, besann sich auf ihr Wesen; wer aus äußern Gründen zu ihr gehalten hatte, entfernte sich von ihr, und dadurch läuterte sie sich auch äußerlich; endlich da sie nunmehr ihre Ergebenheit gegen die Krone unabhängig von der zeitweiligen Regierung in Wort und That an den Tag zu legen hatte, lernte sie auch selbstständig gehen. Das Jahr 1848 ist das Geburtsjahr der conservativen Partei: im Jahre 1859 hat sie selbstständig gehen gelernt. Das sind zwei Thatsachen, die einst eine hohe Bedeutung in der Geschichte unseres Vaterlandes haben werden.

Indeß nicht so harmlos wie im Jahre 1859 sollte es im Jahre 1860 hergehen. Wir vermögen nicht zu lesen in den Herzen der Minister, wir wissen nicht, ob das Ministerium aus Naivetät oder aus Berechnung gehandelt hat, aber das steht fest, es brachte sofort beim Beginne der diesjährigen Sitzungen des Landtages eine Reihe von Gesetzen ein, von welchen ein jedes Einzelne einen Bruch mit der Vergangenheit herbeiführen, mehrere aber ganz allein den Staat von unterst zu oberst kehren mußten, wenn sie angenommen worden wären. Was wollte man mit diesen Gesetzen? Glaubte man im Ernst an die Annahme? Ein Redner des Herrenhauses bezweifelte dies in Gegenwart des Ministers in Bezug auf das Wuchergesetz; Herr v. d. Heydt gab eine geschraubte Antwort. Indeß dem sei wie ihm wolle, die Einbringung von Gesetzen, die lediglich die Interessen der Capitalisten im Auge hatten, die sich nicht kümmerten um die Interessen des Grundbesitzes, des großen wie des kleinen, nicht um die Interessen des mittleren und geringeren Bürgerstandes und endlich nicht um die Interessen der Handwerker und des Arbeiters überhaupt, die Einbringung dieser Gesetzentwürfe und die Berathung derselben im Herrenhause sind von so außerordentlicher Wichtigkeit für die Stellung der conservativen Partei und namentlich des Herrenhauses gegenüber der Landesbevölkerung geworden, daß, wie gesagt, die conservative Partei noch nie öffentlich ihr politisches Glau-

bensbekenntniß so genau formulirt, so nachdrücklich die Interessen der übrigen Staatsbürger gegenüber den einseitigen Interessen der Capitalisten, die sich als allein Berechtigte geltend machen wollen, in Schutz genommen. Es ist ein Cyclus von Gesetzesentwürfen, recht eigentlich dazu geordnet, um bei der Berathung systematisch die conservativen Prinzipien des Herrenhauses zu entwickeln. Den Anfang macht das Ehegesetz. Die Trauungen sollten erleichtert werden, die Civilehe eingeführt, im Hintergrunde machte sich der Gedanke bemerkbar, das Land mit einer Doppeltrauung, einer religiösen und einer bürgerlichen, zu belasten. Das Herrenhaus hat dem gegenüber nachdrücklich christliche und deutsche Sitte und Zucht vertheidigt. Alsdann war es die Judenfrage, die eingehend erörtert wurde. Die Redner sprachen aus dem vollen Leben heraus, aus eigenen Erfahrungen, und darum stellte sich zur rechten Zeit das rechte Wort ein. Namentlich waren es Graf Hoverden (pectus facit disertum!), Graf Arnim-Boytzenburg und von Daniels, die, jeder von einem andern Standpunkte aus, zu demselben Schlusse kamen, daß die obrigkeitlichen Aemter in Preußen nicht mit Juden besetzt werden dürften, sondern nur mit Christen. Selbst solche Mitglieder des Herrenhauses stimmten gegen das Ministerium, die sonst gern mit demselben zu gehen pflegten. Die Judenfrage wurde im März berathen; im April folgten die Berathungen über die Wuchergesetze, die das Ministerium aufgehoben haben wollte. Als erster Kämpe tritt wieder Graf Hoverden auf, der nicht will, daß der Staat den Capitalisten den großen und kleinen Grundbesitz, das Handwerk und die Arbeiter opfere, denn sonst werde das Geld schließlich noch Alles knechten, die Regierung wie die Unterthanen, und sich die Unterthanen noch unterthäniger machen, als die Regierung selbst. Ihm folgte in meisterhafter, scharf eingehender Rede v. Kleist-Retzow. Man spöttele über die „kleinen Herren", und doch sollte jeder Regierung daran gelegen sein, diesen Begriff möglichst zu erweitern, jeden Familienvater zu einem kleinen Herrn zu machen, nicht aber die Unterthanen des Staates zu Sclaven des Geldes machen. Außerdem thaten sich als Redner noch hervor v. Buddenbrock und Waldow-Steinhöfel. Charakteristisch für die gegenwärtige Lage der Dinge fordert Letzterer den landwirthschaftlichen Minister auf, ihm einen einzigen Fall zu nennen, in dem bisher von dem landwirthschaftlichen Ministerium die Interessen des Grundbesitzes überhaupt wahrgenommen seien. Einen würdigen Schluß machte die Rede von Stahl, und das Resultat war, daß 8 Stimmen — 8 pCt. ist der Strafzinssatz für den ungetreuen Vormund — für Aufhebung der Wuchergesetze, 93 dagegen für Beibehaltung derselben stimmten. Mit dem 26. April haben denn endlich die Berathungen über die neuen Grundsteuervorlagen begonnen, und auch hier hat das Haus abermals seine Einsicht und seinen Patriotismus bewiesen, indem es die Steuerfreiheit, wo sie besteht, zwar aufgehoben wissen will, nicht aber eine Art von Steuer, die den Grundbesitz zu Grunde richten muß. Namentlich war es hier wiederum der Graf von Hoverden, der gegen die Einführung der neuen Grundsteuer sprach, da die Wohnungen ohnehin so theuer für den armen Mann seien.

Es ist nicht unsere Absicht, hier eine genauere Uebersicht über den Gang der Verhandlungen im Herrenhause zu geben; wir haben die Materien nur erwähnt, um daran die Bemerkung zu knüpfen, daß in allen diesen Berathungen die allgemeinen Landes-Interessen nachdrücklichst gegen die Alleinherrschaft der Mercantilinteressen und des Geldes gewahrt worden, und daß sämmtliche Reden so schön ineinandergreifen, um die conservativen Principien zu veranschaulichen, daß wir denselben den weitesten Leserkreis wünschen. Bisher hat nur die Kreuzzeitung ein eingehendes Bild von dem parlamentarischen Leben im Herrenhause gegeben; möchten doch kleinere conservative Blätter, namentlich in den Provinzen, die Sommerzeit benutzen, um nachträglich wenigstens die Hauptreden noch abzudrucken. Es ist in dem Gesagten nichts Veraltetes, und ähnliche Vorlagen werden, so lange die gegenwärtige Regierung am Ruder ist, voraussichtlich noch häufig kommen. Es gilt deshalb auf der Hut zu sein, zumal die liberale und demokratische Presse Alles aufbietet, um die Reden so entstellt, so verstümmelt als nur irgendwie möglich ihren Lesern aufzutischen und hinterher das Herrenhaus als Vertreter bloß eigener Standesinteressen darzustellen oder gar lächerlich zu machen.

Fassen wir Alles zum Schluß zusammen: D i e c o n s e r v a t i v e P a r t e i, d i e i m J a h r e 1848 i n P r e u ß e n s i c h b i l d e t e, i s t n i c h t n u r b e r e i t s w ü r d i g i m L e b e n u n d i n d e r P r e s s e v e r t r e t e n, n e i n, s i e b e s i t z t i m H e r r e n h a u s e e i n e ö f f e n t l i c h e V e r t r e t u n g, R e d n e r, d i e m i t t i e f e r S a c h k e n n t n i ß u n d E i n s i c h t i n d i e B e d ü r f n i s s e d e s L e b e n s e i n e s o l c h e R e d e g e w a n d t h e i t v e r b i n d e n, w i e w i r s i e f r ü h e r i n P r e u ß e n n i c h t v e r n o m m e n h a b e n. D a s h a t s i c h n o c h n i e m a l s s o g l ä n z e n d h e r a u s g e s t e l l t w i e i n d e r d i e s j ä h r i g e n S e s s i o n, u n d d a ß e s s i c h s o g l ä n z e n d h e r a u s g e s t e l l t h a t, d a s v e r d a n k e n w i r d e n V o r l a g e n d e r M i n i s t e r. Möge deshalb unsere Partei noch geraume Zeit fern bleiben von der Regierung, um sich innerlich zu vertiefen, das Ministerium aber inzwischen recht unvolksthümliche Gesetze einbringen. Was dann kommt, ist uns nicht zweifelhaft.

Zwölf Flaschen Champagner.

(Eine altpreußische Erinnerung.)

Während der letzten Regierungsjahre Friedrichs des Großen hielt sich der preußische Rittmeister von G. in Hamburg auf, um daselbst junge Leute für den Dienst in der preußischen Armee anzuwerben. Zu solchen Geschäften wurden nur die entschlossensten, tüchtigsten Offiziere gewählt; denn es gehörte dazu eben so viel Klugheit als Energie, ganz besonders aber in Hamburg, wo jedes Werben für fremde Truppen streng verboten war, der Uebertreter dieses Verbotes also auf jede Weise vermeiden mußte, mit der Behörde in irgend eine Berührung zu kommen, und deshalb auch nicht

auf ihren Beistand rechnen durfte, wenn sein Eigenthum, seine Sicherheit, ja sein Leben in Gefahr war. Solche Gefahr war unausbleiblich. Bei dem Werbesystem jener Zeit, welches, um die eigenen Landeskinder dem Ackerbau und den Gewerben nicht zu entziehen, auswärtige Rekruten ins Land zu ziehen suchte, galt jedes Mittel für erlaubt, wenn es darauf ankam, für die Armee einen großen, schönen Menschen zu erwerben. Ließ ja der preußische Gesandte in London in einer nebeligen Nacht einen langen Heiducken vom Staatswagen herunter stehlen. Dieser Heiduck war der Stolz des polnischen Gesandten, denn auf einen langen Heiducken war man damals eben so stolz, als auf einen langen Stammbaum. Jener, als der längste aller vorhandenen, erregte, wenn er hinten auf der Staatskarosse seines Herrn stand, eben so großes Aufsehen bei den unteren, als Neid bei den höheren Ständen, und da es dem preußischen Gesandten, selbst durch die glänzendsten Verheißungen, nicht gelingen wollte, ihn seinem Herrn untreu zu machen und ihn zu vermögen, in preußische Dienste zu treten, so beschloß er, Gewalt anzuwenden. Er gewann vier starke Kerle, die während eines dichten Nebels den Heiducken vom Wagen herunterrissen, ihm ein Pechflaster auf den Mund klebten, ihm Hände und Füße zusammenschnürten, ihn alsdann auf eine lange Latte legten, und Beide, ihn und die Latte, mit Gurten so umwanden, daß er mit den Füßen nicht stampfen, sich überhaupt nicht bewegen konnte. In diesem regungslosen Zustande wurde er in eine bereit gehaltene, mit Luftlöchern versehene, lange Kiste gepackt, dieselbe zu Schiffe gebracht und nach dem Festlande hinübergeführt. Der Gesandte machte dem König Friedrich Wilhelm I. für die dabei entstandenen Unkosten eine Rechnung von sechstausend Thalern, welche dieser auch willig zahlte, obgleich er in allen übrigen Stücken ein so guter Wirth war, daß der Kronprinz auf seinen Reisen nie mehr als zwei Groschen Douceur geben durfte.

War nun auch unter Friedrich II. die Spielerei mit langen Soldaten abgeschafft, so sah er doch gern, wenn aus dem Auslande große und kräftige Rekruten herbeigezogen wurden. Auf ihre Leibesbeschaffenheit wurde großer Werth gelegt, auf ihre Seelenbeschaffenheit gar keiner, man war überzeugt, selbst das schlechteste Gesindel zu überwältigen durch die Disciplin und den Geist, die in der preußischen Armee herrschten; und man irrte sich nicht.

Hamburg führte durch seine eigenthümliche Lage viel Gesindel aller Art aus den benachbarten Staaten zusammen und bot einem Werbeoffizier reiche Ausbeute für seinen Zweck. Jenes Gesindel aber, oft eben so roh als gerieben, eben so gewaltthätig, als gewitzigt, war schwer zu überlisten, und wenn es sich überlistet sah, zu jeder Gewaltthat fähig, um die Netze zu zerreißen, die es umgarnt hatten. Das wußte der Rittmeister sehr wohl und hatte sich deshalb vorgesehen. Zwölf Unteroffiziere, kräftig und furchtlos, waren in seiner Begleitung. Er sowohl als sie trugen stets bürgerliche Kleidung, geladene Pistolen unter derselben, und im spanischen Rohrstock verborgene Klingen.

Der Wirth des Hotels, in dem er wohnte, wußte um seine Zwecke und war ihm dabei behülflich. Eines Tages sagte der Rittmeister zu ihm: „Ich bin zuweilen in Verlegenheit, wie ich in Gegenwart Anderer zu Ihnen von meinen Unteroffizieren sprechen soll; ich werde sie daher künftig „Champagnerflaschen“ nennen. Wenn ich Sie also ersuche, mir eine Flasche Champagner zu schicken, so heißt das so viel, als: schicken Sie mir einen Unteroffizier. Da ich niemals Champagner trinke, so kann es kein Mißverständniß geben.“

Der Wirth fand diese Weisung sehr sinnreich und versprach, sich danach zu richten.

Eine Zeit lang schien es, als sollte der Offizier schlechte Geschäfte machen, und schon war er entschlossen, Hamburg zu verlassen und ein anderes Revier aufzusuchen. Da trat eines Morgens der Wirth in sein Zimmer und sagte ihm, die alte Meier wäre da, ob sie ihn sprechen könne?

Das war eine willkommene Meldung. Die alte Meier war eine kleine verwachsene, schielende Frau, die sich mit Kuppelei und Diebeshehlerei abgab und Geschäfte keiner Art scheute, wenn sie nur unehrlich waren und Geld einbrachten. Sie hatte ihm schon manch' schönen Rekruten zugeführt, in der letzten Zeit aber wegen Hehlerei in Untersuchung gesessen, und er hatte es wohl gespürt, daß ihm eine Helferin fehlte. Sie wurde sogleich vorgelassen, näherte sich dem Rittmeister mit gemeiner Vertraulichkeit, nannte ihn mein Engel und mein Schatz und sagte, sie hätte einen fetten Bissen für ihn zurecht gemacht, er brauchte nur zuzulangen.

Der Rittmeister überwand seinen Ekel vor der Frau, ließ ihr ein Frühstück vorsetzen und verlangte nähere Erklärung; die alte Meyer aber sagte nur, zum Frühstücken wäre jetzt nicht Zeit, denn die Sache hätte Eile, sie würde ihm Alles unterwegs erklären; er möchte nur brav Geld zu sich stecken, es wären ein Paar prachtvolle Bursche, aber Moneten würden sie kosten.

Der Rittmeister steckte seine Börse ein, in jede Brusttasche seines weiten Rockes eine geladene Pistole, deren Stein und Pfanne er vorher genau prüfte, und machte sich dann mit ihr auf den Weg.

Unterweges erzählte sie ihm, daß sie ein Paar schöne große Kerle aufgetrieben die guter Leute Kind wären, die aber tief drin steckten, und die mit einem tüchtigen Handgelde, und wenn man ihnen die Aussicht gäbe, daß sie bald Offizier würden, sich sicher anwerben ließen.

Während die Frau unaufhörlich schwatzte und der Rittmeister kein Wort erwiderte, gelangten Beide vor's Thor in ein abgelegenes Haus ganz nahe der Elbe. Als sie in's Zimmer traten, saßen auf einer Bank an einem Tisch zwei große, kräftige Männer von etwa 26 bis 27 Jahren. Sie hatten eine Flasche Wein vor sich und ließen sich so wenig von den Eintretenden stören, daß sie nicht einmal aufblickten. Der Rittmeister erkannte daraus, daß man ihn erwartet hatte, und daß er auf seiner Hut sein müsse.

Die jungen Männer saßen Beide auf einer Bank mit dem Rücken gegen die Wand, einen Tisch vor sich. Der Rittmeister setzte sich ihnen gegenüber und ließ sich in ein Gespräch mit ihnen ein.

Ueber ihnen an der Wand hing in schräger Stellung ein kleiner Spiegel, in welchem er sehen konnte, was hinter ihm vorging.

Er bemerkte wohl, daß Beide seine Bewegungen und Blicke scharf beobachteten, besonders der Eine, der eine Art Jägerkleid trug und einen Anstrich von gesellschaftlicher Bildung hatte, während der Andere, in Matrosenkleidung, ein rohes, plumpes Wesen zeigte.

Der Rittmeister ging bald über auf die schlechten Zeiten, wie die einzige Aussicht für einen jungen Mann der Soldatenstand sei, und wie leicht man im preußischen Heere zu Geld und Ehren gelangen könne. Beide Männer gingen auffallend bereitwillig in diesen Gegenstand ein. Der im Jägerkleide sagte, er hätte schon lange Lust in sich gespürt, Soldat zu werden — dann unterbrach er sich plötzlich und sagte: „Was ist nur das wieder mit meinen verfluchten Zähnen.“ Er nahm den kleinen Spiegel hinter sich von der Wand, öffnete den Mund, beschaute das Innere desselben im Spiegel und legte diesen dann hinter sich auf das Fensterbrett. Bald darauf sagte er: „Wir

wollen eins singen!“ und stimmte nun mit seinem Gefährten mit lauter Stimme ein damals sehr verbreitetes Lied an, das mit den Worten anfing: „Koch' Thee Luischen, schenk' ein Luischen“ 2c.

Da spürte der Rittmeister eine leise Berührung seiner Kopfhaare, und ehe er sich noch umwenden konnte, fühlte er, daß eine Schlinge seinen Hals zuzog, sein Kopf hinten über gerissen, ein Strick um seinen Leib gelegt, seine Arme fest an denselben geschnürt wurden und seine Füße, mit Hülfe der schnell hinzu springenden beiden jungen Männer, an die vorderen Beine des Stuhls, auf dem er saß, gebunden waren. Das Alles in solcher Schnelligkeit und, wie es schien, in so eingeübter, sicherer Ordnung, daß er gefesselt und außer Stande war sich zu rühren, ehe er noch eigentlich wußte, wie ihm geschah. Der lärmende Gesang hatte das Geräusch einer hinter ihm geöffneten Thür und die Fußtritte dreier heranschleichenden Männer unhörbar gemacht, die mit Stricken in der Hand sich ihm unvermerkt genähert hatten, da er, seit der Spiegel fehlte, nicht bemerken konnte, was hinter ihm vorging.

Mit roher, wüster Schadenfreude umringten ihn die Männer, die ihn gefesselt: „Haben wir dich nun, du Hund!“ rief der Matrose, wühlte in seinen Taschen und zog mit Jubel eine schwere Börse aus der rechten Seitentasche der Beinkleider, während einer der drei Herzugekommenen eine Uhrkette mit dem daran hängenden Petschaft erfaßte und eine goldene Taschenuhr aus der kleinen Tasche zog, die auf der linken Seite der Beinkleider angebracht war.

„Alles auf den Tisch gelegt!“ rief der Jäger, während er dem Gefesselten die beiden Pistolen aus der Brusttasche nahm, den Hahn spannte und sie zu Geldbeutel und Uhr auf den Tisch legte.

Bei dem Herauslangen der Pistolen hatte er in einer anderen Brusttasche des Rockes etwas Hartes, wie ein kleines Buch, gefühlt. Er wollte es herausnehmen, konnte aber die Oeffnung der Tasche nicht sogleich finden und bückte sich mit seinem Kopf nach dem Rittmeister nieder. Der hatte bis dahin den Mund nicht geöffnet, und keine Miene, kein Zucken seines Gesichts verrieth, was in ihm vorging. Als jetzt aber bei dem Hinunterneigen das Ohr des Jägers fast den Mund des Rittmeisters berührte, flüsterte er, nur dem Jäger vernehmbar, einen Spruch, der mit den Worten begann: „Zu Hülfe, zu Hülfe!“ Da horchte der Jäger auf, als höre er einen wunderbaren Ton, den er irgendwo einmal vernommen und den er sich nicht zu deuten wisse, und blickte den Rittmeister wie fragend an.

Das Alles währte nur einen Augenblick, und als ob es nicht der Mühe werth wäre, sich länger damit zu beschäftigen, suchte er von Neuem nach dem harten Gegenstande. Da wurde er plötzlich durch einen wilden Lärm in seiner Beschäftigung unterbrochen. Einer der zuletzt Gekommenen, ein Mensch von wüstem Ansehen, in braunrothem, wollenem Hemde und darüber ein Paar leinene Beinkleider, hatte sich mit dem Matrosen gepackt. Jeder hielt mit der linken Faust den Gegner am Gürtel, während er in der rechten ihn mit einem Messer zu verwunden suchte. Doch kam Keiner dazu, dem Gegner Schaden zu thun, denn von den beiden anderen Gefährten hielt Jeder einen Kämpfenden am Handgelenk fest.

Das Geschrei und Gebrüll der Streitenden war so laut, daß des Jägers Ruhe gebietendes Wort nicht gehört wurde; da nahm er eine Pistole und drückte dicht an den Köpfen der Streitenden sie los, daß die Kugel in die Decke fuhr und der Blitz des Pulvers ihr Haar versengte. Bei dem betäubenden Knall ließen die Kämpfenden los, und es entstand eine augenblickliche Pause. Der Jäger fragte nicht nach dem Grunde des Streites, sondern sagte, als ob nichts vorgefallen wäre: „Wir wollen jetzt

das Geld zählen, Brockmann," sprach er zu dem im rothen Frieshemde, „streif dir deine Aermel in die Höhe." Der Angeredete krempelte seine Aermel bis über den Ellbogen auf, öffnete die Börse, schüttete ihren Inhalt, der fast ganz in Gold bestand, vorsichtig auf den Tisch und begann bedächtig das Geld zu zählen, während die Uebrigen den Tisch umstanden und mit vorgebeugtem Oberleibe aufmerksam zuschauten.

„Neunhundert Mark," sprach der Grünrock, „zählt nach."

„'S ist richtig," sagten die Anderen, nachdem sie wiederholt nachgezählt. „Wer nimmt die Uhr für achtzig Mark?" fragte der Jäger. „Ich!" rief der Matrose und langte danach. „Liegen lassen!" sagte ruhig der Jäger, indem er seine Hand zwischen die des Matrosen und die Uhr legte. „Wer nimmt die Pistolen für zwanzig Mark?" Keiner meldete sich. „Dann nehme ich sie," sprach der Jäger. „Neunhundert Mark und achtzig Mark und zwanzig Mark macht tausend Mark, kommen auf Jeden von uns zweihundert Mark." Damit legte er das Geld in drei Haufen, jeden von zweihundert Mark, zu dem vierten Haufen von hundertundzwanzig Mark legte er die Uhr, zu dem fünften von hundertundachtzig Mark die Pistolen, schob dann Jedem seinen Antheil zu, steckte den seinen in die Beinkleidertasche, die Pistolen in die Brusttasche des Rockes und fragte, indem er an den Rittmeister herantrat: „Was machen wir nun mit dem Seelenverkäufer da?"

Noch einmal sprach der Rittmeister, aber diesmal ohne den Jäger anzusehen, mit kaum hörbarer Stimme den Spruch von vorhin, aber er wirkte diesmal noch weniger, als das erste Mal. Der Jäger sah nur mit einem flüchtigen Blick nach ihm hin, und schüttelte dann den Kopf, als wenn er zu sich selber sagte: Ich weiß nicht was der will, und habe auch keine Zeit, darüber nachzudenken.

»Wir schlagen ihn todt!« rief auf die Frage, was sie mit ihrem Opfer beginnen wollten, mit wildem Blick ein untersetzter Mann in blauer Frießjacke und schwang einen dicken Knotenstock über dem Kopf des Gefesselten, der mit Ausnahme jenes nur von dem Jäger vernommenen Spruches bisher kein Wort gesagt und, wie es schien, theilnamlos vor sich hin geblickt hatte. »Ruhig«, sagte der Grüne, legte seine Hand auf den Arm der blauen Frießjacke, schob ihn etwas zurück, und fragte dann, zu den Uebrigen gewandt: »Was meint ihr?«

»**Sterben** muß der Hund!« schrie der Matrose.

»Das versteht sich«, sagte der Jäger mit einem kurzem Schütteln des Kopfes, als sei er ärgerlich darüber, daß so viel Zeit mit einer Sache verloren ging, die sich von selbst verstand. »Aber es frägt sich nur, wie wir ihn abmurksen, und wo wir ihn hinschaffen, wenn er kalt ist. Schlagen wir ihn todt, oder stechen wir ihn todt, oder schießen wir ihn todt, so giebts viel Blut, und Blut wird leicht ein Verräther. Wird seine Leiche gefunden, und sieht man die Spuren des Mordes, sucht man nach denen, die's gethan haben.«

»Erwürgen wir den Hund, und vergraben ihn des Nachts auf den Schindanger dort, da sucht ihn kein Mensch!« sprach der Matrose, und faßte nach dem Strick, der um den Hals des Rittmeisters geschlungen, und mit dem er an die Stuhllehne gebunden war, als ob er beabsichtigte, seinen Vorsatz gleich auszuführen. »Ruhig«, sagte der Jäger, indem er die Hand des Matrosen vom Strick fortnahm, »es ist noch nichts beschlossen. — Meine Meinung ist, daß es das Klügste wäre, wenn man ihn so bei Seite schaffen könnte, daß die Leute meinten, er wäre eines natürlichen Todes gestorben, oder hätte sich selber ums Leben gebracht.«

»So schieß ihn mit deiner Pistole durch den Kopf!« rief Brockmann. »Wer wills ihm ansehen, ob du's gewesen bist, oder ob er's gewesen ist?« Der Jäger

schwieg einen Augenblick, als ob sich gegen diese Ansicht nichts sagen ließe; ehe er aber zu einem Resultat gekommen war, wurde er in seinem Nachdenken durch den Rittmeister unterbrochen, der plötzlich hell und laut auflachte. Erschrocken sahen Alle nach ihm hin; denn bei der Regungslosigkeit und Theilnahmlosigkeit, mit der er dagesessen, und bei der Zuversicht, die sie Alle hatten, daß er bald ein todter Mann sein würde, hatten sie ihn schon halb als einen solchen angesehen und gar keine Notiz von ihm genommen. Jetzt, da er so plötzlich auflachte, schien ihnen das nichts Gut's zu bedeuten, sie sahen sich und ihn fragend an, der Matrose trat vor ihn hin: „Was lachst du, Hund?“

„Ich muß lachen“, sagte der Rittmeister mit verächtlichem Lächeln, „daß ihr so dumme Hunde seid.“

Da holte der Matrose aus und schlug ihm ins Gesicht, daß ihm das Blut aus der Nase spritzte. Eine glühende Röthe überzog plötzlich, wie ein Feuerstein, das Gesicht des Geschlagenen; die Adern an seinen Schläfen schwollen auf, als wollten sie zerplatzen, und der Blick seines Auges zuckte, wie der eines Tigers. Aber das dauerte nur einen Moment; an die Stelle der dunkelrothen Gluth trat Leichenbläſſe, der Blick wurde wieder kalt und gleichgültig, und er sprach ruhig: „Wenn ihr mich schlagt, sage ich Euch nicht, worin eure Dummheit besteht.“

„Das woll'n wir mal sehen!“ rief der Matrose und holte aus zum zweiten Schlage. Aber der Jäger trat zwischen ihn und den Gefesselten und sagte entschieden: „Du schlägst ihn nicht.“

„Ich thu's doch!“ schrie Jener. „Thu's,“ sagte der Jäger ruhig, zielte mit der Pistole nach ihm, indem er den Finger an den Drücker legte. Murrend trat der Matrose einen Schritt zurück, Jener aber, immer noch mit der Pistole in der Hand, und den Blick beobachtend auf den Matrosen gerichtet, sagte zum Rittmeister: „Du siehst, er thut Dir nichts. Nun sage, worin sind wir dumm?“ „Im Morden seid Ihr dumm“, erwiderte der Rittmeister. „Jämmerliche Stümper seid Ihr, wißt noch nicht einmal, wie man einen Menschen bei Seite schafft, ohne eine Spur der Mordthat, so daß Polizei und Gericht glauben muß, er hat sich selbst ums Leben gebracht.“

„Und wie würd'st Du's machen?“ fragte der Jäger, während die Anderen gespannt zuhörten.

„Wenn ich Dich so hätte wie Du mich,“ sagte der Rittmeister mit vollkommener Ruhe, „so würde ich Dir einen Strick um die Füße binden, den Strick über den Balken da legen (er zeigte hier auf einen Balken, der quer unter die Deckenbalken, die sich etwas gesenkt hatten, gelegt, und durch einen starken hölzernen Pfosten unterstützt war), dann würde ich Dich bei den Beinen in die Höhe ziehen, und Dich eine Viertelstunde so baumeln lassen. Dann bist Du am Schlagfluß gestorben; ich stecke Dir Deine Taschen voll Steine und schmeiß Dich bei Nacht in die Elbe. Wenn Dich dann die Leute herausziehen, ehe die Fische Dich gefressen haben, so erklärt die Leichenschau: Spuren äußerer Gewalt fehlen, hat sich selbst ertränkt.“

Eine Weile schwiegen seine Zuhörer, überrascht von der Wahrheit dieses Rathes, mehr noch davon, daß er selbst ihnen diesen Rath gegeben.

„Der Hund hat recht!“ rief der Matrose. „Der Rath ist gut,“ sagte Brockmann. „Seelenverkäufer,“ rief der Jäger, „Du bist'n kapitaler Kerl, hast den Kopf immer oben, wirst ihn aber doch bald unten haben, denn Dein Rath ist gottvoll!“

„Gefällt er Euch?“ fragte der Rittmeister. „Nun, dann wird's Euch nicht darauf ankommen, mir auch einen Gefallen zu thun.“

„Alles, was billig und recht ist, darf ein armer Sünder vor der Hinrichtung sich fordern,“ sprach Brockmann. „Sprich, was willst Du, mein Junge?“

„Kinder,“ sagte der Rittmeister, „es ist nichts Unbilliges: Ihr habt mich die ganze Zeit hier mit trockenem Munde sitzen lassen, das bin ich nicht gewohnt. Ich möchte so sterben, wie ich gelebt habe. Besoffen habe ich gelebt, besoffen möcht' ich sterben. Laßt mich zu guter Letzt noch einmal saufen, bis ich genug habe.“

„Topp!“ rief der Matrose. „Da ist ein Mark zu Wein!“ — „Von mir auch einer!“ rief ein Zweiter. „Von mir auch!“ riefen die Andern alle und warfen das Geld auf den Tisch. „Mutter Meier! Wein her, vom besten!“ riefen sie. Sie brachte den Wein aus der Thür, durch welche die Drei vorhin unbemerkt eingetreten waren. Der Matrose goß ein großes Bierglas voll, führte es an den Mund des Rittmeisters und sagte: „Nun, da sauf'!“

Der Rittmeister nahm einen tüchtigen Schluck, sprudelte ihn dann aus, spuckte und sagte: „Pfui Teufel, was ist das für ein Krätzer!“

„Hund Du!“ rief der Matrose, „hast mich über und über bespuckt. Wir haben keinen besseren, sonst solltest Du ihn haben für Deinen Rath!“

„Habt Ihr keinen besseren, so habe ich doch besseren. Schickt die alte Meiern zu meinem Wirth, ich ließe ihm sagen, er solle mir zwölf Flaschen von meinem Champagner schicken, aber Sillery.“

„Sellerie!“ lachten die Männer. Aber ihr Appetit auf Champagner, der ihnen noch dazu nichts kosten sollte, war erregt, dazu war eine günstige Stimmung für ihr Opfer eingetreten; sein todesmuthiger Sinn, seine unzerstörbare Ruhe hatte sie für ihn eingenommen. Die alte Meier mußte fort nach dem Champagner. Als sie schon auf dem Hausflur war, ging Brockmann ihr nach, hielt sie am Arm auf und sagte ihr mit gedämpfter Stimme: „Von dem Sellerie sagt Ihr aber nichts, das kam mir verdächtig vor.“ Die Frau nickte zustimmend und ging, er aber kehrte in die Stube zurück.

Einstweilen wurde nun von dem Wein gezecht, den sie vorhin gebracht, und dabei gelacht und gesungen. Der Rittmeister trank nicht mit, aber er sang mit, und erzählte dazwischen allerlei Schnurren, daß der Jäger einmal sagte: „Kerl, es wäre ordentlich Schade um Dich, daß Du sterben sollst, wenn Du nicht so ein infamer Seelenverkäufer wärst. Ist Dir denn gar nicht bange? Ich muß 'mal Dein Herz fühlen, ob es Dir pocht.“ Dabei faßte er in den Rock des Rittmeisters, und während er that, als ob er nach dem Herzschlage suche, zog er ein kleines Notizbuch, in welchem ein Creditbrief auf viertausend Mark enthalten war, unbemerkt hervor, verbarg es in seinen Rockärmel und sagte zu den Andern: „Das ist ein Schwerenöther, sein Herz schlägt so ruhig wie meins.“

Plötzlich entstand ein Jubel. „Der Champagner kommt!“ hieß es, und gleich darauf trat die alte Meier herein, in jeder Hand einen Korb mit sechs Flaschen Champagner.

Es entstand nun eine ungemeine Geschäftigkeit. „Gläser her!“ rief Brockmann, während er und die Andern vergeblich bemüht waren, die mit Draht befestigten Korke aus den Flaschen zu ziehen, und der Jäger mit mitleidigem Lächeln den ungeschickten Bemühungen eine Zeit lang zusah, ehe er ihnen zu Hülfe kam.

In dieser allgemeinen Erregung und Bewegung beachtete Niemand die plötzliche Veränderung, die in den Gesichtszügen des Rittmeisters vorgegangen war. Sein Gesicht hatte einen leichenhaften, grauenvollen Ausdruck bekommen; eine verzweifelte Trostlosigkeit lag in den bisher männlich muthigen Zügen. Sein Auge starrte bald auf diesen, bald auf jenen Gegenstand, als suche er irgend einen Ausweg und fände keinen.

Die einzige Möglichkeit der Rettung, die er vorbereitet, herbeigeführt hatte mit der höchsten Selbstüberwindung, war vereitelt: die Unteroffiziere waren nicht gekommen, und der Triumph, den er im Stillen mit Schadenfreude, ja mit Hohn gefeiert, daß seine Peiniger nun bald in seiner Gewalt sein würden, war umgeschlagen in die trostlose Gewißheit des nahen Todes, und der Qualen, die er selbst angegeben, und der Sicherheitsmaßregeln, die er selbst angerathen, daß der an ihm verübte Mord unentdeckt und unbestraft blieb.

Vergeblich kämpfte er gegen diese sinnverwirrende Vorstellung, vergeblich sagte er sich, daß er seine ganze klare Besinnung brauche, um noch irgend einen Rettungsplan zu ersinnen, immer von Neuem trat die nahe Todesqual vor seine Seele, und dazwischen die erbitterte Frage: Wie war's möglich, daß der Wirth mich im Stich ließ, und daß er den Wein schickte, statt der verabredeten Hülfe?

Daran war der Wirth aber unschuldig. Als die alte Meier nach ihm fragte, um den Champagner von ihm zu fordern, war er eben abwesend, und da Jene darüber sehr verdrießlich war, weil das Geschäft nach ihrer Aeußerung keinen Aufschub erdulde, wurde die Frau des Wirthes geholt, hörte, wovon die Rede sei, und befahl, der alten Frau den Champagner zu geben, da der nahe Verkehr derselben mit dem Rittmeister ihr bekannt war.

Als der Wirth nach ungefähr einer halben Stunde nach Hause kam, erzählte sie ihm, daß der Rittmeister unterdessen zwölf Flaschen Champagner gefordert, und daß sie ihm dieselben geschickt habe. „Herr Gott!“ rief der Wirth erschrocken, „da ist etwas vorgefallen!“ —

Den ganzen Vormittag schon hatten die Unteroffiziere unruhig nach ihrem Herrn gefragt, denn die Stunde des Rapports, die er noch nie versäumt, war längst vorüber, auch zum Essen war er nicht zurückgekehrt. Der Wirth machte sogleich Allarm unter den Unteroffizieren, die bewaffneten sich schnell und folgten der Straße, welche die Frau mit den Weinkörben eingeschlagen hatte.

Zwölf gefüllte Champagnerflaschen sind schwer, die Frau hatte gekeucht und geschwitzt unter ihrer Last und öfters ruhen müssen. Dadurch hatte sie Aufmerksamkeit, namentlich bei den wandernden Krämern erregt, die mit Glas und Porzellan, mit Dosen und Bändern und Tüchern und ähnlichen Waaren auf Hamburgs Straßen umherziehen und ihre Verkaufsstätte überall aufschlagen, wo sich eben Käufer finden. Durch die Weisungen derselben geleitet, hatten die Unteroffiziere die Frau zwar nicht einholen, aber doch ihre Spur verfolgen können, die sie endlich von der Straße ab nach jenem Hause führte, in welchem die fünf Männer eben fröhlich zechten, und dabei Anfangs des Rittmeisters ganz vergessen hatten.

Ihn verlangte nicht nach Champagner, er suchte nach irgend einem Rettungsplan und fand keinen. Da trat der Jäger an ihn heran mit einem Bierglase voll Champagner, führte es ihm an den Mund und sprach: „Nun Seelenverkäufer, trink, bis Du genug hast!“ In dem Augenblick sah der Rittmeister durchs Fenster seine Unteroffiziere rasch heranschreiten, und ein Freudestral durchzuckte seine Züge, daß der Jäger den Andern zurief: „Seht mal, wie der Kerl über's ganze Gesicht lacht, weil er Champagner riecht!“

Aber sie sahen nicht auf. Sie waren eben beschäftigt, eine Flasche auf dieselbe Weise zu entkorken, wie es der Jäger gethan, kamen aber damit nicht zurecht. Jeder wollte es besser wissen und sie dem Anderen aus der Hand reißen. Während dieses Lärmes öffnete sich sacht die Thür, die Unteroffiziere erblickten ihren Herrn schmachvoll gefesselt, ein Zug der Wuth trat auf ihr Gesicht, sie machten eine rasche Bewe-

gung; aber ein Blick des Rittmeisters zügelte sie, ein zweiter Blick auf den Jäger, der eben mit hochgehobener Flasche das Glas wieder vollschenkte und mit vor Lust funkelnden Augen in den aufsteigenden Schaum blickte, deutete ihnen an, daß sie sich seiner zuerst bemächtigen sollten. Zwei von ihnen schlichen hinter seinem Rücken heran, packten ihn am Kragen, warfen ihn mit einem gewaltigen Ruck auf den Boden und knieten auf seine Brust, während die anderen Unteroffiziere mit einer Ordnung, als geschähe es auf einem Exercierplatz, und ohne daß ein Wort gesprochen wurde, sich auf die anderen vier Männer warfen, und mit ihnen auf dieselbe Weise verfuhren.

„Nehmt ihm die Pistolen aus der Tasche," sagte der Rittmeister zu denen, die auf dem Jäger knieten. „Du," sagte er zu einem Anderen, „holst die alte Meier aus der Kammer da, und Du schneid'st mich los." Der angeredete Unteroffizier zog aus seinem Rohrstock eine Stockklinge und durchschnitt wie mit einem Rasirmesser die Bande des Rittmeisters, der aufstand, sich etwas reckte, dann an den Tisch trat, den Rest aus der Champagnerflasche in ein Glas goß, es auf einen Zug leerte, das Glas hinsetzte, und dann den Unteroffizier, der in steifer, militärischer Stellung ihm gegenüberstand, fragte: „Sonst nichts Neues?"

„Gar nichts, Herr Rittmeister," erwiderte der.

Die überwältigten Gefangenen hatten sich Anfangs gewehrt, aber bald erkannt, daß jeder Widerstand vergeblich war, und sich mit dumpfen Trotz in ihr Schicksal gefunden. Sie hielten die Männer, die noch immer auf ihrer Brust knieten, für Polizeidiener und erwarteten den Galgen für ihren Mordversuch. Nur die alte Meier schrie unaufhörlich und war nicht eher zur Ruhe zu bringen, bis ihr die Füße zusammen, die Hände auf den Rücken und ihr Halstuch um den Mund gebunden waren und sie in die Kammer geworfen wurde.

Als die Ruhe hergestellt war, sagte der Rittmeister zum Jäger: „Du hast vorhin gesagt, Du hättest Lust preußischer Soldat zu werden, Du bist jetzt preußischer Soldat, und Ihr Andern werdet auch Lust bekommen, wenn ich Euch sage, daß ich Euch die Galgenstrafe erlasse, wenn Ihr Euch als Soldaten gut aufführt. Handgeld bekommt Ihr Jeder nur dreißig Stockprügel. Unteroffiziere," sagte er den beiden Unbeschäftigten, „zählt sie ihnen auf." Da blickte der Jäger mit einem eigenthümlichen Blick den Rittmeister an, der erröthete bis an die Ohrläppchen und sagte, indem er auf den Jäger wies: „Der bekommt keine. Der," indem er auf den Matrosen wies, „bekommt seine Portion mit. Da sie aber Handgeld erhalten, müssen sie das wieder herausgeben, was sie sich selbst genommen haben. Visitirt sie." Es wurde ihnen nun abgenommen, was sie bei sich hatten; als sie demüthig vorstellten, daß ein ledernes Beutelchen, welches Einige von ihnen bei sich hatten, ihr Eigenthum sei, sagte der Rittmeister: „Ihr braucht jetzt nichts mehr, für Euch sorgt der König. Meine Unteroffiziere müssen auch was haben, daß sie Euch das Handgeld geben. Zum Jäger gewandt, sagte er: „Mein armer Junge, Du bekommst zwar kein Handgeld, Du mußt aber Deins doch wieder herausgeben."

Als die anderen Viere das Ihrige, ohne daß sie eine laute Klage ausstießen, bekommen hatten, sagte der Rittmeister: „Nun macht Euch fertig zum Marsch." Er untersuchte seine Pistolen, lud die abgeschossene von Neuem, und als Alles zum Marsch geordnet war, immer zwischen zwei Unteroffizieren ein Gefangener, dem beide Daumen fest zusammengeschnürt waren, so daß es aussah, als ob er die Hände vor sich nachlässig übereinandergelegt hätte, und der Zug sich in Bewegung setzen wollte, fragte ein Unteroffizier den Rittmeister, was sie mit der alten Meier machen sollten, die immer noch gebunden in der Kammer lag. „Bindet sie los," sagte der Rittmeister. Das

geschah sofort, und als der Unteroffizier zurückkehrte, setzte sich der Zug in Bewegung, der preußischen Grenze zu. Seine und seiner Leute Sachen ließ der Rittmeister sich durch die Post nachschicken.

Champagner wurde von da an sein Lieblingsgetränk. Sein Abenteuer erzählte er gern, und wenn er auch jeden Schein von Selbstlob dabei vermied, sah man ihm doch an, daß er sich bewußt war, wie nur seine Entschlossenheit und Geistesgegenwart ihm das Leben gerettet.

Nach Hamburg kehrte er nicht wieder zurück, er hatte eine Abneigung dagegen bekommen; als er aber ein halb Jahr später sich in Altona aufhielt, ließ er den Hamburger Gastwirth einladen, eine Flasche Champagner mit ihm zu trinken. Wie nun die beiden Männer beim Glase Wein der vergangenen Zeiten gedachten, und ganz besonders des Abenteuers bei der alten Meier, wurde der Gastwirth plötzlich ernst und sagte: „Wissen Sie wohl, Herr Rittmeister, was Ihre Rettung war, als Ihr Leben an einem Haare hing?" — Der Rittmeister wollte nicht sagen: „Nun, meine Entschlossenheit und Geistesgegenwart," sondern sagte nur: „Ein braver Kerl ist nie verloren, so lange er sich nicht selbst verloren giebt!" Da blickte der Wirth ihm eine Zeitlang schweigend in's Auge und sagte dann mit einem Schütteln des Kopfes, in dem eine leise Mißbilligung lag: „Ihre Bravour hätte Ihnen nichts geholfen, wenn die Unteroffiziere nicht zu rechter Zeit gekommen wären, daß die aber kamen, ehe es zu spät war, daran war ein Haar schuld." —

„Wie so?" fragte der Rittmeister.

„Ich war", erzählte der Wirth, „an dem Tage, da Sie mit der alten Meier fortgingen, bald nach Ihnen zu einem Freunde gegangen, der mich auf eine Aalsuppe eingeladen hatte. Es war gerade Ebbe im Geschäft, und ich hatte meiner Frau deshalb gesagt, sie sollte mich vor Abend nicht erwarten, weil ein anderer Freund mich aufgefordert hatte, mit ihm eine Straßburger Gänseleberpastete zu versuchen, die er eben frisch von der Post bekommen. Wie ich bei meiner Aalsuppe sitze, bekomme ich ein Haar in den Mund, und wie ich's herausnehme, will das gar kein Ende nehmen. Nun habe ich einen schauderhaften Ekel vor Haaren, mir wird übel, und was ich auch dagegen thun mag, mir bleibt so ekelhaft zu Muthe, daß ich nach einem Wagen schicke und nach Hause fahre. Da erzählt mir meine Frau, daß Sie nach Champagner geschickt hätten. Ich dachte mir gleich, daß da was dahinter stecke, und schickte die Unteroffiziere fort. Als Sie mir nun später schrieben, wie es Ihnen an dem Tage ergangen war, mußte ich mir sagen: Der alle Haare auf unserem Haupte gezählt hat, bedarf nur eines Haares zu unserer Rettung."

Der Rittmeister setzte sein Glas hin und schwieg, auch der Gastwirth fügte nichts hinzu. Die Unterhaltung wollte nicht wieder in Gang kommen.

Als die beiden Männer sich trennten, sagte Jener zum Wirth: „Ich wollte, Sie hätten mir das nicht erzählt von dem Haare. Ich kann's nicht los werden."

v. Seld.

Die „Comödianten-Börse".

Die Berliner Revue hat in einem frühern Bande einmal über die Frühlingszusammenkunft der französischen Schauspieler in Paris berichtet, über eine ähnliche Institution in Oestreich meldet die Ostdeutsche Post das Folgende: Der Effecten-Börse, der Produkten-Börse hat man in Wien große monumentale Hallen gebaut, die Komödianten-Börse aber muß man in einem traurigen Winkel der Vorstadt aufsuchen, dort, „wo die letzten Häuser stehen". In einem kleinen Häuschen, in welchem gewöhnlich Roß und Reiter vom Fuhrwesenkorps untergebracht werden, versammeln sich zwei Mal des Jahres die Priester Thalia's und Melpomene's, die dramatischen Künstler von Budweis, Leitomischl, Leitmeritz, Iglau, Znaim, Wels, Stockerau, Bielitz, St. Pölten, Stixneusiedl u. s. w., u. s. w. Am letzten April knarren die Thore all' der kleineren und größeren dramatischen Kosthäuser (auch Theater genannt) unserer Provinzen in ihren Angeln und die große Schaar der Mimen wallfahrtet nach Wien, wo auf der Komödianten-Börse neue Stellungen erobert werden müssen. Don Carlos von Oedenburg und die Prinzeß von Reichenberg, Richard der Dritte von Tetschen und Uriel Acosta von Eisenstadt, Faust von Czernowiz und Mephisto von Wiener-Neustadt — sie alle finden wir hier. Hut ab, vor der deutschen Kunst! Hier geht sie nach Brodt und — Bier. Da sitzen sie schon die Priester der Provinz-Thalia an den rohen, unförmigen Tischen, in bester Debatte begriffen. Alle Idiome schlagen an unser Ohr, Berlin, Wien, Sachsen, Baiern, Schwaben, Schlesien, auch Böhmen sind da mit ihrem Dialekte vertreten. Wie fallen da die verschiedensten Accente sich in die Flanken, wie würgen die Sylben und Wörter einnander, wie schneiden diese Leute das Einzige, was vielleicht in diesem Augenblicke noch ihnen gehört, die Sprache einander ab! Auf den Tischen dominiren der „Pfiff Gulden" und das „Krügel Lager", im Munde die Pfeife und — die Renommage. Gesprochen wird rasch, getrunken viel langsamer. Beides hat seine bekannten Gründe.

Von diesen Tischen aus werden die künstlerischen Sommervergnügungen von so vielen deutschen Orten arrangirt, von diesen Tischen aus wird schon jetzt über das theatralische Heil oder Unheil, das diesem oder jenem Flecken für den Winter bevorsteht, verhandelt. Karl Moor hat sein ganzes jugendliches Feuer, seine Kunst zu schwärmen und sein mächtiges Organ, dem selten ein Landfräulein widerstanden, für den Sommer wegzugeben. Wer pachtet? Ein gut disponirter Bösewicht mit grimmiger Miene, echt Geßlerischer Umgangsart, teuflischer Unverschämtheit — sein Schneider ist Zeuge — ist „zu verlassen", wie die Wiener sagen, und gleich zu beziehen. Wer will? Herein da, hier sind Humor, Konversation, feine Manieren, Anstand, Alles „frisch" — fragt nur den „Egerer Boten", „Reichenberger Anzeiger", das „Iglauer Sonntagsblatt" u. s. w. — und billig zu verkaufen. Wer kauft? Ein komischer Alter giebt seine echt Scholzische Natur, seinen kleinen, dicken Korpus und seine zahnlose Komik über den Sommer weg, intelligente Badedirektoren erhalten für eine kleine Zulage auch noch sein Weib als jugendliche Heldin obendrein. Ein Naturbursch — überall, wo er war, nannte man ihn auf dem Lande schlechtweg besser „Flegel" — verleiht seine Naivetät, seine rothen Backen und sein mörderisches Phlegma für eine akkreditirte Bühne. Und alles, alles Das will genommen, angestellt und vor Allem gezahlt sein; und was noch mehr, alles Das wird auch wirklich genommen, angestellt, wenn auch nicht immer gezahlt.

Während wir so die Situation erklärt, ist das Geschäft unvermerkt lebhaft geworden. Die „Herren Direktoren" sind angekommen, zumeist kleine, untersetzte Persönchen, von der Last des Lebens, d. h. des guten Lebens geröthet, schlaue Fuchsgesichter, Brillen auf der Nase, Ringe an den Fingern, die unvermeidliche Uhr mit Kette im Gilettäschchen. Wie das lauert und lungert nach allen Seiten. Der jugendliche Held und Liebhaber wälzt sein schwarzes Auge ausdrucksvoll aus den Höhlen heraus, unermüdlich wühlt er mit der Hand in den schwarzen Haaren, um die gehörige Genialität hervorzubringen; der Intrigant ballt voll frevlerischem Selbstbewußtsein seine Rechte und will mit seinen Shakespeare-Citaten gehört sein; der Mann für's Treumannsche Fach singt ein Couplet ziemlich laut vor sich hin, und für die Alle muß ein rechter Direktor Aug und Ohr haben.

Aus bunter Gährung heraus klärt sich bereits dort der angehäufte mimische Stoff, er ist nahe daran, feste Form zu gewinnen. Offenbar hat sich dies kleine Häuflein hier schon verstanden oder es ist auf dem besten Wege dazu. Der „Herr Direktor" predigt seinen künftigen Untergebenen, er macht sie mit den ästhetischen Sitten und Gebräuchen seines Landstriches, mit dem Geschmacke, der bei ihm zu Hause gang und gäbe ist, bekannt, er lenkt auf die Schwächen seines Publikums und auch auf seine eigenen ein. Natürlich verschweigt er eine seiner größten Schwächen, die, häufig Gagenabzüge zu machen. Beim Liebhaber besieht er Kopf, Augen, Mund, Zähne, Hand und Schenkel — „das lieben unsere Madeln," sagte er, seinen Materialismus gleichsam entschuldigend — er prüfte seine Wohlgebautheit, das Andere kümmerte ihn sehr wenig. Je nach seiner männlichen Schönheit stieg die Gage von Gulden zu Gulden. Hat der Herr Direktor eine Ehehälfte bei sich, so beurtheilt diese den „Liebhaber". Vor ihr muß nun der junge Adonis bestehen, er muß ihren Blick nicht nur aushalten — das ginge noch an — sondern auch in reiner „sinnlich übersinnlicher Weise erwiedern; denn der Direktor sagt „sie muß es wissen, ob sie zum Liebhaber zu gebrauchen sind". Auch des Naturburschen Schicksal liegt in ihrer Hand, sie engagirt die „jungen"; die „Alten" bestellt ihr „Alter".

Arroganz und die Kunst des Imponirens sind wichtige Engagements-Faktoren. Der Director selbst geht da mit bestem Beispiele voran. Ich hörte einen solchen Bühnen-Dirigenten ganz freimüthig erzählen, wie er es mit dem Publikum halte. Er wollte seiner kleinen Stadt in . . . . . . das Vergnügen gewähren, die bekannte Berg'sche Posse „Einer von unsere Leut" kennen zu lernen, war aber nicht im Stande, gewissen Bedingungen nachzukommen, ohne die er das „Buch" nicht zu erhalten vermochte. Logen und Sperrsitze waren bereits zu höheren Preisen genommen, die Vorstellung im Vorhinein angezeigt, und das Stück war noch gar nicht in Händen des Direktors und es war keine Hoffnung da, es je zu bekommen. Was macht unser Direktor? Er ist nicht verlegen; in seiner langjährigen Geriebenheit läßt er eiligst Lessings „Nathan den Weisen" einstudiren und setzt ihn unter den Titel „Einer von unsere Leut" (der nicht ohne Berechtigung ist) auf den bestimmten Tag an. Die „Kunstkenner" des Städtchens lachten über den Witz, der größere Theil des Publikums aber konnte den Ruf dieses Stückes nicht begreifen; Lessings „Einer von unsere Leut" gefiel ihnen lange nicht so, wie ihnen Berg's „Einer von unsere Leut" gefallen hatte. So setzt sich der „Herr Direktor" auf imponirende Weise vor seinen künftigen Angehörigen in Szene, und seine „Künstler" wissen, was sie zu erwarten haben, wissen, was ihnen bevorsteht.

Auch an Originalen ist diese Gattung „Mimiker" nicht arm. Einige seien hier angeführt. Man zeigte mir den sogenannten „Passionsschauspieler", einen stattlichen,

wohlgenährten Mann, dessen ganzes Glück darin besteht, in kleinen Städten zu tragiren. Der gute Mann ist wohlhabend, er ist sogar Hausbesitzer, aber er kann nicht leben, ohne Komödie zu spielen, so recht wie er will, und wie man eben nur kann, wenn man keinerlei Gage verlangt, wie er es thut. Doch — wunderbar! dieser tragische Held aus Passion und ohne Eigennutz, trotzdem er so billig ist wie kein zweiter theatralischer Kollege auf dem Kontinent, kann keinen Direktor finden, denn er betreibt noch eine Passion mit eben so viel Leidenschaft, die seiner Schauspielkunst sehr im Wege ist — er fängt für sein Leben gerne Fliegen. Und das kann er selbst auf der Bühne nicht lassen, und so geschah es einst, daß er im erhabensten Momente, als er als Hamlet gerade übr sein „Sein und Nichtsein" reflektirt, urplötzlich einer Fliege nachsetzte, ohne sich vom Publikum stören zu lassen. Man nennt ihn seitdem den „Fliegen-Hamlet."

Eine komische Figur spielt auch ein anderer dieser Landkomödianten, ein grämliches Männchen, das auf Landbühnen Rollen spielt von der Qualität und dem Umfange des bekannten Scholz'schen „Die Pferde sind gesattelt." Er offerirt sich nämlich immer als Charakter-Darsteller und erster Komiker, nimmt jedoch mit der bescheidenen Stelle eines Bedienten-Darstellers vorlieb und läuft als lebendige Anklage dann herum, der Direktor spiele ihm alle seine Rollen vor der Nase weg. Die jugendlichen Liebhaber, die erst die weltbedeutenden Breter zu treten anfangen und denen allen, wie sie sagen, von Dr. Laube versprochen wurde, in ein, zwei Jahren ans Burgtheater zu kommen, die Masse von Komikern, die Alle das „Nestroyanische Fach" (wie sich ausdrücken) spielen, die gealterte Dame, die noch immer mit fanatischer Verbissenheit das „jugendliche Fach" spielen will, das Alles sind die stehenden Figuren, die das sonst einförmige Bild der Komödianten = Börse als komische Nuance unterbrechen.

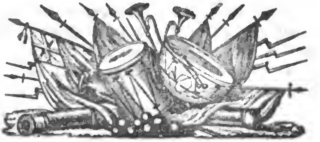
Zu bewundern gibt es an diesen „Künstlern" wenig, wenn man nicht anders den Muth bewundern will, mit dem diese Menschen alljährlich und halbjährlich ihren theatralischen Robot immer wieder aufnehmen. Nur noch wenige Tage — und der Wind stäubt sie in alle Gegenden des Vaterlandes und dann mögen sie ruhig ihre Helden, Bösewichter, Liebhaber weiter „in Fetzen reißen", wie es ihnen und dem Publikum gefällt.

Vermischtes.

Napoleon I. hielt nicht viel von den Bürgertugenden der Franzosen. Er sagte 1797 zu Miot: »Freiheit? sie verstehen nichts von Freiheit! Man gebe den Franzosen Kinderklappern; dies genügt.« Aber noch geringer dachte er von seinen Landsleuten; sich an ein Haupt derselben, Grafen Melzi, wendend, fuhr er fort: »Was Ihr Vaterland betrifft, so giebt es darin noch weniger republikanische Elemente als in Frankreich; man braucht mit ihnen noch weniger Umstände zu machen, als mit jedem andern; wir können daraus machen, was wir wollen.« Darauf erwiderte der witzige und wortgewandte Italiäner: »Nicht alle Italiäner sind Schelme, aber ein gut Theil.« („Non tutti gli Italiani sono coglioni, ma **buona parte.**")

Militärische Revue.

Sonntag, den 13. Mai 1860.



Avis. Beiträge 2c. für die militärische Revue werden unter der Adresse der Expedition, Kronenstraße Nr. 21, erbeten.

Geschichtskalender.

13. Mai 1660. Frieden zu Oliva: Kurfürst Friedrich Wilhelm v. Brandenburg wird von Schweden als souverainer Herzog in Preußen anerkannt.

14. Mai 1807. Gefecht von Kanth: Der preußische Maj. v. Roggendorf schlägt die Baiern unter dem französischen General Lefebvre.

15. Mai 1702. Erstürmung von Kaiserswerth durch die Preußen unter Fürst Leopold von Dessau.

16. Mai 1689. Die Franz. übergeb. Rheinbergen an den brandenburgischen Feldmarsch.-Lieut v. Schöning.

17. Mai 1742. Schlacht von Czaslau: König Friedrich II. schlägt die Oesterreicher unter dem Prinzen Carl v. Lothringen.

18. Mai 1794. Gefecht von Skala: Der preußische Gen. v. Favrat schlägt die Polen unter Jasinski.

1848. Erstürmung des Landwehrzeughauses zu Prüm.

19. Mai 1813. Gefecht v. Königswartha-Weißig: Das York'sche Corps schlägt im Verein mit den Russen die Franzosen unter Marschall Ney und Lauriston.

Inhalt:

Auf welche Weise können wir unseren Soldaten im Frieden Selbstbewußtsein einflößen?

Man hat lange daran gezweifelt, ob es Mittel gäbe, um im Frieden denjenigen Eigenschaften des Soldaten Nahrung zu geben u. sie zu entwickeln, welche im Kriege neben der Disciplin hauptsächlich nothwendig sind, um ihn seiner Bestimmung als Krieger entgegenzuführen; wir meinen hier die Entschlossenheit, das Selbstbewußtsein, die Selbständigkeit. Gott sei Dank! sind wir in neuerer Zeit dahin gelangt, das Vorhandensein solcher Mittel wenigstens anzunehmen, wenn wir dieselben auch noch nicht in der Ausdehnung anwenden, wie es die Nothwendigkeit erheischt. Wir müssen zugeben, daß unsere westlichen Nachbaren, welche Meister sind in der Kunst, auf die moralische Seite des Soldaten zu wirken, uns hierin mit gutem Beispiel vorangegangen sind. Es sind uns in neuster Zeit über den Hebel und die Kunstgriffe, welche sie bei der Erziehung ihrer Soldaten anwenden, höchst dankenswerthe und scharfsinnige Aufklärungen gegeben worden; aus diesen scheint hervorzugehen, daß der Kernpunkt

all' ihrer Thätigkeit in dieser Richtung in nichts Anderem bestehe, als:

Sie suchen in ihren Leuten auf jede Weise das Gefühl des „Könnens“ zu erwecken und zu heben; das Selbstbewußtsein, das sentiment individuel der Franzosen findet sich dann von selbst.

Detailliren wir dies ein wenig mehr, so werden wir finden, daß ihre Uebungen im Frieden sich hauptsächlich auf solche Dienstzweige erstrecken, wo dem Manne eine gewisse Freiheit der Bewegungen gestattet ist, wo er mehr, als dies beim Exerciren geschehen kann, die Größe und Güte seiner eigenen Leistungen sieht und fühlt. Dahin gehören alle gymnastischen Uebungen, wie Turnen, Laufen, Schwimmen, Fechten mit Bajonet und Degen; ja! sie verschmähen selbst das Tanzen nicht. Bei all diesen Uebungen ist es ihr Hauptaugenmerk, dem Soldaten Gelegenheit zur Befriedigung seiner Eitelkeit und seines Ehrgeizes zu geben, sei dies durch äußere Auszeichnungen, durch Lobsprüche und Bewunderung des Vorgesetzten und des Publikums oder durch eine Chargenerhöhung. Natürlich entsteht durch diese Behandlungsweise ein Wetteifer der Leute unter einander, die sich bestreben, es Einer dem Anderen zuvorzuthun.

Hierzu kommt es, daß sie durch eine gerechte Hinweisung auf die Thaten der Vorfahren, welche in Frankreich schon in den Elementarschulen anfängt und dann bei der Fahne eifrig fortgesetzt wird, den Funken der Vaterlandsliebe und des Ehrgeizes erwecken und anfachen. Häufig läuft hierbei eine Rodomontade mit unter, die uns zwar lächerlich vorkommen mag, die aber, wenn man die Absicht dabei erwägt, doch ihre Berechtigung hat. Auch sehen sie ihren Soldaten mitunter ein Mal durch die Finger, wenn diese mit Schlauheit und Gewandtheit sich aus einer schwierigen Lage oder Verlegenheit zu helfen wußten, wodurch sie dem sogenannten „Verspießbürgern“ am besten vorbeugen.

Und wir müssen gestehen, sie haben Recht darin, denn auf solchem Boden, auf dem des Selbstbewußtseins, des Vertrauens auf die eigene Kraft, da wuchsen die schönsten Thaten, welche uns die Geschichte lehrt. Was wäre aus den Griechen, den Römern, den Schweizern und aus den Soldaten Friedrich's des Großen geworden, wenn sie sich nicht für unüberwindlich gehalten hätten? Weil sie sich für unüberwindlich hielten, darum waren sie es! —

Jedoch wir wollen durch diese Betrachtung keinesweges darthun, daß, weil die Franzosen in neuerer Zeit durch diese ihre Erziehungsmethode gute Resultate erlangt haben, auch wir ganz dieselben Mittel anwenden sollten, um ein Gleiches zu erzielen. Der deutsche Charakter ist zweifellos ein anderer und muß daher anders behandelt werden, allein einige Regeln der Franzosen finden unbedingt auch auf ihn Anwendung, weil sie auf allgemein menschliche Principien basirt sind. Diese hier zu entwickeln und auf einige bei uns eingeschlichene Mißbräuche aufmerksam zu machen, das sei unsere Aufgabe:

1. Der Krim-Krieg hat es zum großen Nachtheile der Russen bewiesen, wie schädlich es ist, wenn die individuelle Ausbildung des Soldaten vernachlässigt wurde. Mehr als ein Mal ereignete sich der Fall, daß die russischen Kolonnen wie verrathen und verkauft dastanden, sobald sie das Kommandowort ihrer Offiziere nicht mehr hörten, keiner wußte sich dann in genügender Weise zu helfen, keiner mochte die Verantwortung eignen Handelns auf sich nehmen. Hierzu bietet hauptsächlich die Schlacht von Inkerman ein schlagendes Beispiel. Um nun auf uns zu sprechen zu kommen, so muß es, um diesen Fehler zu vermeiden, schon im Frieden unser hauptsächliches Augenmerk sein, unsere Soldaten an ein selbstständiges Handeln zu gewöhnen. Dazu gehört es aber zunächst, daß die Leiter und Führer des gemeinen Mannes, die Offiziere und Unteroffiziere, innerhalb ihres Wirkungskreises nach Möglichkeit selbstständig gemacht werden, denn nur Derjenige kann einen Anderen zur Selbstständigkeit erziehen, der selbst von diesem

Gefühle durchdrungen ist. Wird dies versäumt, mischen sich die höheren Vorgesetzten zu oft in die dienstliche Wirksamkeit ihrer untergebenen Offiziere, so ist die unvermeidliche Folge davon Unsicherheit, Furcht vor Verantwortung, Unselbstständigkeit und zuletzt Augendienerei. Wohl ist eine belehrende und gemäßigte Kritik nicht nur gerechtfertigt, sondern meist auch sehr heilsam; allein, wenn sie zu oft kommt und wenn sie sich auf Dinge erstreckt, die der Beurtheilung niederer Chargen unterliegen müssen, dann wird sie zum Grabe der Selbstständigkeit.

2. Eine anerkannte Thatsache ist es, daß ein gutes Exercitium für eine Truppe eine Sache von hoher Wichtigkeit ist. Will man dasselbe aber durch die Masse der Zeit, die man darauf verwendet, erzwingen, so geht man unseres Erachtens sehr irre und verfällt in den Fehler, den Soldaten zu einer Maschine zu machen, die ihre Arbeit nur auf Antrieb von Außen, auf Kommando verrichtet, jedoch wahrscheinlicher Weise stillestehen wird, wenn dieser Antrieb von Außen ein Mal aufhört, wie dies im Gefecht, wo die Officiere bald hinweggeschossen seien können, leicht vorkommt. Versuchen wir's daher lieber, das gute Exercitium durch die Zweckmäßigkeit der dazu gehörigen Vorübungen zu erzielen, und legen wir beim Exerciren das Gewicht nicht auf falsche Dinge, die keinen praktischen Werth haben, z. B. der Parademarsch mit angefaßtem Gewehr, das Schwenken in Zügen und Kompagnien, Aufmärsche aus der geöffneten Kolonne u. s. w. Gerade diese Uebungen führen oft zu dem sogenannten Verbeißen. Die Zeit, welche hierauf verwendet wird, wäre gewiß besser benutzt, wenn sie den gymnastischen Uebungen zu gute kämen; wir nehmen dazu das Turnen, Fechten mit Bajonet und Säbel, das Schwimmen, das Laufen und angestrengtes Marschiren. Diese Uebungen sind es, die den Soldaten zum Bewußtsein seiner Kraft und Leistungsfähigkeit bringen, sobald sie in zweckmäßiger Weise gehandhabt werden. Durch sie lernt er sich fühlen, in ihnen hat er das Mittel, sich mehr als beim Exerciren (wobei die Leistungen des Einzelnen zu sehr in der Masse verschwinden,) vor Anderen auszuzeichnen, doch muß allerdings der Unterricht darin nach bestimmten, erprobten Grundsätzen gehandhabt werden, die uns aber, trotz Centralturnenanstalt, trotz Lehrbataillon, noch fehlen.

Es geben diese Uebungen übrigens auch die beste Gelegenheit, in unseren Leuten Wetteifer und Ehrgeiz zu erwecken. Gebe man für jede außerordentliche Leistung in einer der genannten Richtungen dem Soldaten ähnliche äußere Abzeichen, wie sie schon für Auszeichnung im Schießen besteht, sporne man ihn durch Lobsprüche, durch Chargenerhöhungen, durch kleine Vergünstigungen an, und das Resultat wird bald kein schlechteres sein, wie bei den Franzosen.

3. Es scheint uns, als ob die Instruktion, ein Dienstzweig, der die schönste Gelegenheit bietet, den Offizier dem gemeinen Manne näher zu rücken, bei uns nicht in ersprießlicher Weise gehandhabt würde. Bei sehr vielen Besichtigungen und Uebungen an diesem Dienstzweige ist es uns aufgefallen, daß die inspicirenden Vorgesetzten es sehr lieben, wenn die Fragen recht detaillirt und den Leuten in den Mund gelegt werden; ja! es ist uns sogar als ein Bravourstück hingestellt worden, daß Instruktoren über ein Thema, z. B. den Wachtdienst oder das Gewehr, oder die Quartierordnung, 1½ Stunde hintereinander instruirt haben! Was soll das nützen? der gemeine Mann verfällt durch die zu große Detaillirung der Fragen nur in eine geistige Bequemlichkeit, die unmöglich heilsam sein kann, und der Instruktor wird verführt, ihn mit Dingen zu behelligen, die er während seiner ganzen Dienstzeit nicht braucht. Ist es nicht besser, wenn er im Kriege seinen gesunden Menschenverstand in schwierigen Lagen zu Rathe zieht, als wenn er die einzelnen Schubfächer seines Gedächtnisses nach einander aufzieht, und sehr häufig dann Nichts darin findet, was auf den gegenwärtigen

Fall paßt! Eine solche zu weit getriebene Instruktion ist in der That nur ein Hemmschuh für seine Entschlossenheit; darum reduciren wir sein theoretisches Wissen, die Gedächtnißinstruktion auf ein Minimum und wirken lieber dahin, seinen Verstand, sein Urtheil zu bilden und aufzuklären. Machen wir ihn bekannt mit den Thaten seiner Vorfahren im Regiment und in der Armee, mit den Thaten unseres erhabenen Königshauses; zeigen wir ihm mit Hülfe von Lesebüchern, deren ja genug gute existiren, wie dieser und jener brave Soldat sich unter schwierigen Verhältnissen benahm, er wird daraus mehr lernen, als aus dem Gedächtnißkram, mit dem er jetzt öfter überladen wird. Ja! es gelingt uns vielleicht, den Funken der Thatenlust und des Ehrgeizes in ihm zu erwecken, der in einer Kriegerbrust unendlich mehr werth ist, als die allerdetaillirteste Instruktion.

Wir erwähnten oben schon, daß dieser Dienstzweig die beste Gelegenheit bietet, den Offizier dem gemeinen Manne näher zu bringen. Fragen wir uns, ob dies Streben immer beobachtet wurde? und, wo es noch nicht geschah, holen wir das Versäumte bald nach, denn im Kugelregen, der uns vielleicht bald erwartet, folgt der Soldat am liebsten dem, den er genau kennt, der ihn, wenn auch mitunter streng, aber doch gerecht und mit Wohlwollen behandelt hat.

4. Ein vortreffliches Mittel zur Heranbildung selbstständiger Soldaten sind die Felddienstübungen und das Tirailliren im Terrain, sobald sie in richtiger Weise gehandhabt werden. Der Soldat bedarf einer gewissen Zeit, ehe er sich durch die ersten nothwendigen Formen und Begriffe hindurcharbeitet; während dieser Zeit nun muß er auf Alles gewissermaßen mit der Nase gestoßen werden. Es tritt aber dann bald ein Moment ein, wo er zu begreifen anfängt; ist dieser eingetreten, so muß auch seiner eigenen Thätigkeit ein gewisser Spielraum gelassen werden, er muß von selbst darauf kommen, warum dies und das so und nicht anders gemacht werden könne. Lehren, die er auf diese Art erhalten, vergißt er nie! Er gewöhnt sich dann auch daran, auf eigene Faust etwas zu unternehmen und einen Vortheil, den ihm der Feind vielleicht gerade bietet, schnell zu benutzen. Hüten wir uns daher bei dieser Gelegenheit vor einer zu lange dauernden und zu weit reichenden Bevormundung, wir zerstören durch sie vielleicht die besten Keime. Von diesem Gedanken haben sich in neuester Zeit viele höhere Vorgesetzte leiten lassen, die beim Tirailliren im Terrain Offiziere und Unteroffiziere ganz oder theilweise austreten ließen. Es wird übrigens, nebenbei bemerkt, in diesem Dienstzweige bei uns noch mannigfach gesündigt. Wir sehen bei unseren Manoeuvren Schützengefechte, die Stunden lang währen und sich durch ein lange ausgedehntes Hin- und Herzerren charakterisiren. Wir glauben nicht, daß hierdurch dem Soldaten ein richtiges Bild vom Kriege gegeben wird, denn die Franzosen, mit denen wir es wahrscheinlich doch am ersten zu thun bekommen, werden uns schwerlich den Gefallen thun und sich auf stundenlange Schützengefechte einlassen. Sie werden vielmehr, wie sie es in Italien gemacht, oft aus ihren Deckungen plötzlich hervorbrechen und mit dem Bajonnet draufgehen. In solchen Fällen dürfte wohl nichts anderes helfen, als ihnen ebenfalls mittelst der Schwärmattaque entgegen zu gehen und sie mit der gleichen Waffe zu bekämpfen. Diese Art von Attaque ist uns aber gegenwärtig noch zu neu, sie muß daher durch das Reglement geboten und fleißig bei den Manoeuvern geübt werden, damit sie in Fleisch und Blut übergehe. Alle Bewegungen bei den Manoeuvern müssen im beschleunigten oder im Laufschritt geschehen, und die Schützen sich mehr als bisher nach den hinterstehenden Kolonnen richten, denen allein die Entscheidung vorbehalten ist. Hindernisse, wie seichte Flüsse, Sumpf, steile Berge, darf es für den Schützen nicht geben, je ungangbarer und bedeckter das Terrain, desto mehr muß er sich darin zu Hause fühlen. Hat man bei solchen

Gelegenheiten dem Schützen oder Soldaten Befehle zu geben oder Aufträge zu ertheilen, so seien diese kurz und bestimmt und so gehalten, daß sie der eignen Intention des Mannes noch Etwas zu thun übrig lassen. Zu lange Instruktionen verwirren ihm meist nur den Kopf und machen ihn ängstlich.

5. Es scheint uns, als ob wir bei manchen Gelegenheiten in den Fehler verfielen, von kleinen Dingen zu viel Wesen zu machen und dadurch dem Soldaten die Meinung beibringen, sie seien Gott weiß wie schwer! Hierher gehören z. B. die Vorparaden bei feierlichen Gelegenheiten. Es kann dem Soldaten keine günstige Meinung von seiner Leistungsfähigkeit beibringen, wenn er sieht, daß er ein so unbedeutendes Kunststück, wie eine Parade doch ist, nicht gleich aufs erste Mal gut machen kann, sondern die Sache am Tage vorher erst ein Mal blind durchmachen muß, damit sie nachher auch ordentlich gehe. In keinem Falle wird das Gefühl des „Könnens“, aus welchem Sicherheit und Selbstbewußtsein entspringen, hierdurch gesteigert.

Es gehört hierher auch der in einigen Garnisonen in neuerer Zeit eingeschlichene Mißbrauch, daß, wenn ein Truppentheil eine Felddienstübung, einen Uebungsmarsch oder eine Parade gemacht hat, dies am anderen Tage womöglich in allen Zeitungen zu lesen ist; der Soldat wird dadurch verführt zu glauben, er habe durch diese unbedeutende Leitung Gott weiß was für eine Heldenthat ausgeführt. Zu wünschen wäre es jedenfalls, wenn diesen Tanten und Basen von Zeitungsschreibern das Handwerk ein wenig gelegt würde.

6. Einen wesentlichen Hebel zur Erweckung des Selbstgefühls erblicken wir in dem in mehreren Armeen eingeführten Gebrauch, daß jeder Offizier, Unteroffizier und Gemeine die Schildwacht, bei der er vorübergeht, zu grüßen hat. Gewiß liegt hierin ein nicht zu verachtender Sinn, der Posten lernt sich dadurch fühlen und begreift, das er nicht zum Spaß dasteht.

7. Da, wie es die Erfahrung lehrt, der Soldat auf überstandene Mühseligkeiten und Strapazen in ähnlicher Weise stolz ist wie auf kriegerische Thaten, und da er mit einer gewissen Vorliebe an seinen Manoeuvererinnerungen hängt, so wäre es gewiß vortheilhaft, wenn ihm möglichst viel Gelegenheit gegeben würde, solche Erinnerungen einzusammeln und seinen Körper durch physische Anstrengungen zu stählen und abzuhärten. Die gewöhnlichen Herbstübungen genügen hierzu nicht, weil sie ein Mal zu kurz sind und mehr den Commandeuren, als den Soldaten Gelegenheit geben, sich zu zeigen; das andere Mal aber auch im Verein mit solchen Truppen ausgeführt werden, die der Soldat aus der Garnison her schon kennt, von denen er daher nichts Neues mehr lernen kann. Es fehlt ihm bei solchen ihm schon bekannten Truppen der Maaßstab, mittelst dessen er sich mit ihnen vergleichen kann. Die einzigen Mittel, welche uns zu Gebote stehen, um in dieser Richtung Erkleckliches zu leisten, dürften Uebungslager wie in Frankreich sein, oder wenn diese zu kostspielig sind, so beordere man die Regimenter der Armee nach einander zu 4—6-wöchentlichen Uebungen in der Nähe der Hauptstädte und lasse sie dort unter den Augen unserer Höchstcommandirenden ihre Uebungen, gegen ihnen fremde Regimenter, ausführen. Während der Dauer dieser Uebungen, die den größten Theil des Jahres hindurch währen können, lagern die Truppen unter Zelten und müssen allen Anstrengungen ausgesetzt sein, die ihnen im Kriege begegnen können, selbst Hunger und Durst nicht ausgenommen. Als Inspekteure und beziehungsweise Leiter dieser Manoeuvers werden Männer angestellt, die von höchster Stelle hierzu auserlesen worden sind.

8. Das Feldzeichen der Soldaten, die Fahne, muß ihm in jeder Weise heilig gemacht werden. Es genügt nicht, wenn ihm bei der Vereidigung auf dieselbe vorher nur eine Vorhaltung gemacht wird, dieser Vorgang muß vielmehr zum Gegenstande einer religiösen Cermonie gemacht werden.

Die Thaten, die unter diesem Panier der Ehre schon geschehen sind, und die, welche noch geschehen sollen, müssen ihm lebendig vor Augen geführt werden, ein religiöser Schauer, wie bei dem Anblick des Allerheiligsten in der katholischen Kirche, muß ihn durchdringen, wenn er seine Hand zum Schwur erhebt. Ein solcher Eindruck wird bleibend sein und ihn vielleicht später von manchem leichtsinnigen Streich, von mancher Pflichtvergessenheit zurückzuhalten.

Es war unsere Absicht, in Obigem einige Andeutungen zu geben, wie wir in der Brust unserer Soldaten Selbstbewußtsein, Selbstgefühl erwecken können; wir machen nicht den Anspruch, etwas Erschöpfendes geleistet zu haben, allein wir wünschen, daß wir durch diesen Aufsatz vielleicht Anlaß zum Nachdenken über dieses bei uns noch zu wenig bearbeitete Feld gegeben haben. Vermocht wurden wir dazu durch den in neuster Zeit von mehreren militärischen Autoritäten geschehenen Ausspruch, daß die bloße Disciplin, ohne Zuhülfenahme anderer Hebel, in den künftigen Kriegen nicht mehr ausreichend sein würde, um glückliche Erfolge zu erzielen. Gebe Gott, daß wir in dieser Beziehung noch Erhebliches leisten, bevor wir unsere Feuerprobe bestehen, denn zu thun giebts darin ohne Zweifel noch genug. II.

Tagesereignisse.

Die Königliche Armee befindet sich für den Augenblick in einer Stellung, welche nicht allein in Preußen völlig neu ist, sondern auch in anderen Staaten so leicht nicht wieder vorkommen möchte. Der Kriegsherr beschließt nach seinem ganz unzweifelhaften Rechte eine Aenderung in der Organisation und Formation der Armee und läßt alle vorbereitenden Maßregeln dazu treffen. Zugleich aber findet das Ministerium es für gut, einige unwesentliche Aenderungen in dem Gesetze über die Dienstpflicht vorzunehmen, legt aber dem Landtage nicht diese Aenderungen, sondern ein gesammtes fix und fertiges Gesetz zur Beschlußnahme vor, giebt demselben daher Gelegenheit, das gesammte Fundament unserer Wehrverfassung in Frage zu stellen. Da zur Durchführung der Organisation es nunmehr neuer Geldmittel bedarf, deren Verwendung allerdings verfassungsmäßig von der Zustimmung des Landtages abhängig ist, so legt der Finanzminister einen darüber sprechenden Gesetzentwurf vor und derselbe Finanzminister begleitet diesen Gesetzentwurf mit einer Darlegung des ausführlichen militärisch-technischen Organisations-Planes. Das jetzige Ministerium muß die Ressortverhältnisse unter sich auf eine ganz eigenthümliche Weise geordnet haben, wenn specifisch militärische Details zum Ressort des Finanzministers gehören und der Kriegsminister sich bei der Einbringung dahin zielender Vorlagen nicht einmal betheiligt. Es gewinnt beinahe den Anschein, als ob der Kriegsminister in richtiger Erkenntniß von der Competenz des Landtages sich bei der Vorlage von Dingen, die lediglich dem Kriegsherrn und seinem Executivorgane anheimfallen, nicht hat betheiligen wollen.

Zur Prüfung der gemachten Vorlagen erwählte das Haus der Abgeordneten eine Commission von 21 Mitgliedern, nämlich 3 Soldaten (v. Brandt, Stavenhagen, v. Vincke), 5 Juristen und Beamte (Kühne, Mathis, Osterrath, Reichensperger, Schubert), 7 Rittergutsbesitzer (v. Auerswald, v. Blanckenburg, v. Bockum-Dolffs, Braemer, v. Hoverbeck, v. Seydlitz, v. Vincke), 4 Fabrikanten und Kaufleute (Behrend, Harkort, Hermann, Milde) und 2 städtische Beamte (Grabow, Schömann). Da von den nicht-militärischen Mitgliedern noch Mehrere mehr oder weniger lange gedient hatten, so war in der Commission allerdings alles das vertreten, was das Haus an militärischen Elementen sein nannte. Die Commission entsprach in ihren Handlungen diesen günstigen Auspicien indessen nicht, denn sie erwählte zu ihrem Vorsitzenden gerade dasjenige Mitglied, welches thatsächlich dargethan hatte, daß seine militärische Capazität unter dem Niveau des Mittelmäßigen stand. Die Vorlagen bestanden aus einem militärischen und aus einem finanziellen Theil, während die Commission eine militärische und eine finan-

zielle Autorität zu ihren Mitgliedern zählte. Bei jedem Unbefangenen konnte deshalb kein Zweifel darüber obwalten, daß sie den General v. Brandt und den Geheimen-Rath Kühne zu Präsidenten und Berichterstattern wählen mußte. Statt dessen geschah das genaue Gegentheil davon. Der Landrath v. Vincke und der General Stavenhagen wurden zu den Leitern erwählt und damit auf das Unzweideutigste dokumentirt, daß von einem sachlichen Eingehen auf die Vorlagen gar nicht die Rede sein sollte. Es geschah nunmehr etwas, das unter anderen Umständen geradezu komisch wäre: einige Mitglieder brachten nämlich einen neuen fix und fertigen Organisationsplan ein, und der aus dem Schooße der Commission hervorgegangene Entwurf zum Wehrgesetze ist denn in der That auch auf diesen „Abgeordnetenplan“ berechnet, wie aus dem Commissionsberichte erhellt. Die Herren hatten sich vollständig als Kriegsministerium constituirt und den auf Jahre langem militärisch-wissenschaftlichem Durcharbeiten in der Armee und auf reiflicher Erwägung competenter und sachkundiger Männer beruhenden Plan — der freilich nicht vor ihr Forum gehörte und ihnen gar nicht hätte vorgelegt werden sollen — durch einen Plan ersetzt, dessen ganze Unterlage aus der Broschüre des Generals v. Willisen bestand. Diese Maßnahme litt an drei Mängeln: 1) war die Commission nicht dazu da, um in den Geschäftskreis des Kriegsministers einzugreifen und militärische Organisationspläne zu entwerfen; sondern sie hatte einzig und allein den ihr vorgelegten Gesetzentwurf zu prüfen; 2) man verzeiht es wohl einem theorisirenden General, wie dem General v. Willisen, wenn er harmlose Studien über Armee-Organisationen anstellt und die Resultate seiner Speculationen drucken läßt; denn wer nicht will, braucht sie ja nicht zu lesen, und selbst an unreifen Ideen kann noch immer die eigene Urtheilskraft des Lesers sich schärfen. Wenn aber Leute, welche allen Ernstes mit ihren Vorschlägen in die Geschicke des Landes einzugreifen gedenken, wirklich auf ihrem Gedankengange dahin gelangen, die Organisation sämmtlicher jetzt bestehender Truppen über den Haufen zu werfen und lauter ganz neue Regimenter nach ganz neuen Theorieen zu formiren, wodurch die Schlagfertigkeit der Armee doch mindestens auf mehrere Jahre — und das in der jetzigen Zeit — gestört werden müßte, dann ist ein solcher Vorschlag in den Augen eines sachkundigen Zuschauers schon an sich unbegreiflich, ganz abgesehen von der Incompetenz der Vorschlagenden; 3) der Vorschlag selbst ist das Product einer reinen oberflächlichen Doctrin und zeugt von dem Mangel an eingehenden Kenntnissen zur Sache. — Wir kommen auf das Detail desselben zurück.

Von Seiten der Regierung war es von Hause aus verabsäumt worden, die betreffenden Commissionsmitglieder in ihre Schranken zurück zu weisen. Zwar verweigerte der Kriegsminister ihnen die Vorlage von technischen Gutachten der Generale, aber doch nicht mit einem kurzen kategorischen „Nein, das geht Sie nichts an!“ sondern unter Angabe von Gründen, die zwar ungefähr dasselbe besagten, aber den Eingriffen dieser Abgeordneten in die Executive gegenüber überaus höflich waren, so daß diese Herren den eigentlichen Grund der Verweigerung nicht verstanden, oder nicht verstehen wollten. Der Präsident, Herr v. Vincke, soll sogar, den Zeitungsnachrichten zufolge, sehr entrüstet über diese Verweigerung gewesen sein und mit allem Möglichen gedroht haben. Dieser Herr scheint überhaupt die Geschichte der letzten zwölf Jahre völlig zu ignoriren und gänzlich zu übersehen, daß seine gesammte scheinbare Wirksamkeit lediglich auf dem Willen Sr. Königl. Hoheit des Prinzen von Preußen beruht, und daß ein **einziges** Wort von Allerhöchstdemselben die Dinge dahin zurück führte, wo sie gewesen, ehe Herr v. Vincke Abgeordneter wurde. Oder glaubt Herr v. Vincke etwa, daß die Armee seinen Befehlen gehorchen würde! Herr von Vincke kann glauben, daß, wenn der Allerhöchste Wille Sr. Königl. Hoheit nicht bindend wäre, sein eigenes Schicksal — ein ihm ganz unerwartetes werden würde. — Gott erhalte den Prinzen!

Am 9. Februar wurden die betreffenden Gesetzentwürfe dem Hause der Abgeordneten vorgelegt, und vom 30. April ist der erste Theil des Commissionsberichts datirt. Einundachtzig Tage waren also verflossen, zweihundert und dreiundvierzig Thaler Diäten hatte jeder einzelne Abgeordnete erhalten, eben so viele Lieutenants (339), die Lieutenants von zwölf Infanterie-Regimentern, hätten ein ganzes Jahr damit besoldet werden können, wofür die Commission sich mit Dingen beschäftigte, die sie nichts angingen

In Folge dieser vorher für unmöglich gehaltenen Verzögerung war denn der für die Ausführung der Reorganisation berechnete Zeitpunkt, der 1. Mai, herangekom-

men, ohne daß auch nur der Anfang der Berathung der Vorlagen im Abgeordnetenhause fest stand. Die Truppen waren da — geschehen mußte etwas. Daß die Reorganisation durchgeführt werden soll, ist der Wille des Prinz-Regenten, und da dies eben Allerhöchstsein Wille ist, so wird sie auch durchgeführt werden. Die Herren Minister scheinen aber das dennoch wahren zu wollen, was eine gewisse Schule die „konstitutionelle Form" nennt, und der Erfolg hiervon ist, daß zwar die Reorganisation ausgeführt wird, das versteht sich von selbst, daß aber das Ganze den Namen eines Provisoriums erhält, daß man der Welt gegenüber sich in „außerordentlicher Kriegsbereitschaft" befindet, woran Niemand denkt, und daß für die Erhaltung des korporativen Geistes in den Offizier-Corps Inkonvenienzen entstehen, womit die „Wahrung konstitutioneller Form" etwas theuer bezahlt ist.

Das Lager von Chalons wird wie folgt gebildet werden:

Commandant en Chef: Marschall Mac-Mahon Duc de Magenta.

Chef des Generalstabes: Brigade-General Lebrun.

Commandeur der Artillerie: Brigade-General de Rochebouet.

Commandeur des Genie: Capitaine Weynaud.

1. Infanterie-Division:

Divisions-General: d'Autemarre d'Ervillé.

Chef des Generalstabes: Oberst Susleau de Malroy.

Commandeur der Artillerie: Esc.-Chef Michel.

1. Brigade:
Brigade-General O'Farrel.
7. Jäger-Bat., 6. u. 10. Inf.-Regt.

2. Brigade:
Brigade-General de Laveaucoupet.
2. und 23. Infanterie-Regiment.
1. und 2. Batterie 9. Feld-Art.-Regts.
3. Comp. vom 1. Bat. 1. Genie-Regts.

2. Infanterie-Division:

Divisions-General: Marnlaz.

Chef des Generalstabes: Oberst Pissis.

Commandeur der Artillerie: Esc.-Chef Imbert de Trémoilles.

1. Brigade:
Brigade-General Graf de Clonard.
19. Jäger-Bat., 5. und 13. Inf.-Regt.

2. Brigade:
Brigade-General Chalon.
20. und 42. Inf.-Regt.
1. u. 2. Batterie 11. Feld-Art.-Regts.
6. Comp. vom 2. Bat. 3. Genie-Regts.

3. Infanterie-Division:

Divisions-General: Walsin-Esterhazy.

Chef des Generalstabes: Oberstlieut. Hartung.

Commandeur der Artillerie: Esc.-Chef d'Obremer.

1. Brigade:
Brigade-General N...
13. Jäger-Bat., 44. und 52. Inf.-Regt

2. Brigade:
Brigade-General Douay (Felix).
85. und 97. Infanterie-Regiment.
1. und 2. Batterie 8. Feld-Art.-Regts.
4. Comp. vom 2. Bat. 3. Genie-Regts.

Cavallerie-Division:

Divisions-General: Dupuch de Feletz.

Chef des Generalstabes: Esc.-Chef de Foucault.

1. Brigade:
Brig.-General Dalmas de la Pérouze.
1. und 5. Husaren-Regiment.

2. Brigade:
Brigade-General de Vernon.
4. u. 7. Chasseurs-Regiment.
1. Batterie des 17. reit. Art.-Regts.

Artillerie-Reserve:

1. und 2. Batterie 13. Feld-Art.-Regts.
2. Batterie 17. reit. Art.-Regts.
Ein Detachement der 2. Comp. Artillerie-Handwerker.
5. Comp. vom 2. Bat. 1. Genie-Regts.
6. Comp. der 4., 1. u. 3. Comp. der 5. Train-Escadron.
Ein Detachement Krankenwärter und Administrationshandwerker.
Ein Detachement der 23. Gendarmerie-Legion.

Der Befehl zur definitiven Formirung der Offizier-Corps bei den neuen Infanterie- und Cavallerie-Regimentern ist zwar ertheilt, doch werden die, von den alten Regimentern dahin übertretenden Offiziere vorläufig noch als „commandirt zur Dienstleistung" geführt. Diese Commandirung ist indeß durch Allerhöchste Cabinets-Ordre verfügt und „einer Versetzung gleich zu achten".

Von den vier neuen Dragoner-Regimentern sind drei dem 4ten und eins (das 3te) dem 6ten Armee-Corps zugetheilt worden; von den neuen Ulanen-Regimentern das 1ste dem 1sten, das 2te dem 3ten, das 3te dem 5ten und das 4te dem 7ten Armee-Corps.

Am 1. Mai wurde in Sangerhausen ein Jäger des 4. Bataillons durch beide Augen geschossen, der vor der Scheibe vorbei wollte, als einer der Jäger bereits im Anschlage lag.

Die „Hamburger Nachrichten“ schreiben aus Suhl:

„Unsere Gewehrfabriken sind jetzt in voller Thätigkeit, und nicht nur von Preußen, sondern auch von vielen anderen deutschen Staaten, am meisten aber von Hannover, Baden, dem Großherzogthum und dem Kurfürstenthum Hessen beschäftigt. Hannover gefällt sich aber darin, noch immer Dorn- und andere Gewehre zu bestellen, obgleich man das Thouvenin'sche System nicht beibehalten. Baden und Großherzogthum Hessen lassen neue Miniégewehre arbeiten, und zwar nach dem Modell des Jahres 1857, wie es für die Infanterie des achten Bundesheerkörpers, zu dem die Contigente dieser beiden Staaten gehören, angenommen ist. Für Kurhessen sind neue gezogene Läufe in Arbeit, durch welche eine Uebereinstimmung der Kaliber und der Einrichtung dieser Gewehre mit denen der schon vorhandenen gezogenen Füsiliergewehre erzielt werden soll. Kann man sich, gegenüber dem Ernst der Situation, nur über diese erhöhete Thätigkeit in einem der ersten deutschen Gewehr-Fabrikplätze freuen, so muß man andrerseits um so mehr den Mangel an Uebereinstimmung, wie er auch hier hervortritt, beklagen. Bei vier Gewehrarten drei Kaliber (16,₂', 16,, und 16,₀ Metr.) und vier Systeme, und das bei den Waffen eines nur kleinen Theils des deutschen Heeres!“

Literarisches.

„Böhmisches Mährchenbuch,“ deutsch von Alfred Waldau. Prag. Druck und Verlag bei Kath. Gerzabeck. 1860.

Waldau's Mährchenbuch, von dem uns drei Lieferungen bereits vorliegen, will dem deutschen Leser eine sorgfältig übertragene Auswahl aus dem czechischen Mährchenschatze, wie derselbe bereits von verschiedenen Czechen gehoben worden ist, geben, und zwar das Beste und Schönste derselben. Einen wissenschaftlichen Werth beansprucht derselbe nicht für sein Werk, er will nur einen poetischen Genuß bieten. Er will den Leser hinführen in die stille Waldeinsamkeit, in die Haiden und Bergschluchten, wo noch Menschen leben, deren Unbekanntschaft mit den unheimlichen Zauberkünsten in dem Sturm und Drangleben der gegenwärtigen großen Culturwelt, draußen hin zu den glücklichsten und zufriedensten auf Gottes schöner Erde macht. Gern wird der Leser die lieblichen, zarten, phantasiereichen Mährchen zur Hand nehmen, besonders wenn draußen der kalte, scharfe Winterwind schrillt und dichte Schneeflocken an die Fensterscheiben wirft, während drin im traulichen Gemach das Kaminfeuer so lustig lodert und so liebliche Wärme ausstrahlt. „Da lesen wir innig vergnügt ein duftiges, wie ein schelmisches Kinderauge uns anlächelndes Mährchen nach dem andern; glänzende phantastische Bilder und liebliche Gestalten ziehen sylphenhaft an unserer Seele vorüber und wir gedenken in seliger Stimmung der holden, rosigen Jugendzeit und retten uns für einige Stunden glücklich vor jenem modernen Aberglauben, der sich anmaßt, den Lebensweg und das Wahrheitslicht zu sein.“ Wir danken dem Geber so schöner Gaben und wünschen, daß sich Manches an dieser geistigen Nahrung laben möge. Hätten wir etwas an dem Buche zu tadeln, so wäre es die etwas vernachlässigte Ausstattung und der zu hohe Preis (20 Nkr. für die Lieferung von 64 S. in 12. das Ganze wird 10 Lieferungen umfassen), der der allgemeinen Verbreitung hinderlich ist.

B—p.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Kronenstr. 21.

Preußische Briefe.

— Neue Folge. —

I.

Man sagt, Herr von Patow wolle einen Preis auf den besten Plan, das Herrenhaus zu verändern setzen. Seine Freunde werden ihn deshalb vielleicht heimlich der Verschwendungssucht anklagen, weil sie meinen, nichts sei leichter herbeizuführen als solch eine Veränderung, der Plan dazu läge auf der Hand, es handle sich nur darum, eine Liste der Höchstbesteuerten in Preußen anzufertigen und aus ihnen, so was man sagt, die anständigsten und aufgeklärtesten Leute auszuwählen, vielleicht ein funfzig Stück. Damit wäre alles wohl und gut geordnet, das Haus werde dann hinter den Anschauungen des Abgeordnetenhauses nicht weiter zurückbleiben, sondern wie dieses für Civilehe, Aufhebung der Wuchergesetze, Einführung einer egalitarischen Grundsteuer u. s. w. stimmen. Denn die großen Steuerzahler, welche man in das Herrenhaus einführen könne und solle, seien zumeist große Bankiers, Fabrikbesitzer und dergleichen, und diesen läge bekanntlich nichts ferner, als das starre Beharren beim Alten, als die Aufrechthaltung der Hindernisse, welche der alte Staat den Unterthanen bei der freien Entfaltung ihrer Kräfte, Neigungen und ihres Gewinnbegehrs bereitet habe. —

Bereits nannten denn auch rheinische Blätter mehrmals Namen solcher gewiß sehr braven und einsichtigen Männer, die an der Spitze großer Werke und Einrichtungen allerdings den Ruf der gewerblichen Tüchtigkeit erlangt haben. Aber dennoch scheint die Königliche Regierung nicht geneigt — über die specielle Gesinnung des Herrn von Patow wissen wir freilich nichts —, diesen Vorschlägen zu entsprechen und solche Männer, und wären sie auch so beredt wie Freiherr von Diergardt, so uneigennützig wie G. Mevissen und von so glücklicher politischer Hand wie Camphausen, in das Herrenhaus zu berufen.

Wir wagen es nicht, die Ansicht, welche die Königliche Regierung dabei leitet und welche sie davon zurückhält, dem Rathe ihrer rheinischen und breslauer Freunde zu folgen, zu beurtheilen; wir kennen sie nicht, aber wenn auch diejenigen, welche sagen, die Minister schräken aus Mangel an Organisationsgedanken überhaupt vor jeder ernsthaften Reform zurück, nicht so gänzlich Unrecht haben mögen, so scheint es uns doch, als wenn außerdem ein gewisser richtiger Instinkt bei den Ministern vorhanden wäre, der sie abhielte, an eine

Repräsentation Hand zu legen, hinter welcher die letzten Reste wirklicher Volks- und Gesellschaftsordnung in Preußen stehen. Zum Theil stammen die Minister ja selbst aus einer Schicht des Volks, in der noch solche Reste vorhanden sind, und es mag auch von ihnen gelten

„natura recurret,“

zum Theil sind sie durch die Doctrinen, unter deren Herrschaft sie ihre politische Bildung vollendeten, doch nicht verblendet genug worden, um nicht zu erkennen, welche conservirende und im Wesentlichen jeder Regierung dienliche Macht im Herrenhause ruht. Hierzu kommt die ungeheure Verantwortlichkeit gegen den Thron, die sie tragen, eine Verantwortlichkeit, die durch den herrschenden Zustand des Provisoriums nur noch mehr gesteigert wird.

Niemand aber in diesem weiten Staate kann es entgehen, daß zwischen dem Königthum und dem Herrenthum eine innige Verbindung besteht und daß derselbe rothe Faden Königlicher Wesenheit und Eigenart durch die oberste Einrichtung Preußens und ebenso durch die des Herrenthums in Preußen geht, und Demokraten wie Liberale und Ständische erkennen dies an, freilich erstere nur, um daran die Klage über den noch nicht ganz verwischten feudalen Charakter unseres Königthums zu knüpfen.

Müssen wir aber dabei feststellen, daß den zeitweiligen Ministern des Prinz-Regenten jede klarere Einsicht in das Verhältniß zwischen Krone und Herrenhaus abgeht und daß ihre Rücksicht für das Herrenhaus — soweit von einer solchen die Rede ist — uns nur als eine Scheu vor einer unangenehmen, aber doch nicht wegzuleugnenden Thatsache und als die widerwillige Anerkennung eines alten Thronpfeilers erscheint, dessen Wurzel sie nicht kennen und dessen Bedeutung für die Sicherheit des Thrones sie nicht abzuschätzen vermögen, so muß uns trotz unserer Gewißheit, daß die Regierung zunächst keine Schritte gegen das Herrenhaus zu thun beabsichtigt, doch die höchste Unruhe Angesichts der Principlosigkeit ergreifen, mit welcher die zeitweiligen Minister die Herrenhausfrage behandeln oder doch von ihren politischen Freunden und Vertretern in der Presse behandeln lassen.

Die Herrenhausfrage gilt — gradezu gesagt — in den ministeriellen Kreisen als eine *offene*, und Diejenigen, welche eine Veränderung des Herrenhauses durch Massenschub von Industriellen wünschen, halten sich bereits für ebensogut preußisch oder doch ministeriell oder doch Patow'sch und Auerswald'sch, wie Diejenigen, die aus einer dunkelen Scheu noch gegen diese Veränderung sind.

Das ist ein Zustand von höchster Bedenklichkeit, und Niemand kann sich über ihn mehr freuen und freut sich auch in der That mehr über ihn, als die bewußten Feinde der Königlichen Macht und Würde in Preußen, denn ihnen ist es nur zu gewiß, daß darin sich ein Uebergang von einer Zeit der Ungewißheit und des Zauderns zu einer Zeit von Entschlüssen, die dem Herrenhause und allen aristokratischen und corporativen Elementen in Preußen feindlich sind, vorbereitet.

So ging stets der Marsch der Revolution vor sich. Zuerst erregte sie Discussionen über den Werth und über die letzten Gründe des Bestehenden,

und arbeitete dabei dahin, diese letzten Gründe zu verdunkeln und zu verfälschen, dann, wenn ihre Lehren und Fälschungen Verbreitung gefunden hatten, zog sie sich lauernd in ihre Höhle zurück und erwartete, daß die Gewalt in Folge der ewigen Discussion, die über ihre eigne Grundlage eröffnet war, über sich selbst in Zweifel gerieth und in Dunkel und Unglauben über ihre Berufung und ihr Recht verfiel, und dann endlich trat die Revolution nach langer Weile wieder hervor und forderte im Namen der Vernunft, der öffentlichen Meinung, im Namen des eigenen Gewissens der herrschenden Gewalt deren Abdankung. Und wie es ihr damit so oft geglückt ist, so wird es ihr demnächst auch wieder mit dem Herrenhause glücken, wenn die Königliche Regierung nicht bald Ernst macht und sich auf ihre Verbindung, auf ihre Verwandtschaft mit demselben und ihre Pflichten gegen dasselbe besinnt! Oder wenn sie bereits so weit vorgeschritten ist auf der Bahn der Doctrin, wenn sie bereits so weit „aufrichtig liberal" geworden ist, daß sie sich auf dergleichen nicht mehr besinnen kann und will und darf, so sei sie wenigstens consequent und entschlossen und thue mit einer gewissen Freiwilligkeit den Schritt gegen das Herrenhaus, den sie anderenfalls einige Jahre später unter dem Drucke der revolutionären Bewegung wird thun müssen: sie hat dann doch wenigstens in dieser ihr gegebenen Frist den wenn auch wohlfeilen Ruhm eines liberalen Triumphes; später wird sie, indem sie dasselbe thut, doch nur die Zahl ihrer Niederlagen vermehren.

Unbegreiflich muß es ja überhaupt den politischen Freunden des zeitigen Ministeriums erscheinen, wie es das Herrenhaus, das aristokratische Princip, ein volles und ganzes Stück Ständethum, den eclatantesten Gegensatz zum Constitutionalismus, mitten in dem verfassungsmäßigen Preußen dulden und bei dieser Duldung doch von einem Ausbau der Verfassung reden kann. Durch ein solches Verfahren kommen die zeitigen Minister wirklich um allen Credit im Lande, und wer weiß, wie bald man sie beschuldigen wird, sie suchten die liberalen Forderungen hinzuhalten und die Liberalen durch Formengeklingel zu täuschen, da ihr Zweck nur dahin gerichtet sei, das Alte möglichst zu conserviren, sei es aristokratischer, sei es büreaukratischer, sei es militärisch-absolutistischer Rest. Und mögen die Minister sich nicht täuschen! In demselben Maße, als diese Vorwürfe steigen, werden auch die Behauptungen der wirklich Conservativen, es sei den Ministern nicht Ernst mit der Wahrung der Rechte der Königlichen Regierung, nur nothgedrungen träten sie hier und da im Interesse der Krone auf, schwerer ins Gewicht fallen. Ein Anklang solcher Behauptungen trat bereits bei Gelegenheit der alten Militärvorlagen hervor.

Es bleibt den zeitigen Ministern also, wollen sie nicht an einem politischen Marasmus schnell dahin siechen, bloß die Alternative: das Herrenhaus nach liberalen Grundsätzen umzuändern oder sich mit ihm in eine innerliche Beziehung zu setzen und seine Bedeutung für das Königthum mit Hingebung und Besonnenheit anzuerkennen.

Dabei haben sie in jedem Falle die Pflicht, die entsprechenden Forderungen des Liberalismus einer genauen und eingehenden Prüfung zu unterwerfen, weil es wie in manchem andern Punkte so auch in diesem wohl möglich sein kann,

daß die liberale Theorie nur eine Ausgeburt ist, die gleichwohl auf ein wirkliches Bedürfniß hinweist und eine berechtigte Forderung, die zu rechter Zeit nicht erfüllt ward, voraussetzen oder doch wenigstens ahnen läßt.

Der Liberalismus behauptet, wir lebten in der zwölften Stunde der Aristokratie, und je aufrichtiger er ist, desto weiter dehnt er diesen Satz aus. Gervinus sagte in der Einleitung zu seiner Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts gradezu, das Ziel der europäischen Staatsentwickelung sei die demokratische Republik.

In der That scheint die Geschichte und die Gestalt der Ereignisse und Zustände den Liberalen Recht zu geben. Ueberall sehen wir die altständischen Körper sinken, das englische Oberhaus, die glänzendste Illustration des Adelthums, verliert täglich mehr Boden in der öffentlichen Meinung, und auch das bis dahin ebenfalls auf aristokratischen Unterlagen ruhende Unterhaus, das mehr und mehr alle Befugnisse des Parlaments an sich reißt, wird täglich demokratischer, gewinnt in einem immer rascher verlaufenden Prozesse mehr und mehr die Bedeutung einer Repräsentation des Mittelstandes, der öffentlichen Meinung, dessen, was man heute „Volk" nennt. Die Krone selbst in England hat das Bewußtsein ihrer Solidarität mit dem Oberhause verloren, oder wenn auch dies nicht, so ist ihr doch durch das Ministerium, welches nichts ist als des Unterhauses Mehrheit, ein fremder Wille auferlegt, dem sich alle königlichen Handlungen fügen müssen. So ernennt denn die Königin z. B. aus der besitzlosen Intelligenz Peers, und ein an der Barre alt gewordener Richter erhält in seinen alten Tagen oft genug Schild und Wappen und Krönchen, die er seinen erblosen Kindern nur als Spielwerk hinterlassen kann. Die Demokratie ist also selbst in England drauf und dran, die Halle der Aristokratie zugleich als Invalidenspittel, als Prytaneum der Nation zu benutzen. Auch die mächtige Stütze, welche die Kirche bisher dem Oberhause bot, droht zu schwinden; denn ein leicht deutbarer Zug der Zeit geht dahin, die Kirche ganz auf das Princip der Freiwilligkeit zu stellen, sie vom Staate zu lösen, ihre Autorität in die Gemeinde zu legen, sie zu einem Privat-Institute zu machen. Und wenn dann die schwarzen Gewänder und die bauschigen weißen Spitzenärmel aus Westminster verschwunden sind, dann werden die weltlichen Lords auch nur zu bald darauf hingewiesen werden, daß auch für ihren Rechtstitel die Bestätigung der Gemeinde, der politischen, als deren Vormänner sie sich betrachten, nothwendig wird.

Während aber in England die Aristokratie noch immer ihren alten Anspruch mit zäher Kraft wahrt und nach allen Seiten hin Versuche, höchst lehrreiche Versuche macht, um den Zeitgeist mit sich zu versöhnen und um eine den veränderten Verhältnissen angepaßte Stellung sich neu zu erringen, sehen wir in den meisten Ländern des Continents die Aristokratie entweder bereits ganz ersetzt durch eine Scheinaristokratie, durch eine neue sociale Erscheinung, welche die Maske der alten Zeit, ihre Titel, Devisen und Kleider trägt, oder in vollster Rathlosigkeit den Interessen des Absolutismus und Liberalismus dienen.

Ausnahmen davon sind vorhanden; wir erblicken sie im preußischen Her-

renhause, in den neuerlichen Anstrengungen der östreichischen Aristokratie, außerdem in mehreren kleineren Mittelpunkten Deutschlands.

Aber diese Ausnahmen, diese Anstrengungen des deutschen Adels berechtigen Angesichts der ganzen Richtung der Zeit, Angesichts der geschichtlichen Entwicklung, welche seit Jahrhunderten nachweislich auf einen egalitarischen und demokratischen Ausgang und Schlußpunkt angelegt ist, durchaus noch nicht zu Hoffnungen, ja es ist sogar die Befürchtung einiger resignirten Aristokraten, jene Anstrengungen könnten die öffentliche Meinung noch mehr erzürnen und die endliche Absorbirung der Aristokratie noch schmerzhafter machen, nicht so ohne Weiteres von der Hand zu weisen.

Schon darum nicht, weil wir in solchen Befürchtungen mehr sehen, als den Ausdruck einer privaten Feigheit. Die Stimmen, welche aus dem Lager der Aristokratie selbst kommen und vor „unzeitgemäßen" Bestrebungen warnen, gehören persönlich edelen und aufopferungsfähigen Männern an, denen eine genauere Bekanntschaft mit der Geschichte nicht abgesprochen werden kann und die mit tiefster Betrübniß schon öfters bemerkt haben, wie gerade diejenigen ihrer Standesgenossen, welche auf die aristokratische Institution am stärksten pochten, in Augenblicken von großer geschichtlicher Schwungkraft ganz an ihrem Recht und an ihrer Institution verzweifelten und vergaßen, ja, wenn durch irgend einen Zufall an das Staatsruder gestellt, oft eine Wirthschaft führten, in der die rauhesten Büreaukraten und die gewiegtesten Polizeiseelen aufjauchzten.

War in solchem Umschlag der Anschauungen nicht das Geständniß enthalten, daß die Wirklichkeit der heutigen Staaten sich mit den aristokratischen Einrichtungen nicht vertrüge, daß diese Einrichtungen vielleicht nur eine schöne Phantasie seien?

Oft genug wurde dergleichen von solchen schwachen Standesgenossen angedeutet, und wenn sie dann müde und matt von der Ausübung eines Ministerpostens, dem sie nicht gewachsen waren und in dem sie von Büreaukraten klug geleitet wurden, in den Freundeskreis zurücktraten und halb sich entschuldigend halb ärgerlich auf das Beispiel Frankreichs und seine unmöglichen Pairskammern verwiesen, dann erhielten sie selbst von strengen Anhängern des aristokratischen Gesellschafts- und Staatsprincips „unter vier Augen" durch ein wehmüthiges Nicken Recht.

Wir nicht also.

(Zweiter Brief im nächsten Heft.)

Bis nach Hohen-Zieritz.

Eine Preußisch-Französische Geschichte
von **George Hesekiel.**

Achtes Capitel.

Ein alter Diplomat.

„Das war eine große Seele
Sie sagten, er hatte kein Herz,
Weil er nicht zeigte sein Fühlen,
Und weil er verbarg seinen Schmerz.
Ich kannte den Diplomaten,
Den feinen, lächelnden Herrn,
Dem rührte das Herz sich mächtig
Auch unter dem Ordensstern!“

Die Lage des diplomatischen Corps am Hofe der Tuilerien war nach der vereitelten Königs-Flucht und durch die darauf folgende Gefangenschaft Ludwigs XVI. eine ganz außerordentlich schwierige geworden, und war die Stellung jedes Diplomaten delicat, so war es die des Vertreters der nordischen Semiramis in doppelter Weise. Es war gar kein Geheimniß mehr, daß der Baron Johann Matthias Simolin nicht nur die Päſſe zu der Reise nach Varennes ausgestellt, sondern auch, daß er bedeutende Summen aus seinen Privatmitteln der Königlichen Familie vorgeschossen, kurz, daß er in jeder Weise dem Könige seine Verehrung und Dienstwilligkeit bewiesen. Der alte Herr, denn er war bereits ein Siebenziger, hatte dabei zweifelsohne im Sinne seiner großen Kaiserin gehandelt, und der gewiegteste Diplomat, der Rußland beim deutschen Reichstag, zu Kopenhagen, zu Stockholm, zu London in ausgezeichneter Weise vertreten, der Vater jener bewaffneten Neutralität zur See, eines Prinzips, das sich noch heute fruchtbar erweis't im Verkehr der Völker, wußte ganz gewiß sehr genau, wie weit er gehen durfte, sicher aber hatte er auch die außerordentlichen Umstände nicht außer Acht gelassen, welche damals in Frankreich einen politischen Ausnahmezustand geschaffen, der mehr als die gewöhnliche diplomatische Routine erforderte. Dennoch hatte er nicht vermeiden können, daß sich die Aufmerksamkeit der revolutionairen Gewalthaber vorzugsweise auf ihn und seine Thätigkeit richtete, und wenn die Jakobiner damals auch vielleicht noch nicht bestimmt wußten, daß durch seine Hände der Briefwechsel ging, den die Königin Marie Antoinette mit dem deutschen Kaiser, ihrem Bruder, führte, so ahnte man es doch und verdoppelte deshalb seine Aufmerksamkeit.

Die Vertreter Europa's am Hofe der Tuilerieen hatten gleich nach der Rückkehr des Königs verschiedene Besprechungen über ein gemeinsames Handeln gehabt, sie waren aber zu keinem Resultate gekommen, und wenn Baron Si-

molin auch recht wohl begriff, daß es den aufgeregten revolutionairen Leidenschaften gegenüber gefährlich war, offen vorzugehen, so glaubte er doch der Würde seiner Souverainin nichts vergeben zu dürfen, und so fuhr er denn, nachdem der Minister vergeblich versucht hatte, dem Besuch auszuweichen, feierlich in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und erklärte daselbst, daß er bei der Allerhöchsten Person des Königs von Frankreich accredirt sei von seiner erhabenen Gebieterin, und daß er darauf bestehen müsse, den König selbst zu sehen, daß er freien Verkehr mit ihm beanspruche. Freilich gab der unglückliche Minister ausweichende Antworten, freilich wurde der Zorn der Jakobiner dadurch in höchstem Grade gegen ihn erregt, Baron von Simolin aber war eben ein Diplomat in eminentem Sinne, der wohl die kleinen Künste seiner Zeit kannte und benutzte, der aber immer über denselben stand, sobald das nothwendig war; er konnte für das Musterbild jener Diplomaten des vorigen Jahrhunderts gelten, die im Vertrauen auf ihre Feinheit so kühn auftraten, daß sie immer sicher waren, zu imponiren, selbst da, wo sie selbst am Erfolg vorher zweifelten. Sie erreichten immer etwas, weil sie stets das Ganze beanspruchten.

Es unterlag keinem Zweifel, daß die zuversichtliche Haltung des russischen Ambassadeurs in jenen Tagen wenigstens einige Schonung für die unglückliche Königsfamilie erzwang, daß die Gegner des Königthums wenigstens sich erinnerten, daß es noch Souveraine in Europa gab, die Ludwig XVI. Bruder nannten, daß eine Rache und Vergeltung über sie kommen konnte, wenn sie das ganz außer Acht ließen.

Am Abend des Tages, an welchem Baron Simolin diesen kühnen Schritt gethan, hatte ich eine Audienz bei ihm; der junge Simolin führte mich zu seinem Oheim. Dieser junge Herr war völlig verändert in den wenigen Tagen, seit ich ihn nicht gesehen; ich hatte einen feurigen, überkühnen Jüngling verlassen, ich fand einen ernsten, schweigsamen Mann wieder. Das Unglück der gefeierten Königin hatte die ritterliche Seele des jungen Simolin nicht gebrochen, aber gewaltig getroffen, er drückte mir die Hand und sah mir in die Augen. Das war ein Blick, den ich nie wieder vergessen werde, ein brennender Schmerz war darin und ein so stolzer Manneszorn, daß ich mich unwillkürlich beugte vor ihm.

Vor diesem Tage hatte ich den Kaiserlich russischen Ambassadeur nur in größerem Kreise gesehen, er war keine Erscheinung, die man übersehen konnte, doch war mir bis dahin nur sein feines weltmännisches Wesen und die chevalereske Huldigung, mit welcher er sich den Damen zu nahen pflegte, aufgefallen; erst an diesem Tage erkannte ich auch in seiner äußeren Haltung den bedeutenden Staatsmann, der er wirklich war.

Bei unserem Eintritt stand er am offenen Fenster vor einem Schreibtisch; die feine Hand mit den schmalen Fingern ruhte leicht auf einem Blatt, das er so eben gelesen haben mochte; die linke Brust war mit Ordenssternen geziert, über dem weißen Gilet hing der große rothe Cordon vom Alexander-Newsky-Orden, um den Hals, der sich ungezwungen aus dem steifen Rockkragen hervorhob, trug er den dänischen Danebrog. Der Kopf war fein und sehr zier-

lich modellirt, das ganz weiß gepuderte Haar, an den Schläfen in mehrere gleiche Locken gelegt, umrahmte eine freie, erhabene Stirn, auf der einige Falten lagen, wie die Spuren oder Fußtapfen schwerer Gedanken. Unter den scharf gezeichneten und kühn geschwungenen Brauen blickten große blaugraue Augen hervor, deren Ausdruck eben so klug als wohlwollend war. Die mächtig vorspringende Nase, der kleine Mund mit den schmalen, leichtgeschlossenen Lippen, das kräftig entwickelte, auf starke Sinnlichkeit deutende Kinn, Alles das bildete zusammen ein zwar nicht gerade schönes, aber doch sehr bedeutendes Antlitz. Die Haltung des alten Herrn war vornehm, würdevoll und kalt abwehrend, die Bewegungen aber fast immer gebieterisch.

Das war im vollsten Sinne ein Vertreter der Kaiserin Catharina.

Mit einer seltenen Anmuth hieß mich der Baron von Simolin willkommen, und mit einer ihm eigenen Gewandtheit, die ihn immer das Wichtigste vorannehmen ließ, lud er mich ein, ihm zu erzählen, was ich auf der Reise nach Varennes selbst gesehen oder sonst zuverlässig erfahren. Der alte Herr wußte sehr gut zu hören, eine Kunst, welche leider vornehmen Herren sehr selten eigen ist, in den kleinen Fragen aber, mit denen er mich zuweilen unterbrach, kam der ganze Diplomat zum Vorschein. Durch diese seltenen Fragen sowohl, wie auch durch die größere oder geringere Theilnahme, die er an verschiedenen Stellen meiner Erzählung kund gab, machte mich der Baron von Simolin selbst erst aufmerksam auf das, was wichtig und bedeutsam war unter den Umständen, von denen ich Zeuge gewesen. Er hatte mir nichts Neues gesagt, aber nachdem ich meine Erzählung beendet, hatte ich ein volles und ganzes Bild meiner Erlebnisse, was ich in dem Grade wenigstens bis dahin nicht gehabt hatte. Das war der Erfolg der Kunst des Hörens, die Baron Simolin in so eminentem Sinne besaß.

Als ich geendet, dankte mir der Russisch-Kaiserliche Ambassadeur in verbindlichster Weise, dann fügte er hinzu: „Ihre Erzählung, mein Herr, giebt mir über zwei wichtige Punkte vollkommenes Licht; ich weiß jetzt ganz bestimmt, daß die Jacobiner, wenn sie auch vielleicht eine Ahnung gehabt haben mögen, doch aber Sicheres von dieser Reise nichts gewußt haben, das war immer meine Ansicht, und Ihre Erzählung hat mir dieselbe bestätigt; zweitens aber weiß ich jetzt noch bestimmter, daß die Jacobiner die Absicht gehabt haben, den König, vielleicht die ganze Königliche Familie auf der Rückreise von Varennes hierher zu ermorden. Das ist nicht geschehen, nicht aus Mangel an bösem Willen oder Mitteln dazu, ich habe bis jetzt nicht gewußt, warum es nicht geschehen, aber Ihre Erzählung, mein Herr, hat mir Licht darüber gegeben: der Plan der Herren Jacobiner ist einfach an der Gleichgültigkeit der Massen gescheitert. Man hat die Leute zu Tausenden an die Straßen getrieben, man hat Emissaire abgeordnet, um die verbrecherischen Leidenschaften der Menge zu erregen und zu steigern, das ist aber nicht in dem Grade gelungen, wie es nöthig war. Der gleichgültigen Haltung der Menge gegenüber haben die Emissaire des Jacobinerclubbs nicht gewagt, von Beleidigungen und Drohungen zur That überzugehen; unter den gegebenen Umständen wären die Mordanfälle Thaten Einzelner gewe-

sen und geblieben, dazu aber bedarf es Muth, und Muth hat hier nur die Masse, nicht die Einzelnen."

Als ich im Geist die verschiedenen Vorfälle, bei denen ich auf der Reise zugegen gewesen, zusammenstellte, mußte ich mir sagen, daß der Baron von Simolin unbezweifelt das Richtige getroffen.

„Es waltete," fuhr der alte Staatsmann in jenem der hohen Gesellschaft eigenen sicheren Tone fort, „ein seltsames Mißgeschick über diese Flucht; Sie wissen selbst, mein Herr, welche Fatalitäten schon bei den Vorbereitungen dazu sich ereigneten. Dieser arme Alexander," er deutete dabei auf seinen Brudersohn, der das Haupt in die Hand gestützt uns schweigend zuhörte, „hat, ich bin ihm dieses Zeugniß schuldig, zuweilen das Unmögliche möglich gemacht, aber ich hatte eine Ahnung von dem Scheitern des Planes. Auch auf solche Ahnungen muß man in der Diplomatie Gewicht legen, und hätte es sich um eine andere Unternehmung gehandelt, so würde ich unbedenklich gerathen haben, sie fallen zu lassen, bei dieser freilich mußte ich meine Ahnung verschweigen und meine Pflicht thun, es galt eben die Rettung der Königlichen Familie. Dieselbe ist mißglückt — Gott stehe dem unglücklichen Könige bei! die Menschen haben gethan, was in ihren Kräften stand."

Einen Augenblick hielt der alte Diplomat inne, man sah wohl, wie nahe ihm das Geschick des Königspaares ging.

„Uebrigens," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „bin ich nicht der Ansicht Vieler, daß durch diese Reise, oder vielmehr durch das Mißlingen der Flucht, das Schicksal der Königlichen Familie wesentlich schlimmer sich gestaltet hätte; glauben Sie mir, diese Jacobiner wollen den König morden, sie haben das lange gewollt, und sie würden das in's Werk gesetzt haben, auch ohne diesen Fluchtversuch. Es ist vollends müßig und nebenbei höchst undankbar, wenn die Weisheit Einiger jetzt behaupten will, die Flucht wäre geglückt, wenn man andere Maßregeln ergriffen hätte. Es ist richtig, daß der Marquis von Bouillé der Ansicht war, der König müsse auf der großen Straße über Rheims nach Montmedy fliehen; das hätte den Vortheil gehabt, daß es keine Aufmerksamkeit erregt hätte, wenn sich Truppen auf derselben bewegten, was unvermeidlich war auf der Nebenstraße über Clermont, wo man nicht gewohnt war Truppen zu sehen. Auf der andern Seite aber ist es schon festgestellt, daß die Nachricht von der Flucht auf der großen Straße sich bei weitem schneller fortsetzte und daß sie die Fliehenden überholt haben würde. Außerdem würde der König in Rheims, wo ihn jedes Kind von der Krönung her kannte, jedenfalls angehalten worden sein. Noch Andere behaupten, daß das Zurückbleiben des Herrn von Agoult Schuld an dem Mißlingen der Flucht sei; Herr von Agoult ist ein treuer, energischer Herr, ich habe die Ehre ihn persönlich zu kennen, aber er selbst ist, wie wir Alle, der Ansicht, daß weder er, noch sonst irgend Jemand allein im Stande gewesen wäre, das Gelingen der Flucht zu sichern. Auch das Unterbleiben des Scheinangriffs der östreichischen Truppen gegen Montmedy, den der Kaiser Leopold zugesagt hatte, um dem Marquis von Bouillé Gelegenheit zu geben, bedeutenderer Truppenmassen zu concentriren, ist nicht Ursache des

Mißlingens, es ist nur eine mehr zu den vielen Fatalitäten, die bei diesem Unternehmen bemerkbar wurden. Aber Sie haben recht, mein Herr, die Flucht war nahe daran zu gelingen, trotz aller Fatalitäten; will man Menschen die Schuld beimessen, so haben nur Lafayette und Drouet sie scheitern lassen; Lafayette's Erscheinung verursachte einen Aufenthalt, der das Ineinandergreifen der combinirten Bewegungen unmöglich machte, ohne Drouet's Dazwischenkunft wäre die Königliche Familie auch zu Varennes noch nicht angehalten worden."

So weit hatte der alte Diplomat gesprochen, als er sich plötzlich lebhaft erhob und rasch einem Herrn entgegen ging, der mit allen Zeichen höchster Eile unangemeldet in's Zimmer trat. Der Eingetretene war eben im Begriff zu reden, als sein Blick auf mich fiel und er verstummte.

„Herr von Rouvroy," antwortete der Ambassadeur auf diesen Blick, „kann Alles hören, er gehört zu den Unsern!"

„Ich zweifle nicht daran," rief der Fremde hastig, „das, was ich Eurer Excellenz zu melden habe, geht nicht nur einen, sondern zwei Herren von Rouvroy sehr nahe an. Excellenz, in letzter Nacht ist beim Ausschuß der Jacobiner eine Denunciation gegen Eure Excellenz, den Herrn Baron von Simolin dort, gegen den Grafen Fersen, die beiden Herren von Rouvroy, Herrn von Saint-André und noch eine ganze Reihe von Cavalieren wegen Beihülfe an der Flucht des Königs eingegangen, mit großer Mühe ist eine Vertagung dieser Angelegenheit bis auf diese Nacht durchgesetzt worden, den Unsrigen ist das glücklich gelungen, weil es spät in der Nacht war und nur noch Wenige zugegen. Verlassen Sie sich darauf, Excellenz, Sie Alle wird man in eine Untersuchung verwickeln!"

„Den Vertreter Ihrer Majestät der Kaiserin aller Reußen?" entgegnete der alte Diplomat mit verächtlichem Lächeln. „Das wird man nicht wagen!" setzte er dann stolz hinzu.

„Nein," versetzte der Fremde, „noch wird man das nicht wagen, Gensonné hat gerathen, zuerst von Eurer Excellenz nur die Erlaubniß zur gerichtlichen Vernehmung des Barons von Simolin zu verlangen; die anderen Herren aber wird man morgen bestimmt verhaften!"

„Ich werde die Erlaubniß zur gerichtlichen Vernehmung des Kaiserlich Russischen Botschafts-Secretärs Baron von Simolin nicht ertheilen!" bemerkte der Gesandte und sah seinen Berichterstatter scharf an.

„Man erwartet das auch gar nicht!" gab der lächelnd zur Antwort.

„Da lassen mir die Herren Jacobiner nur Gerechtigkeit widerfahren, dessen können sich nicht Viele rühmen!"

Der alte Diplomat lächelte.

„Excellenz haben Recht," meinte der Fremde, „aber die Jacobiner rechnen darauf, Eure Excellenz durch ihre Forderung in einen Streit zu verwickeln und dabei die Volksmasse nicht nur gegen Eure Excellenz, sondern gegen die Königin aufzuregen!"

Der Gesandte ging ein paar Mal rasch auf und ab in dem Gemach, dar-

nach war sein Entschluß gefaßt, und ganz kalt und kühl befehlend sprach er: „Sie werden dafür sorgen, mein Lieber, daß alle die Herren, welche durch diese Denunciation bedroht sind, so schnell als möglich gewarnt werden!"

Der Berichterstatter verbeugte sich.

„Sie werden den Herren sagen," fuhr der alte Diplomat fort, „daß die Russische Kaiserliche Gesandtschaft, oder vielmehr, daß der Baron Alexander von Simolin es sich zur Ehre schätzen wird, denjenigen Herren, welche in diesem Augenblicke vielleicht ohne die Mittel zur Flucht sind, die nöthigen Vorschüsse zu machen. Wir sind uns das schuldig, lieber Alexander, denn die Herren sind durch ein Unternehmen in Gefahr gerathen, bei dem wir betheiligt waren!"

„Ich bin ganz Ihrer Ansicht, mein Oheim!" entgegnete der junge Simolin.

„Das sind zwei ächte Edelleute!" dachte ich im Stillen bei mir.

„In zwei Stunden erwarte ich Sie wieder!"

Mit diesen Worten entließ der Gesandte den fremden Herrn, dieser zog sich mit einer tiefen Verbeugung zurück; ich erhob mich, um mich zu empfehlen.

„Schenken Sie mir noch einige Augenblicke, Herr von Rouvroy!" bat der Gesandte in verbindlichster Weise, indem er wieder Platz nahm und mich nöthigte, sitzen zu bleiben.

„Mein lieber Alexander," wendete er sich an seinen Brudersohn, „Du wirst Dich sofort rüsten, um als Courier mit Depeschen nach St. Petersburg zu gehen, richte Dich so ein, daß Du spätestens 4 Uhr Morgens abreisen kannst, Du wirst Deine Tour über Brüssel nehmen!"

„Mein Oheim!" rief der junge Simolin und richtete sich heftig auf, „Sie werden mir das nicht —?"

„Lieber Alexander," entgegnete der alte Diplomat, seine Dose zwischen den Fingern langsam herumdrehend, „ich könnte Dir sagen: gehorche, der Dienst der Kaiserin verlangt Deine sofortige Abreise, und ich könnte das um so ernstlicher sagen, als ich in der That Depeschen von Wichtigkeit für den Hof habe, die ich nicht gern einem Andern anvertrauen würde; ich brauche Dir erst nicht zu erklären, daß ich mir neue Verhaltungsbefehle erbitten muß in Bezug auf die letzten Ereignisse!"

„Mein Oheim!" unterbrach der junge Simolin ungeduldig seinen Oheim noch ein Mal.

„Ich könnte Dir das sagen," fuhr dieser ruhig fort, „aber ich will Dir etwas Anderes sagen, etwas, das Dich sicherlich bewegen wird, sofort Deine Abreise zu beschleunigen. Man wird, wie Du vernommen hast, das Ansinnen an mich stellen, Deine gerichtliche Vernehmung zu gestatten. Dieses Ansinnen muß ich zurückweisen, das will man aber, um einen Vorwand zu einer neuen Aufstachelung der revolutionären Leidenschaften zu gewinnen; man wird Deine ritterlich-schöne Verehrung für die edle Königin, die ich ja achte und theile, so alt ich bin, man wird die Gnade, welche die Königin Dir und mir in so reichem Maße bewiesen, benutzen, um eine neue, scheußliche Verleumdung gegen sie zu schleudern — kurz, mein Freund, wenn Du hier bleibst, ich rede nicht von persönlicher

Gefahr, sondern von der Gefahr, in welche Du Ihre Majestät die Königin bringst; es ist im Vortheil der Königin, daß ich Deine sofortige Abreise verlange, die, ich will es nicht in Abrede stellen, mir zugleich auch in meiner diplomatischen Stellung sehr erwünscht kommt!"

„Ich bin bereit sofort abzureisen!" erwiederte der junge Simolin mit einem schweren Seufzer.

„Das fällt Dir hart, mein lieber Alexander," bemerkte der Oheim, „das wird Dir aber leichter werden, mein Freund, wenn Du nur den Gedanken festhalten willst, daß Du der edlen Königin in diesem Augenblicke hier nichts nützen kannst, ihr aber wohl durch Deine schleunige Abreise von hier einen wesentlichen Dienst leistest."

„Ich bin bereit, Ihre Befehle zu empfangen, mein Oheim!" sagte der junge Mann aufstehend.

„Und nun, mein Herr," wandte sich der Gesandte zu mir, „wollen Sie nicht die günstige Gelegenheit benützen und mit Ihrem Herrn Bruder diesen lieben Alexander nach Brüssel begleiten? Ich glaube, die beiden Herren sind so schwer bedroht, daß sie keine Gelegenheit zur Flucht mehr versäumen dürfen."

Da ich schon vorher die Absicht gehabt hatte, Frankreich zu verlassen, so besann ich mich keinen Augenblick, das eben so freundliche als großmüthige Anerbieten des edlen Diplomaten anzunehmen, und ich glaubte das auch für meinen Bruder zu können, der vielleicht noch schwerer bedroht war als ich, weil die beiden verhafteten Kammerfrauen, welche er aus Paris geführt, ihn durch eine einzige unvorsichtige Antwort in's Verderben stürzen konnten.

Ich glaube, daß es für den jungen Simolin ein rechter Trost war, diese Reise, die ihm bei seiner leidenschaftlichen Verehrung für die Königin Marie Antoinette unglaublich schwer fiel, in Begleitung meines Bruders machen zu können, der ihm innig verbunden war und die Gefühle ritterlicher Aufopferung wohl zu würdigen verstand.

Als ich mich bei dem Gesandten verabschiedet hatte, eilte ich um meinen Bruder aufzusuchen, der nach einigen Zögerungen sich auch bereit zeigte, sofort mit dem jungen Simolin nach Brüssel abzureisen. Er war als ein eifriger Royalist gern bereit, sein Leben einzusetzen im Kampfe für die Königliche französische Familie, er hatte aber allerdings nicht Lust, sich ganz nutzlos einsperren und verurtheilen zu lassen. Es erforderte wenig Zeit, unsere Angelegenheiten zu ordnen, und es war noch Tag, als wir in dem Hôtel der Russisch Kaiserlichen Gesandtschaft eintrafen. Der alte Herr hatte mir nämlich dringend gerathen, sobald als möglich eine Zuflucht bei ihm zu suchen, damit wir nicht etwa vor der Abreise noch festgehalten würden.

Der junge Simolin empfing uns mit der ernsten, ja trüben Freundlichkeit, die ihm seit der Gefangennehmung der Königlichen Familie in Varennes eigen war, die ihn auch im Leben nie wieder ganz verlassen hat. Fast zwei Stunden später als wir kam der Ambassadeur selbst zurück und zwar in voller Galla, in seiner Staats-Carosse mit Fackeln und Dienern. Der alte kluge Herr hatte sich entschlossen, die nöthigen Pässe für uns zwar schriftlich von dem Minister der aus-

wärtigen Angelegenheiten zu fordern, wie es Herkommen war, aber um jeden Aufenthalt zu vermeiden, zugleich persönlich dieselben einzuholen.

In der That, man hatte nicht gewagt, ihm die Päſſe zu verweigern, obwohl eine Stunde vorher dem ſpaniſchen Geſandten ein ähnliches Begehren ohne Weiteres abgeſchlagen worden war.

Uebrigens hatte er ſich bei dieſer Fahrt auch recht gut überzeugen können, daß ihm ein Sturm drohe, und daß ſeine Gegner in lebhafter Bewegung; denn an verſchiedenen Orten hatte man das Erſcheinen des Galla-Wagens, ſo bald man den Ruſſiſch Kaiſerlichen Ambaſſadeur darin erkannte, mit wildem Geheul und grimmigen Drohungen begrüßt; ſelbſt Steine waren nach dem Geſandten geworfen worden.

„Das machte mir viel Vergnügen," erzählte uns der alte Herr wirklich mit ſichtlicher Befriedigung, „denn Sie können ſich denken, in welcher Aufregung ich bei dem Miniſter ankam; ich überreichte ihm einen der Steine, der glücklicher Weiſe in dem Wagen liegen geblieben war, und fragte ihn entrüſtet: ob das die Art ſei, wie man in Frankreich das Völkerrecht achte und die Unverletzlichkeit des Vertreters einer befreundeten Macht ehre! Dadurch, meine Freunde, zwang ich den Herrn Miniſter nicht nur, ſich zu entſchuldigen und mir ſein Bedauern auszuſprechen, ſondern auch, ſich willfährig gegen meine Wünſche zu zeigen — ſehen Sie, ein Diplomat, den man in die Lage bringt, ſich entſchuldigen zu müſſen, der iſt ſchon halb ſeiner Widerſtandsmittel beraubt!"

In ganz unnachahmlicher Weiſe ſchilderte uns dieſer merkwürdige alte Staatsmann ſeine Unterredung mit dem Miniſter und die Art, wie er ihn vermocht hatte, die Päſſe zu ertheilen, dann zog er ſich zurück, um die Depeſchen für ſeinen Verwandten zu beſorgen. Ich ſah ihn vor der Abreiſe nicht wieder, ſondern erſt ein Jahr ſpäter zu Brüſſel.

Morgens gegen vier Uhr verließen wir Paris in einer leichten Caleſche, mein Bruder Alexander, als Courier verkleidet, zu Pferde voraus. Der Poſtillon begann zu blaſen, als er die Barriere hinter ſich hatte, es war eine rührende Melodie, die damals im Contraſt zu den Blut- und Gewaltſcenen ſehr beliebt war; ich erinnere mich nur noch der beiden folgenden Verſe:

„Salut! beau pays de la France,
Salut! séjour delicieux;
Témoins de la plus tendre enfance,
Je vous revois, je suis heureux.
Au son bruyant de la trompette,
Au bruit terrible du canon,
Je préfère tendre musette
Et le tambourin de vallon."

Ich hörte, wie der junge Simolin bei den Klängen des Poſthorns bitterlich weinte.

Ohne weitere Abenteuer kamen wir am folgenden Tage über die Grenze. So endete mein Aufenthalt zu Paris im Jahre einundneunzig!"

Eine Stimme aus Dänemark.

Kopenhagen, im Mai.

Die in Ihrer zweiten Kammer stattgehabten Verhandlungen über die schleswigsche Sache bieten so reichen Stoff zu Betrachtungen dar und enthalten so viele, meiner Meinung nach falsche und unhistorische Auffassungen, daß ich leicht Gefahr laufen könnte, zu unbescheidene Anforderungen an den Raum Ihres geehrten Journals und an die Geduld seiner Leser zu machen, wenn ich der so lockenden Versuchung nachgeben und auf eine eingehende Behandlung dieses Themas mich einlassen wollte. Ich ergreife daher die Feder mit dem festen Vorsatze, den Lockungen zu widerstehen und mich auf wenige Bemerkungen und thatsächliche Berichtigungen zu beschränken.

Es versteht sich von selbst, daß in meinen Augen weder ein Schleswig-Holstein existirt, noch zu existiren berechtigt ist; es versteht sich aber eben so sehr von selbst, daß man gegnerischer Seits an dieser Fiction, trotz aller Proteste und aller Einwendungen dagegen, so lange festhalten wird, als die Feindschaft gegen Dänemark dauert. Ich habe nur der Ordnung wegen und als treuer Advokat des von mir als wahr erkannten Rechtes jene protestirende Bemerkung machen wollen.

Obgleich ich nicht im Stande bin, die Wirkung auf die dänische Regierung zu bestätigen, welche sich Herr v. Vincke von der Kammerverhandlung versprach, indem ich nicht weiß, ob und in welchem Grade sich dieselbe darüber geärgert hat, so kann ich doch, in Erwartung, dem genannten Herrn einige Genugthuung zu verschaffen, versichern, daß die Freundschaft für Preußen hier im Lande dadurch keinen Zoll breit gewonnen.

Dagegen will ich nicht zu bemerken unterlassen, wie es Anerkennung gefunden, daß Herr v. Blanckenburg, trotzdem er es für gut fand, sich dem Kammerbeschlusse anzuschließen, doch auf das für Preußen wenig Ersprießliche des feindlichen Auftretens gegen Dänemark aufmerksam machte. Es beweist dies, daß die Ansicht, welche ich wiederholt Ihnen gegenüber ausgesprochen habe, und zu welcher auch das „Preußische Volksblatt" neulich sich so entschieden bekannt hat, daß es eine unkluge Politik ist, wenn Preußen im jetzigen Augenblicke, statt sich Freunde zu schaffen, sich seine Nachbarn und natürlichen Bundesgenossen zu Feinden macht, doch nicht ohne wichtige und gewiegte Anhänger in Preußen ist.

Herr v. Vincke glaubte auch die Parallele, welche der polnische Abgeordnete v. Bentkowsky gezogen, dadurch entkräften zu können, daß er diesem die geistreiche Bemerkung entgegenwarf: die Posener seien Preußen, die Schleswiger aber keine Dänen. Ich will recht von Herzen wünschen, daß die Bewohner der Provinz Posen, die Polen, recht bald gute Preußen werden mögen, wie sie schon jetzt Preußen, d. h. Unterthanen der preußischen Monarchie, Bewohner des preußischen Großherzogthums Posen sind. In demselben Ver-

stande aber, wie Jene Preußen, sind auch die Schleswiger Dänen, d. h. Unterthanen der dänischen Monarchie, Bewohner des dänischen Herzogthums Schleswig.

Herr Reichensperger hat über den Druck seiner katholischen Glaubensgenossen in Schleswig geklagt. Obgleich dort die Katholiken manchen Beschränkungen in Bezug auf Religionsübung unterworfen sind, so sind diese in der älteren Gesetzgebung begründet und keineswegs im Sinne der dänischen Regierung, die ohne Zweifel nicht anstehen wird, nachdem in der letzten Versammlung der schleswigschen Provinzialstände zum ersten Male Anträge wegen größerer Freiheit der Katholiken gestellt sind, eine betreffende Veränderung in der betreffenden Gesetzgebnng anzubahnen. Wenn die Stände ihre Zustimmung hiezu nicht versagen, ist wahrscheinlich die dänische Regierung die letzte, die an solchen Beschränkungen festhält.

Wenn es nun überall schon hinlänglich bekannt war, daß die preußische repräsentative Versammlung von der lebhaftesten Sympathie für „Schleswig-Holstein" beseelt ist, so daß also jene jüngsten Verhandlungen in dieser Hinsicht keine für uns überraschenden Resultate hervorbrachten, so war dagegen das Auftreten des preußischen Ministeriums und in erster Linie des Ministers v. Schleinitz allerdings höchst eigenthümlicher Art und wohl der Mühe werth, etwas näher darauf einzugehen.

Während bei den Verhandlungen über die kurhessische Frage die giftigsten Angriffe auf die deutsche Bundesversammlung keine Widerlegung am Ministertische erfuhren, und Herr v. Vincke und Consorten ungeahndet in der höhnendsten Weise derselben jede rechtliche Basis abstreiten konnten, während im Gegentheil das Ministerium selbst gegen den Bundestag auftrat und seine Berechtigung in der Sache bestritt, — kommt es bei der schleswigschen Frage mit der Erklärung zum Vorschein, daß es den Bundestag nicht allein als factisch, sondern auch als rechtlich bestehend ansehe. Herr v. Schleinitz erklärt die Sache Schleswigs für eine europäische, versichert, daß Preußen sowohl als europäische Macht, wie als Mitglied des Bundes sich derselben annehmen werde, äußert aber zugleich die Meinung, daß der Bundestag nicht länger werde umhin können, gegen Dänemark auch wegen Schleswigs einzuschreiten.

Erkläret mir, Graf Oerindur,
Diesen Zwiespalt der Natur!

In der rein deutschen kurhessischen Angelegenheit erkennt man die Competenz des deutschen Bundestages nicht an, in der europäischen Angelegenheit, Schleswig betreffend, erwartet man ein Vorgehen des deutschen Bundes, trotzdem man Preußens Eigenschaft als europäische Großmacht so scharf betont, und es einer solchen doch weit eher als dem Bundestage zukäme, in einer europäischen Angelegenheit aufzutreten.

Was können Herr Schleinitz und seine Collegen dagegen einwenden, wenn man diese auffallende Erscheinung sich folgendermaßen erklärt?: „Die „geehrten Herren speculiren augenblicklich stark in Popularität, daher mußte der „unpopuläre Bundestag mit seinem Beschlusse in der kurhessischen Sache ver-

„horrescirt werden; in der schleswigschen Angelegenheit kann man dagegen, wie „Herr Schleinitz sehr wohl weiß, außerordentlich leicht die gewonnene Popularität „einbüßen, weil dieselbe eben keine deutsche ist, und daher ein gar zu entschie„denes Auftreten nicht zu beseitigenden Widerstand bei andern europäischen „Mächten finden wird. Dem will man aber natürlich den Bundestag lieber „aussetzen, als sich selbst, daher schiebt man diesen in der europäischen Angelegen„heit vor, während man in der deutschen trotz seiner selbst handeln will. Man „läßt sich in der kurhessischen Sache ein Vertrauensvotum geben und erfreut „in der schleswigschen die Kammer durch die lebhafteste Sympathie mit der „herrschenden Stimmung und der feindseligen Gesinnung gegen eine benach„barte Macht."

Das macht volksthümlich! — Doch ich will den Herren auch von Herzen gern diese Popularität gönnen, deren sie möglicher Weise bedurften, um mit größerem Muthe wenige Tage nach diesen beiden wahrhaft rührende Einigkeit zwischen Regierung und Repräsentation verrathenden Verhandlungen mit der Forderung von 9 Millionen vor die Kammer treten zu können.

Gegen dies auffallende Verfahren des preußischen Ministeriums dürfte indessen diesseitig Nichts einzuwenden sein; in wie weit dasselbe und die ihm zu Grunde liegende Tendenz Preußen zum Heile gereichen kann oder nicht, das zu untersuchen ist nicht meine Sache; es verbleibt mir vielmehr nur noch ein Punkt, aber freilich von meinem Standpunkte aus der hauptsächlichste, zu besprechen übrig.

Herr v. Schleinitz, Preußens Minister für die auswärtigen Angelegenheiten, hat sich das Verdienst erworben, eine ganz neue Theorie über die Treue gegen den angestammten Landesherrn erfunden zu haben, indem er nämlich äußerte: „Die deutschen Herzogthümer (darunter ist nach Sr. Excellenz Meinung auch Schleswig zu verstehen) hätten niemals die unverbrüchliche Treue gegen dem angestammten Landesherrn außer Acht gelassen!!"

Sie müssen mir schon gestatten, etwas näher auf diese wunderbare Behauptung einzugehen, denn ich will und kann mich nicht darauf beschränken, derselben gegenüber einfach auf die unbestreitbaren Thatsachen hinzuweisen, daß die Herzogthümer Jahre lang Krieg gegen ihren Landesherrn geführt haben, daß eine der ersten Handlungen ihrer Behörden die Einverleibung Schleswigs in den deutschen Bund und die Beschickung der deutschen Nationalversammlung, glorreichen Angedenkens, mit Abgeordneten aus Schleswig war. In alle dem scheint man ja keinen Treubruch gegen den angestammten Landesherrn sehen zu wollen.

Ich habe aber andere Thatsachen anzuführen, eben so unbestreitbare, aber auch den Treubruch der Herzogthümer, ich sollte meinen, selbst für Herrn von Schleinitz außer jedem Zweifel stellende. — Gern hätte ich den Lesern, gern mir selbst den Rückblick in eine Zeit erspart, an die man nur mit Widerwillen und innerer Empörung zurückdenken kann; die dreiste Behauptung des Herrn von Schleinitz macht mir das unmöglich. — Ich lasse einfach die Thatsachen, die in

vor mir liegenden Actenstücken enthalten sind, reden, es bedarf weiterer Auseinandersetzungen nicht.

Im Jahre 1849 während der schwebenden Friedensunterhandlungen zwischen der deutschen Centralgewalt und Dänemark, strömten aus allen Theilen der Herzogthümer Holstein und Schleswig Adressen und Petitionen bei der insurrectionellen schleswig-holsteinischen Landesversammlung ein. Ich habe aus den Berichten über die Verhandlungen derselben die Ankündigungen des Präsidenten über die eingegangenen Sachen in nur sechs Sitzungen nachgelesen, und zwar in der 114. vom 28. April, der 115. vom 7. Juni, der 116. vom 8. Juni, der 117. vom 9. Juni, der 118. vom 11. Juni, der 120 vom 14. Juni 1849. In diesen 6 Sitzungen meldete der Präsident Bargum u. A. als eingegangen eine große Zahl von Petitionen an, die zusammen c. 13,765 Unterschriften trugen, und alle die Aufhebung der Personalunion mit Dänemark als conditio sine qua non für den Frieden forderten. Dieselben kamen aus fast allen Gegenden der beiden Herzogthümer, und zwar aus: Neumünster, Lütjenburg, Riesum, Niebüll, den verschiedenen Krogen an der Westküste Schleswigs, Fahretoft, Deetzbüll, Altona, Segeberg, Apenrade, Kagen, Kellinghusen, Kiel, Warder, Preetz, Schönberg, Meldorf und Umgegend, Rendsburg, aus dem 30. holst. Wahldistrict, aus Hartmoor, Amt Travendahl, vom Altonaer Stadtcollegium, Oldenswort, vom Landvorstehercollegium der Süderdithmarschen, vom 22. holst. Wahldistrict, Ahrensbök, Neumühlen rc., Hanerau, Amt Reinbeck, Herrschaft Pinneberg, Wiek im Amte von Kronshagen, Wiedingharde, Tondern, Probstei und Süderdithmarschen.

Nun einige Proben aus diesen Petitionen: In der aus Riesum in der Böckingharde, Amts Tondern, heißt es: „die Petenten sehen es als ihre heilige Pflicht an, sich gegen die hohe Landesversammlung dahin auszusprechen, daß ein Friedensschluß nur unter der Bedingung von nachhaltigem Segen begleitet sein werde, wenn — der Dänenkönig Friedrich VII. seiner Herzogskrone verlustig erklärt wird." Sie richteten daher die Bitte an die Landesversammlung, am Sitz der Centralgewalt dahin zu wirken, daß — festgestellt werde, — der Dänenkönig Friedrich VII. hört auf Herzog von Schleswig zu sein."*) — Eine andere dieser Petitionen beginnt so: „der König Friedrich VII. hat uns zum zweiten Male mit Krieg überzogen, er droht, das schleswig-holsteinische Volk zu vernichten; daher ist der Haß gegen das dänische Volk und dessen König so groß. . . . rc. Aus der Petition von Apenrade, d. d. 14. Mai 1849, welche von 8 deputirten Bürgern, einem Senator und 128 andern Bürgern unterzeichnet ist, führe ich folgende Bruchstücke an: Nachdem im Eingange gesagt ist, wie man Anfangs angenommen, der König sei unfrei und dem Vorschreiten der dänischen Regierung gegen die Herzogthümer fremd, weshalb sich denn diese erhoben hätten, um die Rechte ihres unfreien Herzogs zu wahren, wodurch sie denn in glän-

*) Diese Petition war auch von dem Pastor der Gemeinde Riesum unterzeichnet, der noch heute Pastor in Riesum ist. So handelt die despotisch genannte dänische Regierung, freilich nicht zu ihrem Vortheile. In Oestreich verstand man es besser.

zender Weise ihren Sinn der Treue gegen ihr angestammtes Fürstenhaus und für Aufrechterhaltung ihrer gesetzlichen und rechtlichen Zustände bewährt hätten, einen Sinn, „den sie selbst noch im Laufe des blutigen Krieges und selbst da noch zu bewahren suchten, als schon die Unfreiheit des Herzogs sehr zweifelhaft geworden war!" heißt es dann wörtlich weiter:

„Jetzt nun ist an die Stelle dieses Zweifels völlige Gewißheit getreten: Friedrich VII. hat es selbst erklärt, daß er in seinen Entschließungen immer frei gewesen und noch sei; er hat diese Erklärungen als wahr durch seine Handlungen bestätigt. Abermals steht durch seinen Willen eine fremde Armee mit blutigem Schwerdte uns gegenüber, abermals sind Ströme Bluts unserer Brüder und Söhne geflossen, abermals ist das Land um seine auf den Schlachtfeldern gefallenen Lieben in Trauer und Schmerz versetzt worden, und noch immer hat es nicht einmal die Genugthung erhalten, sich von der Gemeinschaft mit diesem Fürsten befreit zu wissen. Friedrich VII. hat erklärt und bewiesen, daß seine Beschlüsse in den feindlichen Maßregeln auf die Herzogthümer immer freie gewesen seien; er hat also damit erklärt, daß er als freier Fürst mit freiem Willen durch eine fremde bewaffnete Macht unsere alten beschworenen und besiegelten Landesrechte absichtlich mit Füßen getreten, alle Leiden und Drangsale des Krieges über unser Land gebracht, unsere Brüder und Söhne in der Vertheidigung unserer Freiheit und Ehre mit Kartätschen niedergeschossen, unsere Saatfelder mit einer fremden Armee zertreten*), unsern Handel und Wandel durch dänische Kriegsschiffe zerstört und so den Wohlstand des Landes auf lange Zeit vernichtet; daß er sich freiwillig zu unserm Unterdrücker und Henker herabgewürdigt, freiwillig die Fackel der blutigen Zwietracht, des tödtlichen Hasses in unsere friedlichen und ruhigen Familienkreise geschleudert und endlich durch öffentliche und unverhohlene Kundgebungen den Aufruhr und Bürgerkrieg in unserem Lande zu entzünden gesucht habe: und die Bewohner Schleswig-Holsteins und gegenwärtig wir die unterzeichneten Einwohner in Apenrade, als ein Theil von jenen, erklären deshalb hiemittelst: Friedrich VII., König von Dänemark, feierlichst für einen Verräther an seinem deutschen Lande und an seinem deutschen Volke! der sein Recht auf die schleswig-holsteinische Herzogskrone auf immer verwirkt hat, der unwürdig ist, diese Krone jemals wieder zu tragen. Wir können und wollen von jetzt an Friedrich VII. nicht mehr als unsern Landesfürsten anerkennen, wir sind bereit, und mit uns gewiß ganz Schleswig-Holstein, diesen Willen nöthigenfalls mit den Waffen in der Hand zur Geltung zu bringen. Wir bitten daher die hohe Landesversammlung, diesem unsern bestimmten Willen bei der hohen deutschen Centralgewalt in geeigneter Weise einen kräftigen, entschiedenen und befürwortenden Ausdruck verleihen zu wollen und ungesäumt dieselbe zu veranlassen,

den dänischen König Friedrich VII. der schleswig-holsteinischen Herzogskrone auf ewige Zeiten für verlustig zu erklären.

*) Ich muß wohl des Verständnisses halber bemerken, daß mit dieser fremden Armee die dänische gemeint ist.

Dieses Verlangen bewegt sich absolut nur auf dem Boden des Rechts und beansprucht lediglich nur das, was das Recht gebieterisch fordert und was unsere Landesvertretung längst auszusprechen berechtigt war: Absetzung eines wortbrüchigen landesverrätherischen Fürsten." . . . . .

In der Sitzung vom 9. Mai 1849 der beiden Stadtcollegien Altona's wurde beschlossen . . . . . .

> „eine Petition an die Statthalterschaft und die Landesversammlung zu richten, daß sie mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln darauf hinwirken, beim Frieden die Gemeinschaft des Landesherrn zwischen den Herzogthümern und Dänemark aufzuheben;

sowie:

> diese Petition behufs Einsammlung von Unterschriften in den Häusern herumtragen zu lassen."

Die Petition erhielt 2733 Unterschriften.

Unter dem 30. Juni 1849 überreichte die Landes-Versammlung der Statthalterschaft durch eine Deputation eine mit 65 gegen 20 Stimmen*) genehmigte Adresse, aus welcher folgender Passus hier Platz finden mag:

„Die Landes-Versammlung darf es indessen nicht unerwähnt lassen, daß zahlreiche Eingaben aus fast allen Theilen der Herzogthümer an sie gelangt sind, welche den freilich über den Inhalt des Staatsgrundgesetzes hinausgehenden, aber durch die Ereignisse täglich neu hervorgerufenen Wunsch mehr oder minder dringend aussprechen, daß das Band, welches bisher die Herzogthümer Schleswig-Holstein mit dem Königreiche Dänemark verbunden hat — die Gemeinsamkeit des Landesherrn — durch den Frieden gelöst werden möge. Dieser Wunsch, welcher im Lande allgemein verbreitet ist, und dem jedenfalls eine sittliche Berechtigung zur Seite steht, greift einem Ereignisse, welches doch dem Laufe der Natur nach dereinst erfolgen muß, insofern nur um einige Jahre vor, als nur der Mannsstamm des Oldenburgischen Hauses zur Erbfolge in den Herzogthümern berechtigt ist, und das Aussterben der älteren Königlichen Linie in vielleicht naher Aussicht steht. Allein diese, wenn auch kurze, Dauer jenes Verhältnisses dürfte doch zu sehr ernsten Bedenken Veranlassung geben. Denn wir hegen die Ueberzeugung, daß ein friedliches Verhältniß zwischen den Schleswig-Holsteinern und Dänen nicht eher dauernd hergestellt werden kann, als bis auch die Gemeinsamkeit der Person des Fürsten ihr Ende erreicht haben wird.

. . . .
. . . .

„Ob aber die Auflösung der Personal-Union mit Dänemark schon jetzt erreicht werden kann, wird abhängig sein von dem Gang, den die Entwickelung allgemeinerer Verhältnisse nehmen wird, auf welche einzuwirken uns vielleicht nicht vergönnt ist. Die Unterhandlungen und die während derselben eintretenden Ereignisse, deren Beurtheilung wir vertrauensvoll der Statthalterschaft anheimstellen, mögen darüber entscheiden, ob und wie weit es rathsam ist, von

hier aus vorzugsweise auf die Auflösung des Unionsverhältnisses zu Dänemark hinzuwirken. . . . ."

Aus den Verhandlungen über diese Adresse, über die wegen Aufhebung der Personal-Union eingegangenen Petitionen und über die gleichartige von Mitgliedern der Landesversammlung gestellten Anträgen setze ich folgende Aeußerungen hierher, die ich aufs Gerathewohl aus den dickleibigen Berichten ausgezogen.

In der 112ten Sitzung äußerte ein Mitglied (nomina odiosa sunt) u. A.: „Wir sind dahin gekommen, daß unser eigener Fürst uns das Schwert zur Nothwehr wider ihn selbst in die Hände drang. Was seitdem geschehen, wissen wir Alle; die Illusion eines unfreien Herzogs wurde festgehalten, der schmähliche Waffenstillstand von Malmöe wurde hingenommen, in der Hoffnung, daß unser Fürst über seine Pflichten gegen uns zur Besinnung kommen möchte, dennoch hat er den Krieg gegen uns wieder eröffnet. Nach Allem diesen kann Friedrich VII. unser Herzog nicht mehr sein, er hat sich selbst gerichtet, und die Geschichte wird ihn richten."

Ein anderes Mitglied: „Ich meinerseits gehe nun bei diesem Antrage hauptsächlich davon aus, durch denselben darauf hinzuwirken, daß Friedrich VII. nicht länger unser Herzog bleibe. Wenn das Volk sich auch bisher weniger entschieden und allgemein hierüber ausgesprochen hat, so bin ich doch davon überzeugt, daß das Gefühl der Unmöglichkeit, daß Friedrich VII. künftig wieder unser Herzog sein könne, tief im Herzen des Volkes ist."

In der 125. Sitzung wurde von einem gelehrten Mitgliede ein sehr umfassender Vortrag zur Begründung der Berechtigung, den Landesherrn abzusetzen, gehalten, aus welchem ich folgende Passage wähle, da sie auch in moralphilosophischer Beziehung recht interessant ist: „Gesetzt aber auch, die Frage, (Aufhebung der Personalunion) wäre keine reine Rechtsfrage, sondern eine Gewissensfrage, gesetzt, man wolle das klare Wort der Vereinbarung von 1460 nicht zur Anwendung bringen, weil Friedrich VII. unfrei gehandelt habe, so tritt die Sache vor den Richterstuhl der Moral, und es fragt sich, wie sich diese darüber ausspricht. Das sittliche Bewußtsein des schleswig-holsteinschen Volkes spricht es laut aus, daß die Art und Weise, wie der Landesfürst gegen dasselbe in diesem Kriege verfahren ist, wie das dänische Volk sich gegen Schleswig-Holstein und einzelne Schleswig-Holsteiner benommen hat, es zur Unmöglichkeit machen, diesen Fürsten wieder an der Spitze der öffentlichen Angelegenheiten zu sehen, mit dem dänischen Volke wieder einen Fürsten gemein zu

*) 12 von den 20 gegen die Adresse stimmenden Mitgliedern motivirten ihre Stimmen folgendermaßen: „Da sie ihre Pflicht zur Aufrechterhaltung der deutschen Reichsverfassung und des Schleswig-Holstein'schen Staatsgrundgesetzes mit den in die Antworts-Adresse an die Statthalterschaft aufgenommenen Sätzen über die Grundlage des Friedens und die Reichsverfassungs-Angelegenheit nicht im Einklange, und das Wohl des Landes wie des ganzen Deutschlands durch den Satz der Adresse, betreffend die Personal-Union, nicht gewahrt erachten, so erklären sie, die beschlossene Adresse nicht als den Ausdruck ihrer Ueberzeugung betrachten zu können, und deshalb dagegen gestimmt zu haben.

haben. Die Moral erlaubt sich ein Urtheil über den Werth des Willens und Handelns des Einzelnen. Tritt nun die Handlungsweise eines Volkes, eines Fürsten, einer öffentlichen Person mit diesem sittlichen Bewußtsein eines Volkes in Widerspruch, so greift die Collision so in die innerste Gesinnung desselben, daß eine Aussöhnung nicht denkbar ist. Ich brauche Ihnen, m. H., die Ausdrücke des empörten sittlichen Gefühls, wie sich in den eingegangenen Petitionen, welche unser verehrlicher Präsident hier verlesen hat, finden, nicht in's Gedächtniß zurückzurufen. Sie geben aber ein Zeugniß, wie das Volk sich in seinen Menschenrechten, in seinem Gewissen beleidigt und verletzt fühlt; sie rufen die Frage in's Leben, wie es nach dieser Ansicht von dem Fürsten eine sittliche Möglichkeit ist, demselben Treue zu geloben? Nie würden die Herzen es thun, könnten die Lippen auch gezwungen werden. Zu tief ist die öffentliche Moral durch das Benehmen des dänischen Volkes und seines Königs verletzt worden, zu entfremdet, zu feindlich steht er unserm Volke gegenüber, als daß er selbst es wünschen könnte, je hier wieder die verwirkten Regierungsrechte einzunehmen."

138. Sitzung: „.... — Daß der König Friedrich VII. nicht allein nach Inhalt der Landesprivilegien, sondern auch nach dem allgemeinen Völkerrecht seine Krone verwirkt habe, ist nicht zu bezweifeln."

135. Sitzung: „.... Sie wissen, m. H., daß der Hochverrath in den bestehenden Gesetzen mit den schwersten Strafen bedroht ist, daß der Hochverräther*) nicht nur mit dem Tode bestraft, das öffentliche Andenken an ihn vernichtet und sein sämmtliches Vermögen eingezogen werden soll, sondern daß auch die schuldlosen Kinder des Hochverräthers von schwerer Strafe betroffen werden sollen. Kehrt man nun das Verhältniß um und fragt sich, welche rechtlichen Folgen soll es haben, wenn der Fürst mit gewaltsamer Hand die Grundverfassung des Staates angreift, erscheint es da nicht im höchsten Grade natürlich, daß derselbe mindestens das Regierungsrecht, welches ihm die Möglichkeit zu jenem Angriff auf die Staatsgrundverfassung gegeben hat, und ihm auch für die Zukunft die Möglichkeit zur Erneuerung ähnlicher Angriffe eröffnen würde, verliere? —"

Ich glaube nun der sauberen Proben genug geliefert zu haben, und will nur noch die Leser wegen des Gefühls von Ekel um Entschuldigung bitten, das sie beim Lesen derselben überkommen muß, wie es mich bei dieser Arbeit verfolgt hat.

Und das nennt Herr von Schleinitz: niemals die Treue gegen den angestammten Landesherrn aus den Augen lassen!

Nein, das Wort sie sollen lassen stahn, das ein Mitglied der holsteinischen Ritterschaft, Graf Carl Moltke, in einem offiziellen Actenstücke ausgesprochen hat, daß es Aufruhr in den Herzogthümern war, „der schändlichste, der je in irgend einem Lande stattgefunden hat, ein Aufruhr, der durch die

*) Der Mann, der sich hier das verdiente Urtheil spricht, ist jetzt Etatsrath und ein hochgestellter Beamter des Königs, für dessen Thronentsetzung er redete und stimmte.

unverschämtesten Lügen und Verleumdungen vorbereitet, mit dem schwärzesten Verrath begonnen, mit unerhörter Hartnäckigkeit, Hochmuth und Grausamkeit fortgesetzt und mit Niederträchtigkeit geendet wurde!" —

Eine Erinnerung an die deutsche Reichsarmee.

Wenn die Periode des siebenjährigen Krieges des Merkwürdigen und Lehrreichen so unendlich viel enthält, daß sowohl der denkende Geschichtsfreund, als auch vor Allem der sein Fach studirende Militair mit stets steigendem Interesse sich zwar der an oft wunderbaren Begebenheiten so reichen Zeit zuwendet, so führt sie andrerseits aber auch auf manche fast komische Seite, wenn man die damalige Organisation einzelner Truppentheile einer nähern Betrachtung unterzieht. In dieser letzten Beziehung bietet uns die Reichs- oder Executions-Armee, welche beim Ausbruche des siebenjährigen Krieges dem vom preußischen Siegesglück bedrohten Oestreich helfen sollte, ein höchst interessantes Bild dar. — Da das deutsche Reich zu dieser Armee 60,000 Mann zu stellen hatte, so war durch die Reichsmatrikel jedem Fürsten das ins Feld zu schickende Contingent auferlegt.

Wir befassen uns heute ausschließlich mit dem vom Fürstbischofe zu Paderborn zu armirenden und zu stellenden Contingente, bestehend in 1 Bataillon Infanterie zu 819 Mann, dessen Unterhaltung im Felde dem Lande für jeden Monat in der Regel 5- bis 6000 Thlr. kostete. In möglichster Eile war dieses Bataillon zusammengebracht; es fehlte beim Ausmarsche in der Summe kein Mann, aber Allen fehlte der kriegerische Geist; — es waren Söldner aus dem niedrigsten Haufen des Volkes. Der damalige Befehlshaber, Generallieutenant v. Mengersen, wurde nach dem Kanonendonner, den man aus Sachsen und Böhmen vernahm, — krank, — und erhielt mit einigen andern von derselben Krankheit heimgesuchten Offizieren die Erlaubniß, zur Huth der Invaliden zurückzubleiben. An seiner Stelle übernahm der Oberst Ewald v. Kleist das Commando. Im Monat August 1757 rückte das Bataillon aus Paderborn und stieß schon am 11. September bei Erfurt zur Reichsarmee, welche der Herzog von Hildburghausen nach der Vereinigung mit dem französischen Heere unter dem Prinzen von Soubise, der von seinem Hofe gegen den König von Preußen detachirt war, gegen Leipzig führte. Zu den beiden vereinigten Armeen stießen auch noch einige Kaiserliche Regimenter.

König Friedrich ließ sie hier nicht lange warten; doch kaum hatten sich die Preußen gezeigt, als die Reichsarmee mit ihren Hülfstruppen, dem Häuflein Friedrichs an der Zahl weit überlegen, ohne langes Bedenken sich sogleich in größter Eile nach Erfurt zurückzog, dann sich auf Eisenach und weiter wendete, so daß Friedrich ohne allen Widerstand den Laufenden durchs ganze Reich hätte folgen können. Indeß zog der König vor, sich mit seiner Armee wieder nach Leipzig zu begeben, wo er ein mäßiges Observationscorps unter dem Generalfeldmarschall v. Keith stehen ließ, während er den andern Theil seines Heeres gegen seine übrigen Gegner führte.

Nachdem sich die Reichsarmee von ihrem ersten Schrecken erholt hatte, rückte auch sie wieder mit der französischen Armee gegen Leipzig vor, um diese Stadt zu nehmen, doch wurde diese Unternehmung durch so viele Zwischenspiele hingehalten, daß der October verstrich, ohne daß etwas Erhebliches vorfiel.

Friedrich, der indeß in der Lausitz lange auf die Gelegenheit, den Oestreichern eine

Schlacht zu liefern, gewartet hatte, rückte nun auf Leipzig an, um hier zu versuchen, ob er dem freilich überlegenen Feinde etwas werde anhaben können.

Hier kam es dann am 5. November 1757 zu der denkwürdigen und in der Kriegsgeschichte unvergeßlichen Schlacht bei dem Dorfe Roßbach, wo gleich zu Anfang der Schlacht sich der Reichsvölker sowohl, als auch der Franzosen eine derartige Verwirrung und Muthlosigkeit bemächtigte, daß sie wie Spreu vor dem Sturme auseinanderstoben und ihr Heil in unaufhaltsamer Flucht suchten. Spottend stellte daher nach einigen Tagen der alte Fritz die Frage: „Welcher deutsche Fürst hat die größte Pracht?“ Er antwortete selbst: „Der von Hildburghausen, denn er hat 50,000 Läufer.

Die Reichstruppen, deren Armatur so schlecht war, daß von hundert Gewehren kaum zwanzig losbrannten, liefen zuerst und am weitesten. Vernehmen wir nun von dem Obersten v. Kleist selbst, wie es dem Paderborner Bataillon, welches mit zwei Münster'schen und drei Kurkölnischen fast immer dasselbe Schicksal theilte, nach der Roßbacher Schlacht auf dem Kriegsschauplatze weiter erging. Von ihm ist darüber an die Regierung seines Landes im Jahre 1761 nachstehender Bericht erstattet:

„Erklärung, wo die Leute, Feldrequisiten und sonstige Parzelen nach dem Ausmarsch von Paderborn geblieben.

1757. Das erste Jahr, als das Bataillon von Paderborn nach Arnsberg marschirte, sind viele sich noch im Lande befindende Leute mit Montirung, Ober- und Unter-Gewehren desertirt. Nach dem Verlust der Roßbacher Bataille zogen wir uns auf Eckartsberg zurück; auf dieser Retirade wurde ein Munitions-Karren mit den dabei kommandirten Leuten nebst Knechten und Pferden gefangen genommen. Wie dann die Affaire zu Weimar und gleich nachher zu Saalfeld vorging, hat man einige Mannschaften mit Gewehr und Waffen vermißt. Darauf geschah dem Bataillon die Anzeige, die Winterquartiere in Eisfeld zu beziehen, wo wegen ausgestandener Strapazen die Krankheiten zunahmen und Viele im Lazareth starben.

1758. Das zweite Jahr wurde das Bataillon unter dem Commando des Generals der Cavallerie, Herrn v. Lusinsky, zum Frei-Bataillon genommen, wo es während vier Monate wegen schier täglichen Scharmutzirens etliche Mannschaften eingebüßt hat. Demnächst, als es wieder zur Armee stieß, wurde die Mannschaft, um die Festung Sonnenstein einzuschließen, dort in Schanzen gelegt, wo bei einer 48 Stunden dauernden Kanonade Einige ihr Leben verloren. Wie nun später der Prinz Heinrich uns zu attaquiren suchte, marschirten wir, um die Flanke der Armee zu decken, mit mehreren Truppen nach Lauenstein; es kamen von da Einige sehr stark blessirt zurück. Die Ordre, so unverzüglich darauf gegeben wurde, war, daß die fünf Kurköllnischen Bataillons unter dem Commando des Generalfeldmarschalllieutenants v. Kobb auf Postirung ins Hessenland, nämlich nach Schmalkalden aufbrechen sollten. In dieser Stadt blieben wir den Winter über.

1759. Die Hannoveraner rückten heran, und von denen wurde das Leib-Bataillon und Elberfeld in Sachsen-Meiningen gefangen genommen; auch das Nagel'sche Bataillon, so zu Wasungen postirt war, mußte sich gefangen geben. Von uns stand zu Klein-Schmalkalden ein Offizier, nämlich Fähndrich Krumme mit 50 Gemeinen; davon sind einige erschossen, die anderen aber alle aufgehoben worden. Unser Bataillon war genöthigt, sich durchzuschlagen, und mußte von Suhl bis nach Schleusingen in stetem Feuer retiriren, wo Viele verloren gegangen. Diese Retirade, um das Reich zu decken, dauerte Tag und Nacht; wegen des starken Marsches wurden Viele vermißt und gefangen genommen, so daß das Bataillon bei den großen Verlusten, die es theils in dieser, theils in allen anderen Affairen erlitten hatte, in der Armee keine vollkommenen

Dienste mehr prästiren konnte. Es wurde deshalb einstweilen zur Eskortirung der Bagage Sr. Durchlaucht des Prinzen von Zweibrücken gebraucht und kam hierauf nach Ladenburg, um sich wieder in Stand setzen zu können, wo

1760 von Köln dreihundert Rekruten zur Verstärkung eintrafen. Als das Bataillon wieder auf 700 Mann gebracht war, mußte solches aufs Neue sofort zur Armee stoßen und der Dresdener Belagerung beiwohnen. Wir wurden in die Schanze bei Prisnitz commandirt, um den Marsch der Armee zu decken; hier büßten wir, da uns die preuß. Husaren angriffen, mehrere Leute ein. Hierauf bekamen wir Ordre zum Marsch nach Meissen, in der Absicht, den Feind dort aus seinem vortheilhaften Posten zu delogiren. Diese achtundvierzigstündige Kanonade kostete ein Ziemliches; das Bataillon bekam viele Todte und Blessirte. Wie die Kanonade aufhörte, erging der Befehl zum Rückzuge. Wir marschirten bis Dresden und von da nach dem sogenannten Gießhübel, den Finkenfang vorzunehmen.

1761. Das Bataillon wurde dann auf Postirung ins Bayreutsche commandirt; von da mußte es nachher auf Dresden marschiren und hierauf wieder nach Meissen. Bei den kleinen Scharmützeln, die auf diesen Zügen vorfielen, vermißten sich einige Mannschaften. Der Befehl erheischte, daß das Bataillon nach Strehlen marschiren sollte, die allda vorfallende Bataille mit formiren zu helfen, wo auch einige Leute eingebüßt worden. Von da zur Belagerung der Festung Torgau, nach eroberter Festung zur Belagerung von Wittenberg, hierauf zurück über Leipzig nach der Grafschaft Schleiz unter Commando des Generalmajors v. Warstensleben auf siebenwöchentliche Postirung. Von dieser wurde das Bataillon unter Commando des Generalfeldmarschalllieutenants v. Rosenfeld wiederum auf Postirung nach Saalfeld angewiesen, wo die anderen annoch bei uns gewesenen Truppen auf Befehl des Generals der Kavallerie, Grafen von Haddik, auf sechs bis acht Stunden zurückgelegt wurden, mit der Weisung, daß die Kurkölnischen beiden Bataillons Wildenstein und Mengersen dem Anrücken des Feindes wehren und ihn aufhalten sollten. Der preußische General v. Seckendorf zog mit seinen 8000 Mann, welche in Karabiniers, Husaren, Füselieren und Frei-Bataillons bestanden, auf Schwartzlau los und hob das Bataillon von Wildenstein auf, nachdem er ihm einen großen Verlust beigebracht hatte. Dies war des Morgens gegen sieben Uhr. Um die neunte Stunde suchte der Feind uns die Visite zu machen; es wurde demselben von der Garnsdörfer Anhöhe mit Kanonenschüssen begegnet und wir waren befehligt, mit ihm ins Feuer zu gehen. Obschon die Grenadier-Compagnie mit 50 Mann Freiwilligen zur Deckung der Flanke detachirt wurde und der Rest des Batailons, der also nur in 75 Rotten bestand, sich bald von allen Seiten umringt sah, so haben wir dennoch, um uns zu behaupten und unsere Schuldigkeit zu thun, von 9 Uhr Morgens bis 2 Uhr Nachmittags in stetem Feuer zugebracht, bis endlich so Viele erschossen und niedergesäbelt waren, daß wir auf Leben und Tod uns ergeben mußten. Von dem Bataillon sind ungefähr 156 Mann übrig geblieben. Bei dieser Action wurden verloren: eine vierpfündige metallene Kanone, drei Munitionswagen nebst zwölf Pferden; auf dem Wahlplatz lagen alle Feldrequisita, als die Fahnen zerhackt, Gewehre und Trommeln unter den Todten, welche die Preußen als Beute zu sich genommen haben. Hierbei wurden auch gefangen: der Obrister v. Kleist, Hauptmann v. Geismar (so wiederum zurück in Dienst nach Münster, wo er vorhero gestanden, abgegangen ist), Hauptmann Hoyeren, Lieutenant Warnesius senior, Lieutenant v. Stürmann (so ebenmäßig nach Münster abgegangen), Lieutenant Warnesius junior, Lieutenant v. Streit, Fähndrich Crone und Fähndrich Vetter, welche das Ihrige sämmtlich eingebüßt haben. — Hingegen noch einige Leute, die Preußische Dienste mit

Gewalt haben nehmen müssen und mit herben Prügeln dazu gezwungen worden, sind wiederum desertirt und haben vom K. K. Commissarius einen Ranzionirungs-Ducaten erhalten, und sind von da zum Ueberbleibsel angewiesen worden, wo nach der Hand Viele, so sich im Land aufhalten, mit Gewehr und Waffen desertirt sind. Auch befinden sich noch wirklich Leute in preußischen Diensten; diese aber sind in die Festungen geworfen, daß sie nicht loskommen können.

Die Gewehre und Feldrequisiten gehen bei den Soldaten dadurch eben verloren, wenn man das Unglück hat, bei schier täglichen Gelegenheiten zu sehen, daß es so viele Todte, Blessirte, Vermißte, Gefangene, ja Deserteurs giebt. Hingegen die Requisita, so ein Soldat in den Lazarethen nachläßt, werden ad Depositorium gelegt, bis dahin, daß man Ranzionirte oder Rekruten bekommt, welche damit wieder bewaffnet werden.

Anlangend des Feldpaters Holtemeyer Gezelt, welches er besaß, als das Bataillon aus dem Lande marschirte, so hat er solches zwei ganze Jahre hindurch gebraucht. Nach seinem Absterben, als ein anderer Feldpater, nämlich ein Franziskaner, zum Bataillon kam, benutzte dieser das Gezelt ins dritte Jahr; es hielt aber nicht vollkommen mehr aus und mußte wegen Faulung, und da es unbrauchbar geworden, weggeworfen werden."

Soweit der Oberst v. Kleist, der dies aller Wahrscheinlichkeit nach noch in der Gefangenschaft oder gleich nach seiner Rückkehr schrieb.

Im Jahre 1762 wurde von Paderborn für die Fortsetzung des Krieges eine neue Mannschaft geworben, welche im April des folgenden Jahres aus dem Felde zurückkehrte und ein Geschützstück wieder mitbrachte. Von ihren Verrichtungen ist sonst nichts Näheres bekannt; auch darf man wohl nicht bedauern, daß die Nachrichten darüber der Vergessenheit anheimgefallen sind.

Berliner Literaturbriefe.

XXXI.

— Verlagsbuchhändlerische Unart; Karl Frenzel: Dichter und Frauen; Adele von Schlopp: Innere Wege; Fernand Caballeros: Ausgewählte Werke; Heinrich Pröhle: Rede zur Melanchthonfeier. —

Wir finden es schon der Würde der Literatur nicht ganz angemessen, wenn Verlagsbuchhändler den Redactionen ihre Artikel mit dem Vermerk zusenden, daß sie sich einen Recensions-Belag erbäten; wenn eine Redaction ein Buch besprechen muß, so wird sie sich dasselbe kaufen, und nicht erst die meist sehr späte Zusendung von Recensions-Frei-Exemplaren erwarten; in den meisten Fällen ist die Besprechung oder Anzeige von Verlags-Artikeln von Seiten der Redaction eine reine Gefälligkeit und es hat etwas Lustiges, daß die Redaction dem Manne, dem sie eine Gefälligkeit erzeigt, auch noch durch Zusendung eines Exemplars der Recension ihre Gefälligkeit belegen soll. Unartig aber gradezu wird das Benehmen der Verlagsbuchhändler den Redactionen gegenüber, wenn sie einzelne Hefte eines Werkes einsenden und die Fortsetzung desselben unter der Bedingung versprechen, daß eine Recension über die eingesandten Hefte erfolge. Eine solche Zumuthung sollte jede Redaction zurückweisen, nicht nur durch einfaches Schweigen, sondern durch die öffentliche Anzeige der Unart, denn nur dadurch wird gewissen Buchhändlern dieselbe abzugewöhnen sein. Die Schulze'sche Buchhandlung in Celle hat uns die ersten Hefte einer Ueberarbeitung der Memoiren Friedrichs von der Trenck

unter dieser Bedingung zugesendet; wir werden das Werk nicht besprechen, bevor es uns nicht vollständig und ohne jede Bedingung vorliegt. Das ist für diesen besondern Fall der Verlagshandlung wahrscheinlich sehr gleichgültig, wir machen uns keine Illusion darüber, indessen hielten wir es für unsere Pflicht, diesen Protest zu erheben, um die Würde der Literatur und des kritischen Amtes gegen solche Dreistigkeit zu wahren, und für die Folge besinnt sich die Verlagshandlung vielleicht doch, ehe sie wieder mit solchen Bedingungen vorgeht.

Ein höchst interessantes und werthvolles Buch betitelt sich: „Dichter und Frauen. Studien von Carl Frenzel. (Hannover, 1860. Verlag von Carl Rümpler.)“ Der Verfasser, ein jüngerer Gelehrter, der sich in Berlin aufhält, zeigt in den acht Abhandlungen, welche den Inhalt des Buches bilden, nicht nur, daß er fleißige und gründliche Studien gemacht hat, Studien, wie sie deutscher Fleiß von je besonders liebte, sondern auch einen so reinen und geläuterten Geschmack in der Beurtheilung fremder Dichterwerke, wie solcher selten gefunden werden mag. Dazu kommt ein liebevolles Eingehen, auf das persönliche Wesen nicht nur, sondern auch auf die Werke und Intuitionen der behandelten Dichter; man fühlt all' den Arbeiten an, daß es dem Verfasser nicht nur auf eine geistreiche „étude“ oder „esquisse“ in französischer Weise ankam, sondern daß er auch mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele sich in seinen Gegenstand vertieft hat, so auch nur konnte es ihm gelingen, Gestalten, wie Firdusi, Macchiavelli, Cervantes und Molière in fast plastischer Rundung dem Leser vorzuführen. Durch seine edle und lebhafte Schreibweise unterscheidet sich unser Autor vortheilhaft von Andern, die, wunderlich genug, ästhetische und literarische Gegenstände in einem verworrenen, dunkeln Styl vortragen, oder in einem farblosen Hundetrab vorüberkleppern lassen. Nomina sunt odiosa.

Die erste Abhandlung beschäftigt sich mit Firdusi, dem Dichterheroen des Orients; zu dieser Arbeit möchten wir nur bemerken, daß vielleicht O. F. Gruppe's Werk (Firdusi. Ein episches Gedicht in sieben Büchern. Stuttgart 1856. Cotta'scher Verlag) hätte erwähnt werden können. Es ist das bei mancherlei Längen und einzelnen Unzukömmlichkeiten immerhin ein deutsches Dichtwerk, welches zahlreiche wirkliche Schönheiten enthält und wohl in einer solchen Arbeit erwähnt zu werden verdient hätte. Mit besonderem Interesse hat uns die zweite Abhandlung Madonna Laura erfüllt, es hat uns wohlgethan, daß der Verfasser endlich mit deutscher Ehrlichkeit und deutscher Gründlichkeit dem übertriebenen Lobsalm zu Leibe gegangen ist, mit welchem man in leider herkömmlicher Nachtreterei den Petrarca überschüttet hat. Unser Verfasser legt mit schlagender Präcision dar, warum Petrarca der Dichter par excellence der Italiäner ist, und daraus folgt, daß die deutsche Verhimmelung gerade bei diesem Dichter ganz an der unrechten Stelle ist. In Bezug auf Laura de Sade ist es vielleicht nicht uninteressant zu erfahren, daß Messire Hugues de Sade 1248 das Kreuz nahm, und daß das Geschlechtswappen einen Adler und einen goldenen Stern im rothen Felde zeigt. Die dritte Abhandlung, über Macchiavelli, erscheint uns als die bedeutendste und ist in diesem Augenblicke, wo die politischen Verhältnisse Italiens die allgemeine Aufmerksamkeit fesseln, ganz besonders lehrreich, wir möchten sie Manchem, der für Italiens Erhebung und Einheit schwärmt, zu recht aufmerksamer Lectüre empfehlen; der Aufsatz ist wirklich nicht nur ästhetisch, sondern auch politisch im höchsten Grade bemerkenswerth. Die Studie über Miguel de Cervantes ist dem Verfasser unter der Hand, zu einer Novelle wollen wir nicht sagen, aber zu etwas Aehnlichem geworden. Der Poet hat den Kritiker und Forscher nicht verdrängt, aber er hat sich neben ihm stark geltend gemacht, was dem Aufsatz in keiner Weise zum Nachtheil gereicht. Eine sehr

fleißige und gründliche Arbeit ist die über Molière; dem Verfasser scheinen hier Quellen zu Gebote gestanden zu haben, die bis jetzt wenigstens nicht allgemein bekannt waren, wir haben in mehrfacher Beziehung Neues und Neues von Bedeutung erfahren; manches Urtheil über Ludwig XIV. freilich möchten wir nicht so ohne Weiteres unterschreiben; es war doch ein gewaltig großer Herr, an den man mit der Elle für andere Menschen- oder auch Königskinder nicht herankammen kann. Die Historiette von der schönen Aissé ist ein Genrebild ganz im Geschmack des vorigen Jahrhunderts, ganz und gar französisch, Roccocco; im Allgemeinen war uns die Geschichte der geliebten Sclavin bekannt, unser Verfasser hat das Bild ganz meisterhaft ausgeführt. Hat uns der Artikel über Voltaire's Trauerspiele, in welchem wir eigentlich die Spitze vermissen, weniger befriedigt und möchten wir gegen so manche Aufstellung des Verfassers darin uns erheben, so befinden wir uns dafür wieder in vollständigster Uebereinstimmung mit demselben in der letzten Arbeit über die Dichter der Freiheitskriege Es ist das deutsche Herz, das warm in den Zeilen dieser Abhandlung schlägt, es ist doch gleich ein ganz anderer Ton, wenn ein deutscher Dichter von deutschen Dichtern schreibt, und dennoch ist bei aller Begeisterung ein schönes Maaß eingehalten. Wir haben an dieser Arbeit nur auszusetzen, daß unter den Dichtern Friedrich Baron de Lamotte Fouqué fehlt, nicht als ob er an das Fünfgestirn (Arndt, von Schenkendorf, Körner, von Stägemann und Rückert), das als Repräsentant der ganzen Dichterreihe leuchtet, heranreichte durch seine poetische Begabung, oder durch die Erfolge seiner Dichtung, sondern weil er eine ganz bestimmte Richtung unter jenen Kriegslieder-Dichtern vertritt, die sich wesentlich unterscheidet. Die Kriegslieder Fouqué's vertreten nämlich die patriotischen Gesinnungen jener Refugiéfamilien (nicht Emigranten), die seit der Aufhebung des Nanteser Edictes eine neue Heimath in Brandenburg und Preußen gefunden und gar nicht unwesentlich auf die Entwickelung Preußens gewirkt haben. Diese Familen waren Brandenburgisch und Preußisch geworden im Laufe des Jahrhunderts, deutsch wurden sie erst durch diesen Krieg, und das giebt sich vorzugsweise in Fouqué's Liedern auf doppelte Weise kund. Einmal spricht in seinen Liedern die persönliche Lehnstreue, darin steht er Schenkendorf am nächsten, lauter als die Liebe zum Vaterlande, obgleich diese keineswegs dabei ganz schweigt, aber, und das ist das Zweite, sie drückt sich so unbestimmt aus, daß man der Dichtung anfühlt, wie sie nicht selbstständig dabei ist, sondern einem Impulse folgt, der den Dichter fortgerissen hat, ehe er sich über ihn klar geworden ist. So heißt's in Fouqué's bestem Liede aus jener Zeit („Frisch auf zum fröhlichen Jagen ꝛc.“):

Wir rücken mit Vergnügen
Dem lieben König zu

und in folgender Strophe:

Der König hat gesprochen
Wo sind meine Jäger nun?

Endlich heißt es weiter:

Wir woll'n in Heil erbauen
Für all das deutsche Land.

aber es kommt eben, wie gesagt, erst in zweiter Linie.

Auch in dem schönen Lied: „Mit seinen Rittern zu Tafel saß der Held“, ist der König, der Lehnsherr, die Hauptsache. Wenn auch von deutschen Rittern die Rede ist, wie naiv die deutsche Gesinnung noch ist, verräth der Schluß:

„Da droben mit Hermann und Carl zu Tisch
Und unser König hoch oben an im Bund.“

Wir brauchen nicht zu versichern, daß wir von der tiefsten Verehrung und innigsten Liebe zu unserm seligen Herrn und König Friedrich Wilhelm III durchdrungen sind, wenn wir es auch fast komisch nennen müssen, wenn ihn ein deutscher Dichter über Hermann und Carl den Großen setzt. Das ist's, was wir über die eigenthümliche Richtung sagen wollten, die bei Fouqué am vollsten zur Erscheinung kommt, denn er ist keineswegs der einzige Dichter derselben, wir haben z. B. von Wilhelm von Chappuis recht kräftige Lieder der Art.

Schließlich möchten wir Max von Schenkendorf noch in Schutz nehmen. Unser Verfasser nennt die Schlußstrophe des unnachahmlichen Liedes auf Scharnhorst's Tod eine „wunderliche". Dieselbe lautet:

Laß uns Deine Blicke scheinen,
Darfst nicht länger mehr beweinen
Schöne Gräfin, seinen Fall!
Meinen's Alle recht in Treue:
Schau, Dein Vater lebt auf's Neue
In des deutschen Liedes Schall.

Und fügt die Bemerkung hinzu „wie" gemüthlich, aber wie kleinlich zugleich wirkt dies Zurücktreten von dem großen historischen Standpunkt in das Closet einer „schönen Gräfin". — Wir gestehen, daß wir hier das feine Gefühl des Verfassers, das er in diesem Buch so vielfach bethätigt, vermißt haben. Gemüthlich wirkt das, gewiß, aber „kleinlich" wahrhaftig nicht, der Dichter tritt nicht von dem historischen Standpunkt zurück in das Closet einer schönen Gräfin, sondern er bleibt erst recht auf dem historischen Standpunkt stehen, und von demselben aus sagt er nicht einer beliebigen schönen Gräfin, sondern der Gräfin Dohna, der Tochter Scharnhorst's: Du darfst nicht um Deinen Vater trauern, denn das deutsche Lied hat ihm neues Leben gegeben. Wir vermöchten darin was Kleinliches nicht zu finden, selbst wenn wir nicht wüßten, daß Schenkendorf dieses Lied zunächst für die Tochter Scharnhorst's gedichtet hat.

Das vorliegende schöne und reiche Buch ist hiermit allen unsern Lesern auf's Angelegentlichste empfohlen. Aecht deutsch, wie das ganze Buch, ist auch der Titel, denn auf demselben ist der Herr Verfasser ein Karl mit dem K., der Herr Verleger aber ein Carl mit dem C. Ueberall deutsche Eigenart, selbst in Kleinigkeiten hat Jeder bei uns seine „Façon." —

In neuerer und neuester Zeit sind Romane und Novellen nicht selten geworden, die mit einer ganz specifisch-christlichen Tendenz auch in der Form die christliche Gesinnung des Autors kundgeben. Es versteht sich von selbst, daß wir den positiv-christlichen Inhalt eines Dichtwerkes oder Buches überhaupt immer achten, daß wir uns freuen würden, wenn eine christliche Auffassung in der ganzen Literatur die herrschende würde, das wäre ein unnennbarer Gewinn und Segen. Bedenklich ist es uns dagegen, wenn der Autor eines Buches seine christliche Gesinnung auch in der Form zur Geltung zu bringen versucht, weil ein solches Streben im besten Falle einen Anstrich von Absichtlichkeit bekommt, der gerade die entgegengesetzte Wirkung macht, der abstößt, anstatt anzuziehen und, wie jede Absichtlichkeit, keine wahrhaft künstlerische Harmonie aufkommen läßt. Die Form von dem christlichen Inhalt durchleuchten zu lassen, wäre die zu lösende Aufgabe, die Meisterhand, die sie lösen wird, fehlt uns bis jetzt noch. In keinem Falle aber wird diese hohe Aufgabe von Denen gelöst werden, die mit bewußter Absichtlichkeit fortwährend das Specifisch-Christliche betonen, die Gedankenlücken mit Bibelsprüchen ausfüllen und von Zeit zu Zeit in den Ton eines unerträglichen Nachmittagspredigers verfallen. Zu diesen Bemerkungen veranlaßt uns ein Buch, betitelt: „Innere Wege von

Adele von Schkopp" (Berlin 1860, Verlag von Otto Kritz, ein Verleger, welcher, beiläufig bemerkt, seine Verlagshandlung „Evangelische Buchhandlung" nennt, also wohl vorzugsweise Erbauungsschriften und Bücher religiösen Inhalts verlegt). Dieses Buch enthält vier Erzählungen, welche alle eine christliche Tendenz haben, die Zeugniß ablegen sollen von der gnädigen Führung Gottes und dadurch wohl in Beziehung zu der Titelbezeichnung: „Innere Wege" stehen. Bedeutend sind diese Geschichten alle nicht, indessen konnte man sie sich gefallen lassen, denn es fehlt der Verfasserin nicht an einem gewissen Geschick Verwickelungen herbeizuführen und zu lösen, und sie besitzt eine sehr hübsche Gabe, Situationen zu zeichnen, ins Detail zu malen, wenn nur nicht gar zu arger Mißbrauch, wir haben keinen andern Ausdruck dafür, mit der christlichen Gesinnung getrieben würde, wenn die Verfasserin nicht gar zu häufig in einen Predigerton verfiele, der in der Erzählung ganz verwerflich ist. Es ist uns völlig unbegreiflich, daß die Verfasserin nicht eingesehen hat, wie sehr sie der von ihr beabsichtigten Wirkung schadet durch ihre eigenen Betrachtungen und Raisonnements im Predigerton Wie ganz anders würde und müßte das Specifisch-Christliche wirken, welches sie in die Handlungen oder in den Mund der handelnden Personen legt, wenn sie es selbst unterlassen könnte, bei jeder Gelegenheit, oft auch ohne alle Gelegenheit, sich des Breiteren über die Unchristlichkeit im Allgemeinen zu ergehen! Aber wir haben der Verfasserin noch einen andern Vorwurf zu machen, den nämlich, daß sie, im Widerspruch mit dem Titel ihres Buches, ihre Helden und Heldinnen eben nicht auf inneren Wegen zur Erkenntniß gelangen läßt, sondern fast ohne Ausnahme mit der naivsten Aeußerlichkeit verfährt. Die ausgeführteste der vier Erzählungen ist betitelt: „Wo der Herr nicht das Haus bauet, so arbeiten umsonst, die daran bauen" Hier ist eine im Sinne der Verfasserin christliche, junge Dame, die mit der grausamsten Quälerei, die man ersinnen kann, ihren geliebten Bräutigam, der nicht in ihren Augen Christ ist, bis zum Bruche des Verhältnisses treibt. Die Verfasserin möge uns verzeihen, wenn wir behaupten, daß ihre christliche Jungfrau ganz verwerflich frivol handelt, sich kindisch und ganz unchristlich benimmt. Es mag solche Weiber geben, darüber streiten wir nicht, aber es ist ganz äußerlich, daß der verabschiedete Bräutigam nachher eine ungeliebte Frau heirathet und, durch die Verhältnisse bewogen, endlich als bekehrter Christ stirbt. Fast eben so geht es in der „Eine Alltagsgeschichte" betitelten Erzählung; die Gouvernante, die sich in den Baron verliebt hat, wird wieder lediglich durch Aeußerlichkeiten bewogen, dieser unsinnigen Liebe ganz zu entsagen und den christlichen Zimmermeister zu heirathen. Die beiden letzten Erzählungen sind ganz unbedeutend, in denselben macht sich vorzugsweise eine andere üble Angewohnheit der Verfasserin bemerklich, die wortreiche Bewunderung nämlich ihrer weiblichen Hulden; alle Augenblicke versichert sie uns, daß man nichts Reizenderes sehen könne, es ist, um einen derben Berliner Ausdruck zu gebrauchen, „die reine Verzuckerung". Könnte sich die Verfasserin, der es an Talent durchaus nicht fehlt, so weit besiegen, selbst zu schweigen in ihren Erzählungen, die Träger der christlichen Gesinnung allein reden zu lassen, könnte sie sich den süßlichen Ton, in den sie nur zu oft verfällt, abgewöhnen, wollte sie sich in der Form straffer zusammennehmen und die Charaktere sich mehr innerlich nach bestimmten Richtungen hin entwickeln lassen, statt sie durch Aeußerlichkeiten zu stoßen und zu treiben, so könnte sie wohl Besseres leisten. Wir empfehlen ihr zum Studium den Sittenroman des Fernan Caballero, von dessen ausgewählten Werken (in der trefflichen Wolff-Lemcke'schen Uebersetzung, Paderborn 1860, F. Schöningh) uns so eben wieder vier Bände (Elia; das Glück schenkt nichts, leiht nur; Lagrimas) vorliegen. Der Pseudonym Fernan Caballero verbirgt bekanntlich auch eine Dame, deren Romane und Novellen ebenfalls einen specifisch-christlichen, nämlich

katholischen Inhalt haben, aber nirgend an den Gebrechen und Fehlern leiden, die wir den Erzählungen der Adele von Schkopp zum Vorwurf machen mußten. Ueber Caballero's Werke haben wir uns in einem früheren Briefe ausgesprochen.

Die Rede, welche Dr. Heinrich Pröhle zu Melanchthon's dreihundertjähriger Todtenfeier am 9. April d. J. in der Louisenstädtischen Realschule hier gehalten, ist im Buchhandel (bei Vogel u. Comp. hier) erschienen und wird Vielen willkommen sein, sie giebt ein sehr gelungenes Charakterbild Melanchthon's von pädagogischer Seite.

Correspondenzen.

Aus der Hauptstadt.

18. Mai 1860.

— Hofnachricht. — Die Welfen und die Coburger. — General von Gerlach. — Constitutionelle Minister. — Herr von Borries. — Ryno Quehl, Eichhoff und Stieber. — Neue Bücher von Karl Frenzel und Julius Rodenberg. —

Am Königlichen Hoflager zu Sanssouci wurden in den beiden vergangenen Wochen eine größere Anzahl fürstlicher und anderer Persönlichkeiten empfangen, als das seit längerer Zeit der Fall war. Ihre Königl. Hoheit die Frau Prinzessin von Preußen verabschiedete sich, um nach dem Rhein zu gehen und Se. Maj. der König soll ihr, wie man hört, mit Höchstseinen besten Wünschen für die beabsichtigte Badekur auch in herzlichster Weise Grüße für seine Nichte, die Frau Großherzogin von Baden, aufgetragen haben. Auch Ihre Durchlaucht die Frau Fürstin von Liegnitz hatte das Glück, sich selbst zu überzeugen, wie wohl dem geliebten kranken Herrn die milde Frühlingsluft gethan. Von fremden Fürstlichkeiten, die am Hoflager Besuche abstatteten, nennen wir noch Se. Hoheit den regierenden Herzog Wilhelm von Braunschweig, der jetzt ein ziemlich seltener Gast bei uns geworden ist. Erklärlich genug übrigens, denn der fürstliche Welfe sieht jetzt den Coburger Herzog in Preußen mehr und mehr eine Stellung einnehmen und eine Bedeutung gewinnen, wie sie seit alten Zeiten annähernd nur Fürsten Welfischen Stammes, Braunschweiger, und Anhaltinischen, Dessauer, eingenommen, niemals aber Sachsenherzöge Ernestinischer Linie. Es mag dem fürstlichen Welfen wohl schmerzen, den Coburger Herzog in dieser Stellung zu sehen; Fürsten von Anhalt und Braunschweig haben den Königen Preußens ihre Schlachten schlagen, ihre Siege erfechten, ihre Niederlagen verbessern und ihre Heere bilden helfen, Anhaltiner und Braunschweiger hielten öfter den Preußischen Feldmarschallsstab in Heldenhänden, Coburger niemals! Aber es ist eben anders geworden, und wenn Herzog Wilhelm von Braunschweig jetzt in Berlin erscheint, so ist es nur, um der Königin Majestät ein Zeichen der tiefen Verehrung zu geben, mit welcher er Allerhöchstderselben seit Jahren zugethan ist. Der General der Infanterie und Generaladjutant Sr. Majestät des Königs, von Gerlach, der seit der Herstellung von seinem Gichtleiden viel in Berlin wohnt, war in voriger Woche ebenfalls zu Sanssouci. Der einzige Sohn des Generals von Gerlach, Assessor Berndt von Gerlach (seine Mutter war die Letzte des gräflichen Hauses Küssow in Pommern), hat sich vor Kurzem mit der liebenswürdigen Gräfin Maria Kanitz, ältesten Tochter des Ostpreußischen Generallandschafts-Directors Grafen Emil Kanitz verlobt.

Die Wendung, welche die Angelegenheit mit den Militärvorlagen genommen hat, macht einen peinlichen Eindruck; die schlimme Blöße des mustergültigen Constitutionalismus kommt dabei wieder heraus, die constitutionellen Herren Minister decken sich wieder einmal mit der Person des Königlichen Prinzen, der an Stelle und im Auftrage Sr. Majestät des Königs die Regentschaft Preußens führt. Auf dem Papier soll in der constitutionellen Wirthschaft stets der verantwortliche Minister den Regenten decken, in Wirklichkeit aber ist's immer gerade umgekehrt und bei jeder Gelegenheit verkriecht der Verantwortliche sich hinter den Souverän. Das hat neulich noch der hannoversche Herr von Borries, gewiß eine treffliche Seele, aber ein keineswegs trefflicher Musikant, ganz tapfer ins Werk gesetzt. Statt einfach zu sagen, daß er Worte gesprochen, die er nicht verantworten könne, die er aber nicht so gemeint habe, was alle Welt zufriedengestellt haben würde, kriecht er hinter seinen Königlichen Herrn und beruft sich auf die deutsche Gesinnung des Welfenhauses, um seine oratorischen Sünden zu decken! Was in aller Welt hat das Welfenhaus mit der Redekunst des Herrn von Borries zu thun? Heinrich der Löwe, Herr Heinrich von Haide, oder auch Heinrich Julius, oder Georg I. würden Herrn von Borries dieser Rede wegen haben in den Thurm setzen lassen, und eigentlich von Rechtswegen.

Die Nachricht, Ryno Quehl, der frühere literarische Beiläufer des Ministeriums Manteuffel, jetzt General-Consul in Kopenhagen, sei hierher berufen, um die Preß-Centralstelle wieder zu übernehmen und schreibe Denkschriften für Baron von Schleinitz, ist entweder eine sehr boshafte Verleumdung, oder ein sehr guter Witz. Herr Ryno Quehl war allerdings zwei Tage hier, er brachte seine Familie hierher, ist aber dann sofort zu seinem alten Vater nach Horburg in der Provinz Sachsen weiter gereist; vielleicht aber übernimmt er die Central-Preßstelle erst bei seiner Rückkehr, große Ereignisse werfen oft einen Schatten vor sich her.

Die beiden Prozesse gegen Dr. Eichhoff und gegen Polizei-Director Stieber, die so viel von sich vorher reden machten, haben in voriger Woche ihre Beendigung, wenigstens vorläufig, gefunden. Der Erstere hat, wie gar nicht zu bezweifeln war für Jeden, der nicht in Herrn Eichhoff das vorgeschobene Werkzeug mächtiger Persönlichkeiten oder einer ganzen Verschwörung sehen wollte, mit einer Verurtheilung geendet. Wenn Herr Eichhoff die Dinge, die er behauptet hat, beweisen sollte, so hätte er ganz anders unterstützt werden müssen, er scheint in der That das Opfer seines guten Glaubens geworden zu sein. Der Stieber'sche Prozeß hat einen ganz unglaublich peinlichen Eindruck gemacht, diese Wisotzkys, Goldbergers, Fürstenbergs u. A. m., welche die Anklage gegen Stieber ins Feld führte, waren nicht dazu angethan, dem Publikum zu imponiren, dabei aber war Stieber mit seiner Vertheidigung der ganzen Anklage so unendlich überlegen, daß wir wohl hätten wünschen mögen, man hätte sich noch ein Wenig besonnen, ehe man diesen Prozeß anstrengte. Der Staatsanwalt hatte einen schweren Stand.

Man hat unsere neuliche Nachricht von dem schweren Schicksal, das den ehemaligen Großherzoglich Badischen Staatsminister Reichsfreiherrn Friedrich Carl Landolin von Blittersdorf befallen, bezweifelt und für unrichtig erklärt; wir müssen dieselbe aufrecht erhalten, wenn wir auch nach Nachrichten, die uns von Verwandten der Blittersdorf'schen Familie selbst zugehen, zugeben wollen, daß der Tiefsinn und der daraus entstandene Wahnsinn Blittersdorf's nicht die Folge von eigentlichen Geldspeculationen gewesen; Herr von Blittersdorf hat nicht wirklich speculirt, sondern, durch seine ganze politische Anschauungsweise und seine stets warmen Sympathien für den Kaiserstaat an der Donau verleitet, hat er sein ganzes, sehr bedeutendes, Vermögen in östreichischen Staatspapieren angelegt und es verloren. Wir freuen uns aufrichtig, daß der alte

Reichsfreiherr doch nicht als Geldspeculant im gewöhnlichen Sinne geendet, daß es ein politisches und ehrenhaftes Motiv war, was ihn so handeln ließ; Blittersdorf ist der Consequenz seines ganzen politischen Lebens zum Opfer gefallen, selbst die Gegner dürfen einem so herben Schicksal ihre Theilnahme nicht versagen. Blittersdorf's einziger Sohn, Freiherr Ludwig, der als Legations-Secretair bei der östreichischen Gesandtschaft in St. Petersburg steht, ist nach Frankfurt gereist, um die nöthigen Verfügungen zu treffen. Seltsames Zusammentreffen, daß sowohl Bruck's als Blittersdorf's Sohn als Legations-Secretair bei der östreichischen Gesandtschaft in St. Petersburg standen. Uebrigens hat sich Blittersdorf um die Verschönerung der Vaterstadt seiner Gemahlin (Maximiliane Brentano) entschiedene Verdienste erworben; die Taunus-Anlage, der Taunus-Platz sind sein Werk.

Von neuen literarischen Erscheinungen sind bemerkenswerth: die zweite Sammlung der Studien von Karl Frenzel »Dichter und Frauen,« die bei Rümpler in Hannover erschienen, und Julius Rodenberg's »die Insel der Heiligen,« eine Pilgerfahrt durch Irland (Verlag von O. Janke in Berlin). Beides ein Paar sehr interessante und empfehlenswerthe Bücher, auf welche unser College in den Berliner Literaturbriefen zweifelsohne ausführlicher zurückkommen wird.

Aus Paris.

— Adoption des Großneffen des berühmten Geschichtsschreibers Amans Alexis Monteil, Verfasser der Geschichte der Franzosen in den verschiedenen Staaten. Cherubinische Manuscripte. Die Damen der Demi-Monde auf der Bühne. Novitäten-Revue der Theater.

Viel Neues und Bemerkenswerthes ist in der litterarischen Welt in neuster Zeit nicht vorgekommen. Indessen eine gute Nachricht habe ich doch wenigstens zu melden: Der berühmte Verfasser der Geschichte der Franzosen bei den verschiedenen Völkern, Amans Alexis Monteil, welcher in einem kleinen Dorfe in der Nähe von Fontainebleau lebte und dort in der größesten Dürftigkeit starb, hinterließ einen Neffen seines Namens. Der Sohn dieses Neffen, der kleine Alexis Monteil, ist erst sieben bis acht Jahre alt. Das hübsche Kind ist aber eben so aufgeweckt als lernbegierig. Das reiche Collége Sainte-Barbe hat nun aus Achtung vor dem großen Namen, den das Kind trägt, und um der Verdienste des berühmten Großonkels wegen, den kleinen Alexis Monteil gastfreundlich aufgenommen. Der große Geschichtsschreiber Alexis Monteil hatte in seinem ganzen Leben niemals etwas für sich verlangt, denn er war zum Bitten zu stolz. Er erreichte aber auch nichts, denn er lebte in fast einsiedlerischer Zurückgegezogenheit, und das undankbare Frankreich gab sich nicht die Mühe, den bedeutenden Mann seiner Einsamkeit zu entziehen. Und doch hatte dieser funfzig Jahre seines Lebens daran gesetzt, um seinem Vaterlande ein wahrhaft erhabenes Monument zu setzen. Nur ein einziges Mal verließ dieser Philosoph seine Einsamkeit und seinen Arbeitstisch, um sich von dem Präfecten der Seine ein Fleckchen Erde zu erbitten, wo er seinen einzigen, hoffnungsvollen Sohn, der nur zwanzig Jahre alt geworden, begraben könne. Aber ein eben so roher als unwissender Beamter wies den trauernden Vater hart ab, indem er ihm sagte, daß die Stadt Paris nichts verschenken könne. Dies große, reiche Paris hatte nicht sechs Fuß Erde übrig für den unermüdlichsten und fleißigsten Geschichtsschreiber unserer Zeit!

An demselben Orte wo Amans Alexis Monteil ebenso resignirt starb als er gelebt hatte, errichteten ihm seine wenigen Freunde ein bescheidenes Grabdenkmal.

Um so freudiger überraschte mich die gerechte, wenn auch späte Anerkennung,

welche das Collège Sainte-Barbe dem verstorbenen Gelehrten in seinen Großneffen hat zu Theil werden lassen.

Manuscripte von Cherubini werden jetzt, seit vier Jahren zum zweiten Mal, durch die sieben und achtzigjährige Wittwe des Maestro zum Verkauf ausgeboten. Da wäre wohl ein zweiter Act der Pietät zu üben.

Was die Theater von Paris betrifft, so entfalten sie ein reges Leben, und bringen allerlei Neuigkeiten und auch manche gute Reprise. Die große Oper, obwohl sie noch glänzende Einnahmen durch die prachtvoll ausgestattete Oper des Fürsten Poniatowski: Peter v. Medicis macht, beschäftigt sich bereits damit, Rossini's Semiramide neu einzustudiren. Die Schwestern Marchisio sollen darin auftreten. Von der Mise en scène verspricht man sich fabelhafte Dinge. Das alte Babylon soll namentlich ein Wunder der Dekorationsmalerei sein. Gustave Vaez ist kürzlich von der Direction der großen Oper beauftragt worden, Texte von Richard Wagners Tannhäuser und Lohengrin ins Französische zu übersetzen, denn beide Opern sollen ebenfalls zur Aufführung kommen, wenn auch wahrscheinlich erst in der nächsten Saison. Die Kaiserliche Oper wird auch nächstens dem guten Beispiel des Théatre français in der Verbesserung der Autoren-Tantièmen folgen.

Die Opera Comique machte Glück mit der kleinen Operette: Mylord Peruquier, dagegen erlebte eine andere musikalische Novität, „le chateau Trompette", ein unzweifelhaftes Fiasco. Die Musik war zwar nicht so schlecht, aber der Text dafür um so langweiliger, und Langeweile kann man in Paris noch weniger vertragen als anderswo. Die Bouffes parisiennes, die immer ebenso fleißig als glücklich sind, haben wieder mit «le petit Cousin» einen guten Treffer gemacht.

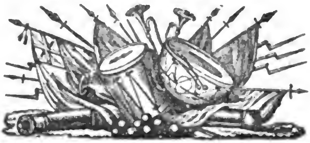
Im Theatre français hat die Ristori die Phädra noch einmal gespielt und zwar zum Besten der Enkelin Racine's.

Das Theatre Gymnase bringt nichts Neues, es lebt noch immer vom père prodigue, der schon die achtzigste Aufführung hinter sich hat. Im Vaudeville-Theater taucht dagegen ein neues schriftstellerisches Talent auf, nämlich ein Sohn Victor Hugo's, der mit einem Lustspiel: „Je vous aime", mit Erfolg debütirt hat. Dagegen hat Octave Feuillet es sich gefallen lassen müssen, daß seine tentation ganz ad acta gelegt worden ist, weil sie das Publikum nicht mehr in die Versuchung führte, das Vaudeville-Theater zu besuchen.

Schließlich noch ein Wort über ein theatralisches Unwesen, welches hier auf eine bedrohliche Art einzugreifen droht. Die Damen der Demi-Monde haben nämlich ganz plötzlich eine förmliche Manie bekommen, zum Theater zu gehen. Heute debütirt hier eine Phryne vom Quartier Notre Dame de Lorette als Celimène, und morgen dort eine Lais vom Faubourg St. Germain als Dorine, wobei Molière natürlich furchtbar maltraitirt wird. Denn bei dieser neuen Art von Kunstjüngerinnen ist weder von Kunstsinn noch von tieferm Studium die Rede, da sie die Bühne nur als ein neues Mittel betrachten, aufzufallen, zu glänzen und fabelhaft luxuriöse Toiletten zu entfalten. Dagegen ist das Spiel mehr als mittelmäßig, und das ist ja natürlich, denn man wird nicht von heut auf morgen eine gute Schauspielerin. Dazu gehört nicht allein Studium, sondern auch lange Uebung. Man muß lernen, auf dem Theater zu stehen, zu gehen und vor allen Dingen zu sprechen. Das Publikum läßt sich dieses Unwesen zwar gefallen, denn es ist etwas Neues, und alles was neu ist, findet hier Anklang, wenn es nur pikant ist, die Presse aber sollte einmal einen ernsten Protest gegen diese neue Art von Kunstproductionen einlegen.

Militärische Revue.

Sonntag, den 20. Mai 1860.



Avis. Beiträge ꝛc. für die militärische Revue werden unter der Adresse der Expedition, Kronenstraße Nr. 21, erbeten.

Geschichtskalender.

20. Mai 1813. Schlacht von Bautzen.

21. Mai 1759. Oberst v. Wolfersdorff vertreibt die Oesterreicher unter Oberst Palasti aus Reichenberg.

22. Mai 1793. General v. Knobelsdorff erstürmt Schloß Hasnon.

23. Mai 1794. Gef. v. Kaiserslautern: Feldmarschall von Möllendorff schlägt die Franzosen.

24. Mai 1813. Arrieregardengefecht v. Siegersdorf: Gen. v. Kleist weist die Franzosen zurück.

25. Mai 1794. Gefecht von Edenkoben: Oberst v. Blücher schlägt die Franzosen.

26. Mai 1813. Gefecht von Haynau: Die preußische Reserve-Cavallerie unter Oberst v. Dolffs und die Arrieregarde unter Gen. v. Zieten vernichten die Division des französischen Gen. Maison.

Inhalt:

Ein Wort zur Militairgymnastik.

Vielfachen Anklang hat in den letzten Jahren die Ansicht gefunden: Fechtkunst und Gymnastik als Hebel für die vollkommene Ausbildung des Soldaten zu benutzen, und gewiß mit Recht. Mit Eifer und Sachverständniß ist der Turn- und Bajonettirunterricht in der Armee eingeführt und betrieben worden, auch sind die segensreichen Folgen nicht ausgeblieben; viele Regimenter weisen gute Turner und Fechter auf, und der Einfluß auf die Masse der Mannschaften ist gewiß jedem sichtbar geworden, der seit den letzten 5 Jahren gedient hat. Wo die Schüler so Tüchtiges leisten, sind gewiß auch die Lehrer vorzüglich — das scheint eine natürliche Schlußfolge. Demnach müßten also unsere Offiziercorps, wenigstens in den jüngern Elementen, durchweg aus guten, vielfach aus hervorragenden Turnern und Fechtern bestehen. Ist dies der Fall? Jeder Militair kann diese Frage selbst beantworten, die

Antwort ist eine verneinende. Besonders betrifft dies die Fechtkunst. Kenntniß vom Turnen bringt fast ein jeder Offizier-Aspirant aus seiner Erziehung mit, und die Mehrzahl der Offiziere ist durch Nachhilfe sehr bald dazu zu bringen, daß sie als beaufsichtigende Lehrer gebraucht werden können. Mit der Fechtkunst steht es aber anders — und schlimm genug. Unsere Vorfahren wurden groß durch die Dienste, die sie ihrem Fürsten mit dem Schwert leisteten im eisernen Spiel — wir, die Enkel, tragen die Waffe täglich an der Seite, und wie wenige verstehen sie zu gebrauchen. Man wird uns von mancher Seite einwenden: unsere Väter haben Großes geleistet ohne Klopffechter zu sein, Blücher und seine Reiter haben die Franzosen zusammengehauen, wo sie sie fanden, ohne eine tiefe Terz oder hohe Secunde zu kennen, und der Offizier im Freiheitskriege hat Tüchtiges vollbracht, ohne Fechter zu sein! Das ist richtig, aber wie viele brave Offiziere haben ihren Tod durch eine Klinge oder ein Bajonett gefunden, die eine Handbewegung gerettet hätte, und wird nicht der Offizier ruhiger seine Leute zum Handgemenge führen, der da weiß, daß er jedem Gegner selbst gewachsen ist. Scheint es außerdem nicht wünschenswerth, daß unser Stand, der, wie gesagt, täglich den Degen an der Seite trägt, ihn auch am besten im Staate zu führen verstehe, und nicht von jedem Studenten in dieser Fertigkeit weit überflügelt werde. Unsere Armee, in so Vielem ihren Rivalen voraus, wird darin von allen fast übertroffen, in der österreichischen, russischen, französischen, englischen, sächsischen Armee ist jeder junge Offizier ein mehr oder weniger vollkommner, aber stets ein geübter Fechter. Warum sollen wir hierin zurückstehen, da unser Offiziercorps an Intelligenz und gesellschaftlicher Bildung diesen Armeen als unerreichtes Vorbild voransteht.

Diese und andere Gründe sind keineswegs von uns erfundene und aufgestellte „Neuigkeiten". Zum Belege verweisen wir auf das Werk „die Gymnastik und die Fechtkunst in der Armee". Die Verfasser derselben haben bei einer andern Veranlassung diese und ähnliche Gründe in schöner und männlicher Weise dargelegt und gezeigt, wie wünschenswerth es sei, den Offiziercorps unserer Armee eine größere Vorliebe für die edle Fechtkunst einzuflößen. Daß dies Bedürfniß sich allgemeiner fühlbar gemacht, beweist der mehrfach wiederholte Versuch, ein solches Interesse in den verschiedenen Regimentern anzuregen. Uns selbst sind mehr als ein Dutzend Regimenter bekannt, in denen eine Fechtausbildung angeregt worden, in keinem aber ist sie aus schwachen Versuchen, die bald wieder einschliefen, zu einer gewissen Vollendung gebracht worden. Wir haben uns nun die Aufgabe gestellt, die Gründe hiervon aufzusuchen und einen Weg anzugeben, auf dem wir mit mehr Sicherheit das gewünschte Resultat zu erreichen hoffen.

Bis jetzt ist das Fechten, wo es betrieben wurde, folgendermaßen betrieben: Entweder auf eignen Antrieb oder auf Anregung höherer Militairs organisirte das Offiziercorps einen Fecht-Unterricht in der Weise, daß geeignete Persönlichkeiten als Lehrer angestellt wurden, die Geräthschaften angeschafft und nun lustig „los gefochten" wurde. Was geschah! Nach kurzer Zeit war dem Einem das Ding zu angreifend, dem Andern zu unbequem, der Schwächliche fürchtete den Spott, der Kräftige erhielt Vorwürfe, wenn ein starker Hieb schmerzhaft traf, man verlor das Interesse an der Sache, um so mehr, als sich stets einige, namentlich ältere Offiziere fanden, die „die neuen Geschichten" mit Spott oder Mißbilligung betrachteten; so verloren denn auch diejenigen, die sachverständig und passionirt waren — auch der Lehrer — die Lust, sich mit einer so undankbaren Angelegenheit zu beschäftigen. Bald war die ganze Sache in Vergessenheit gerathen.

Ein fernerer Hauptgrund ist der, daß es überhaupt eigentlich zu spät ist, wenn man Offiziere, die 3—4 Jahr dienen, in solcher körperlichen Uebung unterrichten

will. Zum Fechten gehört vor allen Dingen Lust und Liebe, die findet sich aber in einem Alter von 22—26 Jahren meist auf andere Dinge gerichtet, an Viele tritt dann schon der Ernst des Lebens in einer Weise heran, der ihre Aufmerksamkeit und ihr Interesse auf andere Verhältnisse hinzieht. Wir schlagen daher folgendes Verfahren vor, um dem Fechten, dieser echt ritterlichen Kunst, allgemeine Anerkennung zu verschaffen in einem Stande, der gewiß der würdigste Repräsentant deutscher Ritterlichkeit und Rittertugend ist.

Man stelle die Bedingung: Jeder auf Avancement dienende junge Mann muß bei seinem Eintritt schon eine allgemeine Kenntniß des Hieb- und namentlich des Stoßfechtens haben. (Da diese letztere Kunst die Elemente jeder Fechtart enthält und ein guter Stoßfechter in wenigen Wochen ein ziemlich guter Hiebfechter wird.)

Um dieser Anordnung die allgemeinste und weitgreifendste Befolgung zu sichern, genügt der Befehl: Ein Jeder wird bei seinem Eintritt durch einen mit der Fechtkunst bekannten Offizier geprüft und von diesem mit einem dienstlichen schriftlichen Zeugniß seiner Leistungen und Leistungsfähigkeit versehen. — Es wird mit dieser Anordnung durchaus nicht schwierig zu Erreichendes verlangt; auch im kleinsten Landstädtchen findet ein junger Mann schon Gelegenheit, das Hiebfechten zu erlernen; die zum Fähnricheramen nöthigen Kenntnisse muß er doch in einem größeren Orte sich erwerben, und dort kann er ebenfalls Lehrer für das Stoßfechten finden. Tritt eine derartige Verfügung ins Leben, so sind ohnehin die Besitzer von Vorbereitungsanstalten gezwungen, auch diesen Lehrzweig vertreten zu lassen.

Mit dem Offizieramen wird ebenfalls eine Prüfung im Turnen und Fechten verbunden, deren Ansprüche natürlich verhältnißmäßig gesteigert sind. Es ist dies nur folgerichtig, denn weshalb wird dieser Ausbildung auf den betreffenden Kriegs- und bisherigen Divisionsschulen nur ein nebensächlicher Werth von den Eleven beigelegt? Nur, weil sie wissen, daß sie darin nicht geprüft werden.

In dem Officiercorps selbst wird der Fechtunterricht in folgender Weise organisirt: Ein Fechtlehrer wird aus dem Officiercorps genommen, denn es wird wohl kaum ein Officiercorps geben, in welchem nicht mindestens einer der jüngeren Officiere Kenntnisse des Fechtens besitzt. (Schon alle ehemaligen Cadetten haben vorzüglichen erhalten, alle im Stoßfechten, die als Officiere in die Armee getreten, in beiden Branchen). Es wird ihm ein älterer Hauptmann oder Stabsofficier beigegeben, der das Ganze als Director leitet und bei den Lectionen anwesend ist, um dem Lehrer und den Schülern zur Seite zu stehen. Die fünf jüngsten Jahrgänge der Seconde-Lieutenants bilden die Schüler, älteren Officieren ist es natürlich unverwehrt, Theil zu nehmen, und haben dreimal wöchentlich Hieb- und Stoßfechten, und zwar stets abwechselnd, einen Tag dies, den anderen jenes. Alle drei Monate inspicirt der Regimentscommandeur, bei detaschirten Bataillonen der Bataillonscommandeur die Uebungen.

Als beste Zeit erscheint hierzu die Zeit vor dem Mittagessen, da ohnehin alle Corps einen gemeinschaftlichen Tisch haben, und auch der andere Dienst hierdurch nicht beeinträchtigt werden kann.

Die zur Einrichtung nöthigen Gelder zur Beschaffung von Stoß- und Hiebrappieren, Handschuhen und Fechthüten liefert zu ⅔ der Officier-Unterstützungsfond der Regimenter, das letzte Drittel schafft das Officiercorps aus eigenen Mitteln an, und scheint es hierbei gerecht, das gesammte Corps, die höheren Chargen mehr als die niederen, beisteuern zu lassen. Auf diese Weise werden die Kosten für den Einzelnen zum Unerheblichen herabsinken.

Die Theilnahme nur eben der jüngern Jahrgänge glauben wir oben begründet zu haben. Die stete Anwesenheit eines ältern Officiers, sowie die Besichtungen durch die Behörde halten wir für nothwendig, um

dem Ganzen den Charakter eines Zeitvertreibes, den es bisher überall gehabt, zu nehmen und ihm den Stempel eines Dienstzweiges aufzudrücken. Daß der Lehrer, namentlich in den ersten Jahren, mitunter geringere Anciennetät haben wird, wie einzelne Schüler, halten wir für unerheblich, da ja Schüler und Lehrer Kameraden sind.

Daß diese Einführung des Fechtens eine gründliche und wirksame sein wird, wagen wir nicht nur zu hoffen, sondern leben auch der Meinung, daß nach Verlauf von ein bis zwei Jahren die ganze Sache mit Liebe und Lust betrieben werden wird; sie hängt ja zu innig mit dem ganzen edlen Waffenhandwerk zusammen. Auch glauben wir, daß ihre guten Folgen noch in manch anderer Weise sichtbar hervortreten werden, als in dem unmittelbaren Zwecke, ein in ritterlicher Kunst gewandtes Officiercorps zu bilden.

Mögen diese Vorschläge, die aus warmer Liebe zur Sache und wahrer Liebe zu dem Stande hervorgegangen sind, ein williges Ohr finden in den Kreisen, an die sie sich wenden. v. Cz.

Patriotismus und Religion.

(Ein Wort in die Zeit.)

Keine Worte sind in der Neuzeit, wenn auch »unpopulär«, so allmächtig und Alles durchdringend geworden, wie diese beiden; sie stehen im engsten Zusammenhange miteinander und gleichen sich so, wie zwei Begriffe sich nur gleichen können. Eins ist ohne das Andere kaum denkbar.

Wie der Mensch, der fromm und gläubig ist, still in sein Kämmerlein sich einschließt und Niemandem das Treiben seiner Seele enthüllt, sich dort stärkt und als Mann heraustritt, um das Große zu leisten, wozu er sich innerlich die Kraft holte, so entsteht auch der wahre Patriotismus nur im engeren Familienkreise.

Nicht beim Geschrei einer jubelnden Volksmenge empfängt das zarte Kind den Keim der ächten Vaterlandsliebe; denn zu empfindsam ist sein Gemüth, um nicht durchzufühlen, daß hier oft mehr ein leerer Schall als eine tief brennende, wahre Begeisterung ist; nein, beim Dämmerschein auf den Knieen der Mutter muß ihm der erste Geist des Patriotismus eingeimpft werden.

Wie heimlich und süß ist es, wenn die Mutter im Halbdunkel die Kinder zusammenruft und nun von ihrem Vater, von dem Jubel der Begeisterung 1813 erzählt, und dem Geiste der Aufopferung, Vaterlandsliebe und Tapferkeit, von dem das Preußenland beseelt war; dann ist man schon als Kind stolz, ein Preuße zu sein; besonders wenn nun das muthige, dreiste Benehmen Blüchers in grellen Farben geschildert wird, und Bülow, York, Tauenzien und Gneisenau auch im hellsten Schimmer erscheinen. Man geht mit über den Rhein, ist so entsetzlich froh und springt, wenn Napoleon wieder eine Schlappe kriegt oder von Blücher angeführt ist; genug, im Traum und Wachen sinnt man nach, stellt sich Blücher vor und steht mit stiller Ehrfurcht vor dem Bilde der drei gekrönten Häupter, die, auf die Knie gesunken, durch die Erzählungen der geistvollen Mutter mit einem Glorienschein göttlicher Gnade umgeben sind.

So drücken sich die tiefsten, unauslöschlichsten Empfindungen dem Knaben ein, und nie verlischt die genährte Gluth.

So wie eine jede preußische Mutter, die preußische Knaben erziehen will, den Varnhagen v. Ense, Nettelbeck, Hahn und ähnliche patriotische Werke gelesen hat, so kennt sie auch bis in das Detail die Geschichte des einheimischen Königshauses.

Von Friedrich dem Großen, dem gro-

ßen Churfürsten und allen den Vorgängern unseres verehrten Königshauses werden die Charaktere und Hauptmomente am stillen Kaminfeuer wiederholentlich erzählt, und das hehre Bewußtsein, von einem Heldengeschlechte regiert zu sein, steht schon wie ein Monument fest im Herzen des Knaben.

Solch patriotische Erziehung ist selten, bringt aber die herrlichsten Früchte. So wie Keiner tief in das Christenthum eindringt, dem der Vater und die Mutter nicht in andächtiger Stimmung bei dem Klange der heiligen Osterglocken, wo das Herz in hoher Andacht laut und gewaltig schlägt, die Leiden und den Tod des Herrn erzählen, so daß das ganze Herz im heiligen Schauer erbebt, so wird auch Keiner ein wahrer Patriot, dem nicht schon im Kindesalter der Tag des Ruhmes zu einem herrlichen gemacht wird.

Es giebt auch Patrioten, die durch Reflection und Vernunftgründe dazu geworden sind; so redlich sie es auch mit dem Vaterlande und dem Königshause meinen mögen, so ist doch ihre Gesinnung nicht eine glaubensfeste Ueberzeugung und kann durch schwere Tage und durch Argumente schwankend gemacht werden; sie sind nicht die Männer, die aus innersten, felsenfesten, patriotischen Gefühlen in jedem Augenblicke das Rechte sinnen und finden und ohne Besinnen Gut und Leben zu opfern vermögen, wenn sie auch als kräftige, muthige Männer der Anarchie die Stange halten. So in der Religion! Die, welche nur in der Schulerziehung Unterricht in der göttlichen Wahrheit erhalten haben, können auch allmählich zu christlicher Ueberzeugung und zu einem kräftigen Glauben gelangen, allein sie können sich nicht so in hingebender Inbrunst in die Hand Gottes geben, wie die, denen in empfänglichen Kindesjahren das herrliche Wort eingestreut worden ist.

Kommen große, schwere Zeiten, wo es heißt, Gut, Blut, Familie und Leben zu opfern und dem theuren Königshause beizustehen, da treten die Männer frisch und muthig aus dem patriotischen, heimischen Kämmerlein, setzen mit kaltem Blute Leben und Zukunft auf das Spiel, streiten wie preußische Helden, wie Löwen in mächtiger Kampflust — und treten nach verlaufener Fluth anspruchslos und ruhig in ihr Häuschen zurück.

Das ist der wahre Patriotismus, der wie die Religion tiefbrennende, heilige Begeisterung erweckt, die so tiefe Wurzeln in die Gesinnung und das Herz schlägt, daß jedes Rütteln daran eine Bewegung im Herzblute erzeugt.

Wo bleibt da der hohle Geist des Parlamentarismus? O.

Tagesereignisse.

Die neue Vorlage des Herrn v. Patow vom 5. Mai ist am 15. im Hause der Abgeordneten mit allen gegen zwei Stimmen angenommen worden. Wir können dieses halbe Zugeständniß Seitens der augenblicklichen Majorität für ein Glück indeß kaum erachten, da es von Umständen begleitet war, welche zu den ernstesten Bedenken Veranlassung geben. Der Berichterstatter, Herr v. Vincke, fand für gut, den Hauptaccent auf das Provisorium der Reformen zu legen, und so gleichgiltig die Meinung dieses Herren uns auch an sich sein könnte, so gewann sie dadurch an Bedeutung, daß auch ein Minister der Krone, Herr v. Patow, den Character eines Provisoriums für die neuen Einrichtungen in der Armee ausdrücklich anerkannte und damit für Viele den Gedanken anregen konnte, als könnten die von Seiner Königlichen Hoheit dem Prinz-Regenten errichteten Regimenter im nächsten Jahre wirklich „auf den Aussterbe-Etat“ kommen, wie Herr v. Vincke versichert hatte. Der Landwehr-Unteroffizier von der „rothen Erde“ hob es hervor, daß die „Kommission“ das Bewußtsein habe, wie der Kriegsherr keine Position des Etats ohne ihre Bewilligung zur Ausführung bringen könne! Wie gesagt, die Meinung dieses Herrn wäre uns vollständig gleichgiltig, wenn nicht das

Benehmen des Herrn v. Patow den Anschein verbreitete, als könne ein solcher Gedanke in diesem Königreiche jemals maßgebend werden. Herr v. Vincke besitzt bekanntlich das Talent, alle Dinge auf die äußersten Spitzen zu treiben. Bei seiner Interpretation des Geldbewilligungs-Rechtes könnte durch Konsequenzen die selbstständige Thätigkeit der Regierung überhaupt aufgehoben und in eine einfache Ausführung der Majoritäts-Beschlüsse des Abgeordnetenhauses verwandelt werden. Zum Regieren gehört überhaupt Geld, und zu allen nothwendigen — nach der Ueberzeugung der Regierung nothwendigen — Regierungshandlungen müssen die Mittel bewilligt werden. Sollte jede Specialausgabe für einen Act der Krone von dem Votum der Abgeordneten abhängig sein, so könnte in starrer Consequenz dieses Satzes das Haus Seiner Majestät dem Könige dereinst auch einmal das Papier verweigern, auf welches Er die Patente schreiben läßt, oder die Mittel, um Belohnungen auszutheilen und Strafen zu vollstrecken. Herr v. Vincke wird schon erlauben müssen, daß auf schwarzweißer Erde die Interpretation des Geldbewilligungsrechtes einen anderen Ausgangspunkt nimmt.

Zunächst kommen die Rechte der Krone, und danach richtet sich das Recht der Budgetberathung. „Der König führt den Oberbefehl über das Heer", „der König besetzt alle Stellen im Heere", der König hat das Recht, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen", so steht in den Artikeln 46, 47 und 48 der Verfassung, und diese Artikel müssen zunächst eine Wahrheit sein. Wer den König daran hindern will, seine verfassungsmäßigen Rechte auszuüben, der bricht die Verfassung. Von dem Oberbefehl über das Heer aber ist das Organisationsrecht ein integrirender Theil, und der Regent hat nicht erst auf die Abgeordneten zu warten, um Maßregeln in der Armee auszuführen. Wer den Artikel 99 der Verfassung in die erste und die Artikel 46—48 in die zweite Linie stellt und von der ersten abhängig macht, interpretirt ganz willkürlich, wer aber gar, wie die Commission zur Prüfung der Militairvorlagen, Vorschläge zur Organisation des Heeres sich erlaubt oder, wie Herr v. Vincke sich ausdrückte, das Abgeordnetenhaus zu Beschlüssen darüber auffordert, der greift in den Oberbefehl des Heeres direct ein und bricht auf die unzweideutigste Weise den Artikel 46 der Verfassung, ganz abgesehen davon, ob der materielle Inhalt der Vorschläge in den Augen eines Soldaten komisch erscheint oder nicht.

Herr von Vincke nannte die Errichtung der combinirten Infanterie-Regimenter eine Ungeschicklichkeit oder, wie er nachher verbesserte, eine Ungeschicktheit. Schiller sagt zwar: „Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort, das schwer sich handhabt, wie des Messers Schneide"; indessen hat uns Herr von Vincke seit zwei Jahren daran gewöhnt, daß er darin der Jugend durchaus nichts nachgiebt. Was aber die Errichtung der combinirten Infanterie-Regimenter betrifft, welche Seine Königliche Hoheit der Prinz-Regent Allergnädigst zu befehlen geruht haben, so zeigt dieselbe ganz einfach, daß Allerhöchstderselbe von seinem verfassungsmäßigen Rechte Gebrauch macht, ohne Herrn von Vincke und Gefährten um ihre Meinung zu fragen. Daß diese Errichtung nicht „vierzehn Tage später" erfolgte, beweist auch in keiner Weise etwa eine Demonstration, wie mancher Abgeordnete sich einbilden mag, sondern durchaus nur, daß militärische Befehle gänzlich unabhängig von Landtagsverhandlungen sind und gänzlich unabhängig davon ausgeführt werden. Wir wissen zwar nicht, was Seine Königliche Hoheit der Prinz-Regent im nächsten Jahre zu befehlen geruhen werden, eine Auflösung der jetzt errichteten Regimenter möchte aber denn doch kaum erfolgen; was wir aber ganz genau wissen, ist das, daß etwaige Auflösungsbefehle von Herrn von Vincke — — in der Armee nicht befolgt werden.

Die „Kölnische Zeitung" zieht in ihrer Nummer vom 16. Mai gegen die „Feudalen", zu Felde, unter welchem Ausdrucke wir ebenfalls die Ehre haben verstanden zu werden. In sofern das Journal diesen Ausdruck von der Treue herleitet, mit welcher wir unserem Kriegsherren verwandt sind, so acceptiren wir denselben bestens. Sehr in Harnisch geräth die „Kölnische Zeitung" darüber, daß ein Aufsatz in unserer vorigen Nummer Seiner Königl. Hoheit das Recht vindizirte, durch ein einziges Wort die Dinge dahin zurück zu führen, wo sie waren, ehe Herr von Vincke Abgeordneter wurde. Ja, sogar der Staatsanwalt wird gegen diese Behauptung ins Gefecht gerufen. Wenn die „Kölnische Zeitung" die Muße hat, einmal den letzten Absatz des §. 1 vom Gesetz vom 6. März 1854 anzusehen, so wird sie finden, daß wir mit der angerufenen Behörde gar

nichts zu schaffen haben; dagegen dürfte dieselbe Behörde vielleicht damit unzufrieden sein, wenn das rheinische Journal dem Prinz-Regenten das Recht bestreiten wollte, das gegenwärtige Ministerium ohne Weiteres zu entlassen und jedes ihm beliebige, also auch das Manteuffelsche, an dessen Stelle zu setzen, wie es Seine Majestät der König gethan, damit aber die Dinge genau auf den Punkt zurück zuführen, wo sie waren, ehe Herr von Vincke und Gefährten von einer „neuen Aera" zu erzählen wußten.

Sowohl viele Journale demokratischer Färbung, aber auch der von dem General Stavenhagen verfaßte Commissionsbericht beschweren sich über eine angebliche Bevorzugung der Edelleute in der Armee vor den Offizieren nicht adliger Abkunft. Daß dem zwar nicht so ist, weiß freilich jeder Offizier, und der Herr General Stavenhagen selbst liefert davon das glänzendste Beispiel. Aber abgesehen hievon wollen wir die Armee denn doch noch ausdrücklich davor gewahrt haben, daß die Abgeordneten sich über Ernennung und Beförderung der Offiziere unterhalten. Es ist nach Artikel 47 der Verfassung ein ausschließliches Recht der Krone, und es geht die Abgeordneten in keiner Weise etwas an, wen der Kriegsherr zu Offizieren ernennen, resp. als solchen befördern will oder nicht.

Die „Breslauer Zeitung" giebt sich in einer Korrespondenz aus Berlin vom 7. Mai die Mühe, ihren Leserkreis darüber zu beruhigen, daß ja die Militär-Reform doch nicht ausgeführt werde. Die neuen Regimenter seien ja nur „Kriegsbereitschaft." „Die Landwehr-Stamm-Regimenter dürfen zwar jetzt keine Linien-Regimenter werden, deshalb bleiben sie aber doch in dem gegenwärtigen Zustande so lange Garnisontruppen, bis eine Mobilmachung erfolgt, und müssen deshalb für sie, wenn auch nicht Garnisonen, so doch Standquartiere geschaffen werden." — Wenn dieser gloriose Unsinn seine demokratischen Bierphilister beruhigt, so haben wir nichts dagegen. Der „bestallte Literat" scheint aber unter Garnisontruppen solche Truppen zu verstehen, die im Frieden in Garnisonen stehen, und es wäre wirklich spaßhaft zu erfahren, was sich sein Hirn dann wohl unter dem Gegensatze von Garnisontruppen vorstellen mag. Hätte der Herr übrigens noch einen Tag länger mit seiner Correspondenz gewartet, so hätte er zugleich melden können, daß die Landwehr-Stamm-Regimenter, trotzdem daß sie es „nicht dürfen", am 8. Mai dennoch „Linien-Regimenter" geworden sind. Und Herr von Vincke ist nicht einmal um Erlaubniß gefragt worden! — Merkwürdig, aber wahr; es war eben „ungeschickt!"

In Oesterreich werden gegenwärtig neue Versuche mit den Raketen des Amerikaners Hale angestellt. Bekanntlich ersetzt derselbe das Hintergewicht des Stabes durch einen eisernen Conus, welcher ebenfalls das Vornüberschlagen in Folge des Vorrückens des Schwerpunktes durch das successive Verbrennen des Treibsatzes verhindern soll. Dagegen war das Ausströmen des Gases nach hinten dadurch immer nicht beseitigt und machte deshalb den Gebrauch der Raketen im Seekriege, wenigstens auf Zwischendeck-Batterien, unmöglich. Diesem Uebelstande soll jetzt abgeholfen sein, und in Wien werden Schießversuche mit denselben angestellt. Eine näher eingehende Beschreibung der Hale'schen Raketen findet sich in Schmoelzl's Ergänzungswaffenlehre S. 413.

S. M. der Kaiser von Oesterreich hat die Anstellung von je einem lutherischen und einem calvinischen Feld-Prediger in Wien, Verona, Ofen, Lemberg, Prag und Hermanstadt und, für den Fall eines Krieges, für jede operirende Armee befohlen. Die im Frieden angestellten haben durch Reisen die Seelsorge für die ihnen zugetheilten Bezirke zu versehen, doch mit Ausschluß der „geistlichen Matrikelführung."

Die 3. Infanterie-Division der französischen Armee in Italien, unter den Befehlen des General Bazaine und aus dem 33., 34., 37. und 78. Regiment bestehend, rückt nach Paris, um dort die für das Lager von Châlons bestimmte Division des General Marulaz abzulösen. Die letztere Division rückt übrigens nur mit je zwei Bataillonen per Regiment in das Lager, während vom 5. Regt. das 3. Bat. und Depot nach Cherbourg, vom 13. nach Toulon, vom 20. nach Givet und vom 42. nach Marseille abrücken.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Kronenstr. 21.

Preußische Briefe.

— Neue Folge. —

II.

Jedenfalls steht ein Theil der Liberalen dem preußischen Herrenhause näher, als die zeitigen Vertreter der Königlichen Regierung.

Während die Minister sich zu gar keiner Ansicht über die Frage des Herrenhauses bekennen, giebt es ja doch noch Liberale, welche eine bestimmte Theorie von den „zwei Kammern" haben und mit aller Ehrlichkeit und Zähigkeit eines deutschen Doktrinärs an dieser Lehre festhalten, wie oft und wie deutlich auch scharfsinnigere und fortgeschrittenere Freunde ihnen bewiesen haben, daß sich mit dem Liberalismus eigentlich ein aristokratischer Rest, wie die „erste Kammer" ihn darstellt, nicht vertrüge.

Die zeitigen Minister dagegen scheinen im Herrenhause nur eine unbequeme Erbschaft, ein theures Möbel zu erblicken, das man nun einmal aus Rücksichten besonderer Natur nicht in die Rumpelkammer setzen oder veräußern darf.

Wir gehen bei dieser Behauptung nicht weiter, als die Thatsachen uns dazu das Recht geben.

Hätten die zeitigen Minister irgend einen Sinn für die gegenwärtige Institution des Herrenhauses, für ein Herrenhaus überhaupt, so hätten sie in einer ganz andern Weise, als sie gethan haben, vor dem Lande debütirt, so hätten sie die Gesetzesvorlagen, die sie machten, ganz anders gefaßt und überall eine ganz andere Rücksicht für die aristokratischen Elemente des Landes gezeigt. Statt dessen traten sie zur gerechten Verwunderung des Herrenhauses mit mehreren Gesetzen auf, die in ihrem ganzen Tenor indirect gegen diese hohe Körperschaft und deren ungeschriebene Grundgesetze selbst gerichtet waren.

Man hat den erregten, manchmal scharfen Ton bemerkt und wohl gar bedauert, in welchem von den Wortführern unserer Pairs hier und da dem Ministerium zugesprochen worden ist.

Wir begreifen solch ein Bedauern nicht, und wir finden nichts natürlicher, als daß die „Herren" ihren Unmuth über Minister nicht verbargen, welche so offen gegen die Aristokratie und ihr verfassungsmäßiges Recht ankämpften.

In ganz neuer Weise traten ja die neuen Minister auf.

Während bis dahin nach constitutioneller Praxis der Geist und Gedanke der Regierung sich stets als ein Durchschnitt der Meinungen und Ueberzeugungen, welche im Volke und seinen Organen vorhanden, gezeigt hatte, kam mit der neuen Aera ein Ministerium zum Vorschein, das sich ohne alle Scheu auf eine Partei, auf eine Seite der öffentlichen Meinung, auf einen der großen Staatskörper stützte und dem andern entgegentrat.

Was die Liberalen dem Ministerium Manteuffel-Westphalen vorgeworfen hatten, das konnte jetzt mit größerem Rechte von den Conservativen wiederholt werden. Wo hatten sie sich jemals eines solchen Einflusses auf die Minister, denen sie freundlich gesinnt waren, rühmen können! Wo hatten sie jemals auf die Maßregeln und Vorlagen Manteuffels die directe Einwirkung gehabt, welche die Vincke, Milde und Kühne auf die Minister der Regentschaft ausüben!

Mit der Abhängigkeit von den Liberalen wuchs bei den Ministern ihr Gegensatz zum Herrenhause, ohne daß damit bei ihnen ein Entschluß über die künftige Behandlung, resp. Demolirung desselben reifte. Die ehrlichen Liberalen, welche im Abgeordnetenhause sitzen, sind dadurch nachdenklich geworden, und Männer wie Harkort brüten bereits — so wird uns von zuverlässiger Seite versichert — in düsterem Nachdenken über die Möglichkeiten der Zukunft und deuten auf eine kommende Reaction, deren, wenn auch unbewußte Diener die zeitigen Minister seien.

Und wir können Herrn Harkort solche Bedenken nicht verübeln. Er wie die anderen ehrlichen Constitutionellen müssen es mit Erstaunen bemerken, daß die liberale Regierung dem Herrenhause gegenüber mit ihrem Programme nicht Ernst macht. Sie verlangen, daß im Herrenhause sich die ruhigeren, die besitzenden Elemente der Bevölkerung des Landes vereinigen, natürlich ohne allen Rang- und Standesunterschied, der jüdische Bankier neben dem Sproß der Helden, der eingewanderte Fabrikherr neben dem Oberhaupt einer Familie, welche auf fünfzig Gütern wirthschaftet und deren Name dreißigmal in der Armeeliste vorkommt. Die Liberalen hegen dabei den festen Glauben, daß solch ein Herrenhaus in guter Uebereinstimmung mit dem Abgeordnetenhaus und den liberalen Ministern arbeiten, reden und abstimmen werde, und weil sie der Mehrheit desselben sicher sind, so wollen sie es gern zugeben, daß die meisten der jetzt im Herrenhaus Sitzenden auch in dem Hause ihrer Wahl eine Stelle erhalten, wenn diese dort nur nicht auf Grund eines ständischen Rechtes, in eigner Vertretung und mit Hinweis auf alte geschichtliche Satzung erscheinen. Letzteres kann und darf der Liberalismus nicht zugeben, will er nicht den Ast, auf dem er sitzt, absägen.

Die Minister haben von ihren liberalen Freunden im Abgeordnetenhause, wie wir wissen, vieles über eine solche neue Einrichtung des obersten Raths-Körpers des Volkes hören müssen; sie haben aber mit einem gewissen Grauen die Vorschläge zurückgewiesen, welche ihnen von der befreundeten Seite kamen. Das kam daher, daß sie, wie wir dies im vorigen Briefe uns auszudrücken erlaubten, noch Instinkt haben.

Sie haben den Instinkt des Abtrünnigen; sie haben noch Erinnerungen an das Adelthum, und eine dunkele Ahnung von der socialen Machtstellung des altadeligen Grundbesitzers auf dem Lande, und wenigstens diejenigen von ihnen, die selbst auf adliger Hufe geboren sind, wissen noch, was das Volk vom Adel hält, und was es von dem verlangt, der es beherrschen soll.

Sie kennen das Mißtrauen und die Störrigkeit des Volkes. Sie wissen,

welch' einen Unterschied es zwischen einem auf dem Lande geborenen, dort groß angesessenen und aus alter Familie stammenden Mann, und zwischen einem homo novus macht, der aber aus irgend einem ministeriellen Backofen oder unter dem grünen Tisch hervorgekrochen ist. Es tritt hinzu, daß der täglich steigende Haß des Volkes gegen gewisse Arten des Besitzes, die es grade zu gesagt, gar nicht für Eigenthum hält, auch endlich anfängt, den Augen der Minister erkennbar zu werden. So wenig sie nun auch wissen, diesen Haß zu würdigen oder gar für die staatliche Entwickelung zu benutzen, so konnte ihnen doch nicht entgehen, daß derselbe sich vielfach gegen ganze Klassen der Gesellschaft richtet, gegen die Klassen, in denen das große, rasch und oft mühelos erworbene Kapital sich vorfindet, gegen die Klassen, in denen die Parvenus und die familien- und traditionslosen Existenzen ihr rasch- und kurzlebiges Dasein führen, glänzend, aber meteorgleich.

Mag der Blick der zeitigen Minister noch so kurz und befangen sein, so konnte ihnen die Einsicht in diese Stimmung des Volkes doch nicht entgehen, und je weniger sie wußten, dieselbe zu benutzen, um desto mehr mußte sie ein gewisses Grauen erfassen, wenn sie daran dachten, wohin der Zwiespalt in der bürgerlichen Gesellschaft, den diese Stimmung offenbarte, führen, und welche Krisen er herbei führen würde!

Vollends aber mußte es sie erschrecken, wenn naive Liberale unter solchen Verhältnissen an sie herantraten und sie aufforderten, doch einige Dutzend Banquiers und Großindustrielle einzuladen, in das Herrenhaus zu treten und so den Charakter desselben gänzlich zu verändern.

„Es ist heut zu Tage nicht gut für den Staatsmann, Freund zu sein mit dem Mammon", wie ein geistvoller österreichischer Conservativer gesagt hat, es ist nicht rathsam, daß er sich auf die neuen Klassen der Gesellschaft, auf die Would-be-Aristokratie zu sehr stützt, und wenn auch einer oder der andere Minister darin hie und da andere Neigungen haben mag, so ist es doch aus der Gesammthaltung der zeitigen Regiernng ersichtlich, daß bei ihr eine bestimmte Zurückhaltung vor den Kreisen und Menschen des „modernen Erwerbes" besteht.

Am wenigsten also ist man wohl im Staatsministerium Willens, diese modernen Elemente noch weiter emporzuheben, sie noch mehr in das Licht zu rücken, das Volk auf sie noch mehr aufmerksam zu machen, ausdrücklich im amtlichen Tone zu erklären: „Sieh Volk, das sind Deine Herren."

Denn Hunderttausende von Fabrikarbeitern, die jeden Sonnabend plötzlich entlassen und in den Hunger und in das Elend gestoßen werden können, und Hunderttausende von Handwerkern und kleinen Gewerbtreibenden, deren Existenz durch die modernen Erwerbsarten täglich mehr in Frage gestellt wird, haben dies Wort schon laut genug, aber in einer Weise gerufen, welche das mehrerwähnte Grauen unserer Minister nur zu gut erklärt.

Also die Veränderung des Herrenhauses nach der Theorie der Liberalen, hat bei den Ministern auf keinen Beifall zu rechnen.

Aber was dann?

Bis nach Hohen-Zieritz.

Eine Preußisch-Französische Geschichte
von **George Hesekiel.**

Neuntes Capitel.
Das Wiedersehen zu Berlin.

„Das war ein unvergessenes,
Bekanntes Angesicht,
Das war eine Ueberraschung,
Eine Freude war es nicht."

Am Sonnabend nach Ostern war es, am Sonnabend vor dem Sonntage Quasimodogeniti, und zwar in dämmernder Morgenfrühe, als ein ziemlich unansehnlicher Korbwagen, mit einem einzigen aber starken braunen Pferde bespannt, zu Mittenwalde, der guten Stadt auf dem Teltow, vor dem Hause des alten Grieben hielt. Der Knecht des Grieben'schen Hauses stand in seinem langen, blauen Rocke, dessen Schöße ihm beinahe bis auf die Fersen reichten, und mit einem schauderhaften alten Hut von völlig unbestimmbarer Form und Farbe auf dem Kopf am rechten Vorderrade und klatschte, sichtlich nur, um sich in dieser edlen Kunst zu üben, ganz gewaltig mit der langen Peitsche, deren Schnur er so eben mit einer neuen „Schmitze" versehen haben mochte. Das starke Braunroß schien sich vor der Peitsche eben so wenig zu fürchten wie der alte Grieben, der an dem Pfosten seiner Hausthür lehnte und sein „Geschirr" mit dem sichern Blick des Eigenthümers und dem forschenden des kunstverständigen Wagenlenkers prüfte, ob auch nichts vergessen, was Nothwendigkeit oder Nützlichkeit erheischten.

Auf dem Wagen lagen einige volle Säcke, die nicht ohne Geschicklichkeit zu zwei Sitzen geordnet waren, von welchem der im Innern des Wagens, mit einigen Decken belegt, sogar die Bequemlichkeit einer Rücklehne bot, während ein Paar Deckelkörbe, mit weiser Benutzung des Raumes, auf die Flanken vertheilt und an den Hürden befestigt waren.

Plötzlich zog der alte Grieben die Pelzmütze von seinem kahlen Kopfe und nahm die kleine Pfeife aus dem Munde, in seinem festen churmärkischen Gesichte aber zeigte sich ein Ausdruck von unverkennbarem Respekt, während der gelbe Hund, der bis jetzt unbeweglich neben ihm gestanden, wedelnd in das Haus lief.

Die hohe, hagere, aber starke und knochige Gestalt des „Herrn Lieutenants", der unsern Lesern aus seinen Tagebüchern schon bekannt und hoffentlich lieb geworden ist, erschien, wie immer bis an den Hals knapp in den schlichten Uniformrock eingeknöpft, auf der Schwelle. Herr von Rondroy reichte dem alten Grieben die Hand und befahl ihm, die Mütze aufzusetzen,

dann trat er auf die Straße, das Wetter prüfend. Hinter dem Lieutenant erschien sein Brudersohn Robert, der gar nicht auf die lustigen Sprünge und das laute Gebell seines gelben, vierfüßigen Freundes achtete, auch schwerlich hörte, was ihm die gute Frau Grieben, mit fast mütterlicher Theilnahme im guten, frischen Gesichte, vortrug, sondern sich beeilte, mit scharf spähenden Blicken ein verhängtes Fenster in dem schräg gegenüberliegenden Hause der Frau Hauptmännin von Uchtenhagen zu mustern.

Der junge Mensch that das nicht umsonst, denn der Vorhang dadrüben bewegte sich leise, eine helle Röthe flog über Roberts bleiches Gesicht, eine kleine Hand wurde sichtbar, ein hübscher, runder Arm und gleich darauf Rieckchens zartes Antlitz mit den sanften braunen Augen, das unter der weißen kleinen Mütze ganz allerliebst aussah.

Der Herr Lieutenant, der den Morgengruß wohl bemerkte, den das junge Paar wechselte, nahm scheinbar keine Notiz davon, er schüttelte der Frau Grieben die Hand und stieg auf den Wagen, indem er erst auf das Rad und dann über den zum Kutschersitz bestimmten Sack trat. Absichtlich setzte er sich so, daß der ihm folgende Robert den Platz zur Linken bekam, von dem aus er bequemer nach Rieckchens Fenster sehen konnte.

Als der Knecht die langen Rockschöße feierlichst so weit auseinander genommen hatte, daß man bequem die große Messingschnalle seiner Beinkleider bewundern konnte und sich nun auf seinen Sitz niederließ, setzte die gute Frau Grieben noch einen Kober in den Wagen, gerade zu den Füßen des Herrn von Rouvroy und sagte freundlich: „Ein Bischen Frühstück für den Herrn Lieutenant und den jungen Herrn!"

Der Lieutenant dankte mit einer Handbewegung, das starke Braunroß zog, ohne eine weitere Aufforderung zu erwarten, an, der gelbe Hund lief bellend noch ein Stückchen neben dem die Straße hinunter klappernden Wagen her und kehrte dann um.

Der junge Mensch in der grünen Pekesche aber zog vor dem Hause der Frau von Uchtenhagen die Mütze, denn das liebe Mädchen im Fenster legte erröthend einen Finger auf die frischen Lippen, es sah fast aus, als ob sie einen Kuß hinunter werfe. Der Herr Lieutenant sah sich geflissentlich in demselben Augenblicke grüßend noch ein Mal nach dem Grieben'schen Ehepaar um, das in die Mitte der Straße getreten war, um dem Wagen so weit als möglich nachblicken zu können.

Eine so zarte Scheu hegte der lange, hagere Herr mit dem altmodischen Zopfe vor dem Heiligthum der jungen Liebe seines Brudersohnes und seines Pathenkindes.

Die fast überzarte Scheu jener Zeit, an jugendliche Herzensregungen zu rühren, ist längst schon viel altmodischer geworden, als es der Zopf des Herrn Lieutenants damals war.

Das Wäglein rollte durch das hohe Thor und an den Ruinen der Georgenkirche vorüber, die Insassen sprachen kein Wort; erst als die Räder leise knirschend in dem Sandwege sich langsamer drehten, holte der Lieutenant aus

einer seiner vielen Taschen seine Reisepfeife und seinen ganzen wohl eingerichteten Rauch-Apparat hervor. Langsam und mit einer Art von Behaglichkeit stopfte er den Taback ein, schlug dann mit großer Sicherheit Feuer, so daß der Schwamm auf den ersten Schlag fing, und sog mit sichtlichem Vergnügen den Geruch des brennenden Schwammes ein, der bekanntlich, in der Morgenfrühe namentlich, und nicht nur für Raucher etwas so Angenehmes hat.

Der Lieutenant rauchte und blickte mit dem vollen schwärmerischen Ausdruck seiner Augen, der einen so eigenthümlichen Contrast zu den scharfen Zügen seines Familiengesichtes bildete, über das anmuthige Landschaftsbild hin, das die Frühlingssonne mit ihren ersten Strahlen wundervoll beleuchtete. Freilich war die Landschaft eben, aber helles Wasser und blühende Bäume, der dunkle Rahmen heimischer Kieferhaide, die aus grünen Umbüschungen bald hier bald dort aufragenden spitzen Kirchthürme, die Holzecken, die abwechselnd rechts und links hereintraten in das Feld, boten Abwechselung für das Auge und landschaftliche Reize genug für den Lieutenant, der so manches Land fremdsprechender Männer durchwandert war und nicht der ungerecht einseitigen Ansicht huldigte, daß nur Berglandschaften schön, die Ebene aber langweilig sei.

Rouvroy liebte die Ebene der alten Churmark mit ihren bescheidenen Reizen von ganzer Seele.

Der Herr Studiosus juris, Robert von Rouvroy, hatte wohl auch ein Auge für die märkische Landschaft im Morgensonnenschein, aber zumeist blickte er doch auf die kleinen blauen, gelben und weißen Blümchen, die am Borde des Weges in den flachen oder ganz zugefallenen Gräben blüheten. Von diesen bescheidenen Blümchen hatte er noch am Tage vorher einen kleinen Strauß gepflückt und ihn Riekchen gebracht, die zu seiner größesten Freude seine Gabe noch am Abend am Busen trug, obwohl die Blumen schon ganz welk niederhingen.

Ein junger Mann, der die erste Liebe im Herzen trägt und sich derselben mit einem Gefühl, das halb Entzücken, halb Bangigkeit ist, bewußt geworden, wird an seine Geliebte denken bei jeder möglichen Gelegenheit, oft auch bei unmöglichen, wenn er aber Blumen sieht, so ist es ganz unvermeidlich, daß er ihr Haar oder ihren Busen im Geist mit diesen Blumen schmückt. Das Braunroß vor dem Wagen fährt die beiden Rouvroy in einer Gangart, der man eine gewisse Mäßigung durchaus nicht absprechen kann, der Haupt- und Residenzstadt der Preußenkönige zu, die Gedanken des liebenden Jünglings aber nehmen ihren eigenen Weg. Von den Blumen am Wege fliegen sie nach Mittenwalde zurück zu dem reizenden Mädchenbilde, das dort am Fenster stand und den Finger zum Gruß an die Lippen legte; sie beschäftigen sich mit den Ereignissen vom Tage vorher und weilen entzückt bei dem herrlichen Moment, in welchem Riekchen verschämt lächelnd ihr Köpfchen abwendete, als ihre Schwester Marie, das elegante kleine Fräulein, bemerkte: „Morgen werden wir also ganz ohne Cavaliere sein, die Herren von Pletz sind fort, und morgen verreist auch Herr von Rouvroy, Riekchens Cavalier, indessen kann Riekchen sich trösten, Robert kommt übermorgen wieder, während Dorette und ich gar noch nicht wissen, wann unsere Anbeter uns wieder ihren Besuch schenken werden!“ Robert von Rouvroy wie-

derholte sich mehrere Male Wort für Wort diese Rede Mariechens, denn Riekchen hatte gar zu reizend verschämt dabei ausgesehen, sie stand leibhaft vor seinem innern Auge.

Andere und minder angenehme Gedanken hegte der Oheim, nachdem er von seiner schwärmerischen Naturbetrachtung zurückgekommen; er ordnete sich die Reihe der Gänge und Geschäfte, die er in Berlin abzumachen hatte, denn er war auf einer Geschäftsreise begriffen. Frau Grieben hatte nämlich, in Folge der uns bekannten Verabredung mit ihrem Manne, dem Herrn Lieutenant die Verlegenheit eröffnet, in die sie durch das plötzliche Verlangen des gefürchteten Sohnes erster Ehe gerathen. Freilich hatte die gute Frau, trotz des gefaßten Vorsatzes, nicht den Muth gehabt, den von ihr so hochverehrten Herrn Lieutenant an das mit Edelsteinen besetzte Medaillonbild zu erinnern, welches dieser einst dem alten Grieben als Pfand für die schuldig gebliebene Miethe aufgezwungen, aber Herr von Rouvroy war sofort selbst auf diesen Gegenstand gekommen und hatte sich überdem über die Ansprache der Frau Grieben sichtlich befriedigt gezeigt. Das war der Frau eine große Erleichterung; sie würde die Freundschaft und Freundlichkeit des Herrn Lieutenants auch nicht minder gepriesen haben, wenn sie gewußt hätte, daß derselbe schon seit mehreren Tagen in Bezug auf das kostbare Medaillon allerlei Pläne gehegt und eigentlich nur aus Zartgefühl das Kleinod noch nicht von der alten Grieben zurückgefordert hatte. Herr von Rouvroy pflegte nämlich Robert, seinem lieben Jungen, zu Ostern und zu Michaelis einen kleinen Zuschuß zu der geringen Summe zu zahlen, die demselben aus seinem Erbe zum Studiren bewilligt wurde; trotz der schweren Noth der Zeit hatte der getreue Oheim das noch immer dadurch möglich gemacht, daß er nach und nach verschiedene Pretiosen in Berlin zu Gelde machte, so schwer ihm, der mit ganzen Herzen an solchen Andenken hing, das auch wurde. Jetzt war nun wieder Ostern, aber der gute Rouvroy war mit seinen Schätzen zu Ende, traurig besah er die zahlreichen Ringe an seinen Fingern, mißmüthig musterte er die Berloques an seiner Uhr; es waren lauter liebe und theure Andenken an Verstorbene, aber er würde sich fest entschlossen haben, sie hinzugeben für Robert, denn für diesen, seinen lieben Jungen, hätte er Alles, wenn auch nicht mit Vergnügen, wie die gewöhnliche Redensart lautet, sondern vielmehr nach langem Kampfe mit sich, geopfert, wenn er nur einen Erfolg hätte absehen können! Leider aber repräsentirten seine altmodigen Fingerringe mit ihren Miniaturen und kleinen Edelsteinen an sich schon keinen sehr bedeutenden Geldwerth, in jener geldarmen Zeit aber konnte er vollends auf keinen irgend nennenswerthen Erlös hoffen. Man wird es begreiflich finden, daß der gute Oheim unter solchen Umständen an das mit Brillanten besetzte Portrait dachte, welches er dem alten Grieben als Pfand gegeben; denn als er im Jahre 1806 schon ein Mal daran gedacht hatte, Geld darauf zu leihen, hatte ihm ein Berliner Juwelier, von dem er es taxiren ließ, dreihundert Thaler dafür geboten, er war sicher, jetzt eine noch größere Summe dafür zu erhalten. Für die Fassung nämlich, denn von dem Portrait selbst gedachte er sich nicht zu trennen, um keinen Preis. Es war das Bild ein höchst ähnliches

Miniatur-Portrait der Königin Marie Antoinette, welches diese heroische Fürstin, die selbst im tiefsten Unglück sich getrieben fühlte, Königlichen Dank denen zu spenden, die sich ihr treu, hold und gewärtig erwiesen in Stunden der Gefahr, ihm geschenkt hatte. Die Königin hatte allen Cavalieren, die bei der Flucht von Varennes thätig gewesen, kleine Andenken, als Miniaturbilder, Ringe mit ihrem eigenen, oder ihrer Kinder Haar, unter der Hand zukommen lassen. Größere Königliche Geschenke zu vertheilen, war Marie Antoinette schon außer Stand gesetzt, gewiß aber sind die kostbarsten Königlichen Gaben niemals mit größerer Pietät aufbewahrt worden, wie diese Andenken der Königlichen Frau, deren Muth und Würde mit ihrem Unglück gleichen Schritt gehalten haben. Nur das Bild selbst kam dem Lieutenant von Rouvroy von der Königin, die kostbare Fassung verdankte es dem Baron Johann Matthias von Simolin. Der alte Diplomat war nämlich mit der Uebergabe des Portraits an Herrn von Rouvroy beauftragt worden, als er Frankreich verließ. In Brüssel trafen sich die Herren wieder, und der Lieutenant hatte Gelegenheit, dem Russischen Staatsmann einen Dienst in Privatangelegenheiten zu leisten, den dieser ihm sehr hoch anrechnete. Baron Simolin, der feine Menschenkenner, wagte es nicht, dem Lieutenant durch ein Geschenk seine Dankbarkeit zu beweisen, er ließ deshalb das Portrait der Königin, bevor er es ihm übergab, in Brillanten fassen. Rouvroy glaubte, wie Simolin es gewünscht hatte, lange, daß das Portrait mit der Fassung ein Geschenk der Königin sei, und erfuhr die Wahrheit erst viel später durch einen Zufall.

Jetzt kam dem wackern Oheim der Wunsch des alten Grieben ganz recht, denn er setzte ihn in den Stand, seinem Brudersohn die gewöhnliche Zulage zu zahlen. Darum erbot er sich sofort, nicht nur nach Berlin zu fahren und dort die Fassung zu verwerthen, sondern er übernahm es auch, mit dem ungerathenen Sohne zu verhandeln, ihm die geforderte Summe, die ihm zustand, auszuzahlen und ihn nach Möglichkeit von einem Besuche in Mittenwalde abzuhalten. Das Grieben'sche Ehepaar hegte eine so peinliche Angst vor einem Besuche des Sohnes, daß Herr von Rouvroy sein Möglichstes zu thun versprach, obwohl er von der Veranlassung zu dieser Furcht eigentlich wenig wußte. Es hätte ihm zwar nur ein Wort, vielleicht auch nur einen aufmunternden Blick gekostet, und die gute Frau Grieben wäre übergeflossen von vertraulichen Mittheilungen; das aber that er nicht, eine Absicht hatte er nicht, einfach darum, weil's nicht in seiner Art lag. So war denn die Fahrt nach Berlin zu Stande gekommen, auf welcher wir die beiden Herren von Rouvroy begleiten.

Nachdem sich der Lieutenannt seinen Feldzugsplan zurecht gemacht und die zweite Pfeife gestopft hatte, wendete er sich mit der Ruhe und Heiterkeit eines Mannes, der genau weiß, was er den Tag über zu thun hat, an seinen Brudersohn und begann, von dem schönen Morgen zu besonderer Freundlichkeit noch über die gewöhnliche hinaus angeregt, ein Gespräch mit Robert, von dem er ganz genau wußte, daß es kein Gespräch geben könne, was diesem lieber gewesen wäre. Er sprach nämlich in seiner ruhigen, in fremden Ohren fast gleichgültig klingenden, innerlich aber tief bewegten Weise von der Liebe, die sein

seliger Bruder Alexander nach dem Tode seiner ersten Frau, der Mutter Roberts, für Frau von Uchtenhagen, die Mutter Riekchens, gefaßt und in treuem Herzen gehegt und getragen bis an sein Ende, obwohl diese innige Liebe keine Erwiederung gefunden, obwohl die Dame die Bewerbung eines Andern vorgezogen hatte und eines Andern Gemahlin geworden war. Wenn der ältere Rouvroy auf dieses Verhältniß, welches einen poetischen Anstrich nicht nur, sondern einen ritterlich romantischen Charakter gehabt, kam, dann war er im Schildern und Erzählen eben so unermüdlich wie sein junger Verwandter in Hören und Fragen. Es mag seltsam klingen, aber Robert konnte sich geistig berauschen an der unglücklichen Liebe seines Vaters, alle Umstände und Vorkommnisse, welche sich auf diese ritterliche Minne bezogen, hatten für seine junge Seele einen Zauberreiz, und wenn er auch sonst, zwar nicht mit Zuversicht, die ist der ersten Liebe fern, aber doch mit wonniger Hoffnung und Glück verheißender Sehnsucht auf die Gegenliebe des Fräuleins von Uchtenhagen rechnete und sorgsam alle Zeichen, die günstig gedeutet werden konnten, im treuen Gedächtniß bewahrte, so konnte er sich doch auch oft schwärmend in den Gedanken vertiefen, daß auch ihm, gleich seinem Vater, eine unglückliche Liebe beschieden sei. Es gab Stunden, in denen ihn mit süßem Wehe der Traum erfüllte, er werde bei der Tochter eben so wenig Gegenliebe finden, wie sein Vater einst bei der Mutter, Stunden, in denen er im Voraus stolz war auf die ritterliche Treue, die er seinem Riekchen zu bewahren gedachte, selbst für den Fall, daß sie ihm einen Andern vorziehe.

Der Oheim, der solche Stimmungen ganz genau kannte, beförderte in alle Wege Schwärmereien der Art; er wußte es vielleicht nicht, aber er ahnte, welche Kraft solch edler Schwärmerei inwohnt, wie sie ein frisches Herz zu schützen vermag vor dem Schmutz alltäglichen Treibens, und eine Jünglingsseele zu stählen im Kampf mit der Gemeinheit und der Verlockung.

Unter solchen Gesprächen gelangten unsere Reisenden, nach einer kurzen Rast in Glasow, wo das Braunroß des alten Grieben gefüttert wurde, über Mariendorf und Tempelhof nach Berlin. Es schlug gerade zehn Uhr, als der Korbwagen über die Brücke rollte und durch das Hallische Thor auf einen wüsten häßlichen Platz fuhr, den man kurzweg das Rondel nannte. Der Lieutenant warf einen kurzen Blick auf die beiden Wachtgebäude rechts und links innerhalb des Thors, aber er blickte rasch wieder weg, denn er sah die Posten nicht von dem berühmten Ziethen'schen Husaren-Regiment, das einst diese Wachen besetzt hielt. Die Gebäude waren geschlossen, sie wurden gar nicht mehr als Wache benutzt.

Der Korbwagen von Mittenwalde erregte in den Straßen Berlins nicht die geringste Aufmerksamkeit, es war damals nichts Seltenes, anständige Leute auf oft noch viel einfacheren Fahrzeugen zu sehen, und als der Grieben'sche Knecht, ganz gewaltig mit seiner Peitsche klatschend, in den Thorweg des gastlichen Hauses in der Krausenstraße einfuhr, in welchem der alte Grieben seit vielen Jahren auszuspannen pflegte, wenn er nach Berlin kam, da begrüßten sich das starke Braunroß von Mittenwalde und der lahme Hausknecht, der ihm ent-

gegenkam, nicht nur als alte Bekannte sondern auch als Landsleute, denn Beide waren aus Kyritz.

Der Knecht besorgte jetzt den Verkauf des Hafers, den ihm sein Brodherr mitgegeben, die beiden Rouvroy trennten sich nach kurzer Abrede wegen des Ortes und der Stunde des Wiedertreffens, und, während der Jüngere ging, um einige Freunde aufzusuchen, begab sich der Aeltere zunächst zu einem bekannten Juwelier, um die Brillanten zu verkaufen. Eine wehmüthige Freude zeigte sich auf dem Angesicht des Herrn Lieutenants, als er aus dem Hause des Juweliers trat; dankbar gedachte er jetzt der Großmuth und Freigebigkeit des Barons von Simolin und machte sich innerlich Vorwürfe über seinen Hochmuth. Denn als er es erfahren hatte, daß er die reiche Fassung des Bildes dem russischen Ambassadeur verdanke, da hatte das seinen Stolz gekränkt, jetzt aber begriff er das stille Walten Gottes auch in diesem ganz einzelnen Falle. Der Juwelier nämlich, der dem Herrn Lieutenant, der einst mancherlei bei ihm hatte machen lassen, später so manches schöne Prachtstück abgekauft hatte, bezahlte ihm nicht dreihundert, sondern volle fünfhundert Thaler für die Fassung. Die Brillanten waren seit einigen Jahren wieder mächtig im Preise gestiegen, und die Großmuth des Barons von Simolin setzte so einen braven Mann in Stand, in seiner Weise weiter zu wirthschaften. Es ist für den Charakter des Herrn Lieutenants bezeichnend, daß er sich zwar recht sehr über die bedeutende Geldsumme freute, welche er über seine Erwartung erhielt, noch mehr aber beinahe über eine kleine goldene Kapsel, in welche das Miniaturbild der Königin, das der Juwelier sofort aus der Fassung nahm, gerade paßte. Diese Kapsel war mit einer heraldischen Lilie bezeichnet, der Juwelier hatte sie unter andern Schmucksachen einst von einem Emigranten gekauft, sie der saubern Pariser Arbeit wegen aber nicht einschmelzen wollen. Er ließ das Schmuckstück Herrn von Rouvroy um einen sehr mäßigen Preis, dem es in doppelter Hinsicht eine würdige Umhüllung für das Bild Maria Antoinette's schien.

In jener gehobenen Stimmung, die der Besitz von Geld selbst dem ernstesten und besten Menschen verleiht, wenn er zuvor mit Sorgen sich gequält, fand der Herr Lieutenant das Haus an der Weidendammer Brücke, wo der Kaiserlich Französische Employé, Monsieur Charles Laborde, seiner schriftlichen Anzeige nach zu treffen sein sollte.

In dem Hause wohnte ein französischer Ordonnateur, und der Sohn des alten, wackern Grieben in Mittenwalde, der selbst seinen deutschen Namen abgelegt hatte, war einer der zahlreichen Unterbeamten dieses großen Armee-Lieferanten, denn dergleichen Geschäfte trieben fast alle Ordonnateurs nebenbei und unter der Hand.

Man führte Herrn von Rouvroy in das Zimmer des Herrn Laborde, und während der Letztere seinen Besuch mit der halb brutalen, halb schmeichlerischen Art, welche den französischen Unterbeamten eigen, empfing, hatte der Lieutenant Mühe, demselben seine Ueberraschung zu verbergen.

Der Sohn des alten Grieben war für Herrn von Rouvroy kein Fremder, er wußte auf der Stelle, wo er dieses wüste, schmutzig-gelbe Gesicht, das der

Tummelplatz der rohesten Leidenschaften gewesen sein mußten, wo derselbe die breite, hellrothe Narbe, die steil über die Stirn lief, schon gesehen; der sogenannte Herr Laborde war jener Agent des Jacobiner-Clubbs, den Herr von Rouvroy vor Jahren zwei Mal gesehen, zuerst in Chalons, wo er die Weiterreise des Königs um einige kostbare Minuten verzögerte, indem er Unordnung in die Bespannung brachte, und dann auf der Rückkehr in Meaux, wo ihn nur Barnave's gewaltige Stimme hinderte, einen Priester zu morden, welcher der gefangenen Königsfamilie seinen Segen gab.

Mit diesem schändlichen Burschen mußte Herr v. Rouvroy nun unterhandeln.

Die Politik der Zukunft.

Mit dem Eintritt der Regentschaft hörte in Preußen das Regiment der conservativen Partei auf, die liberale Partei trat an deren Stelle. Man hat jenes ohne Bedauern scheiden sehen, und schon nach Verlauf von 18 Monaten entwickelt sich mehr und mehr die Ueberzeugung, daß auch die Tage der neuen Aera gezählt seien, daß man andere Bahnen einzuschlagen habe, wenn Preußen bestehen, seine Mission als Culturstaat erfüllen und eben dadurch Deutschland in sich einigen soll. Um indessen die Politik der Zukunft übersehen zu können, werden wir die der Vergangenheit und Gegenwart zu beleuchten haben.

Was die Vergangenheit anbetrifft, so müssen wir der Wahrheit die Ehre geben und offen anerkennen: daß man in der Periode von 1849 bis 1858 zwar den guten Willen gehabt hat, conservative Politik zu treiben, daß man thatsächlich jedoch nicht aufgehört hat, der Revolution in die Hände zu arbeiten und zunächst das gegenwärtige Regiment unvermeidlich zu machen. Nur eine wahrhaft conservative Institution ist in dieser Periode entstanden: „das Herrenhaus“, und dieses bekanntlich der Krone ausschließlich zu danken. Im Uebrigen hat man sich darauf beschränkt, die Revolution zu negiren, derselben durch äußere, mechanische Mittel, durch verschärftes Polizeiregiment entgegenzutreten. Sobald es sich um positive Institutionen handelte, gerieth man in das breite Fahrwasser des Liberalismus. Es mag hier an das revolutionäre Beiwerk der Verfassungs-Urkunde, an die auf breitester Grundlage ruhende Gemeinde-Ordnung von 1850, an die Grundsteuervorlagen 2c. erinnert werden. Das Resultat der Politik des angeblich conservativen Regiments war: Erstarkung der Büreaukratie; festere Begründung des Polizeistaats; Absolutismus unter constitutionellen Formen.

Es wäre vollkommen ungerechtfertigt, wegen dieses nichts weniger als conservativen Regiments den Personen Vorwürfe machen zu wollen. Damals gab es eben noch keine conservative Politik. Jedermann hieß conservativ, der mit Revolution nichts zu thun haben wollte. Man kannte in der Staatskunst keine anderen als äußere, mechanische Mittel. Durch reiche, positive Institutionen die revolutionären Stoffe aus der Gesellschaft auszuscheiden, wie ein

wahrhaft conservatives Staatsleben wissenschaftlich zu begründen und practisch zu entwickeln, was überhaupt unter conservativer Politik zu verstehen sei, darüber fehlte es selbst in der conservativen Partei an jedem Verständniß. Hätte eine hocherleuchtete Regierung es unternehmen wollen, ein auf Anerkennung der organischen Natur der Gesellschaft beruhendes, wahrhaft conservatives Staatsleben zu begründen, sie würde auch von ihren nächsten Freunden nicht verstanden und eben deshalb jedenfalls gescheitert sein.

Bei Schätzung der politischen Intelligenz unserer Zeit darf nicht übersehen werden, daß das gesammte moderne Cultur- und Staatsleben wesentlich römischen Ursprungs ist, daher aus den Anschauungen herstammt, die in dem städtischen Leben und in dem beweglichen Vermögen wurzeln; daß eben deshalb Wissenschaft, Literatur und Volksgeist von liberalen Doctrinen gesättigt sind, dergestalt, daß das Bekenntniß conservativer Gesinnungen bis vor Kurzem noch mit einem Makel behaftet war; daß diesen Bekennern die Ehrentitel: Junker, Rückschrittsmann, Finsterling 2c. fast allgemein zu Theil wurden. Unserer Ueberzeugung nach besteht die unschätzbar werthvolle Errungenschaft der Periode seit 1848 darin, daß die conservativen Kräfte concentrirt worden sind; daß die organische Natur der Gesellschaft und demnach die Solidarität ihrer Interessen erkannt worden ist; daß dem beweglichen Vermögen und der Stadtpolitik endlich das Grundvermögen und die Landpolitik gleichberechtigt zur Seite getreten, daß der Gegensatz beider festgestellt worden ist, und daß eben dadurch die wahrhaft conservative, d. h. die Social-Politik sich entwickeln, dieselbe eine wissenschaftliche und practische Begründung erlangen konnte. Aber diese Erkenntniß hat sich nur allmälig Bahn gebrochen, sie hat auch heut noch keine allgemeine Geltung erlangt und es darf hiernach in keiner Weise überraschen, daß, wie lebhaft das Regiment von 1849 bis 1858 von seiner conservativen Mission erfüllt sein mochte, dasselbe gegen seinen Willen dem Liberalismus verfallen ist; daß eine Zwitterpolitik getrieben worden, die nur dahin führen konnte, den Polizeistaat zu kräftigen.

Dies ist aber genau das Gegentheil von dem, was ein hochherziges Volk wünschen kann. Als daher nach dem Eintritt der Regentschaft ein Ministerium aus den Führern der liberalen Opposition gebildet worden, ward dieser Umschwung mit freudiger Gesinnung begrüßt. Die Sehnsucht nach dem Rechtsstaat erfüllte alle Herzen. Vergessen waren die Sünden des Liberalismus und, daß er das Jahr 1848 gebracht; vergessen die absolute Sterilität desselben und, daß die scheinconservative Politik der so eben überwundenen Periode nicht mehr und nicht weniger als ein durch die Furcht vor der Revolution modifizirter Liberalismus gewesen. Auch jetzt erwartete man, daß die Mäßigung und Stärke der Regierung die äußersten Consequenzen des liberalen Prinzips zu vermeiden wissen werde. Und endlich — man konnte nichts Besseres; nur allein der aufrichtige Liberalismus hatte eine Stütze in der öffentlichen Meinung zu erwarten. Schlug dieser erneute Versuch fehl, dann erst war der Boden für die Socialpolitik geebnet. Eine abermalige Lehrlingsperiode konnte dem Lande nicht erspart werden.

Wie aber ist der erneute Versuch mit dem Liberalismus ausgefallen? wird es möglich sein, mit demselben dauernd zu regieren?

Wiederum hat die alte Erfahrung sich bewährt, daß die Natur der Dinge stärker ist als jedes politische System. Das gegenwärtige Ministerium hat die Leitung der Staatsgeschäfte mit dem aufrichtigen Willen übernommen, dieselbe im Geiste des Liberalismus fortzuführen, und gleichwohl ist dasselbe in den allerwichtigsten Fragen von den Bahnen desselben abgewichen, in das Fahrwasser der conservativen Politik hineingerathen. Die Reform der Militärverfassung ist ein hochconservatives Werk, und vom Parteistandpunkt haben wir zu bedauern, daß die abgetretene Regierung sich dasselbe hat entgehen lassen. Als Patrioten jedoch fühlen wir uns durch den abermaligen Beweis gehoben, daß, wo das Vaterland ruft, in Preußen alle Parteirücksichten schwinden. Auch die neu projectirte Kreisordnung ist wenigstens unendlich conservativer als weiland die Gemeindeordnung von 1850. Der Schutz des Handwerks durch erhöhte Besteuerung der Fabriken, der Schutz der Presse wider casuistische Auslegung der Gewerbeordnung ꝛc. — es sind dies Maßregeln, die mit den Grundgesetzen der conservativen Politik durchaus übereinstimmen. Auf der andern Seite hat die gegenwärtige Regierung dem Liberalismus Treue bewahrt: So durch die projectirte Grundsteuer-Ausgleichung, Einführung der Civilehe, der Wucherfreiheit, Gleichstellung der Juden ꝛc. Im Großen und Ganzen ist das gegenwärtige Ministerium thätsächlich mindestens ebenso conservativ als das abgetretene.

Aber dasselbe ist eben deshalb nicht minder der Zwitterpolitik verfallen. Es ist, als wenn in unserer Zeit ein dunkles Verhängniß die leitenden Staatsmänner zum Abfalle von der Partei zwingt, aus der sie hervorgegangen sind, und in der sie naturgemäß ihre Stütze finden müßten. Wer aber verschuldet dieses Verhängniß — die Staatsmänner oder die Parteien? Uns ist es nicht zweifelhaft, daß die Verschuldung auf die Parteien zurückfällt. Mit der conservativen Partei war bisher nicht zu regieren, weil sie im Entstehen begriffen, mit sich selbst im Unklaren war, weil die Grundgesetze der conservativen Politik erst herausgebildet und zum allgemeinen Bewußtsein gebracht werden mußten. Es kann nicht oft genug wiederholt werden: Nichts ist weniger conservativ, nichts fördert die Revolution kräftiger als das bloße Negiren der Revolution und der Kampf wider dieselbe durch mechanische Mittel. Und doch beschränkte sich, wie wir gesehen haben, die Weisheit der Conservativen auf derartige Mittel. Die Socialpolitik hatte noch keine Geltung erlangt.

Ebensowenig ist aber der Liberalismus geeignet, die Grundlage eines gesunden Staatslebens zu sein. Um dies zu übersehen, mögen zunächst die Forderungen zusammengestellt werden, an denen die liberale Partei festhalten muß, so lange sie sich und ihrem Principe treu bleiben will, Forderungen, die auch in der gegenwärtigen Session des Landtages wiederum hervorgetreten sind:

Religionsfreiheit, d. h. nicht allein Freiheit in der Ausübung des religiösen Bekenntnisses, sondern auch, daß dieses ohne Einfluß auf die Berechtigung zu jedem Staatsamte sei.

Freiheit der Eheschließung — durch Civilehe, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Confession der Religion der Ehegatten, sowie ohne Rücksicht darauf, ob dieselben eben durch Armenpflege ernährt werden, jedoch mit der Verpflichtung der Gemeinden, die Sprößlinge solcher Verbindungen zu ernähren und zu erziehen.

Freizügigkeit. Wohlhabende, für Unterricht, Kranken- und Armenpflege vorsorgliche Gemeinden sind nicht berechtigt, sich, wenn auch nur durch Stipulirung eines Einkaufs- oder Einzugsgeldes, gegen den Zuzug der Proletariats zu schützen; sie zahlen und sorgen nicht für die Angehörigen der Gemeinde, sondern für die des gesammten Staates.

Gewerbefreiheit. Sie soll nicht ferner durch Genossenschaftsbildung und Meisterprüfungen beschränkt werden.

Handelsfreiheit. Auch dem Auslande gegenüber, welches seine Märkte den diesseitigen Producten verschließt. Dazu Schwindelfreiheit — würde auch der gesammte Besitzstand durch lüderlichen Handelsbetrieb und daraus hervorgehende Geld- und Handelskrisen periodisch erschüttert. Die Sicherung eines ehrbaren und daher nachhaltig fruchtbringenden Handelsverkehrs durch korporative Verfassung des Handelsstandes ist unzulässig.

Wucherfreiheit. Obwohl das Geld notorisch die hochwichtige Function eines Maaßstabes für alle geldwerthen Güter, Rechte und Pflichten ausübt, soll dieses Staatsamt unberücksichtigt bleiben, das Geld lediglich als Waare behandelt werden. Die Wucherfreiheit soll auch in dem Falle unbeschränkt sein, daß es an jeder ausreichenden Vorsorge für Kreditgeschäfte und Geldverkehr fehlt.

Freie Agrarverfassung — ohne Rücksicht darauf, daß von freier Bodenbewegung nicht die Rede sein kann, wo Bodenzersplitterung und Bodenverschuldung durch gleiches Erbrecht wie durch Kapitaldruck erzwungen werden; sowie darauf, daß durch Ueberlastung des Grundvermögens die Ansammlung der Bodenkraft und daher die Sicherheit der Erndten und die Ernährung des Volkes gefährdet werden muß.

Wahlfreiheit — daher Abschaffung jeglichen Census und geheime Abstimmung. Es verdient keine Beachtung, daß bei dem numerischen Uebergewicht der Proletariats-Roheit und Unverstand zur Herrschaft gelangen müssen, daß dasselbe die Macht erhält das Vermögen der Besitzenden im Wege der Besteuerung zu confisciren und sich daraus Unterstützungen anzuweisen ꝛc.

Ministerverantwortung, nicht allein der Krone, auch dem Volke gegenüber.

Volksheer — möglichst abhängig von der Volsvertretung; die Offiziere ohne Rücksicht auf Bildung und sociale Stellung aus Wahlen hervorgehend.

Dieser Küchenzettel der liberalen Staatskunst wird genügen, um dieselbe zu veranschaulichen, und es mögen daher die weiteren Forderungen: Abschaffung der Kadettenhäuser, Beseitigung der conservativen Beamten, Purification des Herrenhauses ꝛc. hier nur beiläufig erwähnt werden. Ohne uns auf eine spezielle Kritik dieser Forderungen einzulassen, glauben wir mit voller Bestimmtheit aussprechen zu dürfen: Kein Liberaler in Preußen würde, zum Mit-

glied der Staatsregierung berufen, den Muth haben, diese dem Prinzip des Liberalismus durchaus entsprechenden Forderungen dem vollen Umfange nach zur Anerkennung zu bringen — es sei denn, er beabsichtigt den Untergang des Staats oder den Uebergang desselben zum Barbarismus. Jeder liberale Minister wird durch die Macht der Thatsachen in die Nothwendigkeit gedrängt, den Forderungen des Liberalismus eine Grenze zu stecken, daher mit der Partei zu brechen, und diesem unvermeidlichen Geschick ist auch die gegenwärtige Regierung nicht entgangen.

Es liegt dies eben daran, daß der Liberalismus eine Unwahrheit, eine practische Unmögligkeit ist. Unwahr und unmöglich muß eine Staatskunst sein, die ausschließlich in dem Individualismus wurzelt, die es unbeachtet läßt, daß das Individuum nur in der Gesellschaft und durch dieselbe zu bestehen vermag, daß es aus dieser seine Lebenskraft und die Mittel zur Entwickelung seiner Fähigkeiten bezieht. Eine Politik, die den Gegensatz in den Lebens- und Entwickelungsbedingungen des Individuums und der Gesellschaft unbeachtet läßt, die es unternimmt, das Massenleben des großen Gesellschaftsorganismus nach den Doctrinen zu regeln und zu gestalten, die aus den Gesetzen des individuellen und lokalen Lebens abgeleitet worden sind; die es unternimmt, diese Doctrinen rücksichtslos zur Anwendung zu bringen, und danach die Völker zu beglücken, wie sehr die Erfahrung auch gegen deren Anwendbarkeit sprechen mag; die überhaupt den Thatsachen und der Erfahrung jede Berechtigung abspricht — eine solche Politik kann sich zeitweise als brauchbar erweisen, sobald es sich um Vernichtung bestehender Institutionen handelt; sie muß jedoch ewig unwahr und unmöglich bleiben, sobald sie sich als schaffende, als aufbauende Kraft erweisen soll.

Auch hat diese d. h. die liberale Politik sich bisher durch das Talent ausgezeichnet, die Lösung ihrer Aufgabe vom verkehrten Ende anzufangen und das Gegentheil des Zieles zu erreichen, welches sie angestrebt. Anstatt durch Regelung des wirthschaftlichen und socialen Lebens zunächst das Fundament für den staatlichen Organismus zu legen, haben die dem Liberalismus verfallenen Politiker das Werk regelmäßig von Oben herab unternommen: sie haben die Staatssouveränität zu regeln, d. h. derselben die Macht zu entziehen gesucht, die Rechte des Bürgers und des Volkes anzutasten. In einer Fülle von Grundrechten und durch alle Hülfsmittel des Rechtsstaates hat man zugleich Barrikaden wider jeden denkbaren und nicht denkbaren Uebergriff der Staatsgewalt errichtet — dabei jedoch übersehen, daß diese Barrikaden in ihrer Ueberfülle sich schließlich zu einem Gefängniß gestalten müssen, innerhalb dessen das Leben des Schützlings zu verkümmern Gefahr läuft; ferner, daß von bloßen Rechten der Mensch weder leben, noch glücklich und besser werden kann; daß die wirthschaftliche und sociale Gliederung der Gesellschaft vor Allem den Zweck hatte: innerhalb derselben die zum Gedeihen des Ganzen nothwendige Ordnung zu erhalten, das Erstehen übermächtiger Privatkräfte zu hindern, diese an der Ausbeutung schwächerer Genossen zu hindern, den Letzteren eine Schutzwehr zu sein, die Selbstverwaltung zu ermöglichen, die Büreaukratie in engen Grenzen zu erhalten &c. Der Rechtsstaat dagegen duldet keine organische Gliederung der Gesell-

schaft, keine daraus hervorgehende Schutznahme; daher Pauperismus, Proletariat, Massenverarmung, sociale Krankheit, Verkümmerung der individuellen Kräfte, steigende Ausdehnung des büreaukratischen Regiments überall im Gefolge desselben zur Erscheinung gekommen sind.

Diese Wirkungen würden nur in geringem Maaße hervorgetreten sein, und man würde der Idee des Rechtsstaats eine gewisse Berechtigung zugestehen können, sobald das Recht im eigenen Lande entstanden und aus den Bedürfnissen der bestehenden Gesellschaft hervorgegangen wäre. Das deutsche Recht hatte einen solchen Ursprung, und es haben unter der Aegide desselben sich Institutionen herausgebildet, welche über ein Jahrtausend bestanden und die germanischen Völker zu einem höheren Kulturleben herangereift haben. An die Stelle des deutschen ist aber einerseits das römische Recht getreten, welches in der Stadtgemeinde entstanden, auf dem städtischen Boden und dem beweglichen Vermögen fußend, die entgegenstehenden Bedürfnisse des Grundvermögens und der Landgemeinden unberücksichtigt läßt, beide rücksichtslos der Stadtpolitik unterwirft. Das weltherrschende Rom ist an diesem Gegensatz zu Grunde gegangen. Andererseits ist zu dem römischen das Naturrecht — auf den Bedürfnissen der abstracten Individuums beruhend — hinzugetreten, durch die Verschmelzung beider das moderne Recht, der Rechtsstaat entstanden. Das Leben der modernen Gesellschaft ist gezwungen, sich in die Zwangsjacke dieses ihm durchaus fremden Rechts hineinzuleben; es unterliegt einer Tyrannei, unendlich drückender, als die der ärgsten Despoten sein konnte, deren Willkür-Maßregeln nur einzelne Individuen verletzten, die Volksmassen jederzeit unberührt ließen.

Also einerseits Tyrannei der Gesetze, andererseits Ausbeutung der schwächeren Bürger durch zügelloses Walten übermächtiger Privatkräfte — dies sind die Segnungen des Rechtsstaats, mit denen der Liberalismus bestrebt ist, die Völker zu beglücken.*) Es liegt in der Natur der Dinge, daß jedes Gouvernement genöthigt ist, gegen ein solches System zu reagiren, und daß hiernach ein Bruch des gegenwärtigen Ministerii mit der liberalen Partei naturgemäß eintreten mußte. Nachdem dieser Bruch offenbar geworden, drängte die Frage sich auf:

„Welche Bahnen der inneren Politik soll Preußen fortan verfolgen?"

und

„Auf welche Partei soll die Staats-Regierung sich demnächst stützen?"

Der Beantwortung der ersten Frage wird sich nahe treten und die **Politik der Zukunft** sich übersehen lassen, indem wir zunächst die Wege bezeichnen und deren fernere Betretung sorgfältig vermeiden, die nach den bis-

---

*) So eben geht uns das neueste Heft (Nr. 89) der Cotta'schen „Deutschen Vierteljahrsschrift" zu, welche in einem Aufsatz von W. Kisselbach: „Der Rechtsstaat und die wirthschaftliche Gliederung der Gesellschaft", das Wesen des Rechtsstaats erschöpfender behandelt, als der Raum dies hier gestattet. Wir verweisen auf diese geistvolle Arbeit, deren Besprechung wir uns vorbehalten, und können die freudige Genugthuung darüber nicht zurückhalten, daß die Socialpolitik in allen Gauen Deutschlands Boden gewinnt und so tüchtige Vertreter findet.

herigen Erfahrungen sich als Irrbahnen erwiesen haben. Daher weder römisches, noch Naturrecht als Basis des Staatslebens, weder Polizei noch Rechtsstaat; Emancipation des Volkes von der Zwangsjacke fremden Rechts, Emancipation der Wissenschaft von der Doctrin, von der auf dem Kultus des Individuums beruhenden Abstraction — durch sorgfältige Pflege der wissenschaftlichen Empirie, Anerkennung der organischen Natur der Gesellschaft, der Solidarität aller gesellschaftlichen Interessen. Keine Rechtsbarrikaden zum Schutz des Bürgers und des Volkes wider die Krone, deren es in Preußen nie bedurft hat — dagegen Schutz des schwächeren wider den übermächtigen Bürger und zugleich wider etwanige Willkür der Regierung durch wirthschaftliche und sociale Gliederung der Gesellschaft, Selbstständigkeit der Familien, Genossenschaften, Gemeinden, Kreise und Provinzen, soweit das Interesse der Staatseinheit diese gestattet. Mit einem Worte: Aufbau des Gesellschafts-, oder wie wir ihn seiner Bestimmung nach lieber nennen möchten: des Kulturstaats und Feststellung der dieserhalb zu verfolgenden Wege durch sorgfältige Pflege der Gesellschaftswissenschaft und ihres angewandten Theiles: der Socialpolitik. Diese ist die Wahrheit, denn sie beruht auf der Erkenntniß der Gebote Gottes, die in diesen Gesetzen sich offenbaren, deren Mißachtung sich durch sociale Krankheit und schließlich durch den Untergang des Staats straft. Die Gesellschafts-Wissenschaft ist in ihrem Vorschreiten dem Staatsmanne, was die Naturwissenschaft — seit ihrer Emancipation von der Doctrin und ihrer Behandlung als Erfahrungswissenschaft — dem Landmann und dem Techniker geworden: der untrügliche Wegweiser und Beistand bei Lösung seiner großen Aufgabe.

Aber die Gesellschaftswissenschaft ist noch so jugendlichen Alters, daß sie für jetzt einen zuverlässigen Beistand nicht zu gewähren vermag, und doch werden die Bahnen des Kulturstaats sofort beschritten werden müssen, nachdem der Polizei- wie der Rechtsstaat sich unmöglich erwiesen haben. Da ist allerdings mit großer Vorsicht zu Werke zu gehen, um nicht von Neuem auf Irrbahnen zu gerathen. Inzwischen ist schon der bloße Entschluß, den Liberalismus aufzugeben, an der Hand der Erfahrung vorzugehen, an das Bestehende anzuknüpfen und auf dieser Grundlage von unten herauf weiter zu bauen, ein ganz entscheidender Akt; und im Uebrigen ist so tüchtig vorgearbeitet, das geschichtliche und statistische Material ist so reichlich vorhanden, daß, unter Benutzung desselben, auch die weiteren Schritte sich demnächst mit großer Sicherheit werden bestimmen lassen.

Um dies zu übersehen und den Gegensatz der Socialpolitik gegen den Liberalismus mit Klarheit hervortreten zu lassen, werden wir für Preußen den Culturstaat in seinen Grundzügen bezeichnen, wie derselbe nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Gesellschaftswissenschaft sich darstellt.

Wir fassen zunächst den Grund und Boden ins Auge, die heilige Muttererde, und suchen darüber ins Klare zu kommen: Wie soll der Staat sich dazu verhalten, wie die Gesetzgebung die Vertheilung des Grund und Bodens, die Belastung desselben, das Verhältniß der Familie, der Gemeinde xc. zu demselben regeln, damit dem Gesellschaftsorganismus eine Grundlage werde — fest und sicher für die Ewigkeit? Und auf diesem wichtigsten Gebiete trifft die Socialpolitik in überraschender Weise mit dem Liberalismus zusammen, d. h. im Principe — auch sie verlangt freie Agrarverfassung. Weder will sie den Grund und Boden todtlegen, noch die Ausdehnung der Landgüter vorschreiben, noch der Vererbung, Theilung, Verschuldung oder dem Verkauf derselben ein Hinderniß entgegenstellen — sie will dagegen diese Operationen auch nicht erzwingen, will nicht allein rechtliche, sondern — was sehr viel mehr sagen will — thatsächliche Freiheit.

Dem Liberalismus ist jedoch diese Gattung von Freiheit unbekannt. Nicht, weil die Verschuldung, Theilung xc. des Bodens dem Besitzer und dem Staate von Nutzen ist, nicht, weil die Bewegungen des Bodens aus der freien, selbstständigen Entschließung der Besitzer hervorgehen, erfolgen dieselben — im Gegentheil: sie werden nach der liberalen Politik durch die Ereignisse des Familienlebens, durch das Verhältniß des Geldcapitals zum Grundcapital, daher durch den Stand des Geld- und Productenmarkts, durch Geldkrisen xc. erzwungen. Indem der Liberalismus den Grund und Boden rechtlich der gemeinsten Waare gleichstellte, ihn dem gleichen Erbrecht, der Belastung mit kündbaren Hypotheken, der Speculation, dem Schacher, dem Wucher preisgab, indem er den Landbau unter solchen Verhältnissen und ohne jegliche Vorsorge von der Natural- zur Geldwirthschaft hinüberführte, hat er ihn in eine naturwidrige Lage versetzt, die Bodenkraft, die Sicherheit der Ernten, die Ernährung des Volkes gefährdet — das Fundament der Gesellschaft unterwühlt. Die Schätze der römischen Cultur sind den germanischen Völkern zum Unsegen geworden, weil mit denselben ihnen zugleich das — in der souveränen Stadt ausgebildete — römische Recht überkommen ist, d. h. die Stadtpolitik, die in ihrer Uebertragung auf die Provinzen das römische Reich selbst zu Grunde gerichtet hat. Nur England hat sich vor dieser Heimsuchung zu bewahren gewußt, daher dessen Gedeihen, daher dort Selfgovernment und Gemeindefreiheit xc.

Die Socialpolitik fordert hiernach, daß die ländlichen Verhältnisse in Uebereinstimmung mit den Grundgesetzen der Landpolitik geordnet werden. Daher privilegirte Erbfolge. Die Ereignisse des Familienlebens seien nicht ferner die Quelle der Bodenzersplitterung und der Bodenbelastung. Die Testirfreiheit mag daneben bestehen — bald wird die Sitte dem Mißbrauch derselben entgegentreten. Die Errichtung von Familienstiftungen aus ländlichem Grundvermögen werde nicht ferner durch übermäßigen Stempel gehindert. Association der Grundbesitzer, Behufs gemeinsamer Regelung ihrer Creditangelegenheiten, Umwandlung der kündbaren in unkündbare Hypotheken, Tilgung derselben,

Beschaffung von Meliorations- und ErbabfindungsCapitalien 2c., dagegen Schließung der Hypothekenbücher für jede Art von Privatbelastung. Der Staat hat keine Verpflichtung, diese durch seine Institute zu fördern — Kaufgelder mögen auf Personalcredit gestundet werden 2c. Mit einem Worte: Befestigung des Grundvermögens in den Familien der Besitzer.

Mit der Erreichung dieses Zieles erhält die Gesellschaft eine gesicherte Grundlage. Zunächst in wirthschaftlicher Beziehung. Die von dem Druck des Geldcapitals erlösten, in ihrer Existenz gesicherten, für die Zukunft ihrer Familien sorgenden Grundbesitzer sind nicht ferner gezwungen, die vorhandene Bodenkraft zu Gelde zu machen, um ihre Gläubiger zu befriedigen. Sie sind vielmehr in der Lage, den Productenprofit zur Mehrung des Bodenreichthums anzuwenden, Culturen einzuführen, die erst nach einer Reihe von Jahren sich rentiren: schonende Fruchtfolgen, Nutzviehzucht, Waldbau 2c. Die Ernten werden gemehrt durch großen Bodenreichthum, gegen den Einfluß übeler Witterung gesichert — die Lebensmittelfrage tritt in den Hintergrund. In socialer Beziehung: die in ihrer Existenz gesicherten Landbesitzerfamilien werden die Bewahrer der Volkstraditionen, sie gewähren dem Volksgeiste, der Volkssitte eine Stätte, die höheren Interessen des Culturlebens werden innerhalb derselben gepflegt und genährt. In politischer Beziehung: die mit der Gemeinde, dem Kreise, der Provinz dauernd verwachsenen, bei deren Gedeihen wesentlich betheiligten Grundbesitzer sind in der Lage, einen sehr großen Theil der Staatsarbeit zur ehrenamtlichen Verrichtung übernehmen zu können; der Staat darf den auf so zuverlässigen Grundlagen beruhenden Orts-, Kreis- und Provinzial-Corporationen eine sehr ausgedehnte obrigkeitliche Gewalt übertragen: Selbstverwaltung und Decentralisation werden eine Wahrheit; der numerisch erheblich geminderten, besoldeten Beamtenschaft verbleiben nur die allgemeinen Geschäfte; der Staatshaushalt wird entlastet, während nach Beseitigung drückender Privatbelastungen gleichzeitig die Steuerfähigkeit des Landes entsprechend gesteigert wird. Was ein auf befestigtem Grundbesitz beruhendes Land im Kriege zu leisten vermag, hat in neuerer Zeit Holstein bewiesen. Die Socialpolitik ist naturgemäß die Politik der Zukunft, weil die wahrhaft conservative Politik zugleich die unendlich wohlfeilere ist — sie daher für die allgemeinen Culturanstalten, für Flotte und Armee die reichlichsten Mittel frei läßt; weil überdies die wohlbasirten und selbstverwalteten Orts-, Kreis- und Provinzial-Corporationen sehr viel mächtigere Freiheitsgarantien bieten, als alle Barrikaden des Rechtsstaats zusammen genommen. Die Freiheit bleibt selbst im absoluten Staat gesichert, und der kleinliche Rechts- und Verfassungskrieg verliert alle Bedeutung.

Diese Andeutungen werden genügen, um die eminente Wichtigkeit des in den Familien befestigten Grundbesitzes offenbar zu machen, und daher die Nothwendigkeit, das Land endlich nach den Grundgesetzen der Landpolitik zu behandeln. So lange dasselbe der Stadtpolitik unterworfen bleibt, alle Existenzen demnach durch einen Krieg oder durch andauernde Geldkrisen in Frage gestellt werden, so lange die Träger der ländlichen Korporationen mit Verkaufs- und Auswanderungsplänen erfüllt sind, kann von Selbständigkeit der Lokalgewalten

und von ehrenamtlicher Staatsarbeit nicht die Rede sein. — Centralisation und bezahlte Staatsarbeit bleiben freilich unvermeidlich. Die so einfachen Verhältnisse der Landgemeinden werden geordnet erscheinen, sobald gleichzeitig die Eheschließungen geregelt werden, dergestalt, daß diese nicht ohne Zustimmung der Armenverbände erfolgen dürfen! Es wird sich dann ein ländliches Proletariat nicht herausbilden können — die Existenz der Landfamilien überall gesichert sein. Im Uebrigen hängt das Gedeihen derselben und zugleich daß des Landbaues, unter sorgfältiger Pflege der intellectuellen und religiösen Kultur, von dem Gedeihen des städtischen Lebens, von rationeller Gewerbe-, Handels- und Finanzpolitik ab.

Schwieriger ist es, in der Stadtgemeinde eine feste Grundlage für die Gesellschaft zu gewinnen, d. h. die bürgerlichen Existenzen sicher zu stellen. Es versteht sich, daß es sich nicht um absolute Sicherheit handeln kann, die selbst in den Landgemeinden nicht erstrebt wird, indem auch hier die Vernachlässigung des bürgerlichen Berufs den Untergang zur Folge haben wird. Aber bei einsichtiger und treuer Berufserfüllung die Erhaltung des Vermögens, den Erwerb der Lebens- und Kulturbedürfnisse zu sichern — dies ist die wichtigste Aufgabe der Sozialpolitik. Denn diese dekretirt keine politischen Institutionen, sie läßt sie aus dem Fundament des wirthschaftlichen und sozialen Lebens sich frei emporbilden, die Gestaltung des wirthschaftlichen und sozialen Lebens ist eben deßhalb ihr wesentlicher Beruf.

Wie schwierig die Lösung dieser Aufgabe erscheinen mag: bei den grandiosen Dimensionen, welche das Verkehrsleben angenommen hat, so wie bei der Rapidität desselben in Folge der Dampfkraft und Telegraphie ꝛc. — ein unermeßlicher Schritt für die Sicherung der städtischen Existenzen ist durch die Sicherung der ländlichen Existenzen erreicht. Indem die Landgemeinden von den Geld- und Handelskriser unerreicht bleiben, erhält deren Bedarf an städtischen Producten sich constant, das Handwerk und das Detailgeschäft behalten ihren gesicherten Absatz — die Geld- und Handelskrisen berühren wesentlich nur die Fabriken und den Großhandel, deren vernichtender Einfluß auf enge Grenzen beschränkt bleibt, die großen Bevölkerungsmassen sind davon verschont. Hier manifestirt sich recht augenfällig die Solidarität der gesellschaftlichen Interessen und gleichfalls, daß die Behandlung der Landgemeinden nach den Prinzipien der Stadtpolitik den Städten nicht minder verderblich ist als dem Lande.

Im Uebrigen wird in den Stadtgemeinden die Sicherung der bürgerlichen Existenzen im Wege der Association: durch korporative Gliederung der verschiedenen Berufsklassen anzustreben sein. Man wird den Innungen die Selbstverwaltung, eine richterliche, eine Censur- und Strafgewalt über ihre Mitglieder, die Vertretung im Gemeinderath ꝛc. zu bewilligen haben. Auf diesem Wege wird sich dem Schwindel begegnen, ein ehrbarer Geschäftsbetrieb erreichen lassen. Handelsleute, deren Geschäftsbetrieb das Maaß der eignen Kräfte unverhältnißmäßig überschreitet, werden durch den Ehrenrath des Kaufmannsstandes zu strafen sein ꝛc. Denn dem Handelsstande darf nicht das Recht zuerkannt werden, durch frivolen Geschäftsbetrieb periodisch Handelskrisen hervorzurufen und dadurch die bürgerlichen Existenzen in Frage zu stellen.

Endlich wird auch die Staats-Regierung die Sicherung der bürgerlichen Existenzen als wesentliches Ziel festzuhalten haben. Daher im Innern: ein System von Schutzsteuern in der Art, daß das große Gewerbe mit einem höheren Procentsatz betroffen wird als das schwächere. So in Betreff der Maischsteuer, Rübenzuckersteuer, Gewerbesteuer ꝛc. Behufs Decentralisation der Gewerbe und, um einzelnen Industriezweigen und Landestheilen nicht künstlich einen Mangel zu schaffen, werden die Steuern nicht vom Material, sondern vom Product erhoben. Endlich dem Auslande gegenüber: ein System von Schutzzöllen in der Art, daß nur in Betreff solcher Fabrikate dem Freihandel gehuldigt wird, in welchen wir dem Auslande nicht nachstehen. Das Princip der Gegenseitigkeit werde streng gewahrt und dem Auslande keine Concessionen gemacht, welche dasselbe nicht erwiedert. Die Zölle werden nicht ferner nach dem Gewicht, sondern ad valorem erhoben, indem durch Gewichtszölle die gröberen Fabrikate unverhältnißmäßig geschützt, die feineren aber fast schutzlos sind. Um endlich über den Einfluß hoher und niederer Tarife, d. h. über Freihandel und Schutzzölle zu einem practischen Resultat zu gelangen, wird die Statistik festzustellen haben: In welchem Verhältniß haben sich unter der Herrschaft der Gewichtszölle die gröberen und die feineren Fabrikate entwickelt? Und wie steht es mit dem Nationalwohlstande, der Steuer- und Finanzkraft in den Schutzzoll- und in den Freihandelsländern? Bei Aufstellung des Zolltarifs wird das finanzielle Ergebniß wesentlich im Auge zu behalten sein, da Finanzzölle noch wichtiger sind als Schutzzölle, und damit nicht schließlich die directen Steuern die alleinige Aushülfe seien.

Ist es gelungen, das wirthschaftliche und sociale Leben der Nation aus der Zwangsjacke des Rechtsstaats und der national-ökonomischen Doctrinen zu befreien, für dasselbe feste Grundlagen zu gewinnen, die bürgerlichen Existenzen sicher zu stellen, so ist dadurch das Fundament gewonnen, auf welchem ein naturwüchsiges Staatsleben sich fast von selbst gestaltet. Es bedarf keiner Rechtsbarrikaden wider die möglichen Uebergriffe der Regierung, da die zu wirthschaftlichen Zwecken gebildeten Genossenschaften und Corporationen ihren Mitgliedern mehr Schutz gewähren als der luxuriöseste Apparat des Rechtsstaats mit überschwenglichen Grundrechten ꝛc. Selbst die Träger des Liberalismus — vergl. den Artikel über Max Wirth im 20. Bande der Revue — fangen an einzusehen, daß jedes Princip, auf die Spitze getrieben, zum Unsinn ausartet. Jedenfalls ist dies mit dem Principe der Arbeitstheilung der Fall. Mit diesem hat der Liberalismus einen schmählichen Mißbrauch getrieben, und dies ist eine seiner vornehmsten Sünden. Es ist durch die Natur der Dinge geboten, daß die zu wirthschaftlichen Zwecken gebildeten Organe die Staatsarbeit nebenher verrichten, bei deren Verrichtung sie vorzugsweise betheiligt sind; daß der Centralstaat darauf beschränkt bleibe, die allgemeinen Normen vorzuzeichnen, Controlen auszuüben, Conflicte zu lösen. Der Liberalismus dagegen hat — wohl ohne die Tragweite dieses Alles zu übersehen — die wirthschaftlichen Verbande zerstört, die ihrem Ressort angehörende Staatsarbeit mußte der besoldeten Beamten-

schaft anheimfallen — der Staat wird von der Gesellschaft abgelöset, ihm ward das Fundament entzogen.

Dazu kommt, daß gleichzeitig für die Staatsarbeiten selbst das Prinzip der Arbeitstheilung auf die Spitze getrieben worden. Um zu übersehen, wohin dies geführt hat, vergegenwärtige man sich das Staatsleben in einer Landgemeinde, wie dasselbe sich zur Zeit gestaltet hat. Hier giebt es keine sichtbare Obrigkeit, keine Persönlichkeit, welche die obrigkeitliche Gewalt vertritt. Es giebt keine Gemeinde, weil die gemeinsamen Interessen nicht mehr bestehen, durch welche jede Gemeinsamkeit zusammengehalten werden muß. Der angebliche Gemeindevorstand ist lediglich Ortsdiener einer wahrhaft chaotischen Sammlung zerstreut wohnender obrigkeitlicher Gewalten. Da giebt es den Polizei- und den Staatsanwalt, den Steuererheber, die Gerichts- und die Kreiskasse mit Executionsgewalt, den Gemeinde-, den Gerichts- und den Kreisexecutor; den Polizeidiener, den Gensd'armen, den Feldwebel, den Bataillonscommandeur, den Polizeiverwalter, den Landrath, die Regierung, das Ministerium, die Spezialcommission, die Generalcommission, die Schule, die Pfarre, das Consistorium rc. rc. Und nun denke man sich die Rathlosigkeit des einfachen Landmannes diesem Labyrinth gegenüber. So lange die öffentlichen Organe von der Bedeutung ihrer Mission und von dem Geiste des Wohlwollens erfüllt, auch die Einsassen wohlhabend sind, mag deren Zustand erträglich sein. Aber man denke sich, daß sie dem Druck der Privatbelastung, einer Geldkrisis unterliegen; daß die Verhältnisse durch häufige Wahlen, durch Parteigetriebe gestört, ein Geist der Leidenschaftlichkeit, der Verfolgung sich entwickelt habe; daß die Beamten ungenügend besoldet sind, daß ein Beamtenproletariat entstanden sei — vielleicht außer Stande, der Macht des Geldkapitals zu widerstehen. Und dazu die täglich anwachsende Zahl der zu Grunde gegangenen Existenzen, der Invaliden des Rechtsstaats — wie soll da ein fruchtbringendes Culturleben möglich sein?

Kaum ist ein Zweifel darüber denkbar, daß derartige Zustände für die Dauer unmöglich sind. Wer davon noch nicht überzeugt ist, der möge aus der Geschichte lernen, daß niemals ein kräftiges Staatsleben bestanden hat, welches nicht aus der wirthschaftlichen Gliederung, aus dem gesunden und befestigten Wirthschafts- und Socialleben emporgewachsen ist. Muß in dieser Beziehung jeder Zweifel schwinden, so ist es eben so unzweifelhaft, daß die Socialpolitik die Politik der Zukunft sein müsse. Aber wie unumstößlich diese Wahrheit auch sei — für die Praxis ist damit noch wenig gewonnen, denn zur Zeit sind die Socialpolitiker noch sporadisch zerstreuet; sie haben sich nicht als Partei constituirt, es haben aus deren Mitte sich die Männer noch nicht hervorgebildet, denen die Leitung des Staats und mit dieser das Reformwerk anvertrauet werden könnte.

Trotzdem ist die Ueberzeugung wohl begründet, daß der Socialpolitik die Zukunft gehöre. Die Experimente mit dem Polizei-, wie mit dem Rechtsstaat, sind vollständig gescheitert. Sie haben den Völkern unsägliches Elend bereitet die Sehnsucht nach Erlösung ist allgemein, sie durchdringt alle Schichten der

Bevölkerung — nur etwa die Geldbarone sind davon frei und die Literaten, welche mit ihren Doctrinen unlösbar verwachsen sind. Der Boden ist für eine neue zukunftreiche politische Saat trefflich vorbereitet, er wird sie mit Begierde in sich aufnehmen. Es kömmt nur darauf an, daß die Regierung es unternehme, diese Saaten zu streuen, die Bahnen der Socialpolitik zu betreten. In dem Herrenhause wird sie die bereitwilligste Unterstützung finden, und im Abgeordnetenhause ist sie so mächtig, daß sie jederzeit durchsetzen wird, was sie ernstlich will. Es kann ihr nicht schwer werden, sich hier die Partei der Socialpolitiker selbst zu bilden, oder aber, sobald sie mit dem socialpolitischen Programm offen hervortritt, wird das Land ihr die geeigneten Männer zur Unterstützung bereitwilligst entsenden.

Hat die Regierung sich für die Socialpolitik entschieden, so bietet die Lösung der in der inneren Politik bestehenden Differenzen sich gewissermaßen von selbst dar, die Aufstellung des Programms unterliegt keiner Schwierigkeit. Der Art. 12. der Verfassungsurkunde werde durch das Gesetz erledigt. Das Maaß der staatsbürgerlichen Rechte werde nach dem Umfang der Pflichten und ihrer Erfüllung bemessen. Stehet es z. B. fest, daß die jungen Juden durch den Austritt nach Amerika, Australien ꝛc., sich in ganz unverhältnißmäßiger Zahl der Erfüllung ihrer Militärpflicht entziehen, so liegt darin ein unumstößlicher Beweis, daß die Juden selbst sich nicht als Preußen ansehen, daß sie auf obrigkeitliche Rechte keinen Anspruch machen können. Der Einführung der Civilehe wird es nicht bedürfen, sobald die evangelische Landeskirche eine Verfassung erhält, der Staat mit derselben über Ehescheidung und Eheschließung eine Vereinbarung trifft, und die etwaigen Gewissensbedenken der einzelnen Geistlichen demnächst in einem gesetzlich festgestellten Wege beseitigt werden. Der leidige Grundsteuerstreit ist endlich durch Anerkennung der Rentennatur der Grundsteuer zu erledigen. Der Staat veranlage dieselbe mit 10 und selbst mit 15 pCt. des Reinertrages, zahle dafür aber das Zwanzigfache in 4prozentigen Grundsteuer-Pfandbriefen — bei den Rustikalen compensire er mit dem Domainen, resp. mit dem Rentenbankenzins, und er wird nach 42 Jahren sich in dem Genuß einer um das Mehrfache erhöhten Grundsteuer befinden. Unter solchen Umständen wird keine Existenz bedroht, der moralische Widerstand gegen die Erhöhung der Grundsteuer fällt fort, die Betheiligten selbst werden ein sehr vollkommenes Kataster fast kostenfrei und in wenigen Monaten fertigen. So einfach lösen sich die schwierigsten Verhältnisse, sobald die Politik der Natur der Dinge entspricht. Auch die leidigen Verfassungsstreitigkeiten verlieren alle Bedeutung, die Mitwirkung der Volksvertretung ist nur in Betreff der Steuerbewilligung noch von Wichtigkeit, im Uebrigen möge der Staatsregierung die volle Verantwortung verbleiben.

Ist es gelungen, durch organische Gestaltung unseres Gesellschaftslebens, d. h. in dem allein wirksamen Wege, die Revolution aus den vaterländischen Institutionen auszuscheiden, diese fest und zukunftreich zu gestalten, so wird auch nach Außen hin Preußens Machtstellung wachsen, die Sympathieen Deutschlands

werden uns zufallen und das Werk der Einigung vermitteln. Die Zukunft des liberalen Rechtsstaates dagegen heißt: Cäsarismus — sociale Revolution.

Correspondenzen.

Aus der Hauptstadt.

25. Mai.

— Hofnachricht; — Eisenbahn-Waggon und Kuhwagen; — Minister Simons; — Philemon und Baucis; — Vincke; — die Depeschen-Verwechselung; — bedenkliche Zeichen; — eine Georgische Prinzessin und ein Preußischer Kammergerichts-Referendarius. —

Die Nachrichten über das Befinden Sr. Majestät des Königs, unseres allergnädigsten Herrn, lauten so günstig, als sie unter den obwaltenden Umständen irgend lauten können. Mit dankbarem Herzen freuen wir uns der Erleichterung, die dem geliebten kranken Herrn zu Theil wird. Se. Königl. Hoheit der Prinz-Regent hat schon wieder einmal sich erbitten lassen, einer Eisenbahn-Eröffnung beizuwohnen und die Herren Minister Excellenzen sind ebenfalls dazu abgegangen. Es will uns bedünken, als wenn namentlich die Herren vom Rhein eine fast unbescheidene Zudringlichkeit bei solchen Bitten zeigten. Glauben die Herren am Rhein wirklich, daß es Sr. Königl. Hoheit dem Prinz-Regenten eine Freude macht, die bei solchen Gelegenheiten herkömmlichen Redensarten anzuhören? Bei diesem Anlaß haben wir denn auch erfahren, daß für die Herren Minister eigene Salon-Eisenbahn-Waggons gebaut sind, wir gönnen ihnen dieselben von Herzen, obwohl wir überzeugt sind, daß das Geheul der liberalen Meute gräßlich gewesen sein würde, wenn die früheren Minister solche Bequemlichkeiten beansprucht haben würden. Die Salon-Waggons, auf denen die Regierung des Königreichs Preußen durch die Lande saust, sind das Seitenstück zu den mit Kühen bespannten Wagen, auf dem das Königthum der Merowinger auf- und abfuhr, um den Leuten in allen Theilen die Gerechtigkeit zu bringen. Später kamen die Leute weit her, um die Gerechtigkeit des Königs zu suchen, zuweilen sollen sie dieselbe auch nicht gefunden haben; die jetzigen Minister scheinen sie ihnen wieder bringen zu wollen auf Eisenbahnen, und wenn das der Fall ist, dann sind die Eisenbahn-Eröffnungen allerdings Haupt- und Staats-Actionen. Bedenklich scheint uns dabei nur, daß der Justizminister gerade nicht mitfährt, daß die „Hand der Gerechtigkeit" unter den Attributen fehlt und Herr Simons das Haus hütet bis zum Herbst, wo er sich, trotz allen Widerspruchs, vom Amt zurückziehen wird und zwar zuerst nach Godesberg, wo Philemon und Baucis in moderner Ausgabe wohnen werden, aber ohne Götter zu bewirthen. Auch der Kriegsminister verreist nicht, er hat zu viel zu thun.

Der Landtag ist glücklicher Weise geschlossen, er hat kein erfreuliches Andenken hinterlassen, namentlich war die letzte Zeit höchst unerquicklich und reif an allerlei Skandalen. In fast allen spielt der Freiherr von Vincke eine Rolle. Dabei wollen wir doch erwähnen, daß durch die „Augsb. Allg. Ztg." ein Geschichtchen in Umlauf gekommen, das zwar ganz nett aussieht, aber doch durchaus unwahr ist. Ein Berliner Correspondent der genannten Zeitung erzählt nämlich: Seine Königliche Hoheit der Prinz Friedrich Wilhelm, welcher der Sitzung des Abgeordnetenhauses beiwohnte, in welcher Herr von Vincke seine ebenso „ungeschicklichen" als „ungeschickten" Aeußerungen über die Er-

nennung der Commandeure der combinirten Regimenter machte, habe dem Kriegsminister von Roon, der mit Recht sich ungehalten über Vincke gezeigt, zugerufen: »Ich habe schon Alles beigelegt, Excellenz, ärgern Sie sich darüber nicht, das kommt im englischen Parlament alle Tage vor!« An dieser ganzen Geschichte ist kein wahres Wort, und der Correspondent der »Augsb. Allg. Ztg.« kann sich bei dem guten Freunde bedanken, der ihm diesen Bären aufgebunden hat.

Eine seltsame Geschichte wird erzählt, und zwar von Personen, welche wohlberichtet sein können. Vor einiger Zeit erhielt der Königliche Gesandte in London, Graf Bernstorff eine Depesche richtig couvertirt, gesiegelt und an ihn adressirt, der Inhalt aber war nicht an ihn, sondern an den Königlichen General-Konsul in London gerichtet. Zugleich erhielt der Königliche General-Konsul eine ebenfalls richtig an ihn adressirte Depesche, deren Inhalt nicht an ihn, sondern an den Grafen Bernstorff gerichtet war. Auf die Anzeige wurde hier constatirt, daß hier keine Verwechselung stattgefunden haben konnte; man forschte weiter, und endlich gewann man die Ueberzeugung, daß die beiden Depeschen in Belgien geöffnet worden und ihr Inhalt aus Versehen verwechselt sein mußte. Es fanden in Folge dessen allerlei Verhandlungen statt, bei denen sich dann herausstellte, daß mächtige Einflüsse von Paris her in ganz unglaublicher Weise auf den belgischen Postdienst wirkten. Man erzählt sich darüber Aeußerungen einer hohen Person, die zu den größesten Besorgnissen Veranlassung geben. Belgien scheint zwar noch keine französische, aber doch schon eine bonapartistische Provinz zu sein. Vielleicht liegt in dieser Mittheilung auch der Schlüssel zu dem vielbesprochenen Geheimniß, wie die brieflichen Mittheilungen Sr. Königl. Hoheit des Prinz-Regenten an Seine Königl. Hoheit den Prinzen-Gemahl in London zur Kenntniß der französischen Diplomatie kommen konnten. Es war keine Indiscretion brittischer Minister dabei im Spiele, diese hatten gar keine Kenntniß von diesen Mittheilungen, die ganz vertraulicher Natur waren, es hat da ganz etwas anderes gespielt, als Indiscretion.

In diesen Tagen kam hier eine sehr reiche und vornehme Russin an, eine Georgierin eigentlich, mit hohem Adelstitel, sie kam lediglich hierher, um einen Deutschen zu heirathen; ihre Großmutter war nämlich eine Deutsche, und die junge Dame scheint ein Gelübde gethan zu haben, nur einen Deutschen zu heirathen. Ihre Reise war auch von Erfolg, sie kam schon als Braut hier an, muß demnach nicht weit hereingekommen sein nach Deutschland. Der Glückliche ist ein wackerer Kammergerichts-Referendarius, der zufällig bei Verwandten in Königsberg zum Besuch war, und dort das schöne Mädchen vom Kaukasus kennen lernte. Man gönnt dem jungen Mann sein Glück, am meisten sollen sich darüber gefreut haben, sein Präsident und sein — Schneider.

Aus Paris.

— Die neuen Moden. Rousseau's Todtenmaske. Ein Schriftsteller als Conditor. Die feindlichen Brüder. Eine Heirath und eine Entführung. Die Blumen-Ausstellung im Ausstellungsgebäude. —

Die neuen Frühjahrsmoden und Stoffe tragen meist politische Namen. Da Garibaldi lächerlicher Weise der Mann des Tages ist, trägt man hier nur noch Garibaldi-Hüte und Garibaldi-Paletots. Diese alberne Garibaldi-Schwärmerei geht so weit, daß man sogar auf jeder Liqueurflasche das Portrait des berühmten Flibustiers angebracht hat. Cavour-Westen, Mac-Mahon-Mäntel und Solferino-Sammet sind übrigens auch immer noch sehr gesuchte Artikel. In einer Nebenstraße sah ich neulich cuir de Naples

im Schaufenster eines kleinen Ladens. Ich war neugierig zu erfahren, warum der Besitzer desselben den Stoff so genannt, und erkundigte mich danach. „Mein Herr,“ antwortete mir der Mann, „der Stoff hieß früher cuir flambé, und seit Neapel und flambé synonym geworden sind . . .“ Ich wußte Bescheid und ging lachend meiner Wege.

Wie vergänglich ist aller irdische Ruhm, Jean Jaques Rousseau's Kopf wurde dieser Tage zum Verkauf ausgeboten und mußte bedeutend im Preise herabgesetzt werden, weil Niemand dreitausend Franken dafür geben wollte. Ich glaube, das berühmte Houdon'sche Kunstwerk ist endlich für sechshundert Franks weggeben worden.

Siraudin, einer der fleißigsten Vaudevillisten, hat der Bühne gänzlich entsagt, wahrscheinlich auch aus Entrüstung über die Undankbarkeit des Publikums, und wird nächstens einen prachtvollen Conditorladen eröffnen. Man sagt, ein klassischer Traum habe ihm diesen Entschluß eingegeben. Grassot's Geist sei ihm erschienen und habe ihm Vorstellungen gemacht über die Nichtigkeit der Erfolge im Reiche des Geistes und der Solidität der Erfolge im Gebiete des Handels. Die Pariser finden es natürlich pikant, jetzt Bonbons von einem Manne zu kaufen, der ihnen früher Späße aus Pfeffer und Salz vorsetzte, und so wird der neue Conditor wohl einen enormen Zulauf haben. Siraudin schreibt sich von nun an, wie sich von selbst versteht, Sirop-Din.

So wie die Schriftsteller zur Industrie übergehen, bekommen umgekehrt die Industriellen Lust, in der Literatur zu debütiren.

Einer unserer liebenswürdigsten Literaten, ich werde seinen Namen verschweigen, hatte einen Bruder, der Kaufmann war und sich mit einem großen Vermögen von den Geschäften zurückgezogen hat. Dieser Handelsmann nun hatte von jeher viel Geschmack an der Literatur gefunden und verbrachte seine Mußestunden damit, Erzählungen für Kinder zu schreiben. Da sein Bruder berühmter Schriftsteller ist, glaubte er auch, sich literarisch auszeichnen zu müssen, und wollte daher vor einiger Zeit seinen ersten Band Erzählungen und Märchen herausgeben. Aber es kam nicht dazu, denn die Familie wollte das nicht leiden. Sie erklärte einstimmig, daß sie an einem großen Manne ihres Namens vollkommen genug hätte und deren zwei nicht haben wolle. Er könne ja unter anderm Namen seine Schriften herausgeben, wenn er durchaus in die Oeffentlichkeit treten wolle. „Aber“, wandte der schüchterne Musenpriester ein, „es gab zwei Corneille, zwei Racine, und es giebt jetzt noch zwei Alexander Dumas . . . . Warum sollte es nicht zwei X— geben?“

Die Familie blieb aber unerbittlich und ebenso der berühmte Bruder, an den sich hierauf der literarische Kaufmann wandte, ihn demüthig um die Erlaubniß bittend, unter seinem eigenen Namen schreiben zu dürfen. Der berühmte Schriftsteller war natürlich empört und nannte seinen Bruder fortan „Kain“, der darüber ganz melancholisch geworden sein soll.

Unter die litterarischen Ereignisse gehört auch die Heirath des Prinzen v. Polignac mit Fräulein Mirès, der Tochter eines der größten Finanzmänner von Paris. Der Prinz von Polignac ist nicht allein Officier, er ist auch Schriftsteller und nicht ohne Verdienste als solcher. Er hat unter Anderen auch den Faust übersetzt.

Jemand sagte eines Tages zu Herrn Mirès: „Wissen Sie, daß Ihr Schwiegersohn Noblesse für zwei besitzt?“ worauf Mirès antwortete: „Ich weiß es, aber ich besitze Geld für vier.“

Ein etwas scandalöses Ereigniß machte hier viel Aufsehen. Ein Cavalier hat ein junges Mädchen aus ehrenwerther Familie entführt. Die Revue anecdotique, welche das Vorrecht hat, ganz besonders indiskret zu sein, und über alle Stadtscandale gewissenhaft berichtet, meint sehr boshaft, daß die verheiratheten Frauen bereits in großer

Angst seien, daß ihr bisheriges ausschließliches Privilegium, nämlich sich entführen zu lassen, nun auch auf die Unverheiratheten übergehen würde.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß die diesjährige Blumenausstellung im Industrie-Ausstellungs-Gebäude stattfindet, weil man es bei diesem unbeständigen Frühling nicht im Freien damit wagte. Es sind prachtvolle Sachen dort zu sehen, aber die stickend heiße Luft der geschlossenen Räume ist nicht zu ertragen, und Blumen wie Menschen sind in Gefahr, dort zu verschmachten.

Paris, Mitte Mai.

Um diese Jahreszeit wird nicht mehr getanzt oder doch nur ausnahmsweise, aber desto mehr wird gegessen. Die Monate April und Mai sind ganz besonders der Gastronomie geweiht, und das ist natürlich, da um diese Zeit die jungen Gemüse und Früchte vorzügliche Tafelfreuden bieten. Man erzählt ganz fabelhafte Dinge von einem Diner, welches bei einem bekannten russischen Millionär, Herrn Grafen G......, dessen Bälle und Soiréen diesen Winter das Ereigniß der Saison bildeten, stattgefunden hat. Es war dies ein Diner von 60 Couverts, welches Chevet zu dem Preise von 75 Fr. per Couvert ohne Wein geliefert hat, und bei dem als vin ordinaire nichts Geringeres als Chateau Lafitte servirt wurde. Bei den Festen des Herrn G., der die Pariser durch seinen Luxus in Erstaunen setzt, fällt es übrigens auf, daß stets die Russen durch ihre Abwesenheit glänzen und daß sich die Gäste lediglich unter Franzosen, Deutschen, Italienern, Engländern rekrutiren. Diese „Abstention" ließe sich zwar leicht erklären, wenn man verschiedenen scandalösen Versionen Glauben schenken wollte, welche in dieser Beziehung circuliren.

Die letzten Wettrennen in der Ebene von Longchamps waren von dem herrlichsten Wetter begünstigt und hatten wie gewöhnlich eine ungeheure Menschenmenge nach dem Boulogner Holze herausgelockt. Der Geschmack an diesem englischen Nationalvergnügen hat in den letzten Jahren hier ungemein zugenommen, und die Wettrennen von Paris und Chantilly können sich jetzt mit den berühmten Coursen von Epsom durchaus messen. Am letzten Tage zählte man auf der Pelouse von Longchamps über 1000 Equipagen, die zahllosen Miethwagen nicht gerechnet, und, was früher zu den Seltenheiten gehörte, vier- und sechsspännige Equipagen figurirten darunter zu Dutzenden. Eines der kostbarsten Gespanne à la Daumont hatte wieder eine bekannte Dame der demi monde, um derentwillen vor nicht ganz zwei Jahren der Vertreter eines deutschen Staates gezwungen war, seine Entlassung einzureichen und sich aus dem Dienste seines Königs zurückzuziehen.

Mlle. A. C. ist nicht mehr jung, ist nie schön gewesen, und doch versteht sie es, eine Leidenschaft einzuflößen, die einen Mann in den reiferen Jahren zu den größten Thorheiten hinreißt. Das alte Wappen des Exdiplomaten glänzt an der Equipage der Dame, und die Jokeis und Bedienten tragen seine Livree, so daß die gute Gesellschaft jeden Tag aufs Neue an die Liaison erinnert wird, welche Herrn v. S. trotz seines bedeutenden Vermögens bald ruiniren muß. Uebrigens sollen, wie es kürzlich hieß, die Verwandten des fraglichen Herrn gerichtliche Schritte gethan haben, um einer gänzlichen Verschleuderung des Vermögens zuvorzukommen.

Die Heirath des Prinzen Polignac mit Fräulein Mirès wird am 28. Mai stattfinden, und zwar ohne allen festlichen Pomp. Wie sich denken läßt, hat diese Heirath im Faubourg St. Germain eine unbeschreibliche Entrüstung hervorgerufen. Die Familie Polignac ist bekanntlich ein ziemlich altes Geschlecht und der Großvater

des zukünftigen Gemahls des Fräulein Mirès stand bei Marie Antoinette in großer Gunst; die Choiseul, Larochefoucauld, Liancourt und wie die berühmten Geschlechter alle heißen, gehören zu den nahen Verwandten der Polignacs, allein wenn sich die Stimmung nicht ändert, werden die Salons des Faubourg St. Germain für die künftige Prinzessin verschlossen bleiben.

Aus Brüssel.

Mitte Mai 1860.

— Donizetti, Rossini, Bellini und Verdi. —

Man huldigt hier wirklich wenigstens zum Theil noch dem guten älteren Geschmack. Wenn man die italienische Oper besucht, so ist man nicht gezwungen, Maestro Verdi's lärmende und effecthaschende Musik zu hören, sondern man erfreut sich an den wohlgelungenen Aufführungen der melodiösen Opern Rossini's und Donizetti's. Als wir neulich das musikalische Meisterwerk Don Pasquale hörten, erfüllte uns der Gedanke mit Wehmuth, daß Donizetti der Letzte aus der Rossinischen Schule sei, und auch zugleich der Letzte, der die Melodie in der Musik nicht für überflüssig hielt.

Donizetti war kein Genie, er hat keine neue Form erfunden, keine Revolutionen in der Kunst hervorgebracht, aber ebenso wenig darf man ihn einen Nachahmer nennen, denn seinen Werken ist ein so eigener Stempel aufgedrückt, daß sie einzig in ihrer Art, und nicht mit Anderen zu verwechseln sind. Er hat nicht einmal Rossini copirt, obwohl er des großen Meisters Schüler war und sich vollständig nach diesem gebildet hat. Donizetti's größter Vorzug ist seine Einfachheit und Natürlichkeit. Welch' eine Fülle anmuthiger Melodien in Don Pasquale? und er geizt nicht damit, im Gegentheil, er verschwendet, denn die Quelle, aus der er schöpft, versiegt nicht so leicht. Wie kahl und trocken müssen uns dagegen die jetzt so vielgepriesenen Musiker der Zukunft vorkommen, deren Phantasie so dürftig ist, daß sie ihre Haupteffecte auf Disharmonien stützen. Diese sogenannte Zukunftsmusik ist ja auch nur eine vorübergehende Mode der Gegenwart, die man sich eine Weile der Curiosität halber gefallen läßt, eine Zukunft wird sie sicher nicht haben, und wenn Herr Champfleury in Paris, der sich zu Wagners Ritter aufgeworfen, auch noch kühner für sie in die Schranken träte.

Donizetti hat übrigens selbst von sich gesagt, daß er im heiteren Genre Besseres leiste als im tragischen, und wenn man seine Lux und die Favoritin mit Don Pasquale oder mit dem Liebestrank vergleicht, so muß man ihm Recht geben. Im heitern Genre hat er Rossini fast erreicht.

Man könnte den neueren italiänischen Componisten allein schon darum zürnen, daß sie den Buffo ganz abgeschafft haben. Es ist etwas Köstliches um einen ächten Buffo, und mit ihm geht ein Stück Nationalität verloren. Franzosen und Deutsche finden ihn freilich zuweilen etwas übertrieben, aber es ist Unrecht, alles nach einem Maßstabe zu messen.

Auf eine französische oder deutsche Opernbühne paßt der italiänische Buffo allerdings ebenso wenig als die englischen Shakespeardarsteller auf das Theater Racine's und Corneille's. Jedes Genre hat seine Eigenthümlichkeiten, die man gelten lassen und anerkennen muß.

Bellini bildet den Uebergang von Rossini zu Verdi, vielleicht ist dies auch der Grund, daß uns seine vielgepriesene Norma stets mehr Langeweile als Entzücken verursachte,

und doch soll diese nach der Versicherung aller Dilettanten eine wunderschöne Oper sein. Um Verdi ist es übrigens schade, er hat ein bedeutendes Talent, und wäre er, statt seinen eigenen Weg zu gehen, in Rossini's Fußtapfen getreten, er wäre einer der größten Componisten der Neuzeit geworden. Jetzt nennt man ihn nur den italiänischen Meyerbeer, aber man macht ihm dabei ein Compliment, welches er wahrhaftig noch nicht ein Mal zur halben Hälfte verdient.

Johanniter-Orden.

Der Rechtsritter von Leipziger,

Richter des Convents der Johanniter-Ritter für die Provinz Sachsen.

Nekrolog.

In dem am 14. d. Mts. verewigten Königlichen Geheimen Justiz- und Appellationsgerichts-Rathe von Leipziger zu Naumburg a. S. ist Einer der ältesten Ritter des Johanniter-Ordens und ein Mitglied verstorben, welches — in richtiger Würdigung der edeln Absichten Sr. Majestät unseres Königs und Herrn bei Wiederherstellung des Ordens — den Interessen desselben jederzeit die wärmste Theilnahme entgegenbrachte.

Der verewigte Herr von Leipziger stammte aus einem alten, ursprünglich der Meißnischen Ritterschaft angehörigen und bereits 1216 urkundlich erwähnten Geschlecht (die Wappensage brachte ein früherer Jahrgang der „Berliner Revue“) und zwar aus demjenigen Hauptaste des Geschlechts, welcher schon im 15. Jahrhundert (bis zum Jahre 1764) den Rittersitz Zwethau (Schwet, Zweth ꝛc) bei Torgau als Stammgut besaß. Sein Großvater, Christoph Heinrich v. Leipziger, Herr auf der Mahla (ebenfalls bei Torgau), war Chursächsischer Kammerherr und Stallmeister, sowie Amtshauptmann zu Torgau und vermählt mit einem Fräulein von Loß, der Hofdame und treuen Freundin der frommen Königin Eberhardine von Polen, „der Betsäule von Sachsen“, während des selbstgewählten Exils derselben zu Schloß Pretsch. Beider Sohn war August Wilhelm Gotthelf von Leipziger, anfangs Leibpage der Prinzeß Christine (als solchen erwähnt Gellert seiner öfters in den Briefen an Dem. Lucius)), dann Silberpage des Churfürsten, später Kammerjunker und Geheimer Finanzrath; er vermählte sich 1783 mit Josepha Caroline Elisabeth Freiin von Wiese, Tochter des Königl. Polnischen und Churfürstl. Sächsischen Obersthofmeisters und Wirklichen Geheimen Raths, Freiherrn von Wiese und einer von Froede, und starb im Jahre 1816.

Christian Heinrich August von Leipziger, geboren am 30. Januar 1784, trat am 17. September 1805, durch den Besuch des Gymnasiums zu Bautzen und der Universität Leipzig vorbereitet, als Auditor des Oberhofgerichts zu Leipzig in den Sächsischen Staatsdienst, wurde am 13. Januar 1807 Assessor der Landesregierung zu Dresden und vermählte sich am 4. September 1809 mit Auguste Wilhelmine Antoinette von Byern, Tochter des Preußischen Kammerherrn Rudolf George Christoph von Byern auf Parchen († 1801) und der Wilhelmine Sophie geb. von Nostitz († 1821). Am 7. December 1810 wurde er zum Hof- und Justizrath bei der Königl. Landesregierung ernannt und 1814 dem Russischen General-Gouvernement des Fürsten Repnin attachirt. Durch den Staatskanzler Fürsten Hardenberg persönlich dazu veranlaßt, verließ er 1815 Dresden, um in den Preußischen Civil-Staatsdienst überzutreten, und zwar

zunächst als Mitglied der Justiz-Commission des Preußischen General-Gouvernements zu Merseburg; am 27. März 1816 wurde er bei der damaligen Oberlandesgerichts-Commission zu Naumburg angestellt und 1817 zum Ober-Landesgerichts-Rath, sowie 1836 zum Geheimen Justizrath ernannt.

Bereits am 27. April 1819 hatte er den Johanniter-Orden erhalten. Seit der Wiederaufrichtung des Ordens im Jahre 1853 aber Richter des Vereins der Johanniter-Ritter für die Provinz Sachsen, empfing er am 24. Juni 1855 durch des Herrenmeisters Königliche Hoheit den Ritterschlag und die Investitur als Rechtsritter. Zum 17. September 1855, der Jubelfeier seiner 50jährigen Wirksamkeit im Staatsdienst, verlieh ihm Se. Maj. der König den rothen Adler-Orden 2ter Klasse mit Eichenlaub (die vorhergehenden Klassen hatte er bereits früher erhalten), und die Stadt Naumburg ihr Ehrenbürger-Recht. Am 4. September 1859 erlebte er durch die Gnade Gottes im innigen Kreise liebender und dankbarer Kinder und Enkel die Feier seiner „goldenen Hochzeit“. Im folgenden Jahre, an seinem 76. Geburtstage, zeigten sich schon die Vorboten eines Schlagflusses, der nach acht Tagen wirklich eintrat und die linke Seite lähmte. Nach dreimonatlichen, zuletzt recht schweren Leiden — während dessen seine treue Lebensgefährtin, eine seltene Frau von den trefflichsten Eigenschaften des Geistes und Gemüths, für die ihrigen ein Vorbild christlicher Selbstverleugnung, Demuth und Ergebung, trotz hohen Alters und eigner Schwäche nicht von dem Krankenlager des theuern, über ein halbes Jahrhundert in der innigsten Seelengemeinschaft mit ihr verbundenen Gatten wich — verschied derselbe am Morgen des 14. Mai in Folge eines erneuten Schlaganfalls sanft und selig im festen Glauben an seinen himmlischen Erlöser.

So viel von den äußern Lebensumständen des verewigten Herrn von Leipziger. So einfach dieselben sind, so reich war sein inneres Leben, reich an Liebe, reich an stillem, anspruchslosen Wirken, aber reich auch an Prüfungen und Opfern! (Von acht geliebten Kindern, mit denen seine Ehe gesegnet war, überlebten ihn nur drei Söhne!) Wer die seltenen und rührenden Eigenschaften seines Gemüths kannte, sein aufrichtiges Wohlwollen, wie es in seiner herzgewinnenden Freundlichkeit und lebendigen Theilnahme, auch dem geringsten und unscheinbarsten seiner Mitmenschen gegenüber, zu Tage trat, die Milde, die er auch in seinem Richterberufe niemals verleugnen konnte, die tiefe, demüthige, nimmer zur Schau getragene christliche Frömmigkeit, die echt edelmännische Gesinnung, in welcher vorzüglich er den Werth und Vorzug seines Standes suchte, seine innige Verehrung für seinen König, in der er in keinem Augenblick seines Lebens wankend geworden ist, seine außerordentliche Gewissenhaftigkeit und strenge Pflichttreue bei Ausübung seiner Berufsthätigkeit, seine treue aufopfernde, unermüdliche Liebe und Fürsorge für die Seinigen, seine Güte gegen seine Untergebenen und Dienenden, — wer ihn so kannte, der wird die Nachricht von dem Dahinscheiden dieses edlen Mannes nicht ohne Bewegung und Trauer vernommen haben! — Wie viel Menschen aber im Laufe seines langen Lebens ihm näher getreten waren, welche Liebe und Verehrung er unter allen Schichten der Gesellschaft genossen, das sprach sich noch zuletzt in einer überaus zahlreichen Betheiligung beim Geleit zu seiner stillen Ruhestätte und in der allgemeinen aufrichtigen Trauer in den weitesten Kreisen der Stadt, welche den Verstorbenen seit 44 Jahren zu den ihrigen zählte, deutlich und unverkennbar aus!

Militärische Revue.

Sonntag, den 27. Mai 1860.

Avis. Beiträge ꝛc. für die militärische Revue werden unter der Adresse der Expedition, Kronenstraße Nr. 21, erbeten.

Geschichtskalender.

27. Mai 1759. Gefecht v. **Aue**: Der preuß. Gen.-Maj. v. Schenkendorf schlägt den österreichischen Gen. v. Brentano.

28. Mai 1794. Gefecht von **Kirweiler**: Gen. Graf von Kalckreuth schlägt die Franzosen.

29. Mai 1813. Gefecht v. **Zollenspieker**: Maj. v. Borcke schlägt mit dem pommerschen Füsilier-Bataillon die Franzosen.

30. Mai 1814. Friede von Paris.

31. Mai 1809. Gefecht von **Stralsund**: Das Schill'sche Corps wird zersprengt.

1. Juni 1757. Ausfallgefecht vor **Prag**: Die Oesterreicher werden zurückgeschlagen.

2. Juni 1704. Schlacht am **Schellenberg**: Marlborough an der Spitze des englisch-deutsch-preußischen Heeres schlägt die Franzosen.

Inhalt:

Wie soll sich der Offizier durch das Studium des Terrains für sein Fach vorbereiten?

(Eine Humoreske.)

Komm her, müder Leser*), dem das Wort „Terrain“ bei der Dummheit seiner sich durchaus nicht decken wollenden Rekruten gewiß schon oft Kopf- (manchmal auch Fuß-) schmerzen verursacht hat, steige wie ich auf's Pferd und schnell und frisch komm mit mir vor's Thor hinaus, in die hügelige Ferne.

Sieh Dich rings herum! Recht frei und offen blicke in das Gelände hinein, nicht penibel bis zur Pedanterie, sondern mit klarem, freiem Auge, doch trotzdem überschlage Nichts, kein Pünktchen, das von militairischem Interesse ist. Ich werde Dich während der Zeit unterhalten, wie es uns

*) Ich bitte um Verzeihung für die arrogante Sprache in dem Artikel, doch setze ich voraus, daß der lernbegierige junge Leser eben die Divisionsschule verlassen hat und sehr diensteifrig ist.

ziemt, von Krieg und Frieden, so klug und dumm ich es verstehe.

„Komm mal näher! Siehst Du da drüben den Damm? Er zieht sich durch's Gelände hoch und steil in die weite Ebene hinein. Was hat er für militairische Bedeutung, was willst Du in tactischer Hinsicht mit ihm machen? Als braver Infanterist sagst Du mir: Ich werde ihn mit Schützen besetzen und ihn recht tapfer halten! Ja, Du kannst ihn allerdings brav vertheidigen gegen Tod und Teufel, Du kannst ihn auch als Schleier benutzen, hinter welchem Du Deine Bewegungen ausführst, die der Feind nicht sehen soll, Du kannst ihn zur Deckung für Soutiens oder auch gar für größere Corps gebrauchen, um dahinter vor dem feindlichen Feuer gesichert zu sein; ja, Du brauchst ihn herrlich, um vor der feindlichen Cavallerie Dich zu schützen, da Du keine gleich starke oder gar keine Reiterei hast; oder am Ende auch gar als Stützpunkt für Deine Reserve, als Operationsbasis (um mich recht schlau auszudrücken), genug als eine Linie, hinter die Du Dich schützend zurückziehst; auch kannst Du ja Deine Vorposten hinaufstellen, damit sie eine gute Aussicht haben, oder stellst Dich gar selbst hinauf, um Dir Ueberblick über das Terrain zu verschaffen. — Als flotter Husar hältst Du mit Deiner Abtheilung hinter dem Damm, conservirst Dich so bis zum letzten Augenblick und kannst dann mit recht frischen, ungeschwächten Kräften an den Feind herankommen und wild und wüthend auf ihn einstürmen. — Der Artillerist, der ist nun gar glücklich über solchen Damm, er schneidet ihn ein, stellt hinter der Brustwehr seine Geschütze auf, der Damm deckt ihm Protzen und Pferde, bleibt ihm für seine Reserve ein kostbarer schützender Schirm, er hat von ihm aus eine gute Fernsicht, und seine Kanonen sind gesichert vor rollenden Kugeln, da nur wenige feindliche Geschosse das kleine Ziel treffen, das sie denselben bieten. — Am meisten aber kann der Ingenieur projectiren; er gräbt den armen Damm um und um, zu Fleschen, Tenaillen, Lünetten, Emplacements mit Flankirungen, Hindernissen, Geschützbanken, Banketts oder benutzt ihn als Fronthinderniß und richtet ihn zu diesem Zwecke zu, indem er ihn unter das wirksamste Feuer zu bringen sucht, und zu unzähligen andern Sachen.

Siehst Du, Kamerad, (aber verliere die Geduld nicht) auf solche und mancherlei andere Weise kannst Du den Damm verwerthen, wenn er **parallel** mit unserer Aufstellung liegt; nun denke Dir den Fall: — der Damm läge **senkrecht** zu unserer Front! —! und sei vorhanden als **Defilee**! —! — — jedoch ich sehe, Du schauderst, da du im Geiste alle die Offensiv- und Defensivfälle für jede Waffe und deren Combinationen schon spuken hörst, die Dir mit Mühe auf der Divisionsschule eingetrichtert worden; ich überlasse Dich daher auf einige Zeit diesen Deinen heiteren Betrachtungen.

Nun bedenke, daß dieser einfache Damm, der zu so viel Variationen Veranlassung giebt (**die** Fantasiegebilde noch nicht mitgerechnet, die austüfteln, wie derselbe etwa **angegriffen** werden müßte), erst der **kleinste** topographische Gegenstand ist, und daß Wälder, Thäler, Berge, Ravins, Städte, Bäche, Straßen, Dörfer und Flüsse, Ströme, Rinnsale, Brücken, Chausseen, Gebäude, Sümpfe u. s. w. mindestens ebenso viel Stoff geben, um daran den Hirnkasten an Möglichkeiten, wie es kommen könnte, möchte und dann müßte, bei allen Gegenständen in allen oben erwähnten und noch mehr Fällen zu zersplittern.

Bester Kamerad, bist Du nun ein recht tüchtiger, berufseifriger, **strebender** Offizier, so kaufst Du Dir mehrere Taktiklehrbücher und lernst Dir ordentlich für jeden topographischen Gegenstand, für alle dabei etwa vorkommenden Fälle, die Maßregeln und Recepte auswendig, die Dir angeben, wie Du Dich zu benehmen hast; wo Lücken in den Handbüchern sind, mußt Du Dich erkundigen, wie es gemacht wird, und das wiederum auswendig lernen; hierbei darfst Du aber durchaus keinen Unterfall (αα ββ γγ ꝛc) auslassen, oder aus den Augen verlieren, wenn Du z. B. wenig Artillerie und

keine Cavallerie oder umgekehrt zur Verfügung hast, oder wenn Dir keine Artillerie und viel Cavallerie gegenübersteht u. s. w. u. s. w.

Nachdem Du nun mit Fleiß Dir Alles dies gründlich eingeprägt, als strebsamer Offizier sogar oft repetirt hast, leihst Du Dir die Bücher über die neue Zündnadeltaktik, um für jeden Fall wiederum die Modificationen aus diesen Quellen zu ersehen, um so nie in Verlegenheit zu kommen. Willst Du noch mehr thun, so exercire die X Beispielsfälle aus der Kriegsgeschichte, die Dir besonders plausibel sind; dann kannst Du Dich (wenn Du noch bei gesundem Verstande bist) einen glänzenden Soldaten nennen, der als lebendiges Conversationslexicon der neuen Kriegführung und erhabener Mann dasteht, dem nichts Ungewohntes mehr passiren kann; denn für jeden Fall schlägt er das große Stammbuch seines Gedächtnißkastens auf und sofort holt er das nöthige Recept gegen das drohende Uebel hervor; jetzt erst kannst Du selbstbewußt und stolz in den Krieg gehen, der für Dich nur noch Ruhm, Lorbeeren und Siegesbelohnungen hat.

Da gehst Du hin in den Kampf, frisch und muthig; groß im Selbstgefühl, und schwer beladen mit Deinem goldenen Regeln. Die Schlacht beginnt; eine leichte Mulde entzieht Dir den Anblick des Feindes, ein leichtes Gehölz liegt Dir auf der Flanke, und alte Baumstubben verhindern das geschlossene Vorgehen, doch, o weh! Dieser Fall war nirgends vorgesehen, nirgends im ganzen Gedächtnißkasten ist das Wort „Baumstubben" aufzufinden, und der eigene Verstand muß schleunigst Mitel ersinnen, um Vortheil aus der Localität zu ziehen; so geht es leider mit dem zweiten Falle (sehr schlimm, wahrhaftig) accurat, und mit dem 3ten und 100sten (trauriger Weise) ebenso; genug, jeder Fall ist maliciöser Weise gerade ein so absonderlicher, eigenthümlicher Fall, der durchaus nicht im Lexicon zu finden ist; und kein einziger Fall, aber auch keiner, paßt auf die auswendig gelernte Lection; — Du raufst Dir die Haare aus, gütiger Kamerad, wenn Du noch viele zu versenden hast, und beschließt, alle Deine Gelehrsamkeit über den Haufen zu werfen, Alles der Natur, dem gesunden Verstande und dem Glücke zu überlassen. Leer ist alle Theorie! sauer die Regeln! und Essig die gesammte schriftstellerische Tüftelei! Du hilfst Dir selbst, denkst über nichts mehr nach, trinkst, bummelst, liebst und spielst wie viele Deiner Kameraden, und hast, wie Du glaubst, so den einzigen Weg gefunden, Dir Deinen Verstand und eine lautere Naturanschauung zu bewahren. — Etwas Richtiges hast Du, aber noch nicht viel, geduldiger Leser, doch kann ich Dir nun nach beiden extremen Richtungen besser auf den Mittelweg verhelfen.

Doch komm erst fort und laß uns in dieser herrlichen Gegend ein bischen schneller vorwärts fliegen, denn da weht in der frischen Friedenszeit so etwas Zugluft um den Bart; das thut wohl, und man spricht mit viel mehr Aplomb, wenn man den Mund so recht voll Luft und Wind hat.

Lache mich nicht aus, daß ich Dich mit so tollem, scheinbar ungehobelten Zeuge ennuyire, allein sieh' Dich um und sage, ob Du nicht eine Menge Käuze findest, die sich wirklich so pedantisch und philiströs zum Kriege vorbereiten; aber noch mehr wirst Du finden, die verzweifelt, oder nie begonnen habend, Alles gehen lassen, wie es geht. Wenn der Krieg zu erlernen wäre, so könnten ja unsre Regierungsräthe und Staatssecretaire alle Soldaten sein, und es wären gerade die gelehrtesten und philiströsesten Häuser die besten Krieger, und das Schlachtfeld käme bald hinunter auf die grünen Tische, statt auf dem grünen Felde zu bleiben. Doch, Gott sei Dank, ist es nicht so, und die Kriegskunst ist so eine eigene Kunst, zu deren Erlernung etwas Angeborenes gehört, ohne das Keiner darin etwas leisten kann; aber wohl kann man die schlummernden Keime wecken und ausbilden, und es ist sogar die heiligste Pflicht jedes Offiziers, dies, so viel es geht, zu thun.

Aber entschuldige, bester Kamerad, eine

Frage: Kennst Du auch die Reglements Alle? — „Ja wohl, in und auswendig“ (antwortest Du nachsichtiger Weise) „und — eine Unmasse Specialbestimmungen und dr. m. Vermerke.“ — Halt! die erlasse ich Dir nicht sowohl, sondern bitte Dich sogar, diese während meiner Unterhaltung ganz aus dem Gedächtnisse zu streichen, da sonst tumultuarische Conflicte nicht zu vermeiden sind.

Also die Form, in der wir die Truppen in unsrer Tactik zu führen haben, kennst Du und bist blos noch abhängig von Zufällen; Zufällen, die der Feind und das Schicksal Dir bereiten, gegen die Du Dich nur allgemein und moralisch (oft aber gar nicht) rüsten kannst, und Zufällen, die Dir das Terrain bietet, die mit demselben jeden Augenblick wechseln und auf die Du Dich recht wohl vorzubereiten vermagst, nicht als Gedächtnißsache, sondern als geistige Auffassungsangelegenheit. Du kannst Dich nur dadurch gegen die Launen, die Dir das Terrain zeigt, wappnen, daß Du in Dir die Fähigkeit, schnell ein Terrain aufzufassen und zu zergliedern, kräftigst und das Begriffsvermögen für Terrainverhältnisse und militärische Bewegungen und Operationen auf demselben recht stärkst, indem Du oft und bei jeder Gelegenheit Dir Aufgaben stellst, oder mit Kameraden Terrainverhältnisse besprichst; keineswegs aber und nie kannst Du Dich dadurch mit dem Terrain militärisch vertraut machen, daß Du Dir Fälle aus der Kriegsgeschichte oder Tactik auswendig lernst; sie können Dir höchstens als Muster und Beispiel für Dein Studium dienen, indem Du lernst, wie man richtig im Terrain disponirt; doch in den meisten Fällen werden sie direct Nichts nutzen, da die angegebenen und oft supponirten Terrainverhältnisse nur selten oder nie Zwillingsbrüder auf dieser Erde haben.

Hast Du das große Glück, daß Du mit älteren Kameraden, wie auf Generalstabsreisen ꝛc. zusammen im Terrain reisen kannst, die Dich zurechtweisen, berichten, oder auch selbst mit geübtem Auge über Terrainverhältnisse Urtheile fällen, so kannst Du seelensfroh sein und Deinem Geschicke danken; passirt Dir das nicht, so sieh Dich, wenn Du im Terrain bist, stets nach den Formationen desselben kritisch um, wie z. B. jetzt in diesem Augenblicke! Wir wollen uns zusammen das Gebäude betrachten und die Truppen zu einem bestimmten Zwecke gegen den Feind führen, disputirend oder einig bei unsern Maßnahmen; wir freuen uns, wenn wir unsre Leute recht versteckt und intact an den Feind gebracht haben und dann mit moralischem Muthe und allen zu Gebote stehenden Mitteln der Tactik uns auf denselben stürzen. Wir winden uns erst (wie die Schlangen durch die Ackerfurche) mit recht tiefen Colonnen durch die Höhen und verwenden ökonomisch oder verschwenderisch, intensiv oder nur beschäftigend, genug, wie es die Umstände mit sich bringen, unsre geschonten, unversehrten Kräfte! Nicht wahr? So kriegt es sich recht leicht und nett! Aber genug davon!

Laß uns hier einmal Schritt reiten, denn die Pferde schäumen schon vor Aufregung, und Du, lieber Leser, mußt ja außer Athem kommen, wenn Du immer so scharf mitmußt.

Du behauptetest, eben der Berg da drüben sei für Dich als Infanterist ein recht schöner Haltpunkt für jene Stellung, von der wir sprechen, und ich kann Dir nur recht geben; doch kannst Du ihn eben so gut für den Artilleristen, ja für den Pionier einen recht guten Stützpunkt nennen; denn jeder wichtige Punkt des Terrains ist als solcher wichtig, weil er gehalten und vertheidigt, einen großen Vortheil und Halt für die übrige Stellung giebt, ob derselbe durch eine Husarenschwadron, Infanterie-Compagnie, eine Batterie oder Schanze vertheidigt wird, ist egal, und die Wahl der Truppengattung hängt nur von den gebietenden Umständen ab.

Darum ist die Terrainkenntniß eben für alle Waffen so nothwendig, und die Principien des Gebrauchs einer Terrainformation dieselben beim Ulan, wie beim Pionir, beim Generalstäbler, wie beim Patrouillenführer; und wie die Hälfte von

Mannschaften, an günstigem Orte placirt, oft vielmehr leisten kann, wie doppelt so viel an anderen, so ist auch eine schlechte Schanze am richtigen Punkte angelegt, tausend mal besser als ein mit allem Luxus der Ingenieurerfindungen ausgestattetes Werk an weniger vortheilhaftem Posten.

Es kommt daher nur darauf an, mit Adlerblick diese Vortheile des Terrains erkennen zu lernen und dann richtig und folgerecht zu benutzen. Hast Du nun so den wahren Blick für das Terrain stets im Zuge erhalten und Deine militairische Auffassungskraft gestärkt, was Du im Frieden nur durch Uebung erlangen kannst, und verstößt bei Deinen Anordnungen nie gegen die großen, einfachen Principien, zu denen Du Dich geistig emporgearbeitet hast, die für die Führung einer Patrouille ebenso gelten wie für den Oberbefehl einer Armee, und für den Angriff einer Husarenschwadron ebenso wie für die Vertheidigung eines Ravelins nach Cormontaigne, und brauchst die Waffen am richtigen Ort und zur rechten Zeit, so kannst Du Dir wenigstens keine Vorwürfe machen, wenn Dir im Kriege Nichts gelingt, sondern dies nur auf den Mangel an angeborenenen Gefühl für Terrain und Tactik schieben; Du wirst die Ueberzeugung davon tragen, wenn Du wahrhaft ernst Deine Uebungen triebst, daß Du, bei welcher Waffe Du auch stehen magst, etwas für Dein Fach wahrhaft Nützliches gethan hast und auf dem Zuge bist, Dich würdig Deinem Stande zu widmen.

Aber ich weiß, lieber Kamerad, daß ich Dich ennuyirt habe, Du wirst es Dir viel mal selbst gesagt haben, was ich Dir vorschwatzte; doch das schadet Nichts, erbaue ich mich ja selbst in dem Gespräche mit Dir und lerne ja mit Dir selbst in frischer Discussion das Meiste und danke Dir herzlich für Deine langmüthige Begleitung. Drum steige ab; Du wirst wie ich tüchtig durchgeschüttelt sein, und trinken wir zusammen ein Glas Wein zur Stärkung unseres militairischen coup d'oeil.

Ueber die Militairvorlagen.

Ueber die Militärvorlagen, deren Besprechung bis heute schon Folianten von Papier absorbirt hat, sind wieder zwei Broschüren erschienen, die deshalb die Aufmerksamkeit des Publikums mehr als gewöhnlich auf sich ziehen, weil sie, fast zu gleicher Zeit auf der Bühne der Tagesblätter erscheinend, von Verfassern geschrieben sind, die sich schon durch frühere Schriften einen Namen gemacht haben.

Das sind:

1) Die Wahrheit über den Preußischen Militärgesetzentwurf von W. Rüstow.
2) Die Reform der Heeresverfassung von G. v. Bernhardi.

Es ist der Feder eines Offiziers unwürdig, in den Inhalt der ersten Broschüre tiefer einzugehen, weil der Schmutz, mit dem n derselben das Heer, besonders in seinen Berufsoffizieren beworfen wird, jeden wahren Preußen anekelt und es ihm verleidet, sich mit einem Schriftstücke zu befassen, das dem preußischen Offiziercorps unter Anderem eine denunciatorische (?) Organisation andichtet, an deren Spitze der Ehrenrath stände, das die Offiziere der Neuzeit, die eine etwas kürzere Ausbildung erhalten, den Schund nennt, den man zu Markte brächte, und als Taugenichtse schildert, die die Eltern unter anderen Umständen nach Amerika senden würden 2c.

Wäre diese Broschüre, die natürlich für 2jährige Dienstzeit schwärmt, und die Momente der Demokratie gerne in die Offiziercorps hinein haben möchte, mit mehr Ueberlegung, weniger Liederlichkeit und tactloser Schimpferei geschrieben, so hätte sie (von so bekanntem Schriftsteller verfaßt) im

Publikum gefährlichen Einfluß haben können, jedoch in ihrer jetzigen pöbelhaften Schreibweise imponirt sie nur noch dem Gesindel, welches aus reiner Liebhaberei an anarchischen Zuständen jedem Bestehenden entgegentritt und besonders gerne an einer Säule rüttelt und eine Stütze zu beschimpfen sucht, die Gott sei Dank durch ihre hingebende Treue stets der feste Hort des Thrones war.

Wie klar und würdig ist diesem Geschreibsel gegenüber die Schrift des Herrn von Bernhardi gehalten, der in der militärischen Welt durch seine Memoiren des Grafen von Toll sich schon einen bedeutenden Namen erworben hat.

Er geht von der historischen Entwickelung Preußens aus und beweißt in einfacher logischer Schlußfolge die Nothwendigkeit der Reorganisation der Armee.

Für den, der die Broschüre nicht kennt, möge in Folgendem der Gedankengang in derselben kurz und gedrängt entwickelt sein.

Bernhardi sagt, Preußen verdankt die Entwickelung seiner Macht: seiner Eigenschaft, ein Militärstaat zu sein, indem es im ganzen Verlaufe seiner Geschichte stets außerordentliche Anstrengungen gemacht hat, seine Heere nicht nur der **Zahl** nach den Nachbarn ziemlich **ebenbürtig** zu halten, sondern in der **Organisation** und der **Disciplin** seiner Armee den andern Staaten immer **voraus** zu sein.

Dies beweist die preußische Geschichte vom großen Kurfürsten bis zu Friedrich Wilhelm II.

Als später das preußische Heer sowohl in der inneren Einrichtung wie in der Stärke gegen die mächtig sich entwickelnde französische Armee im Rückstande blieb, hat das Vaterland theuer dafür büßen und bluten müssen.

Da das Werbesystem sich in jeder Beziehung überlebt hatte, trat bei dem neuen Aufschwunge, den das Volk nahm, die allgemeine Volksbewaffnung und das Landwehrsystem ins Leben.

Aber nur die Noth des Landes, der erbitterte Grimm jedes Preußen und der glühendste Haß gegen die Feinde des Vaterlandes waren im Stande, diesem Systeme, das sich nur auf die erhöhte Stimmung des Landes basirte, in den Kriegen 1813—15 Erfolge zu sichern; doch warnt der Verfasser davor, ein Heersystem auf idealen Voraussetzungen von Begeisterung zu erbauen*), da durch Vorstellungen und Reflexionen keine Begeisterung zu wecken wären; nur der Ernst der Pflicht und die Gewohnheit, dieselbe pünktlich zu erfüllen, seien der wahre moralische Kernpunkt einer Armee. Aus bewaffneten Schaaren ließe sich kein kräftiges Heer bilden. Dies zeigt am besten die französische Armee, die trotz der Begeisterung für die Freiheit und trotz der Verwegenheit, mit der einige sich dem Kampfe gleich nach der Revolution ergaben, nur mittelmäßige ja schlechte Erfolge erzielte, während sie (besonders nach dem Kaiserthum) unter Napoleon, wo sie nur für ganz untergeordnete Zwecke sich schlug, für die trefflichste Armee der Welt gelten konnte. Es ist daher wünschenswerth, einen recht großen Theil der Armee wohl organisirt und discipliniert zu erhalten.

Ein anderer Uebelstand des Landwehrsystems bleibt das durch dasselbe bedingte in den Dienst ziehen der älteren Mannschaften, die gerade am meisten dazu beitragen, die Productivität des Landes im Fortgange und die Nahrungsquellen derselben in Bewegung zu erhalten.

Hierdurch geht gerade während des Krieges dem Lande ein großer Theil seiner Lebenskraft verloren, weshalb es jedenfalls vorzuziehen ist, die ganze Jugend des Landes länger zum Dienste heranzuziehen und dafür die reiferen Kräfte dem Lande zu erhalten, als die Landwehr in ihrer jetzigen Gestaltung vollständig beizubehalten.

Die Aushülfe, die Offizierstellen der Landwehr vollständig durch Landwehroffiziere zu ersetzen, war gleich nach dem Kriege, als die Aspiranten noch die Feuertaufe des Gefechtes erhalten hatten, eine recht zweck-

*) Die Mil. Bl. sagen sehr richtig: die Begeisterung lasse sich nicht auf Flaschen ziehen.

mäßige; jedoch jetzt ist es nicht mehr möglich, aus den Freiwilligen, die nur ein Jahr gedient haben, Offiziere in hinreichender Menge zu finden, die tüchtig sind, allen Anforderungen der heutigen Tactik vollständig zu entsprechen.

Daher ist es besonders in den außergewöhnlichen heutigen politischen Verhältnissen eine dringende Pflicht Preußens, die Landwehr, die sich heute überlebt hat, so umzumodeln, daß durch die Neuorganisation die oben beregten Uebelstände aufgehoben werden und Preußens Heer in hinreichender Stärke und fester Organisation den Nachbarn gegenüber tritt.

Um dies Resultat, das durch die augenblickliche Lage geboten wird, zu erreichen, müssen mit Energie alle Kräfte aufgeboten werden und alle andern Rücksichten schweigen, da eine Stärkung nach außen augenblicklich die dringendste Nothwendigkeit ist.

Die Frage ob 2- oder 3jährige Dienstzeit beantwortet der Verfasser (für die 3jährige Dienstzeit sich aussprechend) dadurch, daß er hervorhebt, wie bei einer Ausbildung von 2 Jahren die Cadres so klein werden müssen, daß sie einmal den sich an sie schließenden Corps in der Kriegsformation nicht den nöthigen Halt geben, anderseits den an ihnen sich ausbildenden Offizieren und Unteroffizieren kein richtiges Bild für die Wirklichkeit mehr bieten können.

Diese kleinen Cadres haben auch den Uebelstand, daß die Kriegsformation der Truppen, die sich an einen so kleinen Kern anschließen müssen, längerer Zeit zur Vollendung bedarf. Dieser Umstand war früher von geringerem Einflusse, als durch die Langsamkeit der Operationen und den Marsch von der Heimath bis an die Grenze der Zeitraum gewonnen wurde, der hinreichte, die Truppen in sich einigermaßen zu organisiren.

Jedoch jetzt, wo binnen wenigen Tagen ein Heer per Eisenbahn an die Grenze geschafft wird und in den nächsten Tagen vielleicht schon eine entscheidende Hauptschlacht liefern muß, ist dafür zu sorgen, daß ein stärkerer Kern (der nur durch das System der 3jährigen Dienstzeit gewonnen wird) in Waffen vorhanden ist, an den sich die Truppen für den Kriegszweck zur Formation der größeren Cadres anschließen.

Die so gewonnene feste Gliederung des Ganzen ist auch den kleinen oft ganz tüchtigen Contigenten der kleineren Bundesstaaten gegenüber anzuempfehlen, da solche sich dann an ein festes Gebäude anlehnen und nur so etwas wahrhaft Nützliches leisten können.

So beweist der Verfasser (abgesehen noch von den Aussprüchen aller erfahrenen Offiziere, die bei der heut nothwendigen Ausbildung der einzelnen Leute die 3jährige Dienstzeit für unbedingt nöthig erachten), daß das Festhalten am alten Systeme oder die Einführung der 2jährigen Dienstzeit eine gegen das stets gerüstete Frankreich höchst gefährliche und mißliche Maßregel sei.

Durch das Beispiel Piemonts 1848 wird noch in den Kämpfen gegen Oestreich bewiesen, wohin die Reduction der Dienstzeit der sardinischen Armee auf 14 Monate führt, und gezeigt, wie gerade durch den Mangel an innerer Organisation und gehöriger Ausbildung die sonst so trefflichen piemontesischen Soldaten fast stets von den Oestreichern geschlagen wurden.

Frankreich habe seine Dienstzeit in den letzten Jahren auf 2 Jahre nur deshalb herabgesetzt, um die ganze Jugend des Landes zum Heere heranzuziehen und die kriegstüchtige Mannschaft dadurch auf 4 Bataillone per Regiment zu erhöhen; ist dieser Zweck gewonnen, so tritt wieder die 7jährige Dienstzeit ein, von denen jeder Soldat fortwährend 4 Jahre ununterbrochen bei der Fahne ist.

Frankreich stellt so ein Heer, von dem $\frac{4}{7}$ stets unter der Fahne, während Preußen selbst bei der 3jährigen Dienstzeit nur $\frac{1}{4}$ der Mannschaft stets in Waffen hat. Ein Verhältniß, welches für Preußen zwar ausreicht, aber zum Nachtheile des Ganzen durchaus nicht vermindert werden darf.

(Schließlich erwähnt der Verfasser die etwas theoretischen Organisations-Ideen des

Herrn v. Willisen und beweist, daß dessen Vorschläge zu 2jähriger Dienstzeit dem Staate noch mehr kosten würden als die jetzt vorgeschlagene 3jährige.)

Wir können nur Jedem rathen, der sich für die Institutionen des Landes interessirt, dieses klare und ruhig geschriebene Heftchen zu lesen, und wollen hoffen, daß auch die Gegner der Vorlagen sich Rath aus den Bernhardi'schen Reflexionen holen. Jedoch ebensowenig, wie man in einer Commission auf den durch seine Thaten und Schriften (die in viele Sprachen übersetzt sind) berühmten General v. Brandt hört, und statt dessen den Herrn v. Vincke zum Vorsitzenden wählt, wird man auf die ruhigen Worte Bernhardi's Etwas geben, sondern lieber den mit Gift um sich werfenden Rüstow als Autorität betrachten, denn die Fragen scheinen sich nicht mehr auf militairischem Gebiete zu bewegen, nicht mehr das Wohl des Vaterlandes im Auge zu haben, sondern scheinen politischer Natur zu werden, eine Grenzscheide zwischen demokratischen Bestrebungen und monarchischen Principien! —

Tagesereignisse.

Der Landtag hat nunmehr seine Sitzungen geschlossen, und über die von ihm nicht erledigte militärische Vorlage spricht sich die Thronrede in folgenden Worten aus:

„Zu Meinem tiefen Bedauern hat eine Beschlußnahme über das Gesetz der allgemeinen Wehrpflicht, die bedeutungsvollste der Ihnen überwiesenen Vorlagen, rechtzeitig nicht herbei geführt werden können. — Die große Tragweite dieser Frage, die Schwierigkeit ihrer **unbefangenen** Würdigung, hat in die betreffenden Verhandlungen eine Verzögerung gebracht, welche Angesichts der allgemeinen Verhältnisse bedenklich werden konnte, wenn Sie, Meine Herren, nicht die Mittel gewährt hätten, durch welche Meine Regierung die nöthige Steigerung der vaterländischen Wehrkraft in Ausführung bringen kann.“

Die unbefangene Würdigung der Vorlage ist vielen Commissionsmitgliedern nicht nur schwierig sondern sogar unmöglich geworden, und man kann nunmehr wohl, ohne ungerecht zu sein, den Ausspruch thun, daß die ganze, für das Land so wichtige Sache an dem aus persönlicher Eitelkeit und Parteileidenschaft entsprungenen Verfahren einzelner Commissionsmitglieder gescheitert ist.

Während der Entwurf zur Reorganisation, wie er dem Landtage vorgelegt wurde, die Errichtung der Landwehr-Bataillons-Stämme erst für den Monat October in Aussicht nahm, ordnet die Allerhöchste Cabinets-Ordre vom 5. d. M. dieselbe sofort an. Jeder Stamm wird bestehen aus:

1 Bataillons-Commandeur,
1 Adjutant,
4 Feldwebel,
1 Sergeant erster Klasse,
1 desgl. zweiter Klasse,
2 Unteroffiziere erster Klasse,
2 desgl. zweiter Klasse,
1 desgl. dritter Klasse,
4 Gefreite und Kapitulanten,
2 Gemeine.

2 Offiziere, 11 Unteroffiziere, 6 Gemeine.

Der Commandeur soll, in soweit nicht für jetzt noch die bisherigen Commandeure vorhanden sind, aus der Zahl der zur Disposition stehenden oder pensionirten Stabsoffiziere und Hauptleute, der Adjutant — welcher die Rechnungsführer-Geschäfte, wie früher, mit übernimmt — aus der Zahl der Hauptleute und Lieutenants beider Kathegorien ausgewählt werden. Der Commandeur erhält 20 Thlr., der Adjutant 10 Thlr. monatliche Zulage neben ihrer Pension. Bis zur Besetzung der Adjutantenstellen bleiben die bisherigen Adjutanten und Zahlmeister der Landwehr-Bataillone bei diesen in Function, treten dann aber zu den combinirten Infanterie-Regimentern über. Wo sich „keine völlig geeigneten Persönlichkeiten“ für die Adjutantenposten vorfinden, sollen Offiziere der Linie dazu commandirt werden, was für die nächste Zeit auch mit beurlaubten Landwehr-Offizieren — sofern sie darein willigen — geschehen kann.

Die Unteroffiziere des Stammes werden

theilweis in derselben Weise verwendet wie bisher die überzähligen Unteroffiziere der combinirten Reserve-Bataillone; es können von den Truppen deshalb auch Halb-Invaliden zu den Landwehrstämmen designirt werden, wie früher zu den combinirten Reserve-Bataillonen.

Die combinirten Infanterie-Regimenter werden als neu errichtet und nicht etwa als die zusammengezogenen Landwehr-Bataillone angesehen. Die Allerhöchste Ordre vom 5. Mai nennt diese Bataillone „die bei den Landwehr-Regimentern aus Rekruten und abcommandirten Mannschaften der Linien-Infanterie-Regimenter unter dem Namen Landwehr-Stamm-Bataillon bestehenden Truppenkörper", und der Kriegsministerial-Erlaß vom 7. d. M. befiehlt, daß die Fahnen der Landwehr-Bataillone diesen verbleiben, während S. Königl. Hoheit der Prinz-Regent Sich den Beschluß über Verleihung von Fahnen an die neuen Truppen Allerhöchst vorbehalten habe. Nur da, wo diese Fahnen bereits von den Stamm-Bataillonen mitgenommen worden, werden sie, bis zu näherer Bestimmung, nicht zurückgeschickt. Damit ist das Kriterium einer neuen Truppe gegeben, was in sofern besonders von Interesse ist, als sich damit die mehrfach angeregte Frage über die Ancienneität der neuen Regimenter ganz von selbst erledigt.

Die von den Zeitungen in der vergangenen Woche gebrachte Nachricht, daß den Landwehroffizieren, welche sich zum Uebertritt in die Linie gemeldet haben, eröffnet worden sei, dieser Uebertritt könne nicht erfolgen, ist völlig ungenau. Es sind mit dem Momente, wo die Landwehr-Stamm-Bataillone Linien-Bataillone wurden, nur einfach die bei denselben eingezogen gewesenen, beurlaubten Landwehroffiziere wieder entlassen worden, ganz ohne Rücksicht darauf, ob sie sich zum Uebertritte gemeldet hatten oder nicht. Dagegen ist die Bestimmung über den Uebertritt der sich hierzu gemeldet habenden Landwehr-, zur Disposition stehenden rc. Offiziere ausdrücklich vorbehalten, wiederum unabhängig davon, ob die Betreffenden sich augenblicklich bei der Fahne befinden oder nicht.

Die neuen Garnisonen der Truppen gelten, „so lange das nur noch formell eine kurze Zeit andauernde Provisorium" währt, dem Namen nach als Cantonnements; es werden indeß die für Cantonnements bestimmten Zulagen rc. mit dem Tage des Eintreffens in der neuen Garnison nicht mehr gezahlt, dagegen Miethsentschädigung, Familienheranziehungskosten rc. wie bei Versetzungen gewährt.

Das Garde-Reserve-Infanterie-Regiment hat den Namen „Garde-Füsilier-Regiment" erhalten, doch behalten die beiden ersten Bataillone desselben die weißen Haarbüsche bei.

Vermischtes.

Humboldt, Varnhagen und Sievers.

Seit dem letzten Vierteljahr des Jahres 1859 erscheint in Riga eine von dem livländischen Hofgerichtsrath Theodor Bötticher und dem Riga'schen Rathsherrn Alexander Faltin herausgegebene „Baltische Monatsschrift.“

Es ist erfreulich, aus der alten Stadt der deutschen Schwertritter, wo trotz dreihundertjähriger polnischer, schwedischer und russischer Herrschaft deutsche Sitte, deutsches Recht und deutscher Geist vorherrschend geblieben, aus der Stadt, in welcher Herder den Grundstein seines schriftstellerischen Ruhmes gelegt, und wo, wie uns unter andern Holtei in seinen „Vierzig Jahren“ und Buddeus in seinem „Halbrussisch“ erzählt, auch heutzutage noch jugendlicher Enthusiasmus für deutsche Kunstbestrebungen herrscht, eine Manifestation deutschen Geistes hervorgehen zu sehen, die jedenfalls mit als ein Beweis von der unter Kaiser Alexanders II. milder und humaner gewordenen Verwaltung in Rußland betrachtet werden darf.

Ein Artikel: „Das Testament Peters des Großen,“ von G. Berkholz, weist die Quellen dieses vollständig erfundenen Documents, das zum Theil — wie die „Weissagung von Lehnin“ — ein vaticinium post eventum ist, auf das schlagendste nach. Es reichen diese Quellen nicht weiter als bis in das Jahr 1812 zurück, um welche Zeit ein kaiserl. französischer Pamphletschreiber, Namens Lesur, der damalige Laguéronnière, den Auftrag erhielt, ein Buch über Rußlands Eroberungspolitik zu schreiben, das in Paris kurz vor dem Ausbruch des russischen Krieges, unter dem Titel: „Des progrès de la puissance russe“ erschien, und zum ersten Mal dem entsetzten Europa jenen furchtbaren Plan der Welteroberung enthüllte, welchen Peter angeblich entworfen und seinen Nachkommen zur Ausführung empfohlen hat. Hier war jedoch der Plan nur in seinen Grundlinien angedeutet, obwohl bereits nach den vierzehn Abtheilungen schematisirt, in welchen er später verarbeitet erschien. Das Verdienst dieser Verarbeitung gebührt einem französischen Theaterdichter, dem Mitarbeiter von Alexander Dumas an der „Tour de Nesles,“ Hrn. Gaillardet, der in seinen im J. 1835 erschienenen „Memoiren des Chevalier d'Eon“ — einem Roman wie so viele andere „Memoiren“ aus dieser Periode — von diesem weiblichen Ritter das Testament Peters des Großen aus St. Petersburg, wo er Gesandtschaftsattaché gewesen war, im J. 1757 nach Paris bringen ließ. Bei dieser Gelegenheit hatte Hr. Gaillardet das Schema Lesur's, nach seinen vierzehn Abtheilungen, vollständig ausgeführt, in welcher Form es dann von dem Polen Leonhard Chodzko in seiner „Pologne illustrée“ als „historisches Actenstück“ aufgenommen und dergestalt allmählich in die ganze Welt eingeschmuggelt wurde.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Kronenstr. 21.

Preußische Briefe.

— Neue Folge. —

III.

Aber nicht allein mit ihrer eigenen, der liberalen Partei, gerathen die Minister, wenn sie noch länger sich dem Herrenhaus gegenüber unthätig verhalten und keine bestimmte Meinung über die Institution desselben als die ihrige hinstellen, in argen Widerspruch; auch die viel beachtungswerthere und mächtigere demokratische Partei wird in dem Maße lauter und ungebehrdiger auftreten, als sie es gewahr wird, daß es den zeitigen Ministern in einer so wichtigen Hinsicht an eigenen Gedanken fehlt, und daß sie dabei noch hinter dem ja allerdings dürftigen System der Partei, aus der sie hervorgegangen sind, zurückbleiben.

Die Demokratie, eben so schlau als kühn, hat unter solchen ihr außerordentlich günstigen Verhältnissen nichts Anderes zu thun, als sich der liberalen Partei anzuschließen, deren Unzufriedenheit mit den Ministern zu nähren, ihre Thatkraft zu stärken und sie durch wiederholte Betheuerungen in Bezug auf den gesetzlichen Sinn der Demokraten, ihre wesentliche Indentität mit den Liberalen ꝛc., zu drängen. Schon haben die Demokraten, die in der Mitte der abgelaufenen Kammer-Session bereits Miene machten, selbstständig aufzutreten und ihre schweren Füße hohnlächelnd auf die Schultern der guten Liberalen zu stellen, wieder den bekannten „Schritt des Starken“ zurückgethan, und ihre Blätter und ihre Wortführer fließen über von Zärtlichkeit für das liberale Völkchen. Die politische Situation, welche die Militair-Vorlagen, der Widerstand des Herrenhauses gegen gewisse Stücke des Grundsteuer-Gesetzes, die halbe Haltung der Regierung in Bezug auf das Herrenhaus und die damit zusammenhängenden und daraus folgenden Ereignisse schufen, führten die Demokraten zu diesem von ihrem Standpunkt aus durchaus verständigen Schritt.

Sie erkennen, daß ihnen, ehe sie selbstständig auftreten müssen, noch eine große Schlacht möglich bleibt, welche sie mit dem Liberalismus gemeinsam schlagen können, und sie sind viel zu gute politische Haushalter, um nicht jede Kraft zu benutzen, die sich überhaupt ihnen darbietet.

Diese Schlacht ist gegen die aristokratischen Elemente gerichtet, welche in Preußen vorhanden und welche innerhalb und außerhalb des Herrenhauses zu finden sind.

Die jüngsten Ereignisse, die sich im Anschluß an die Thätigkeit des Landtags entfalteten, machten nämlich die Demokratie auf zwei Punkte aufmerksam, die sie, früher mehr einem idealen Treiben zugewandt und dem realen Verhältnissen der Preußischen Monarchie ferne stehend, nicht genau beachtet hatte.

Wir denken an die Armee und an das Handwerk.

Die Armee in ihrer Bedeutung als Stück der Preußischen Landes- und Volksverfassung war bisher von den Demokraten noch durchaus nicht gewürdigt werden. Nur einen Mann dieser Partei, übrigens einen der hervorragendsten Köpfe, kennen wir, der von vornherein in seiner kaustischen Weise diesen Mangel hervorhob und die „Dummheit" seiner Parteigenossen tadelte, welche den wichtigsten Punkt, den Punkt, auf dem allein der Hebel irgend einer That eingesetzt werden könne, übersähen. Allein dieser Mann, in welchem dem Staate und dem geordneten Gesellschaftsleben Außerordentliches verloren gegangen ist, hatte lange in höheren Stellen der praktischen Verwaltung gewirkt und hier einen Einblick in das Altagsleben des Staates gewonnen, wie ihn Wenige erlangen. Dort war ihm denn auch das Auge über die eigenthümliche Natur der Dinge geöffnet worden, welche das wirkliche Preußen constituiren.

Die lang discutirte Frage um die Landwehr, die früher schon begonnenen öffentlichen Erörterungen in Bezug auf die Länge der Dienstzeit, endlich die Vorlegung eines vollständigen Gesetzes über die Umbildung der Armee, alles das kam zusammen, um die Demokraten auf ihre bisherigen Versäumnisse in der Armeeangelegenheit aufmerksam zu machen.

Wir discutiren hier mit der Ruhe eines Prosectors am anatomischen Tische. Wir kennen ja unser Publikum, das klein, aber gewählt ist. Wir haben darum hier es nicht nöthig, irgend welche aristokratischen Leidenschaften gegen Demokraten heraufzubeschwören, irgend welches patriotisches und conservatives Echauffement über uns kommen zu lassen; Alles zu seiner Zeit und an seinem Orte. Dies in Parenthese, und wir können nun fortfahren:

Wir nehmen also die Demokraten, soweit sie sich nicht von der Straße rekrutiren, ruhig und ohne Bedenken als die Männer von Einsicht und Gedankenconsequenz und thun das um so eher, als wir unter ihnen Viele finden, denen uns nur eine gewisse Höflichkeit verbietet zu sagen: „Wenn nicht dieser und jener Grund wäre, der euch abhält, so wäret ihr Aristokraten!"

Diese gewitzigten und nachdenklichen Demokraten beginnen jetzt zu erkennen, daß die preußische Armee eigentlich das Dornröschen in dem seltsamen Gedichte unserer politischen Entwickelung ist.

Während rechts und links in den Schlachten, welche die sich einander anklagenden Gedanken des achtzehnten Jahrhunderts führten, wesentliche Stücke der alten aristokratischen Einrichtungen des Landes in Stadt und Ritterhof und jeder Gemeinde fielen, blieb die Armee ruhig seitwärts stehen, an Litzen und Knöpfen oft, in ihrem Geiste nie verändert. Hatte sie einst die aristokratische Gliederung des Volksthums abgespiegelt, hell und klar wie der Gebirgssee die Spitzen seiner Felsen, so blieb seltsamer Weise ihr dies Bild erhalten, wie undeutlich auch endlich die wirklichen Umrisse der Objecte selbst wurden.

In der Armee blieb das alte Preußen erhalten, darum konnte das „unvergleichliche Kriegsheer“ auch den durch Experimente zu Grunde gerichteten Staat an einem schönen Tage retten. In der Armee, „da sind die Wurzeln Deiner Kraft! —“ so mag man wohl dem Vaterlande zurufen!

Auch die Rüstungen und Rettungen von 1813, 14 und 15 änderten an diesem Character der Armee im Wesentlichen nichts. Man fügte ihr die Landwehr, dies von den liberalen Weitsichtigen so gänzlich mißverstandene Institut, hinzu, aber gerade diese Landwehr, welche aufwuchs wie eine Pflanze ohne Gärtner, fast ganz freiwillig, bestätigte in ihrer naiven Organisation Punkt für Punkt die bestehende Einrichtung der Armee. Die Landwehr, wo man sie in ihrem Bildungsprozeß nicht künstlich störte, war kaum etwas Anderes als die altdeutsche bewaffnete Volksgemeinde, voran ihren „Graven“, und an anderen Orten, wo altdeutscher Hintergrund fehlte, und wo slavische Verhältnisse durchgedauert hatten, war sie eine Feldwacht, vom Gutsherrn ausgelesen und geordnet, und in Berücksichtigung einer großen allgemeinen Noth über die Flurgränze geführt und endlich durch ihren Muth und ihre opferbereite Gesinnung in den Zustand der Freiheit erhoben.

Eine Armee, die also selbst den schwierigsten und bedenklichsten Zuwachs ruhig und ohne von ihrem Wesen einen Zug aufzugeben, aufnimmt, und in allen wichtigen Punkten dem alten Charakter der preußischen Landesverfassung, den sie mit bewußtem Stolz noch immer abspiegelt, treu bleibt, eine solche Armee mußte der vollen Beachtung einer Partei werth sein, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, mit der historischen Ueberlieferung Preußens und seinen altständischen Elementen durchaus zu brechen.

Sie hatte früher sehr leichtfertig die „Armeefrage“ in ihrem Sinne zu lösen versucht, nämlich dadurch, daß sie die Soldaten gegen die Offiziere zu hetzen versuchte. Alle Waffen der Verläumdung und Lüge waren dazu recht; aber es gelang doch nicht, den Kitt zu schmelzen, der den Heereskörper und seine Glieder zusammenhält. Verwundert bemerkten endlich die Demokraten, daß hier eine feudale Verbindung Widerstand leistete, die auf allen andern Gebieten des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens ihren Angriffen längst gewichen war, und sie spürten eifrigst nach dem Grunde dieser Ausnahme.

Sie fanden bald, daß die Armee dem eigentlichen Kerne der Nation noch als eine hohe Schule der Verfassung und Ordnung galt, daß das Volk hier in dieser trefflichen Mischung des Gehorchens und Befehlens, der Freiheit und strengsten Gebundenheit, noch seine Ideale von Staat und Gesellschaft berichtigte, daß hier noch der „Glaube an die Aristokratie“ mit hellen Zungen durch That und Beispiel gepredigt werde, und jetzt entwarfen sie denn einen neuen Plan, dem ersten Feinde ihrer Pläne beizukommen.

Darüber im nächsten Brief.

(Brief IV. im nächsten Heft).

Bis nach Hohen-Zieritz.

Eine Preußisch-Französische Geschichte
von **George Hesekiel.**

Zehntes Capitel.
Die Agenten des Kaiserreichs.

„Sie lugten, sie suchten
Nach Trug und Verrath,
Verläumdeten, verfluchten
Die junge grüne Saat."

In den spätern Nachmittagsstunden des Tages, an welchem der Lieutenant von Rouvroy seine Verhandlung mit dem elenden Sohne des wackern alten Grieben gehabt, und zu seiner Genugthuung ziemlich schnell beendet hatte, weil der sogenannte Herr Laborde, dem es sichtlich nur um die Geldsumme zu thun war, sofort versprach, nicht nach Mittenwalde zu kommen, finden wir in einer wohl eingerichteten Wohnung im ersten Stock eines Hauses am Dönhoffsplatz, zwei Herren im eifrigen Gespräch.

Beide Herren waren elegant nach der Mode der Zeit gekleidet, und wenn uns jetzt die hohe Cravatte, die kurze Weste und der enge Frack des Kaiserreichs geschmacklos vorkommen, so hindert das nicht, daß die Herren Beide damals eine gute Figur machten. Der Aeltere von Beiden ist ein blonder Herr von Mittelgröße, dessen glattrasirtes Gesicht immer noch für recht hübsch gelten könnte, wenn seine blauen Augen nicht zuweilen auf eine sehr unangenehme Art geschielt hätten; im Ganzen war Herr Vertuilen van Doort ein wohlconservirter Funfziger von angenehmen Manieren, der immer mit sehr sanfter Stimme sprach und die Freuden dieses Lebens mit jener Mäßigung genoß, die dem Sohne eines großen Rotterdamer Handlungshauses auch dann noch wohl ansteht, wenn dieses Haus fallit geworden ist, und die ehemaligen Inhaber der Firma sich mit einer nicht ganz unbedeutenden Rente in's Privatleben zurückgezogen haben.

Während Mynheer Vertuilen van Doort, bequem gelagert in einem der unbequemen gradlinigten Sessel, die dem Mobiliar des Kaiserreichs eigen, seine hübschen weißen Hände mustert, deren Nägel ganz tadellos gehalten sind, und nur zuweilen einen seiner schielenden Blicke auf den jüngeren Herrn richtet, der ihm gegenüber sitzt und mit einer Art von wissenschaftlicher Neugierde seinen linken Fuß zu betrachten scheint, den er mit einer Sicherheit, die von langer Uebung zeugt, auf sein rechtes Knie gelegt hat, haben wir Zeit, diesen zu betrachten.

Die unbedeutende Gestalt und das schwärzliche Gesicht dieses Herrn würden ziemlich gewöhnlich sein und gar nichts Auffallendes haben, wenn nicht ein

Zug ganz unleidlichen Hochmuthes dem Gesicht und eine ganz unglaubliche suffisante Haltung der Gestalt etwas Auffallendes verliehen hätten.

Es war eine Pause in dem Gespräch eingetreten, welche Vertuilen van Doort endlich mit der freundlichen Frage unterbrach: „Da also die Anweisungen des Herrn Grafen, Ihres Oheims, in keiner Hinsicht mehr zutreffend waren, so waren sie ganz auf Ihre eigenen Beobachtungen angewiesen, Herr Sieyes?"

„So ist es, mein Herr!" versetzte der kleine Verwandte des großen Revolutionairs, des ehemaligen Abbé's, nunmehr Senators und Grafen des Kaiserreichs Sieyes, ohne einen Blick von seinem interessanten Fuße zu verwenden.

„Desto größer ist Ihr Verdienst!" bemerkte der niederländische Herr.

„Hm! hm!" räusperte sich Sieyes, offenbar in Verlegenheit.

Vertuilen schwieg hartnäckig, wahrscheinlich fand er Gefallen daran, seinen Gast in Verlegenheit zu sehen. Dieser war indessen viel zu hochmüthig, um sich länger in einer solchen Situation zu halten, er zog plötzlich seinen Fuß von dem Knie, setzte ihn mit einer gewissen Zärtlichkeit auf die Diele, lehnte sich so weit zurück, als das die steife Stuhllehne gestattete, und sagte sehr unbekümmert gähnend: „Ach! das Alles verlohnte sich nicht der Mühe!"

„Wie?" fragte der Niederländer, als habe er nicht verstanden.

„Ich sage," antwortete Herr Sieyes mit voller Sicherheit, „daß es sich nicht der Mühe verlohnte, mich hierher zu senden, in diese langweilige Stadt."

„Man wußte das Opfer zu schätzen, welches Sie brachten," erwiederte Vertuilen, ohne zu lächeln, „indessen man rechnete auf die Verbindungen, die der Herr Graf, Ihr Oheim, hier angeknüpft, zur Zeit seiner Gesandtschaft."

„Ich habe mir Mühe genug gegeben," meinte Herr Sieyes mürrisch, „habe sie aber nicht gefunden, ich glaube der Todtengräber allein hätte mir Auskunft geben können!"

„Sie knüpften also mit dem Todtengräber an?" meinte Vertuilen stockernsthaft.

Herr Sieyes riß die Augen weit auf, dann sagte er laut und bestimmt: „Nein, das that ich nicht."

„Kommen wir also zu Ihren eigenen Beobachtungen, mein Herr!" nahm nach einer kleinen Pause Vertuilen das Wort wieder.

„Fragen Sie, wenn's beliebt!" rief Herr Sieyes und verschränkte eben so entschlossen die Arme, wie ein indianischer Häuptling, der den Todesstreich erwartet.

Der Niederländer lächelte leise.

„Ich weiß, daß das nicht in der gewöhnlichen Weise ist," beeilte sich der Neveu des großen revolutionären Staatsmannes zu erklären. „Sie erwarten eine Relation von mir, Sie sind auch gewissermaßen dazu berechtigt, aber, es muß eine Ausnahme gemacht werden, denn ich bin durchaus außer Stand, mir eine Vorstellung von diesem Preußischen Volke zu machen, ich kann höchstens über einzelne Personen, über einzelne Vorfälle ein Urtheil abgeben!"

Der eitle hochmüthige Mann, war sichtlich in der peinlichsten Verlegenheit;

er wand und krümmte sich, um das Bekenntniß zu vermeiden, daß er gar nichts wisse, gar nichts in Erfahrung habe bringen können; die unerschütterliche Ruhe, in welcher Herr Vertuilen beharrte, reizte in einem ganz unglaublichen Grade und imponirte ihn zu gleicher Zeit doch so gewaltig, daß er nicht wagte, loszubrechen.

„Ich bitte Sie," begann nach einer Weile der Niederländer wieder sehr höflich, „mir eine kleine Liste derjenigen Personen anzufertigen, über welche Sie Auskunft zu geben im Stande sind, und diese Auskunft gleich in einigen kurzen Worten hinter den Namen anzudeuten, wir können uns ja nachher über diejenigen unterhalten, welche für den Dienst besonders wichtig sind."

Herr Vertuilen van Doort erhob sich, und Herr Sieyes that ein Gleiches, er fühlte sich gerade durch die Höflichkeit des Mannes, in dem er einen Vorgesetzten sehen mußte, völlig geschlagen.

„Wollen Sie mir die Ehre erzeigen, Herr Sieyes, morgen bei mir zu speisen? Madame Vertuilen wünscht ihre Bekanntschaft mit Ihnen zu erneuern."

Diese Einladung gab dem armseligen Patron einen Theil seiner Selbstschätzung wieder; er empfahl sich, indem er in äußerst geckenhafter Manier die Einladung annahm und den Niederländer mit Verschwendung einer ganz unglaublichen Menge von Redensarten bat, ihn vorläufig Madame Vertuilen zu Füßen zu legen.

Vertuilen van Doort begleitete seinen Besuch bis zur Thür, kaum aber hatte sich diese hinter demselben geschlossen, als ein Lächeln unendlicher Verachtung über das ruhig höfliche Antlitz leise hinglitt; die Lippen kräuselten sich ein wenig, und ganz einfach aber doch energisch wurde das Wort: „Narr!" hörbar.

Der Niederländer nahm seinen Platz wieder ein und sprach leise vor sich hin: „Ich wundere mich nicht mehr, daß selbst Fouché ganz erbärmlich falsch unterrichtet ist über dieses Volk, wenn er von Menschen, wie diesen, Nachrichten von Belang zu erhalten hofft; die Andern waren falsch und schlecht unterrichtet, dieser hat offenbar auch nicht den geringsten Begriff von dem Geiste, der hier herrscht. Ich habe von vornherein nicht an die enthusiastischen Schilderungen geglaubt, die man uns nach Paris schickte, man braucht nur zwei Tage in diesem Lande zu reisen, um zu begreifen, daß es nur reine Windbeutelei ist, wenn man uns glauben machen will, die untern Volksklassen wären für uns, und der Haß gegen den Adel grenzenlos, aber ich war doch nicht der Ansicht, daß diese Berichte so ganz grundlos, wie mich jetzt bedünken will. Ich habe noch nicht Einen gefunden, der völlig für uns wäre. Auf der andern Seite aber sind auch die düster gefärbten Berichte, nach denen das ganze Volk in die Verschwörung dieses Schill verwickelt war, offenbar unrichtig. Sie haben diesen Schill als einen ihrer Haupthelden gefeiert, und dennoch haben sie ihn in kaum nennenswerther Weise, in seinem allerdings sehr kühnen Unternehmen unterstützt. Das ist ein Räthsel, zu dessen Lösung freilich gewöhnliche Agenten, selbst wenn sie Verwandte Kaiserlicher Senateurs sind, nicht ausreichen. Ich

begreife freilich auch noch nicht, was hier eigentlich vorgeht, ich bin mir aber doch so weit klar, daß die Herren Preußen weder Franzosenfreunde noch Verschwörer sind, was aber sind sie denn? Für Fouché muß es von der größten Wichtigkeit sein, zu erfahren, wessen sich der große Mann des Jahrhunderts von diesen Preußen zu versehen hat, eine Stütze wird Napoleon der Große nicht an Preußen finden für seine Weltherrschaft, sehen wir, ob sie nicht als Hebel zum Sturze des Imperatorenthums zu verwenden sind! Wenn es möglich wäre, den Fürsten und Völkern Europa's kund zu thun, auf wie schwachen Grundlagen dieses schimmernde Kaiserthum ruht —"

Der phlegmatische Mann erhob sich hastig von seinem Sessel, ein finsterer Groll zog über sein glattes Gesicht, er ging rasch auf und ab im Gemach und pfiff leise vor sich hin die Weise des altniederländischen Volksliedes: „Wem niederländisch' Blut in den Adern fließt ꝛc."

Der Groß-Agent der napoleonischen Geheimpolizei war ein wüthender Feind Napoleon's, ein niederländischer Patriot.

„Herr Laborde!" meldete ein eintretender Diener.

Der Niederländer winkte.

„Was werde ich da wieder für einen Haufen Unsinn hören müssen!" seufzte er und nahm seinen Sessel wieder ein.

Wir wissen, wer der Eintretende war, wir kennen sein wüstes, gezeichnetes Gesicht; Vertuilen, der ihn durch ein Augenglas eine halbe Minute betrachtete, hieß ihn näher treten und bat ihn höhnisch, Platz zu nehmen, ohne jedoch sich zu erheben. Er behandelte ihn sichtlich als Untergebenen, aber mit einer Art von Auszeichnung.

Herr Charles Laborde saß auf dem Platz, welchen kurz zuvor Herr Eugen Sieyes eingenommen.

„Sie haben befohlen," begann Laborde halb unverschämt, halb zaghaft; denn ihn beunruhigte der stumme Blick, mit welchem ihn Vertuilen musterte.

„Ich habe Sie zu mir bemüht," nahm der Niederländer das Wort, „weshalb? werden Sie aus dem Zeichen ersehen haben."

„Ich bin bereit, Ihnen meine Mittheilungen zu machen!" erklärte der Agent.

Zum Zeichen der Einwilligung neigte der Vorgesetzte leise sein Haupt.

„Man hat mir einen doppelten Auftrag gegeben," begann Laborde, „ich habe Befehl, die Stimmung im Allgemeinen zu beobachten und dann über die Gesinnung und die Verhältnisse einer Reihe von Personen Erkundigungen einzuziehen, die als besondere Patrioten bezeichnet worden sind —"

„Sie sind ein alter Agent Fouché's, Herr Laborde?" fragte Vertuilen, plötzlich aufblickend.

„So ist es!" erwiederte Laborde, nicht ohne einen gewissen Stolz.

„Fahren Sie fort," befahl Vertuilen, „reden Sie zuerst vom Allgemeinen!"

„Dieses Preußische Volk," nahm Laborde das Wort, „zerfällt in Franzosenfeinde und Franzosenfreunde, die Franzosenfeinde sind in der gewaltigsten

Mehrzahl, und alle anständigen Leute gehören dazu. Die Franzosenfreunde sind in der Minderzahl und taugen fast Alle nichts. Es sind das Leute, die in den letzten Jahren sich compromittirt haben, weil sie nicht glaubten, daß Napoleon dem Könige von Preußen diese Länder zurückgeben würde, sie schlossen sich eifrig an die französischen Behörden an, während diese hier das Regiment hatten, und dachten durch deren Protection höhere und einflußreichere Stellungen zu bekommen. Uns können diese Freunde gar nichts nützen, denn seit der König von Preußen wieder Herr hier im Lande ist, werden sie von Allen gemieden, Jedermann geht ihnen aus dem Wege, und sie haben nicht den geringsten Einfluß mehr auf das Volk. Früher haben Einige unter ihnen durch einzelne Druckschriften gewirkt, jetzt dürfen sie das nicht mehr wagen, und sie haben sich zurückgezogen, seit sie alle ihre Pläne scheitern sahen. Einige derselben können vielleicht später benutzt werden, nämlich die Revolutionairs unter ihnen, die überhaupt gegen das Königthum und gegen den Adel sind; die Namen stehen zu Diensten. Weiter wüßte ich von den Franzosenfreunden hier nichts zu sagen."

„So reden Sie von den Franzosenfeinden!" warf Bertuilen hin.

„Ein Theil der Franzosenfeinde," fuhr Laborde fort, „haßt Napoleon und die Franzosen als Ueberwinder Preußens und Unterdrücker des ganzen deutschen Volkes; diesen Haß hat Napoleon ganz gewaltig geschärft durch die Art, wie er sich gegen die Preußische Königsfamilie, namentlich gegen die Preußische Königin benommen hat. Sie halten es bei den Gesinnungen, die Napoleon in Wort und That vielfach kundgegeben, für ganz unmöglich, daß der König von Preußen und Napoleon jemals durch ein Band aufrichtiger Freundschaft verbunden sein können. Deshalb waren sie außer sich über den Pariser Vertrag vom 8. September vorigen Jahres, sie zürnen auf den Kaiser von Rußland, weil der sich bemühen soll, ein besseres Verhältniß zwischen Frankreich und Preußen herbeizuführen. Sie wünschten und wünschen noch heute von ganzem Herzen einen neuen offenen Krieg Preußens gegen Frankreich —"

„Zu diesen Feinden Frankreichs gehörte Schill?" unterbrach Bertuilen, der mit jedem Worte, welches Laborde sprach, aufmerksamer wurde und schon begriffen hatte, daß er hier keinen der gewöhnlichen Agenten vor sich hatte.

„Zu diesem Theil der Franzosenfeinde," bestätigte Laborde, „gehörte der Major von Schill!" Dann fuhr er, ohne eine weitere Aufforderung abzuwarten, fort: „Die Niederlagen Napoleons in Spanien, die steigenden Zerwürfnisse mit Oestreich, reizten hier von Tag zu Tag mehr. Zwar gestehen diese Herren zu, daß die Mittel des Königs gering sind, sie hegen aber die Ueberzeugung, daß Preußens Parteinahme für Oestreich ganz Deutschland, auch die Rheinbundstaaten, mit sich fortreißen werde. Die Anzahl der Personen, welche für einen sofortigen Krieg mit Frankreich, im Bunde mit Oestreich, sind, ist hier nicht sehr groß, in Königsberg und den weiter östlich liegenden Landestheilen soll sie bedeutender sein. Man nennt diese Leute Exaltirte, man ehrt ihre Gesinnungen, aber man unterstützt sie nicht, ihre Pläne finden weder bei dem Könige von Preußen selbst, noch bei dessen Umgebungen Beifall, was

Einzelne wagen, wagen sie auf eigene Faust, ihre Anschläge werden keinen wirklichen Erfolg haben, sie sind für jetzt nicht gefährlich!"

„Sehr gut, sehr richtig!" rief Vertuilen.

„Der größte Theil des Preußischen Volkes," fuhr Laborde, sichtlich durch den Lobspruch seines Vorgesetzten im höchsten Grade geschmeichelt, fort, „der größte Theil des Preußischen Volkes theilt den Groll und den Haß der Exaltirten gegen Napoleon und die Franzosen; Alle wissen, daß eine Freundschaft zwischen Napoleon und ihrem Könige ganz unmöglich ist, aber sie wollen keinen sofortigen Bruch mit Frankreich. Sie haben gute Gründe für ihre Meinung, sie haben die schwere Kriegslast noch vor Augen, die Drangsale der zweijährigen Besatzung, sie deuten auf die französischen Besatzungen in Küstrin, Stettin, Glogau, Danzig, schwedisch Pommern und Magdeburg, sie machen auf die geringe Anzahl der Preußischen Streitkräfte aufmerksam und haben auch zu Oestreich nur ein schwaches Vertrauen. Alles das aber ist für sie eigentlich doch nur, ich will nicht sagen Nebensache, aber doch auch nicht die Hauptsache, die Hauptsache ist, sie wollen den sofortigen Krieg mit Frankreich nicht, weil ihn der König nicht will!"

Laborde hielt inne; gespannt sah ihm der Niederländer ins Gesicht.

„Ja, mein Herr," fuhr der Agent nach einer kleinen Pause fort, „ich habe Ihnen eben das große Geheimniß dieses Volkes von Preußen verrathen; dieses Volk ist wirklich in seiner großen Masse noch durch und durch Königlich gesinnt. Was der König von Preußen will, das will auch das Preußische Volk, was er nicht will, das will auch sein Volk nicht!"

„Sie haben, bei meiner Ehre, Sie haben Recht," sprach Vertuilen ernst, „nur dadurch ist es zu erklären, daß Schill keinen Anklang fand; es ist richtig, Aller Herzen waren für ihn, aber keine Hand erhob sich, weil es der König nicht befohlen hatte!"

„Es ist so," nahm Laborde das Wort wieder, „die Leute hier knirschen mit den Zähnen vor Wuth, wenn von Napoleon die Rede ist, sie ballen vor Grimm die Fäuste, wenn sie Franzosen sehen, sie denken Tag und Nacht des Unglücks, das jeden Einzelnen, der Schmach, welche Alle betroffen, sie werden aber nichts thun, bevor ihr König ihnen nicht befiehlt!"

„Aber dann?" fragte Vertuilen.

Laborde zuckte die Achseln.

„Mir graut vor diesem Volke!" sagte der Niederländer.

„Es ist nicht wie die Anderen," bemerkte Laborde kalt, „für die Republik sind hier wenig Aussichten!" setzte er dann lauernd hinzu.

Vertuilen lächelte sanft, als er diesen Lauerblick bemerkte, er hatte es mit einem alten Agenten Fouché's zu thun, das wußte er, diese alte Garde aber des Herzogs von Otranto bestand aus lauter Jacobinern von anno dreiundneunzig.

Die blutigen Jacobiner nun gehörten zwar zur geheimen Reichspolizei Napoleons, aber sie gehörten viel mehr noch Fouché persönlich, und der Herzog von Otranto empfing von ihnen geheime Rapporte, auch wenn er nicht im

Ministerium war; ja, diese Agenten berichteten an das Ministerium überhaupt nur das, was Fouché wünschte. Das war die furchtbare Waffe, die jener schlaue Revolutionair in den Händen hatte, die Napoleon auch ahnte und fürchtete, von deren Gewalt und Ausdehnung er aber doch keine ganz richtige Vorstellung hatte.

Außer diesen alten Jakobinern hatte Fouché nun noch eine Anzahl von meist bedeutenden Ausländern an sich gezogen, die für seine Zwecke wirkten; Fouché's tief verschwiegener letzter Zweck aber war schon im Jahre 1809 die Zerstörung des Napoleonischen Kaiserthums. Es liegt auf der Hand, daß er zu diesem Zweck überall Werkzeuge fand und sich die tüchtigsten aussuchen konnte.

„Herr Laborde", begann Vertuilen sehr verbindlich, „Sie haben mir einen wesentlichen Dienst geleistet, Sie haben mir Licht gegeben über Verhältnisse, welche mit jedem neuen Bericht eigentlich dunkler wurden, ich werde mit Fouché darüber sprechen."

„Fouché kennt mich!" sagte Laborde, indem er seinen Vorgesetzten mit einem Anflug von brutalem Hochmuth unterbrach.

„Ich zweifele nicht daran!" bemerkte Vertuilen sehr ruhig, „ich meinte auch nur, daß eine Erinnerung wegen einer außerordentlichen Belohnung nichts schaden dürfte."

Laborde verbeugte sich so demüthig und verfiel aus dem brutalen Wesen so plötzlich und ohne allen Uebergang in ein kriecherisches, daß Jeder, der Menschen dieses Schlages nicht so ganz genau kannte, wie Vertuilen, sich befremdet und angewidert fühlen mußte.

„Wenn Sie mir nur noch einige Fragen nach Personen erlauben wollten," fuhr der Niederländer geschäftsmäßig kalt fort, „so würden Sie mir meine Aufgabe sehr erleichtern."

„Fragen Sie, fragen Sie, mein Herr! ich bin zu Ihrem Dienst!" versetzte der Agent lebhaft.

„In einigen Berichten wurden mir die Minister von Voß und Graf Goltz als Freunde Napoleons bezeichnet, wie ist es damit?"

Der Agent lachte laut und sehr respectwidrig, doch faßte er sich rasch und sagte: „Verzeihung, aber ich kann nicht glauben, daß sich Fouché durch solche Berichte hat täuschen lassen; die Herren von Voß und von der Goltz werden von den Exaltirten Franzosenfreunde genannt, weil sie immer streng auf die Befolgung der Königlichen Befehle hielten und stets darauf drangen, nichts ohne Befehl des Königs zu thun. In ihrem Unmuth haben die Exaltirten diese beiden Männer so genannt, aber nur ein Dummkopf kann sie darauf hin als wirkliche Franzosenfreunde bezeichnet haben. Ich denke, General-Intendant Daun, der mit Graf Goltz über die Ausführung der letzten Bestimmungen des Pariser Friedens verhandelte, wird besser sagen können, woran Frankreich mit diesem Manne ist. Herr von Voß war Präsident der Immediat-Friedens-Vollziehungs-Commission. Der König von Preußen kann keine treueren Diener haben."

„Hier ist eine Liste von Personen," fuhr der Niederländer fort, indem er aus einer Brieftasche einen numerirten Streifen Papier nahm, „die als besonders einflußreich und angesehen in der Umgegend Berlins bezeichnet worden; ich möchte wohl wissen, ob es nicht möglich wäre, mit Einem oder dem Andern unter ihnen einen Anknüpfungspunkt zu finden."

„Nennen Sie mir die Personen, wenn ich bitten darf!"

„Landrath von Pannwitz in Niederbarnim," las Vertuilen langsam, „von Zieten in Ruppin, von Bredow in Havelland, von Rochow in Zauche, von Sprenger in Löwenberg, von Rohr und Graf Wartensleben in Priegnitz, von Winterfeldt in der Uckermark."

Laborde brach hier wieder in ein lautes Gelächter aus und unterbrach die Liste, indem er rief: „Verzeihen Sie, aber es hat sich offenbar Jemand einen Scherz mit Ihnen erlaubt, wenn er Ihnen die Möglichkeit gezeigt hat, mit diesen Männern anknüpfen zu können, denn sie lesen da die Namen der eifrigsten Patrioten im Lande, die schlimmsten Franzosenfeinde. Einflußreich und angesehen sind diese Personen allerdings, mehr als alle übrigen, aber eine Möglichkeit des Verständnisses zwischen denselben und uns giebt es gar nicht."

„Und wie ist es mit einem Herrn von Gerlach, der den Abschied erhalten hat?" fragte Vertuilen in ein anderes Papier blickend.

„Der Kammer-Präsident von Gerlach", erwiederte der Agent, „gehört in dieselbe Klasse wie die obengenannten Herren, er hat um seinen Abschied gebeten. Wie er gegen Frankreich gesinnt ist, das kann Ihnen der Marschall Davoust sagen, ich glaube nicht, daß der Verlangen trägt, weiter mit diesem Manne zu verkehren!"

„Nun, so nennen Sie mir doch einige Männer von Bedeutung, mit denen man anknüpfen könnte!"

„Ich bedauere," entgegnete Laborde ruhig, „ich kann Ihnen keinen Einzigen nennen, alle Männer in diesem Lande, welche während der zweijährigen Occupation eine Frankreich freundliche Gesinnung gezeigt haben, sind um alle Bedeutung und alles Ansehen gekommen. Lassen Sie sich nicht durch Berichte täuschen, mein Herr, glauben Sie mir, es ist so, kein Franzosenfreund gilt etwas bei diesem Volke."

Nur wenige Worte noch wechselten die beiden Männer, dann wurde Laborde entlassen.

„Ein tüchtiger Bursch!" sagte Vertuilen ihm nachblickend, „Einer von Fouché's Alten, auch er haßt diesen Theater-Imperator, aber noch darf er nicht wissen; ahnen mag er, warum es sich handelt, und seine Ahnungen werden ihn nicht trügen!"

Ein Brief aus Dänemark.

Kopenhagen, Ende Mai.

Nachdem die Verhandlnugen in der preußischen zweiten Kammer über die sogenannte schleswig'sche Frage in ihrem ganzen Zusammenhange durch eine in Berlin erschienene Broschüre uns bekannt geworden sind, kann ich nicht umhin, nochmals darauf zurückzukommen, und glaube dies um so eher zu dürfen, als es bei Ihnen doch noch eine nicht geringe Anzahl Männer giebt, welche die Unwahrheit viel zu sehr mißachten, um dem Kampfe gegen dieselbe ihren Beifall zu versagen, und die viel zu hoch über der Masse und ihrem Parteigetriebe stehen, als daß es ihnen gleichgültig sein könnte, ein durchaus falsches und verzerrtes Bild von den Verhältnissen eines Landestheils in sich aufgenommen zu haben, für den sie vielleicht selbst lebhafte Sympathien hegen, und dem sie unter dem Eindrucke jenes Bildes Hülfe zu spenden sich gedrungen fühlen, während sie, könnte man ihnen die reine Wahrheit zugänglich machen, möglicher Weise zu einer ganz andern Anschauung kommen würden.

Ein solches Zerrbild von den schleswig'schen Zuständen hat nun der Herr Abgeordnete Veit neulich geliefert, und dieses ist es, mit dem ich mich heut vorzugsweise beschäftigen will. Es versteht sich von selbst, daß den Herrn Abgeordneten durchaus keine Schuld treffen kann, dem Hause viele Unwahrheiten und Verdrehungen des wahren Sachverhalts aufgetischt zu haben; derselbe hat eben nur aus einer unlautern Quelle geschöpft, die ihm gewiß als eine sehr klare erschienen ist.

Von vornherein dürfte es nothwendig sein, die Aufmerksamkeit auf ein Moment hinzuleiten, das, wie überhaupt in dem ganzen Streite, so auch jetzt wieder bei der Kammerverhandlung völlig außer Acht gelassen ist, das aber nichts desto weniger seine volle Berechtigung hat.

So gewiß nämlich durch die Revolution der Herzogthümer in den Jahren 1848—50 für die dänische Regierung die unbedingte Nothwendigkeit gegeben war, in Bezug auf Schleswig ein neues Regierungssystem, entgegengesetzt dem früheren, zu befolgen, die angestrebte vollständige Verdeutschung desselben durch Schul-, Kirchen- und Gerichtssprache, den von der Kieler Universität ausgehenden staatsfeindlichen Geist und die legislative und administrative Verschmelzung Schleswigs mit dem deutschen Holstein zu brechen, den Einfluß Deutschlands, sowohl den politischen wie den sprachlichen, in seine rechten Grenzen zurückzuführen, vor Allem aber dem Landestheile einen Beamtenstand zu geben, von dessen Treue und Pflichtgefühl man vollkommen überzeugt sein konnte; — so gewiß fand nach den Tractaten von 1852 eine solche Lösung der Wirren und blutigen Kämpfe die Billigung und Garantie der Großmächte.

Es ist der Schleswig-Holsteinismus, der durch die Gewalt der Waffen besiegte und von Europa gerichtete, nicht aber, wie Herr Veit meint,

der deutsche Geist, den die dänische Regierung bekämpft, den sie nicht dulden kann und nie dulden wird, und gegen den mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln aufzutreten, ihr eben jene Tractate und die ihnen vorausgegangenen diplomatischen Verhandlungen das unzweideutigste und klarste Rechte geben. Es sind die schleswig-holsteinischen Doctrinen, welche in vielen Schulen Schleswigs gelehrt wurden, und deren Pflanzschule die Kieler Universität ist, die ein Einschreiten gegen diese nöthig machten; es war die Benutzung der deutschen Sprache als Mittel, Schleswig immer mehr mit Holstein zu verschmelzen, welche die Regierung verpflichtete, derselben ihre bestimmten Grenzen zu geben; — es waren und sind keineswegs Danisirungslust, Feindschaft gegen deutschen Geist und deutsche Bildung die Triebfedern der Regierung. Man gebe nur aufrichtig und ernstlich alle schleswig-holsteinischen Gelüste und Bestrebungen auf, man lehre nur in den deutschen Schulen Schleswigs nicht mehr jene staatsfeindlichen Doctrinen, und kein Minister für Schleswig, keine dänische Regierung wird Beschränkungen bestehen lassen, die jetzt und so lange nöthig sind und bestehen bleiben werden, als man im In- und Auslande in der Presse, wie von der Tribüne Schleswig-Holsteinismus predigt.

Hätte man in jenen Kammerverhandlungen diesen Standpunkt der dänischen Regierung, dessen Berechtigung an und für sich unzweifelhaft, aber auch von Europa, ja selbst von den deutschen Großmächten unumwunden anerkannt ist, nicht ganz aus den Augen verloren, so hätte man selbst mit ganz entgegengesetzten Anschauungen von einer Regierung geredet, deren schwere Beeinträchtigung die besten Männer Preußens im Jahre 1849 keinen Anstand nahmen laut anzuerkennen, Beeinträchtigung durch Ausdrücke, welche man von den Kammer-Tribünen des monarchischen Preußens nur mit tiefem Bedauern hören kann.

Dann würde man sich auch die Mühe gespart haben, sich mit Unterthanen des Königs von Dänemark direct in Verbindung zu setzen, um Klagepunkte gegen ihn und seine Regierung zu sammeln, mit denen man unter lebhaftem Beifall die Reden illustrirte, Klagepunkte, deren Mangel an Berechtigung sich im Allgemeinen schon aus dem oben Gesagten ergiebt, die aber auch im Besonderen falsch und unberechtigt sind, wie ich bei mehreren derselben, die Herr Veit angebracht hat, nachweisen werde.

Herr Veit behauptet, die schleswig'sche Presse sei vollends geknebelt, indem dort nur drei fanatische dänische Blätter existirten.

Dem ist nicht so: Es erscheinen im Herzogthum Schleswig außer den wissenschaftlichen Zeitschriften 12 Zeitungen, von denen 4 in dänischer und 7 in deutscher Sprache herausgegeben werden, während eine sich beider Landessprachen bedient. Es existirt in Schleswig keine Censur für die inländische Presse.

Herr Veit meint, die Gelehrten-Schulen in Husum, Schleswig und Hadersleben seien, wie das Schullehrer-Seminar in Tondern, danisirt. Die Wahrheit ist aber die: Es existiren im Herzogthum Schleswig drei Gelehrtenschulen: in Hadersleben, Flensburg und Schleswig. In der Haderslebener ist die Unterrichtssprache die dänische, in der Schleswiger die deutsche und in der

Flensburger werden beide Landessprachen als Unterrichtssprachen benutzt. In dieser ist das Princip der Gleichberechtigung beider Sprachen bis in seine äußersten Consequenzen durchgeführt, dergestalt, daß die dänische und die deutsche Sprache in sämmtlichen Klassen in einer gleichen Anzahl von Stunden beim Unterricht benutzt wird. Hiervon macht allein der Unterricht in der Religion eine Ausnahme, indem es den Schülern überlassen wird, selbst zu wählen, ob sie den Religions-Unterricht in deutscher oder dänischer Sprache ertheilt wünschen. Im Jahre 1858 betrug die Zahl der Schüler 270, von denen 199 den Religions-Unterricht in deutscher, 71 in dänischer Sprache erhielten. — Bis zum Jahre 1848 wurde der Unterricht in sämmtlichen Gelehrten-Schulen (Hadersleben, Flensburg, Schleswig und Husum) ausschließlich in deutscher Sprache ertheilt, und es betrug die Anzahl der Schüler in

	Hadersleben:	Flensburg:	Schleswig:
1842	34	76	59
1843	35	72	73
1844	46	73	95
1845	43	78	108
1846	41	76	124
1851—52	53	73	44
1852—53	78	119	91
1853—54	93	183	113
1854—55	100	218	105
1855—56	117	245	102
1856—57	161	260	106
1857—58	149	270	120
1858—59	157	261	136

Diese Skala giebt eine gute Illustration zu der von Herrn Veit behaupteten Danisirung der Schulen ab.

Die Gelehrten-Schule zu Husum ist 1852 in eine Realschule verwandelt; die Unterrichtssprache ist deutsch.

Bereits in dem Regulativ für die Gelehrten-Schulen vom 28. Januar 1848 war es bestimmt worden, daß die Unterrichtssprache in der Gelehrten-Schule zu Hadersleben die dänische sein solle, diese Bestimmung hob die sogenannte provisorische Regierung am 27. März 1848 (drei Tage nach ihrer Installirung) wiederum auf.

Was die Schullehrer-Seminarien betrifft, so sind deren zwei vorhanden, das eine in Tondern mit dänischer, das andere in Eckernförde mit deutscher Unterrichtssprache. Früher existirte nur ein Seminar in Tondern mit deutscher Unterrichtssprache, und die Volksschulen mit dänischer Unterrichtssprache mußten daher in der Regel mit Seminaristen, die ihre Bildung auf den Seminarien des Königreichs erhalten hatten, besetzt werden, wohin sich denn auch die größte Zahl der jungen Leute, die sich zu Volksschullehrern in dem nördlichen Schleswig ausbilden wollten, begeben. Eine königl. Resolution vom 11. Juni 1847 bestimmte, daß ins Wensbek, Amts Hadersleben, ein dänisches Seminar errich-

tet werden solle. Diese Bestimmung war bei Ausbruch des Krieges nicht zur Ausführung gekommen; durch Allerhöchste Resolution vom 17. Juli 1853 wurde die Errichtung eines dänischen Seminars in Tondern und eines deutschen in Eckernförde angeordnet.

„Die Stiftung der Haderslebener Gelehrten-Schule", sagt Herr Veit, „durch Herzog Hans den Jüngern gewährte die Fonds nur unter der Bedingung, daß nie in dieser Schule ein dänisches Wort unterrichtet werde."

Herzog Hans bestimmte die deutsche und die lateinische Sprache als Unterrichtssprachen, weil damals die dänische Sprache sich wegen Mangels einer hinreichenden eigenen Literatur und Ausbildung nicht dazu eignete.

Es wird aber wohl Niemand der dänischen Regierung das Recht absprechen wollen, das man überall und zu allen Zeiten anerkannt hat, daß nämlich dergleichen Bestimmungen von Stiftern öffentlicher Anstalten den Ansprüchen der Zeit und den Umständen gemäß geändert werden können.

„Die Abiturienten-Examen", klagt Herr Veit weiter, „sind sämmtlich so verlegt, daß sie mit dem Kopenhagener Lehrcursus*), nicht mehr mit dem Kieler Universitäts-Semester correspondiren."

Dem ist allerdings so, der Unterschied beträgt indessen nur einige Monate, und da ein Abiturient doch selten oder nie gleich nach absolvirten Examen zur Universität eilt, vielmehr sehr gern erst den Schulstaub in dem elterlichen Hause abschüttelt, so ist der aus dieser Einrichtung folgende Uebelstand doch wohl nicht so groß. Man hatte bei der Reorganisation Schleswigs die Wahl, das Schuljahr den Semestern der Kopenhagener oder denen der Kieler Universität anzuschließen, und da wählte man sehr begreiflicher Weise das Erstere, da die Kieler Universität es über allen Zweifel klar bewiesen hat, daß sie keine Bildungsanstalt für treue Beamten ist.

Daß den Abiturienten angedeutet werde, daß sie durch den Besuch der Kieler Universität jeden Anspruch auf Anstellung einbüßen, ist, insofern damit gesagt sein soll, daß dies auf Befehl der Regierung geschehe, nichts weiter als eine Lüge. Ob ein oder der andere Rector sich dergleichen Insinuationen erlaubt hat, kann ich natürlich nicht wissen, unmöglich aber kann man die Regierung für dieselben verantwortlich machen.

Herr Veit erzählt ferner, daß man in Flensburg eine dänische Volksschule errichtet habe, der man, wie er wissen will, dadurch Schüler zugewendet, daß man die deutschen Schulen herunterkommen ließ. Auch soll, seiner Meinung nach, das Mädchen-Institut der Frau Petersen aufgehoben sein.

In der Stadt Flensburg sind vier Gemeinden mit vier Kirchen; von diesen sind drei deutsche, die vierte ist eine freie dänische, d. h. sie besteht nur aus solchen Einwohnern, die sich freiwillig zu derselben halten wollen. Die freie dänische Gemeinde hat ihre eigenen Schulen mit dänischer Unterrichts-

*) Ich will nur für richtig verstandene Malice quittir n, welche in dem „Kopenhagener Lehrcursus" und dem „Kieler Universitäts-Semester" liegt. Hier ist man mit dem „Lehrcursus" ganz zufrieden, und kann es sein, so lange Männer wie Oehlenschläger, beide Oersted's, Larsen, Madvig u. A. aus demselben hervorgehen können.

sprache. Die Zahl derselben beträgt zwei, jede aus einer Ober- und Unter-Klasse bestehend, und werden diese Schulen von zwischen 2 — 300 Schülern besucht. Das Institut der Frau Petersen ist nicht aufgehoben worden, sondern ging wegen Mangel an Frequenz ein.

Mit den dänischen Schulmeistern, welche, nach Herrn Veit's Angabe, ohne Weiteres bald in vacante Stellen, bald in durch Absetzung vacant gemachte eingesetzt werden, sind wahrscheinlich Schullehrer gemeint, die auf Seminarien des Königreichs gebildet sind. Es beziehen noch fortwährend viele Schleswiger die Seminarien des Königreichs, und wird noch längere Zeit hingehen, ehe das Tondern'sche Seminar im Stande sein wird, die dänischen Schulen des Herzogthums Schleswig mit der nöthigen Zahl von Lehrern zu versehen. Wenn Herr Veit ferner hervorhebt, daß die Communen angewiesen seien, jene Schulmeister zu bezahlen, so ist das ganz übereinstimmend mit der Regel, nach welcher alle Volksschullehrer, sowohl die Haupt- als die Hülfslehrer, von den Communen besoldet werden, wenngleich einzelne ganz besonders bedürftige Communen Zuschüsse aus Staatsmitteln erhalten.

„Wider alles Recht," sagt Herr Veit, „verbietet die Regierung, Hauslehrer zu halten, wenn sie die Kinder nicht dänisch unterrichten."

In Schleswig existirt, wie in der ganzen Monarchie, der Schulzwang, d. h. es muß ein Jeder seine Kinder in die Schule senden, oder aber den für diese gegebenen Bestimmungen gemäß unterrichten lassen, so daß sie stets den Anforderungen entsprechen, welche in den öffentlichen Schulen gestellt werden. Um dies controliren zu können, müssen diejenigen Kinder, welche in Privatschulen oder durch Hauslehrer unterrichtet werden, bei Gelegenheit der Schul-Inspectionen in den Schulen und bei den fast das ganze Jahr hindurch in den Kirchen stattfindenden wöchentlichen Katechisationen dort erscheinen, um mit den anderen Kindern geprüft zu werden. In den Theilen des Herzogthums, wo Dänisch Schulsprache ist, verlangt man nur, daß jene Kinder der dänischen Sprache so mächtig sind, daß sie bei den Prüfungen in der Schule, wie bei den Katechisationen, in derselben antworten können. Vermögen sie dies, so fragt man nicht darnach, ob der Hauslehrer sie deutsch, französisch oder in welcher andern Sprache unterrichtet.

Herr Veit geht von den Schul- zu den Rechtsverhältnissen über und tadelt es, daß der Instanzenzug im Herzogthume Schleswig geändert ist, so wie er auch von der Cassirung des ganzen schleswig'schen Advokatenstandes bis auf einige Wenige zu erzählen weiß.

Früher war der Instanzenzug im Herzogthum Schleswig sehr complicirt, und die Prozesse waren von unendlicher Dauer. Jetzt dagegen, und nachdem die anderen kleinen Gerichtsbezirke aufgehoben sind, existiren nur zwei Instanzen, eine untergerichtliche und eine obergerichtliche, das Appellationsgericht. Die Prozesse sind hierdurch bedeutend vereinfacht und nicht mehr so kostspielig wie früher, was ganz allgemein als eine Wohlthat anerkannt wird. Daß das erst im Jahre 1834 errichtete, für die Herzogthümer Holstein, Lauenburg und Schleswig gemeinschaftliche Ober-Appellationsgericht in Kiel für das Herzog-

thum Schleswig wiederum wegfallen mußte, ist eine einfache Folge der in der Allerhöchsten Bekanntmachung vom 28. Januar 1852 anerkannten Selbstständigkeit des Herzogthums Schleswig. Die Zahl der im Herzogthum Schleswig den 1. Januar 1848 befindlichen Advokaten betrug siebenundachtzig, gegenwärtig sind deren achtunddreißig vorhanden. Die frühere unverhältnißmäßig große Anzahl derselben war eine Hauptursache der vielen kostspieligen Prozesse, deren Abnahme gleichfalls als eine Wohlthat von der Bevölkerung mit Dank anerkannt wird.

„In einer Eckernförder Sache," sagt Herr Veit ferner, „wegen Absingens des aufrührischen Liedes „Schleswig-Holstein", hatte der Eckernförder Magistrat keinen Grund zur Auflegung einer Criminalstrafe gefunden. Das Ministerium erzwang vom Magistrat eine neue Untersuchung und setzte beim Appellationsgerichte durch den Obersachwalter die Bestrafung durch. Im Erkenntniß war es ausdrücklich ausgesprochen, daß der Obersachwalter eigentlich sich unbefugt in die Sache eingemischt habe, und damit die Cabinets-Justiz ausdrücklich zugestanden."

Folgendes ist die Wahrheit. Das Erkenntniß des Untergerichts, des Eckernförder Magistrats, lautete auf eine Brüche von 5 Rthlrn. Der Obersachwalter (die Staatsanwaltschaft) legte Recurs ein, und wurde darauf das Erkenntniß in der Oberinstanz von dem Appellationsgerichte reformirt und zwar geschärft, indem die Strafe auf 5tägiges Gefängniß bei Wasser und Brot festgesetzt wurde.

Mit der Behauptung, das Gericht habe ausgesprochen, daß der Obersachwalter sich unbefugt in die Sache eingemischt habe, verhält es sich gerade umgekehrt, indem die Competenz des Obersachwalters in dem Urtheile des Appellationsgerichtes vom 17. Januar 1857 ausdrücklich anerkannt ist. Das Urtheil findet sich abgedruckt in der juristischen Wochenschrift für das Herzogthum Schleswig vom 18. März 1857, Nro. 11.

Auch über die Entziehung des Patronatsrechts des Baron Hobe zu Geltingen äußert sich Herr Veit weitläufig. Ich sollte meinen, daß, abgesehen von allem Anderem, dieselbe schon dadurch vollständig motivirt ist, daß Jemand, der nicht dem evangelisch-lutherischen Bekenntnisse angehört, auch nicht Patron einer evangelisch-lutherischen Kirche sein kann. Die dänische Monarchie ist eine lutherische, in der so wenig ein Katholik wie ein Jude ein lutherisch-kirchliches Amt bekleiden kann.

Endlich erzählt Herr Veit eine haarsträubende Geschichte von einem zu Tode geprügelten, oder wenigstens in Folge der Prügelstrafe gestorbenen Soldaten. Ich habe mir die größte Mühe gegeben, diesem mit so vieler Sicherheit behaupteten Factum auf die Spur zu kommen, und mich daher an verschiedene Autoritäten mit dem Ersuchen um Aufschluß gewendet, von allen Seiten aber bisher die Antwort erhalten, daß ein solcher Vorfall völlig unbekannt sei, und ich stehe daher nicht an, dieses ganze Prügelhistörchen als eine reine Erfindung zu bezeichnen, mir übrigens vorbehaltend, im Fall mir noch Aufschlüsse darüber zugehen sollten, dieselben den geehrten Lesern

mitzutheilen, denen ich nun den Beweis geliefert zu haben glaube, daß Herrn Veit's Quellen, aus denen er seine Details geschöpft, nicht die bewährtesten gewesen sein können, wenigstens nicht bewährt als Quellen der Wahrheit.

Gervinus und die südamerikanische Revolution.

Als die spanischen Colonien in Amerika in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts sich von dem Mutterlande losrissen, wurde dieses Ereigniß bekanntlich von allen liberalen Träumern mit höchst unverständigen Jubelrufen als die glorreiche Morgenröthe einer neuen, Völker beglückenden Weltordnung begrüßt. Man sah damals mit Zuversicht voraus, daß die neuen Republiken, welche so zahlreich über Nacht erstanden waren, sich bald als so glänzende, segensreiche Erscheinungen darstellen würden, daß das alte Europa mit seinen „verrotteten" Einrichtungen sehr bald einsehen werde, es könne nichts Besseres thun, als die Segnungen jener neuen Weltordnung ebenfalls auf sich herabregnen zu lassen. Diese sanguinischen Erwartungen sind freilich nicht erfüllt worden, vielmehr befindet die Mehrzahl jener Länder sich jetzt in einer weit ungünstigeren Lage als unter der spanischen Herrschaft. Aus den Händen einer milden und geordneten Regierung kamen sie unter die Botmäßigkeit grausamer, ganz willkürlich schaltender Tyrannen, oder fielen einer alle Lebensverhältnisse zerrüttenden Anarchie anheim, und selbst diejenigen unter ihnen, welche von diesen Leiden am wenigsten heimgesucht wurden, haben doch keineswegs eine höhere Culturstufe erreicht; sie sind vielmehr in einen heillosen Materialismus, in eine Halbbarbarei versunken, welche jeder edlern, wahrhaft menschenwürdigen Geistesthätigkeit feindlich entgegentritt.

Diese Umstände liegen so offen zu Tage, daß selbst die liberalste Verblendung nicht im Stande ist, sie geradezu in Abrede zu stellen; aber es fehlt freilich nicht an Sophistereien, mit deren Hülfe man, was man nicht zu läugnen vermag, wenigstens als zufällig, als unwesentlich darzustellen versucht. Man führt allerlei Umstände an, welche die Segnungen der neuen Einrichtungen noch nicht haben zur Reife kommen lassen, und an der Spitze dieser Thorheiten steht gewöhlich der lächerliche Satz, die frühere abscheuliche Regierung habe die Bevölkerung nun einmal so gründlich verdorben, daß sie jetzt nothwendig mehrerer Menschenalter bedürfe, um sich der ihr gewaltsam eingeimpften Laster zu entledigen. Ein billiger, unbefangener Beobachter müßte statt dessen vielmehr anerkennen, daß die frühere Regierung mit viel mehr Schwierigkeiten zu kämpfen hatte als die jetzigen. Es war eine menschliche Kräfte fast übersteigende Aufgabe, diese ungeheuren und so weit entlegenen Länder von Europa aus und mit so zweideutigen Werkzeugen, wie sie der spanischen Regierung eben nur zu Gebote standen, in gedeihlicher Weise zu regieren. Natürlich entschlossen sich nicht

eben vorzugsweise die edleren Bestandtheile des spanischen Volkes, in Amerika ihr Heil zu suchen, vielmehr mußte die Regierung häufig gewinnsüchtigen Abenteurern die Verwaltung jener Provinzen anvertrauen, und diese Abenteurer sahen sich in dem neuen Lande natürlich häufig in Verhältnisse versetzt, welche auch gebildetere und sittlich zuverlässigere Charaktere schlimmer Versuchung auszusetzen geeignet waren. Hierzu kam noch, daß das Interesse der Colonien sich dem des Mutterlandes bald geradezu entgegenstellte; das Gedeihen jener mußte bald als eine Gefahr für Spanien selbst erkannt werden. Es ist daher fast ein Wunder zu nennen, daß es der spanischen Regierung dennoch gelang, erträgliche Zustände in Amerika zu schaffen und mehrere Jahrhunderte hindurch zu erhalten, und zwar in den letzten zweihundert Jahren sogar schon ohne die Hülfe eines stehenden Heeres in Anspruch zu nehmen. Auf der ganzen Linie von Buenos Ayres bis Lima und Quito genügten herkömmlich 2000 Mann, um die Ordnung zu erhalten. In Mexiko fanden sich 1624 bei Gelegenheit einer Bewegung gegen den Vicekönig weder Truppen noch Waffen vor, und in Chili gab es bei dem Ausbruch der Revolution keine Waffenfabrik und keinen Waffenschmied.

Das Alles wäre auch in der That unmöglich gewesen, wenn nicht eine Macht, die freilich unseren Liberalen vorzugsweise verhaßt ist, nämlich die Geistlichkeit, in höchst wohlthätiger Weise dazu mitgewirkt hätte, diese Staatsordnung zu gründen und zu erhalten. Wer die Geschichte Amerika's, unbeirrt von liberalen Vorurtheilen, studirt, muß nothwendig die Ueberzeugung gewinnen, daß die Geistlichen der bei weitem achtbarste Theil der spanischen Bevölkerung, die damals nach Amerika auswanderte, waren, und daß die kirchlichen Einrichtungen, welche sie daselbst schufen, nicht nur viel dazu beitrugen, eine geordnete Verwaltung in jenen Ländern möglich zu machen, sondern auch die so buntgemischte Bevölkerung derselben dem Grade von Bildung und Sittigung entgegenführten, dessen sie überhaupt fähig war.

Auch der neueste Geschichtschreiber jener Revolution, Gervinus, (im dritten und vierten Bande seiner Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts) steht ganz und gar unter der Herrschaft jener schiefen, liberalen Auffassungsweise. Auch er ist zwar nicht im Stande, die Thatsachen zu läugnen, welche ein dem seinigen entgegengesetztes Urtheil begründen, aber er thut alles Mögliche, um die beweisende Kraft dieser Thatsachen hinweg zu disputiren. So schildert er z. B. das Verhalten der spanischen Regierung in Amerika zunächst vollkommen der Wahrheit gemäß, indem er sagt: „Sie meinte es am besten mit den Indianern, die sich ihr am gelehrigsten zeigten. Auch gegen die verwöhnten Creolen liebte sie mild zu verfahren, im gewöhnlichen Laufe der Dinge, und hätte Zufriedenheit gern geschaffen, hätte Ruhestörungen, gegen die sie allein ein furchtbares Abschreckungssystem befolgte, durch eigene Schuld nicht gern veranlaßt. Aber politische Bürgschaften konnte sie nicht dulden. Sie suchte daher nach moralischen Bürgschaften in der Geistlichkeit und den Gerichten, die sie zum gesetzlichen Schutz der Indianer verpflichtete. Sie suchte nach äußerlichen Bürgschaften in dem fürstlichen Prunk und Heiligenschein, mit dem sie die Vicekönige

umgab. Sie suchte nach amtlichen Bürgschaften, indem sie diese Statthalter beschränkte und überwachte durch kurze Amtsdauer, durch Visitatoren, durch ein Rechenschaftsgericht, durch die Audienzien, die zugleich eine Art Staatsrath an der Seite des Vicekönigs bildeten. Sie suchte endlich nach gesellschaftlichen Bürgschaften und gab, wie jeder Behörde, so auch jedem Stande und jeder Race von der andern ein Gegengewicht. Sie erzog den Comthuren und der Geistlichkeit einen Gegner von Beiden an den Stadträthen; sie nahm in die obersten Stellen zu Bischöfen, Stadthaltern und Räthen der Obergerichte vorzugsweise Spanier, denen sie die Heirath mit Eingeborenen ihres Amtsbezirks untersagte."

In so weit läßt Herr Gervinus die Thatsachen sprechen; aber nun setzt er die liberale Brille auf und findet nun, daß diese Maßregeln zwar „den schönen Schein der Gerechtigkeit und Unparteilichkeit" getragen hätten, daß sie aber nichtsdestoweniger höchst verderblich gewesen seien und nothwendig zur Revolution geführt hätten. „Denn", sagt er, „der Grundzug derselben war der tiefe Argwohn, die Eifersucht gegen alle Behörden und Stände, gegen alle Volksklassen." Das läßt sich nun freilich von jeder Regierung sagen. Jede Controle, jede Ueberwachung beruht auf Argwohn, und zumal die Behörden können ja gerade nach der Ansicht der Liberalen sonst niemals genug überwacht werden. Und hier, wo doch wahrlich Anlaß zu dem mannichfaltigsten Argwohn in hohem Maße vorhanden war, sollte die Regierung sich lammfrommem Vertrauen dahingeben?! — Die Wahrheit ist, daß jenes System auf die Umstände, unter denen hier nun einmal regiert werden mußte, vortrefflich berechnet war, und daß nur eine höchst sorgfältige und folgerichtige Ausführung desselben Ruhe und Ordnung und Gerechtigkeit in jenen Ländern zu wahren vermochte.

Den beklagenswerthen Zustand, in welchen dieselben Länder durch die Revolution gestürzt wurden, schildert Herr Gervinus ebenfalls der Wahrheit ziemlich gemäß, unterläßt aber auch hier nicht, sophistische Erklärungen beizufügen, die zuweilen geradezu lächerlich ausfallen. — Nachdem er den trostlosen Zustand des Ackerbaus und der Gewerbe in jenen Ländern und namentlich den Verfall des Bergbaus beschrieben hat, fährt er also fort:

„Dabei die Abwesenheit aller Sicherheit unter der Soldatenwillkür, der nur die Räuber zu trotzen wagten, unter der schlechten Rechtspflege, gegen die es bei der fehlenden Verbindung zwischen Stadt und Land, bei dem Mangel an Untergerichten, bei der Unwissenheit und Käuflichkeit der Beamten keine Mittel gab. (An mißtrauischer Ueberwachung fehlt es freilich hier ganz und gar.) Die neuen Einrichtungen, auf den saftlosen Stamm des Gesetzchaos der Fueros und der alten Proceßordnung gepfropft, blieben gänzlich unfruchtbar; drei Viertheile aller Processe wurden nach reiner Willkür entschieden, da die alten Gesetze nur fortbestehen sollten, so weit sie „dem System" nicht entgegen seien, was jedem Alkalden genügte, dem Staatssystem sein eigenes unterzuschieben. — Die Indianer sind dieselbe „schweinische Masse" geblieben wie immer. Die Gewalt der Natur war mächtiger als die neuen Gesetze, die Vorurtheil und Abneigung

zwischen Indianern und Weißen nicht zu tilgen vermochten; vielmehr ist durch die Gleichstellung und häufigere Berührung mit den Indianern der Widerwille der Creolen, durch das Eindringen dieser in die Indianer-Dörfer, das ihnen früher untersagt war, der Haß der Indianer eher gestiegen. So sind auch die Neger überall ein diebischer, sinnlicher, viehischer Haufen geblieben, die Freien desto verfeimtere Schelme, je besser erzogen, die Sklaven geneigter, ihren Erwerb gedankenlos zu verprassen, als sich loszukaufen. Ueberschlug man diese ganze Lage, besann man sich, daß man, statt nach erlangter Freiheit voranzuschreiten, durch die grausamen Kriege von fünfzehn Jahren nicht eine Wiedergeburt, sondern nur die Wiederkunft all der alten Schäden errungen hatte, vermehrt mit den fortdauernden Uebeln der Revolution selber, mit dem Sinken von Land- und Bergbau, mit der verminderten Sicherheit in Verträgen, Eigenthum und Rechten, mit der Despotie der Militairhäupter, — was Wunder dann, daß die Creolen, schnell gesättigt an diesem Wechsel von Elend und Gräuel, auf die Zeit der Vicekönige als auf ein goldnes Zeitalter zurückblickten, wo man doch noch, wie die Alten sagten, „ein Herz zum Fühlen und eine Hand zum Geben hatte!"

Alle diese Leiden und Gräuel sind nun aber nach Herrn Gervinus hauptsächlich deswegen über diese Länder gekommen, weil ihre Bewohner sich zwar von weltlicher, nicht aber von geistlicher Despotie befreit haben. Könnten diese Neger und Indianer sich entschließen, Rongianer zu werden, oder Kant's Kritik der practischen Vernunft zu ihrem Katechismus anzunehmen, so würden sie sofort in den Himmel der Vollkommenheit und des ungetrübten Glückes eingehen.

„Daneben freilich," fährt Herr Gervinus fort, „müßten diese Leute auch sich entschließen, Kosmopoliten zu werden, sie müßten ihren Nationalstolz von sich werfen, und die Einwanderung nordeuropäischer Colonisten in ihren Ländern befördern." Zwar würden diese Ansiedler mit ihrem Fleiße und ihrer Betriebsamkeit die gegenwärtigen Gebieter des Landes bald verdrängen und demüthigen, aber Herr Gervinus traut seinen Republikanern so viel Selbstverleugnung zu, daß sie sich durch dergleichen egoistische Erwägungen nicht abhalten lassen werden, seinen gemeinnützigen Rath zu befolgen. Die deutschen Fürsten sind zwar nicht tugendhaft genug, um freiwillig von ihren Thronen zu steigen, aber hochherzige neuweltliche Republikaner bringen dergleichen erhabene Gesinnungen natürlich leicht auf. Noblesse oblige! Im Vertrauen auf diese echt republikanische Selbstverleugnung muthet unser Verfasser übrigens seinen Schützlingen noch härtere Dinge zu; er räth ihnen auch, ihr Land absichtlich so einzurichten, daß fremde Kriegsschiffe möglichst bequem die großen Flüsse hinauffahren können, um die daran liegenden Städte zu bombardiren! Das klingt unglaublich, ich muß also wörtlich citiren. Theil 4, S. 763 sagt der Verfasser wörtlich, wie folgt: „Die innern Lande müssen durch Straßen und Eisenbahnen den Küsten genähert, vor Allem durch Oeffnung der Flußschifffahrt allen Nationen zugänglich gemacht, es muß diese Schifffahrt durch Verträge gesichert werden, welche selbst den fremden Kriegsschiffen die Fahrt bis in die innersten Flußhäfen gestatten, damit die Fremden ihre vertragsmäßigen Rechte, die unter so roher

Bevölkerung durch keine Papiere verbürgt sind, im Nothfalle durch ihre Kanonen können geltend machen." — Sollte man nicht einen Arzt beauftragen, den Gesundheitszustand eines Schriftstellers zu untersuchen, der solche Dinge in die Welt hineinschreibt?

Das Vorurtheil von der ungeheuern Ruhmwürdigkeit und weltgeschichtlichen Bedeutung jener Revolution prägt sich nun auch in der gesammten Weise aus, in welcher sie erzählt wird. Jede noch so geringfügige Einzelheit, aus welcher diese glorreiche Begebenheit sich zusammensetzte, mußte natürlich auf das Sorgfältigste registrirt werden. Daher wird hier eine ungeheure Anzahl kleiner unbedeutender Gefechte, Streifzüge, Plünderungen, Ein- und Absetzungen von Präsidenten, Verfassungsänderungen u. s. w., mit einer Ausführlichkeit erzählt, die um so zweckloser erscheint, da in den meisten Fällen dennoch kein wirklich anschauliches Bild der geschilderten Zustände sich ergiebt. Wenn man diese Unzahl wirr durch einander laufender Geringfügigkeiten überblickt, so wird man von einem Gefühl heimgesucht, wie es jener Unglückliche empfunden haben muß, dem die bedenkliche Aufgabe wurde, einen Sack voll Flöhe zu hüten. Daneben finden sich freilich auch Schilderungen, denen das Verdienst der Anschaulichkeit nicht abzusprechen ist, in denen aber das Mißverhältniß zwischen der geschichtlichen Bedeutung des Stoffes und der Ausführlichkeit der Darstellung nur noch greller hervortritt. Die zahlreichen Abenteurer, welche jene unglücklichen Länder so lange in steter Aufregung und Verwirrung erhielten, werden mit einer wahrhaft wunderbaren Liebe behandelt. Allzugünstig beurtheilt werde die Meisten von ihnen zwar nicht, vielmehr gesteht der Verfasser zu, daß sie Narren, oder Schelme, oder Beides zugleich waren; nichts desto weniger aber schildert er ihre Thaten und Schicksale so ausführlich, als wären sie Heroen gewesen und hätten einen bedeutenden Einfluß auf die Weltgeschichte ausgeübt.

So zeigen sich hier nach allen Seiten hin die verderblichen Wirkungen einer auf hohle Redensarten gegründeten und durch Sophistereien unterstützten Theorie!

Portrait eines französischen Bischofs.

Unter dem Titel: „Monseigneur Dupanloup, Bischof von Orleans" ist in der Buchhandlung Duniol zu Paris eine Broschüre erschienen, welcher die Umstände ein besonderes Interesse verleihen. Wir wollen unsern Lesern hier einen kleinen Auszug aus dieser Schrift geben, damit sie daraus den merkwürdigen Prälaten kennen lernen, welcher gegenwärtig an der Spitze des französischen Episcopats die Vertheidigung der Kirche gegen die Angriffe des Bonapartismus leitet. Noch jüngst ließ man den Bischof vor das Gericht citiren, das ihn freisprach. Bekanntlich hat der Papst den muthigen und treuen Zeugen jüngst zum Cardinal in petto ernannt.

„Monseigneur Dupanloup ist jetzt acht und funfzig Jahre alt," sagt der französische Biograph, „er ist von mittlerer Größe, seine Constitution stark und kräftig." Seine Stirn ist breit und hoch, seine blauen Augen haben einen gütigen, milden Ausdruck; eins derselben, obwohl man es ihm nicht ansieht, hat seit mehreren Jahren schon die

Sehkraft verloren in Folge zu angestrengten Studirens bei Licht. Sein feingeformter Mund, dem das Lächeln so wohl steht, nimmt leicht einen ironischen Ausdruck an. Sein Ernst erscheint immer liebenswürdig. Sein Haar ist fast weiß und er trägt es ganz kurz und einfach. Seine frische, fast zu rothe Gesichtsfarbe verräth eine sanguinische Natur. Sein Costüm ist stets von einer unveränderlichen Einfachheit und trägt niemals eine nichtige Eitelkeit zur Schau. Die Würde ist bei ihm vorherrschend. Seine Physiognomie, ohne Berechnung, ohne Kunst, drückt Sanftmuth und Edelsinn aus und wird noch gehoben durch einen Zug hoher Intelligenz und moralischer Ueberlegenheit, welcher anspricht und doch zugleich imponirt. Wenn er spricht, stimmt der Ausdruck seines Gesichtes stets mit dem Sinn seiner Worte überein. Seine Bewegungen sind hinreißend. Seine überzeugende, feierliche, oft sogar gewaltige Stimme auf der Kanzel wird in der Unterhaltung im Freundeskreise sanft und liebenswürdig.

Wir können nicht genug die wahre, herzliche Einfachheit und Naivetät seines Wesens im Umgange rühmen. Alle, die ihm nahen, sind so bezaubert von seiner Liebenswürdigkeit, seiner Anmuth und seinem Geiste, daß sie bald seine wärmsten Freunde und Bewunderer werden.

Meister in der zwanglosen Unterhaltung, dabei von ausgezeichnetem Tact und Geschmack, ist er im Salon ein König, wie er es auf der Kanzel ist. Er ist ein entschiedener Feind langer und langweiliger Erörternngen und trifft meist mit einem einzigen Worte den richtigen Punkt. Seine Antworten sind oft weiter nichts, als ein feines und wohlwollendes Lächeln. Er sagt nicht ja und nein wie alle Welt, aber Jeder der ihm zuhört, fühlt, daß er ihm Aufmerksamkeit und Achtung schuldig ist.

Sein Wesen ist distinguirt und äußerst zart. Ein Mangel an Form verletzt ihn stets. Aber niemals ist er unempfindlich für einen großmüthigen Zug, für ein aus dem Herzen kommendes Wort.

Er ist unermüdlich thätig. Wie einst für Montaigne, sind auch für ihn seine Bücher die angenehmste Gesellschaft, und seine besten Stunden sind die, welche er der Arbeit widmet, nächst denen, welche er knieend vor seinem Betpult zubringt, denn seine Frömmigkeit ist tief und innig, wie die der Kinder, „die seine erste und einzige Liebe sind“, wie er in seiner denkwürdigen Antrittsrede in der Academie française mit so viel Seele sagte.

Monseigneur Dupanloup ist Doctor der Theologie, römischer Graf, assistirender Prälat des päpstlichen Thrones, Ritter der Ehrenlegion und Commandeur des Christusordens von Portugal.

Wer wäre nun nicht neugierig, den Mann näher zu betrachten, und die Details seines täglichen Lebens kennen zu lernen.

Einer alten Gewohnheit treu, die die Schule von Salerno als Beispiel citiren würde, steht Monseigneur Dupanloup zu jeder Jahreszeit zwischen vier und fünf Uhr auf.

„Bei uns,“ sagte einst sein Kammerdiener, „geht die Klingel um fünf Uhr schon, wie sie in anderen Häusern erst um Mittag geht.“

„Sein Gebet und seine Messe nehmen die erste Stunde ein; dann läßt er sich Chocolade oder eine Suppe in sein Cabinet bringen und setzt sich an seinen Schreibtisch, dort arbeitet er volle sechs Stunden hintereinander, ohne die geringste Unterbrechung.

Dann frühstückt er gemeinsam mit den Priestern, die seiner Person besonders attachirt sind. Sehr mäßig und leicht befriedigt, verliert er keine Zeit bei Tisch, die er sonst besser anwenden kann. Der Rest des Tages wird mit der Verwaltung der Diö-

cese, den Correspondenzen, Audienzen und Besuchen ausgefüllt, und endlich auch mit den Mühen und Sorgen, die das Bisthum auferlegt.

Um sieben Uhr wird gespeist, danach nimmt der Prälat gewöhnlich einige Besuche an und unterhält sich mit ihnen spazierengehend, im Winter in den großen Sälen seines bischöflichen Pallastes zu Orleans, im Sommer in den Alleen seines Gartens. Um neun Uhr zieht er sich in seine Gemächer zurück. Von dieser Gewohnheit weicht er niemals ab, auch nicht an den Tagen, wo er seine Salons geöffnet hat. Selbst in Paris, aus den glänzendsten Versammlungen, deren Zierde er ist, zieht er sich geräuschlos um die einmal festgesetzte Zeit zurück.

Im Winter arbeitet Monseigneur Dupanloup meist ohne Feuer im Kamin und oft sogar bei offenen Fenstern. Im Sommer sieht man ihn oft stundenlang allein spazierengehen unter den Bäumen des Gartens bei der Kapelle oder in dem Garten seines Pallastes.

Er arbeitet im Gehen und macht sich zuweilen Notizen mit einem an beiden Enden sorgfältig zugespitzten Bleistift. So kommen ihm seine besten Gedanken, so arbeitet er seine Schriften aus und denkt seine Reden durch.

Es giebt nur eine einzige Stunde am Tage, wo Monseigneur Dupanloup nicht arbeitet. Es ist die, welche der Abendmahlzeit folgt. Er hat sich selbst zu dieser Ruhestunde verdammen müssen, da er nicht mehr bei Licht lesen und schreiben darf, wenn er nicht seine Augen gänzlich zerstören will, welche schon so sehr gelitten haben.

In seinem Cabinet, wie in seinem Salon empfängt Monseigneur Dupanloup alle Besuche stehend und unterhält sich am liebsten mit ihnen auf- und abgehend. „Das ist ein großer Fußgänger", sagt das Volk von ihm, wenn es ihn durch die Straßen gehen sieht, den Hut in der Hand, oder wenn er den langen Weg von Orleans nach seiner Sommerresidenz bei der Kapelle zu Fuß zurücklegt. Als einst ein Maler, der beauftragt war, ihn zu malen, gefragt wurde, warum er den Bischof stehend und nicht sitzend auf seinem bischöflichen Stuhle gemalt habe, antwortete derselbe: „Monseigneur Dupanloup sitzend? Das würde kein ähnliches Portrait werden und Niemand würde es erkennen!"

Die ungeheure Thätigkeit dieses Bischofs erschüttert aber nicht selten seine Gesundheit, so daß seine Freunde oft seinetwegen ernstlich besorgt sind. Dann geht er in seine heimathlichen Berge und athmet die frische Luft ein, die für ihn das beste Heilmittel ist. Gestärkt und gekräftigt zu neuer Arbeit und neuen Kämpfen kehrt er zurück aus Savoyen, welches für ihn das ist, was ein anderes Land einer fabelhaften Person einst war.

Geschätzt und geliebt von allen den bedeutenden Männern, welche Frankreich regiert haben oder es einst regieren werden, kann man von ihm ohne Uebertreibung sagen, daß sein Ruhm einer der reinsten ist unter der jetzt lebenden französischen Geistlichkeit, und Duis' feine Eloge: „Ein schöner Geist vereint sich bei ihm mit einem schönen Charakter", ist nur eine gerechte Anerkennung bei diesem Prälaten."

So weit der französische Pamphletist. Wir bemerken zu diesem Portrait noch, daß Felix Anton Philibert Dupanloup ein Savoyarde von Geburt ist; er wurde am 3. Januar 1802 bei Chambery geboren; in Frankreich wurde er erst 1833 naturalisirt. Er war Beichtvater des jungen Herzogs von Bordeaux, und in seine Hände legte der sterbende Talleyrand das Bekenntniß seiner Irrthümer und ließ sich von ihm wieder in den Schooß der Kirche aufnehmen. Dupanloup war der Freund des Pariser Erzbischofs de Quelen und dessen Generalvicar. Bischof von Orleans wurde der

gelehrte Herr erst 1849, Mitglied der französischen Akademie 1854. Er ist der Verfasser einer langen Reihe von Schriften, die nicht alle speciellen theologischen Inhalts sind.

Die Meetings in England.*)

„All work and no play makes Jack a dull boy" (lauter Arbeit und kein Vergnügen macht den Jack zum traurigen Kerl) ist ein gewöhnliches Sprüchwort in England. Nichtsdestoweniger hat aber wohl nirgends in der Welt das Volk weniger von dem, was wir Vergnügen nennen würden, als gerade in diesem Lande. Die höheren Klassen amüsiren sich in den Bädern des Festlandes, oder in der season in den Londoner Theatern und Concerten, geben auch wohl dancing-parties oder beschauen sich gegenseitig zu Wagen und Pferde in den ungebundenen Corsos des Rotten Row. Die mittlere Gesellschaft muß auf ein Paar Wochen im Sommer zur Sea-side, sie tanzt wenigstens einmal im Jahre zur Weihnachtszeit zu Hause oder im October auf dem Mayor's ball; in den Provinzen besucht sie hin und wieder in full dress ein Concert, das ein durchreisender Virtuose, ein Sänger, eine Sängerin oder der beliebte Volksmusiker Henry Russell veranstaltet. Das Volk aber ist von Allem diesen ausgeschlossen. Indeß seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts schenken die Humanisten Englands dem geistigen und materiellen Wohle des Volkes mehr Aufmerksamkeit. So hat man auch angefangen, Volks-Concerte einzurichten, wo der Arbeiter des Sonnabends Abends für 3 Pence wenn nicht gute, doch erträgliche Musik hören kann. Aber noch immer ist die Kunst eine importirte Pflanze in der britischen Halbinsel, noch immer wird sie als ungöttlicher Sinnenreiz von bigotten Priestern verdammt, und selbst die Humanisten verstehen es nicht, sie dem Volke mundrecht zu machen. Der Arbeiter hat am Tage genug des Körperzwangs ertragen, als daß es ihm Vergnügen machen sollte, auf Bänken steif eingeengt sitzend, lautlos fernere drei oder vier Stunden des Abends zu verbringen. Sein Körper verlangt nach Freiheit der Bewegung, dazu macht sich auch sein nationaler Durst geltend. Davon, daß man auch bei Concerten an einem Tisch sitzen und ein Glas Bier trinken kann, hat man in England noch keinen Begriff. Mit den Vergnügungen, welche die Kunst dem Volke bietet, sieht es deshalb noch traurig aus, nur das Meeting ersetzte bis zu einem gewissen Grade den Mangel an ästhetischen Erholungen. In dem Meeting fühlt sich der Engländer, besonders der englische Arbeiter, erhoben über die traurig dicke Atmosphäre seines alltäglichen, schwerarbeitenden Lebens, hier entledigt er sich auf einige Stunden der Sorge des money-making, hier ist er in unmittelbare Berührung gebracht mit der großen Gemeinschaft, der er anzugehören so stolz ist, hier steht er nicht selten Angesicht zu Angesicht mit den Männern, von denen er denkt, daß sie die Geschicke der Welt leiten, hier hört er, daß er der civilisirteste, der freieste, der reichste Mensch der Welt ist, daß er steht in Europa at the top of the tree. „Ob wir reich sind oder nicht," sagte der junge Lord Sandon auf einem Arbeiter-Meeting in Liverpool, „ob wir Titel haben oder nicht — was wir auch sein mögen, welche Fähigkeiten wir auch immer haben mögen, lassen Sie uns fühlen, daß wir alle eine große Verantwortlichkeit haben als Bürger eines mächtigen

*) Aus einem noch ungedruckten Werke des Dr. Carl Retslag, bisher ordentl. Professor am Queen's College in Liverpool.

Reiches, als Bürger der Insel, die selbst unser Shakespeare vor langer Zeit nannte „die sceptertragende Insel“, dieser Insel, welche der Schöpfer aller Dinge dazu bestimmte, alle Inseln des Oceans zu beherrschen — lassen Sie uns fühlen, daß wir eine große Verantwortlichkeit in allen unseren Handlungen haben und lassen Sie dieses Gefühl uns aufrichten und trösten, wenn das Unglück unseres täglichen Lebens uns quält und zu Boden drückt.“ Ruhig sitzt der Mann, der von 6 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends die gedankenloseste Arbeit in einer Spinnerei verrichtet hat, und folgt den Kreuz- und Querwegen der Logik englischer Politik. Hier hört er mit der größten Ruhe und Geduld den oft zwei- bis dreistündigen Reden der M. P's. und anderer leitender Politiker zu, den Hut oder die Mütze auf dem Kopfe, bisweilen nur unterbricht ein hear, hear! die lautlose Aufmerksamkeit; sobald aber der Redner erwähnt — was er natürlich nicht unterläßt, sehr häufig zu thun — daß England die erleuchtetste und freieste Nation der Erde ist und daß, so tapfer auch die Frenchmen seien, ein Engländer doch wenigstens fünf Franzosen auf sich nehmen könne, oder wenn der Wahlkandidat spricht von dem England, das seit 800 Jahren kein feindlicher Fuß betreten habe, dann geräth der Zuhörer in Feuer, dann werden Hände und Füße beweglich und der Beifall mit Schreien, Klatschen mit den Händen, Trampeln mit den Füßen und Aufstoßen mit den Stöcken auf den Boden will kein Ende nehmen.

Was der Mann oder die Frau — denn auch das weibliche Geschlecht ist auf den politischen Meetings stets sehr zahlreich vertreten — die nicht lesen gelernt haben, um den oberflächlichsten Abriß von dem Gange politischer Ereignisse in einem „Penny-Paper“ zu verfolgen, an politischer Weisheit mit nach Hause nehmen, kann man sich denken; aber Eins ist gewiß, die Versammlung geht heim, erfrischt und gehoben von dem Gedanken, daß sie Mitglieder sind einer großen und ruhmvollen Gemeinschaft, daß sie Mitarbeiter sind einer hohen Civilisation und Träger einer Macht, vor der, wie sie meinen, die Welt sich beugen muß. „Wichtig wie manche von diesen Gegenständen sein mag für uns als Individuum“, sagte der vorher erwähnte junge Lord auf demselben Meeting, „die große Bedeutung dieser socialen Fragen beruht auf der wundervollen, beispiellosen und staunenswerthen Position, in welcher dieses kleine Land England steht, gegenüber den unermeßlichen Ländern, welche den Namen unserer Colonieen haben. Das, glaube ich, ist ein Gegenstand des Stolzes — es sollte ein Gegenstand der Aufmunterung für Jeden in England sein, der sich mit Anstrengung seinen Weg zu bahnen hat. Sehen Sie, wofür Sie arbeiten, sehen Sie, wie jedes Wort, das Sie sprechen, wie jedes Wort, das geschrieben wird — sehen Sie, wie alle Gewohnheiten Ihrer arbeitenden und wohlhabenden Klassen, wie Alles, was Englisch ist, fast augenblicklich copirt wird in den Ländern, die unsere Herrschaft anerkennen. Ich weiß, das illustrirt die Stellung eines Jeden unter uns. Wir fühlen, oder wir sollten fühlen, daß wir die Gesetze geben und daß unsere Gewohnheiten, unsere Gedanken, unser Verstand, unsere Moral, einem großen Theile des Erdballs als Beispiel dienen. Dies, glaube ich, ist ein edler und erhebender Gedanke für Jeden von uns, ob wir in blauen Hemdsärmeln gehen oder in einem Rocke, wie ich ihn trage.“

Wie sehr auch oft der Ausländer geneigt ist, ihre Einbildung und Eitelkeit zu belächeln, ohne dieses Gefühl der Größe und der Gliederschaft eines herrschenden Volkes würde den Engländern, namentlich den unteren Klassen, ein moralischer Halt genommen sein, der die Quelle so vieler nationalen Tugenden ist. Weit entfernt davon, daß diese Meetings, selbst die radikalsten, der Ordnung des Staats gefährlich werden, sind sie es gerade, die dieser Ordnung das wahre Lebensmark erhalten. Die Beschlüsse, die auf diesen Meetings gefaßt werden, wie sehr sie auch dem festländischen Büreau-

kraten als staatsumstürzend und polizeiwidrig erscheinen mögen, verhallen oft fast mit den Worten, durch die sie hervorgerufen oder werden von dem betreffenden M. P. (Member of Parliament, Parlamentsmitglied), dem sie übersandt, unbeachtet in die Tasche gesteckt; aber das Eine bleibt: der Einzelne wird aus dem Schlamme seines Egoismus herausgerissen und — fühlt sich als Mitglied einer großen sittlichen Gesellschaft.

Der Ausländer freilich ärgert sich, oder wenn stark genug, lächelt oft über die mannigfachen Albernheiten, mit denen die ersten Staatsmänner Englands sich nicht schämen, ihre Zuhörer zu erbauen. Und nicht nur Vorurtheile zu Ungunsten anderer Völker und Selbstüberhebungen der krassesten Art, sondern auch geographische und geschichtliche Unwissenheit kommen zu Tage, die man gewiß nicht von der most enlightened nation erwarten sollte. Aber dieser nationalen Flecken wegen darf er nicht verkennen, daß die Meetings eins der wichtigsten Elemente in der moralischen und selbst intellektuellen Erziehung der Engländer bilden.

Correspondenzen.

Aus der Hauptstadt.

1. Juni 1860.

— Ein „unliebliches" Pfingstfest; Hofnachrichten; Lady Bloomfield; das Incognito hoher Herrschaften; die Herrschaft Ruppin; Präsident Bindewald; historische Abhandlung von Dr. Müller. —

Außer seiner kirchlichen Bedeutung hat das Pfingstfest für die Hauptstadt und die zunächst um sie liegenden Landestheile noch eine zweite Bedeutung, die für Viele sogar in erster Linie stehen mag; Pfingsten ist nämlich die Zeit, mit welcher für die große Masse der Bewohner der Hauptstadt die Sommer-Vergnügungen beginnen. Dieses Moment ist so wesentlich, daß z. B. eine ganze Anzahl der Pächter von Vergnügungslokalen um Berlin die ganze Jahrespacht aus dem Ertrag der Pfingst-Einnahme bestreitet. Der Verkehr in solchen Lokalen an warmen Pfingsttagen grenzt an das Fabelhafte. Viele Wirthe und Tausende von Pfingstvergnüglingen haben nun in diesem Pfingstfest ihre Rechnung nicht gefunden. Vergebens citirten die Leute den Eingang von Reinecke Fuchs, dieses Mal war Pfingsten durchaus kein liebliches Fest, eisige Winde sausten über die Ebene, regenschwer neigten sich die Zweige vor dem Druck des Windes, und schauernd hüllten sich nicht ganz abgehärtete Leiber und Gemüther in Paletot und Resignation. Dennoch gab es feste Gesellen und Gesellinnen genug, die weder dem Barometer noch dem bewölkten Himmel glaubten, die zu Fuß und zu Roß, resp. auch zu Dampfroß, hinausstürmten, um das liebliche Fest draußen zu suchen, vergebens, alle Schirme troffen, bis zum obersten Stahlreifen wurde der Reifrock bespritzt, die Geister der Biere und gebrannten Wasser vermochten die gute Laune nicht wieder herzustellen, verdrießlich kehrten die Vergnüglinge heim. Pfingsten hat sich um seinen guten Ruf gebracht bei den Berlinern, glücklicher Weise nur bis zum nächsten Jahre. Am meisten sind die Wirthe zu beklagen, wohin mit den Tausenden von „belegten Stullen", d. h. den Butterbröden mit dünnen Wurstschnitten, die in Masse vorher bereitet werden müssen, um die hungrige Ungeduld der müßigen Berliner nicht durch Wartenlassen zu reizen! Die Butterbröde, die alljährlich den 27. August übrig bleiben, wenn Berlin den Sieg über die Franzosen auf dem Schlachtfelde von Großbeeren

feiert, finden sofort am folgenden Tage bei dem Fest des Stralauer Fischzugs ihre Verwerthung, was aber wird aus diesen unglücklichen Beständen?

Das verdrießliche Pfingstfest wirkte noch einige Tage nach; Gesellschaften gab es nicht, die Prinzen und Prinzessinnen des Hohen Königlichen Hauses waren meist nicht hier, alte Diener und sonstige treue Seelen eilten nach Potsdam, um sich zu erkundigen, ob das kalte Wetter auch nicht üblen Einfluß geübt auf das Befinden Sr. Majestät des Königs, unseres allergnädigsten Herrn, und erfuhren zu ihrer Freude, daß es nicht der Fall gewesen. Andere beschleunigten ihre Reisevorkehrungen, in der Hoffnung, es anderswo besser zu finden als hier; noch Andere stellten muthlos fürs Erste wenigstens ihre Reise-Anstalten ein und halfen die Theater füllen, auf welche Gunst Directoren und Schauspieler schon längst nicht mehr gerechnet hatten. Einen wirklichen Verlust erfuhr die Berliner Gesellschaft in diesen Tagen durch die Abreise der Lady Bloomfield, der Gemahlin des britischen Gesandten am Königlichen Hofe. Die Dame, die hier mit an der Spitze mehrerer wohlthätiger Gesellschaften gestanden, verläßt Berlin für immer, man sagt, das Klima Berlins sei ihrer zarten Gesundheit nachtheilig geworden. Ihr Gemahl, Lord Bloomfield, hat sie zunächst nach London begleitet und wird dann hierher zurückkehren; die Dame selbst wird nach Madeira gehen.

Auch die Zeitungen nehmen ihre Arbeiten nach dem Feste mit unverhohlener Verdrießlichkeit auf; das officiöse Blatt dementirte die Nachricht der Kölnischen Zeitung, daß Ihre Königliche Hoheit die Frau Prinzeß Carl von Preußen im Incognito einer Gräfin Hohenthal Köln passirt habe. Das große rheinische Blatt hätte allerdings wissen können, daß die Prinzen und Prinzessinnen des Hohen Königlichen Hauses im Inland nicht incognito reisen, auch wenn sie sich alle Arten von officiellem Empfang verbitten lassen; spaßhaft aber ist's, daß die Prinzessin des Hohen Königlichen Hauses den Namen des Grafen Hohenthal, des Königlich Sächsischen Gesandten, erborgt haben sollte zu ihrem Incognito. Die Mitglieder des Hohen Königlichen Hauses pflegen für ihr Incognito einen Namen aus dem großen Preußischen Titel zu nehmen; Ihre Majestäten der König und die Königin bedienten sich gewöhnlich des Grafentitels von Zollern, und wenn wir nicht irren, ist des Prinzen Carl Königliche Hoheit zuweilen unter dem Incognito eines Grafen von Hohenstein gereist, daher mag die Kölnische Verwechselung mit Hohenthal gekommen sein. Einige dieser fürstlichen Incognito-Namen sind sehr bekannt geworden. So führte unser hochseliger Herr bei seinen Reisen nach Teplitz den Namen eines Grafen von Ruppin, von der kleinen Herrschaft der erloschenen Grafen von Lindow, die so berühmt geworden ist durch die Jugend Friedrichs des Großen und das Alter des Prinzen Heinrich; der alte Husarenvater Zieten und Meister Schinkel waren Ruppiner, der frühere Redacteur der Kreuzzeitung Wagener und der Dichter Theodor Fontane sind ebenfalls in dieser Herrschaft geboren. König Gustav III. machte seine Reisen als Graf von Haga (Haga ist das reizende Lustschloß bei Stockholm), Kaiser Joseph II. nannte sich Graf von Falkenstein, und hinter den prätentiösen „Grafen von Norden" verbarg sich der Großfürst, der nachmalige Kaiser Paul von Rußland.

Den vielen Lesern der Berliner Revue bekannte Geheime Regierungsrath Bindewald geht als Kammerpräsident des erlauchten Grafen Stolberg nach Wernigerode; derselbe war unter Herrn von Raumer vortragender Rath im Ministerium der geistlichen Angelegenheiten.

Auf eine sehr tüchtige historische Arbeit möchten wir unsere Leser noch aufmerksam machen, es ist das ein Aufsatz in dem diesjährigen Jahresbericht der städtischen Gewerbeschule hier, derselbe betitelt sich: Der Kampf um die Autorität auf dem Concil zu Constanz, vom Oberlehrer Dr. Fr. Müller. Wir machen auf diese eben so

gründliche als interessante Arbeit darum aufmerksam, weil Jahresberichte und Einladungsschriften so selten in weiteren Kreisen bekannt werden.

Aus Paris.

Deutsche Musik in Paris. Madame Viardot als Fidelio. Ein Gemälde von Rubens. Die Ristori als Judith.

Chantilly ist die Parole des Tages.

Die Wettrennen waren diesmal vom schönsten Wetter begünstigt, und der Damenflor auf den Tribünen glänzte im prächtigsten Schmuck. Daß die Demi-monde auch hier, wie überall, stark vertreten war, versteht sich von selbst.

Auch dem musikliebenden Publikum ist wieder mancher Genuß geboten worden. Die Italienische Oper hat mit ihren Vorstellungen wieder begonnen. Der Tenorist Tamberlik hatte ein Benefiz, das ihm 19,141 Francs einbrachte. Auch Madame Panco's Benefiz brachte der beliebten Künstlerin 11,368 Francs. Das sind Einnahmen, für die man in Deutschland allerdings noch keinen Maßstab hat. Die Opéra comique hat eine hinterlassene einactige Operette Donizetti's zur Aufführung gebracht. Des deutschen Componisten Flotow's Pianetta, eine allerliebste Operette, ist ebenfalls ins Französische übersetzt und unter großem Beifall im Théatre Déjazet gegeben worden. Deutsche Musik ist jetzt sehr en vogue in Paris. Namentlich ist es Madame Pauline Viardot, welche es sich zur Anfgabe gemacht hat, die deutschen Musik-Classiker in Paris einzuführen.

Nachdem sie Gluck zu großen Ehren gebracht, versuchte sie es mit dem Fidelio, und zwar mit so glänzendem Erfolge, daß ganz Paris für Beethoven schwärmt und die Zukunftsmusik darüber ganz vergessen zu haben scheint. Mit diesem glänzenden Debüt hat Rety seine Direction des Théatre lyrique, die Carvalto abgegeben, begonnen.

Uebrigens ist Fidelio dem Pariser nicht ganz neu. Die Cruvelli hat die Partie schon gesungen, aber weniger Glück damit gemacht, als die Viardot. Das Libretto Fidelio's, ursprünglich ein schlechtes, larmoyantes Melodrama von Bouilly, betitelt l'amour conjugal, aus welcher zuerst ein französischer Operntext für Gaveaux, dann ein italienischer für Paer gemacht wurde, ehe es der deutsche Librettist für Beethoven arrangirte, ist dann endlich von Jules Barbier und Michel Carré für die französische Bühne eingerichtet.

Die Uebersetzer haben, um das Interesse zu erhöhen, die originelle Idee gehabt, das Drama auf historische Personen und Ereignisse anzuwenden. Der Gefangene Florestan ist hier Galeas Sforza, welcher von seinem Oheim Ludwig im Schlosse zu Pavia gefangen gehalten wird. Fidelio oder Leonora ist hier Isabella von Aragonien, die Gattin des Galeas, und statt des Ministers, der am Ende der deutschen Oper erscheint, ist es hier der König von Frankreich Carl VIII., der den Usurpator stürzt und den jungen legitimen Herzog wieder einsetzt.

Die Chöre der Gefangenen und die Kerkerscenen machten großen Eindruck. Die Aufführung war tadellos, und namentlich feierte die Viardot großartige Triumphe. Unter den andächtigen Zuhörern befand sich auch der renommirte deutsche Componist Heinrich Marschner, welcher augenblicklich in Paris weilt und von den hiesigen musikalischen Notabilitäten mit der größesten Auszeichnung aufgenommen worden ist.

Eine sehr merkwürdige Geschichte hat die gesammte Kunstwelt in große Aufregung versetzt. Eins der schönsten Gemälde von Rubens befindet sich seit seiner Vollendung im Besitz der belgischen Familie von Knyff. Das Gemälde stellt Jupiter und Antiope dar, also dasselbe Sujet, wie das prachtvolle Bild Correggio's im Louvre. In dem Rubens'schen Bilde schläft Antiope nicht. Sie sitzt und wendet den Kopf nach der Seite, wo sie Geräusch zu hören glaubt. Amor sitzt ihr zur Seite auf seinem Köcher. Hinter ihr Jupiter als Satyr, welcher aus dem Gebüsch tritt und mit flammenden Augen die schöne Nymphe betrachtet. Das Bild ist herrlich, die Farben wunderschön, und das Ganze in seiner ursprünglichen Reinheit erhalten. Es ist eins der wenigen Bilder von Rubens, welche noch nicht restaurirt worden sind. Der jetzige Besitzer, der Baron Léonce de Knyff, zum Unterschied von seinen Vorfahren, welche ihren Schatz eifersüchtig vor fremden Augen hüteten, zeigt das Meisterwerk mit großer Bereitwilligkeit jedem gebildeten Fremden. Jetzt befindet sich Herr von Knyff in Paris. Sobald sich die Nachricht verbreitete, daß der Besitzer eines so berühmten Bildes sich in Paris befinde, wurde Herr von Knyff von allen Kunstfreunden bestürmt.

Rothschild kam zuerst zu ihm und bot ihm hunderttausend Franken für das Bild. „Das Bild ist um keinen Preis zu verkaufen," antwortete Herr von Knyff.

Darauf kam Lord Hertford zu ihm, und bot ihm hundertfünfzigtausend Franken.

Dieselbe Antwort.

Rothschild kam darauf noch einmal zu ihm, und sagte: „Wenn Lord Hertford hundertfünfzigtausend Franken geben kann, kann ich noch darüber gehen."

Immer dieselbe Antwort.

Endlich suchte der Herzog von Luynes den Herrn von Knyff auf und bot ihm zweimalhunderttausend Franken für das Bild. Er erhielt dieselbe Antwort. Aber der Herzog ließ sich nicht abschrecken und fragte, um welchen Preis Herr von Knyff denn sein Bild hergeben würde.

„Herr Herzog," antwortete der Gefragte, „ich will meinen Schatz um keinen Preis verkaufen. Ich bin reich und brauche kein Geld. Meine Freunde sagen zwar, ich sei ein Narr, so glänzende Offerten zurückzuweisen. Es ist möglich. Aber meine Narrheit könnte ein Ende nehmen, nämlich sobald ich einen noch größeren Narren finde, als ich selber bin, werde ich vernünftig. Wenn ich also einen Narren finde, der mir viermalhunderttausend Franken für meinen Rubens bietet, werde ich demselben mein Bild lassen. Aber um ein Geringeres thue ich es nicht, und selbst um den Preis gebe ich es auch noch nicht gern her."

„Wenn Sie aber keinen solchen Narren finden?" fragte der Herzog v. Luynes.

„O dann," antwortete Herr v. Knyff, „werde ich die große Freude haben, meinen Rubens behalten zu dürfen, und wenn ich sterbe, vermache ich ihn dem Museum der Stadt Antwerpen."

Der Herzog stutzt und besinnt sich lange, ob er der größte Narr sei, oder Herrn v. Knyff die Krone der Narrheit überlassen solle. Noch ist nichts entschieden, aber der belgische Edelmann wird wohl den Sieg behalten.

Thierry aus Lyon hat ein prachtvolles Stereoscop geliefert. Madame Ristori als Judith. Die Gestalt der großen Tragödin ist nicht todt und unbeweglich, wie die Stereoscop-Bilder oft zu sein pflegen Sie lebt, man glaubt sie fast zu hören. Das Bild ist auch ein Meisterwerk in seiner Art.

Aus London.

Ende Mai.

— Der Derby-Tag. —

Dieser größte aller großen Festtage der Londoner: „der Derby-Tag“, kehrte in diesen Tagen wieder, vom herrlichsten Sommerwetter begünstigt, zurück und ward in der gewohnten fröhlichen Weise gefeiert. Von den Offizieren der Garde, welche ein Jahr im Voraus ihre Wetten für diesen Tag in Wettbücher einzuschreiben pflegen, bis zu dem armseligsten Bierwirth in Whitechapel*) herab, welcher seine fünf Schillinge erst eine Woche vorher wettete, sind alle würdigen Kinder des modernen Babylon in dieser aufgeregten Zeit demselben Einflusse ergeben. In den Miethställen ist ein jedes Pferd schon Monate vorher bestellt worden, und kein Straßenverkäufer, welcher einen Esel besitzt, unterläßt es, auf seinem niedrigen Wägelchen herunterzufahren und zu sehen, was „Pferdefleisch“ sei.

Der Derby-Tag ist angebrochen, und um 6 Uhr Morgens sieht man Karrenwägelchen vor Spezereiläden und vor Kohlen- und Kartoffelschuppen halten. Fässer Bier sind um 7 Uhr abgeladen worden und die Passagiere kommen um ½8 Uhr zusammen. Bei 30 Personen für 2 Pferde kann die Fahrt nur langsam vorwärts gehen. Noch ist es ungewiß, ob es regnen oder hübsches Wetter geben wird. Diejenigen, welche ihre Plätze bereits bezahlt haben, räumen hoffnungsvoll ein, daß die Wolken große Hitze anzogen, und die, welche zu Haus bleiben, prophezeien starkes Regenwetter vor 12 Uhr Mittags. Aber, wie drohend der Himmel auch immer sein mag, so rasseln demungeachtet Personenwagen und Fuhrwerke aller Art in allen Straßen und Trompetentöne erschallen von allen Seiten. Die Dienstmädchen, welche ihre Fußmatten an den Lampenpfosten ausklopfen, oder die Thürschwellen mit Heerdstein reinigen, richten die Augen anstatt auf ihre Arbeit, auf die verschiedenen Fuhrwerke. In Oxford-Street und Regent-Street öffnen sich die Läden der Schneider und Handschuhmacher früher als gewöhnlich. Lavendelfarbige Oberröcke und graue Shawls „Für die Pferde-Wettrennen — 30 Schillinge“ schmücken die Außenseiten der Läden. Bunte Halsbinden und Handschuhe von leichtem Ziegenfell bringen wegen ihrer Billigkeit junge Leute in Versuchung, sich elegant zu kleiden. Cigarrenläden sind bereit, irgend eine Qualität bester Havannas, sieben für einen Schilling, zu verkaufen, und in den Ausschnittwaarenläden ist die Nachfrage nach Schleiern**) fast unglaublich.

Ehe es 9 Uhr geschlagen hat, sieht man junge Herren in eigenthümlichen, dem Grad des Tages entsprechenden Trachten nicht etwa nach ihren Geschäften, sondern nach dem Rendez-vous ihrer verschiedenen Parteien eilen. Modemuster, grellfarbige Wollentücher und buntkarrirte schottische Kappen, Binden so schimmernder Art, daß eine Negerin ihren Erstgeborenen dafür geben würde, rennen nach allen Richtungen hin; weiße Hüte, welche sich bald in braune umwandeln werden, schießen um alle Straßenecken. Offene Equipagen mit auf dem Kutschersitz festgebundenen Packkörben kommen von allen Seiten her, einige mit vier Pferden und Jockeys in blauen Jacken, andere mit stolzen Rossen bespannt und einen feinen Kutscher auf dem Bocke. Vor den Hôtels und Klubhäusern halten Equipagen mit Packkörben behängt, Kisten mit Cigarren liegen in den Wagenecken. Am Regent-Cirkus stehen Omnibus und Postkutschen, deren Besitzer nach Passagieren rufen. Männer blasen Hörner von den Wagen herab, um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und geben sich alle erdenkliche Mühe, um der Abfahrt einen lustigen und großartigen Anstrich zu verleihen.

Der Strom von Fuhrwerken stürzt sich nun den Themsebrücken zu. Eines jeden Pferdes Kopf ist derselben Richtung zugewandt — offene und geschlossene vier- oder zweispännige Equipagen, Cabs, Cabriolets und Broughams, kleine einspännige Wägelchen und große Personenwagen. Gar manches Pferd, dessen gewöhnliche Tagesarbeit Kohlen zu fahren war, hatte Ursache, diesen Wechsel in seinem Berufe zu bedauern.

---

*) Whitechapel ist ein sehr bevölkertes und von der niedersten Volksklasse bewohntes Stadtviertel.

**) Herren wie Damen tragen gewöhnlich an diesem Tage farbige Schleier auf ihren Hüten, um sich vor dem Staub auf der Chaussee zu schützen.

In Clapham-Road saßen die Einwohner dieser stattlich gebauten und so geschmackvoll angestrichenen Familienresidenzen auf den hübschen Rasenplätzen, oder lagen über die Gartenmauern gelehnt, um die zahlreichen Fuhrwerke vorbeifahren zu sehen. Auf den Balkons aller dieser prächtig ausgebesserten Wohnhäuser saßen die weiblichen Familienglieder, während sich an den obern Fenstern die Mägde über die Fensterbrüstungen lehnten. Obgleich es noch früh am Tage war, so hatte das den Mädchen geltende Winken und Küsse-Zuwenden bereits angefangen. Dabei wirbelte der Staub in dichten Massen in der Luft und bildete in den Sonnenstrahlen lustige Tänze.

Halb Weges Epsom entdeckte man die am Morgen abgefahrenen Personenwagen vor Wirthshäusern haltend, die Pferde dampfend und in Schweiß gebadet. Jeder Herr trug einen grünen Schleier über seinem Gesichte. Die zarten Dämchen waren vollständig mit Netzen bedeckt, und Ränder und Deckel der Hüte so mit Staub belegt, als wenn Muskatnüsse über sie her gerieben worden wären. Hansom Cabs hatten Gazevorhänge an der Vorderseite angebracht, was dem Fuhrwerke einen höchst nobeln Anschein gab. Die Menge der Wagen war so groß, daß die Chaussee förmlich damit blockirt schien und die Fuhrwerke sich in einer doppelten Reihe durcharbeiten mußten, eine Reihe jetzt rasch vorwärts drängend, dann aber wieder genöthigt zu halten, damit die andere nachrücken konnte.

Nun beginnt das Einwerfen von Wagenscheiben. Einige vorsichtige Leute in Broughams hatten gefüllte Säcke hinter ihren Fenstern angebracht. Sobald eine Scheibe eingeworfen war, bemerkte man zornige Gesichter und drohende Fäuste, verbunden mit dem Aufschreiben von Adressen.

Glückliche Pärchen in kleinen offenen Wägelchen waren oft in tausend Nöthen, eines Pferdes Kopf zwischen sich zu finden, bei welcher Gelegenheit sich das schnaubende Thier der Röcke und Umschlagetücher bediente, um sein schäumendes Maul darin abzuwischen.

Der große Wettrennen-Stand war endlich in Sicht und eine Armee von Wagen in bestimmter Ordnung der Rennbahn entlang aufgestellt. Ein jedes Wagendach war mit Zuschauern besetzt. Zahllose Sonnenschirme von verschiedenen Farben schienen wie bunte Laternen bei einem chinesischen Fest in der Luft zu hängen. Der große Wettrenn-Stand war vorn heraus, von seinem abschüssigen Gipfel bis zum Parterre, mit Menschen angefüllt. Das Dach desselben war vollständig schwarz von Hüten. Auf den Altanen verrieth ein Streifen Sonnenschirme auf das Anmuthigste das Geschlecht der Zuschauer. Auf jeder Seite desselben zogen sich Reihen von mit Leinwand bedeckten Eßbuden hin, welche neben diesem Wettrenn-Stande, diesem Riesengebäude von Stein und Backstein, äußerst erbärmlich aussahen. Woher konnte nun solch' eine Anzahl von Wagen aufgetrieben worden sein? Die Menschenmenge kam, wie stets, an Zahl der Bevölkerung eines deutschen Herzogthums gleich.

Da befanden sich Pferde genug für zwanzig Cavallerie-Regimenter. Die armen Thiere wurden unter Zeltleinwandschuppen beherbergt, oder wie in einem Cavallerie-Lager in Verwahrsam gebracht. Sie waren, wie ein schmutziges Gewölbefenster, mit Staub bedeckt. Da konnte man Ausschläger und Rupper und Ausreißer sehen; einige hatten wunde Rücken, andere hatten keine Schwänze, keine Augen oder schweren Athem, und wieder andere liefen besser auf der Nase, als auf den Beinen.

Als die Zeit des Derby-Rennens näher kam, stieg der Wunsch in eines Jeden Brust auf, eine Wette zu gewinnen. Stimmen hörte man um sich her ausrufen: „Vierzig gegen Zehn, gegen Horror!" oder „Fünf gegen Eins für Wizard!" Dieser Wunsch, anderer Leute Geld in die Tasche zu stecken, wuchs mit dem Augenblicke, wo die Policemen die Rennbahn für das große Wettrennen säuberten, mehr und mehr. In einer Linie sich aufstellend, begann diese tapfere Schaar den breiten eingezäunten Rasen entlang zu marschiren und die Volksmenge wie Staub vor dem Winde herzutreiben. Eine große Schelle ertönte jetzt so laut und vernehmlich, als ob anstatt der dreißig Pferde dreißig Dampfboote zum Abgehen sich anschickten. Die Rennbahn war bald so leer von Menschen, wie ein Fluß, während die Volksmenge sich außerhalb der Einzäunung hinter den angezogenen Stricken aufstellte.

In der Nähe des Wieg-Standes*) liefen professionirte Wetter, ihre kleinen Notizbücher in den Händen haltend, hin und her und boten Fünf gegen Vier an, oder Hun-

*) Da wo Jockey-Pferde gewogen werden.

dert gegen Zwanzig zu nehmen. Die Menge war in der Privat-Einzäunung, welche sich dem großen Wettrenn-Stand gegenüber befand, so dicht angehäuft, daß sie sich wie ein Korb voll lebendiger Krebse bewegte.

Endlich erschallte es von dem großen Wettrenn-Stande: „Sie sind abgegangen! sie sind abgegangen!" Dieser Schrei zog sich die Volksmenge entlang, wie das Rauschen eines Waldes, wenn der Sturm darüber hinbraust. Das Dach des Riesengebäudes hat sich jetzt aus einem schwarzen Abhang in einen fleischfarbigen Damm verwandelt, denn jedes Gesicht ist nach der Rennbahn gerichtet. „Hüte ab!" war nun der allgemeine Ruf. „Wo sind sie jetzt?" fragt Einer, der kurzsichtig ist. „Sie sind so eben um die Ecke gekommen*)," antworten Diejenigen, welche besser sehen können. Einige rufen aus: „Wunderschön! Ich habe in meinem Leben kein solches Wettrennen gesehen."

Der Augenblick rückt näher, wo ein Yard Erdboden von größerem Werth ist, als ein ganzer Landsitz. Ungeheure Summen hängen von einem Hals oder einem Kopf ab. Gar Manche bissen sich in die Lippen, als die „fleischfarbigen Aermel" zurückblieben, oder die „gelbe Mütze" den Vorsprung gewann. Die Spannung war ganz außerordentlich.

Nun beginnt ein fürchterlicher Lärm. Die Pferde kommen näher. Einige wenige Sätze mehr und Alles wird entschieden sein. Tausend Ausrufe: „Grünjacke gewinnt!" „Nein! Rothjacke!" „Die Fleischfarbige hat den Vorsprung!" „Blaumütze ist an der Spitze!" „Nein! Gelbmütze!" „Für die Blauärmel ein Sovereign!" mischen sich unter einander. Die dicht an einander gedrängten Pferde, ein jedes mit seinem Hals so grade ausgestreckt, wie der Kopf eines schnellfliegenden Vogels, kommen nun zehn derselben in einem Knäuel einher geschossen, als wären sie an einander gebunden. Die seidenen Jacken der Jockeys raschelten und knisterten beim Einhersausen vor der Menschenmenge, wie in dem Winde wehende Fahnen. Sie beugten sich vorwärts und arbeiteten mit den Armen und dem ganzen Körper, indem sie ihre Pferde mit Verzweiflung vorwärts peitschten. Eine Schwalbe kann nicht so schnell fliegen, wie sie ritten. Die Volksmenge schrie und lehnte sich so sehr an die gezogenen Stricke vor, daß die Policemen sie zurückzuschlagen genöthigt waren, um das Reißen der Seile zu verhindern. Aber Niemand kümmerte sich in diesem Augenblicke um Drohungen oder Schläge, denn die Pferde waren beinahe am Ziele angekommen. Dies war der Moment für die gewandten Jockeys, ihre Kunst zu zeigen. Der dicke Knäuel Pferdefleisch löste sich auseinander und zwei oder drei Gäule schossen pfeilschnell vor den andern her, kaum nur Halslänge Unterschied zwischen Gelb, Grün und Fleischfarbe. Die Menge tobte und lärmte mit unregierbarer Erregbarkeit. Endlich war der fatale Pfahl erreicht. Zwei der Pferde schossen gleichzeitig so dicht daran vorbei, daß trotz allem Enthusiasmus und Ergötzen am Ende doch kein Mensch wußte, wer eigentlich der Gewinner war. Das Pferd „Thormanby", einem Herrn Merey angehörend, gewann den Sieg. Herr Merey empfing die herzlichsten Glückwünsche für den glücklichen Erfolg seines Pferdes, und sagt man, daß er in Wetten allein, ungerechnet des Siegerpreises, eine Summe von 70,000 Pf. St. gewonnen hat.

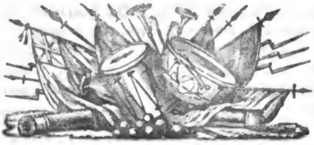
Nun ist der Augenblick gekommen, die Packkörbe zu öffnen und Essen ist auf dem ganzen Wettrennen an der Tagesordnung.

Verschiedene andere Wettrennen fanden in kurzen Zwischenräumen statt, die aber nicht die hohe Wichtigkeit des ersten hatten. (Str. Corr.)

*) Die Rennbahnen bilden fast stets einen Halbkreis.

Militärische Revue.

Sonntag, den 3. Juni 1860.



Avis. Beiträge ꝛc. für die militärische Revue werden unter der Adresse der Expedition, Kronenstraße Nr. 21, erbeten.

Geschichtskalender.

3. Juni 1813. Maj. v. Lützow entwaffnet ein Bataillon Rheinbundstruppen bei Roda.

4. Juni 1745. Schlacht von Hohenfriedberg: Das 2. Kürassier-Regiment (Königin) erobert 66 Fahnen unter Führung des Grafen Geßler u. Oberst v. Schwerin.

5. Juni 1757. Gefecht von Kuttenberg: Der Prinz v. Braunschweig-Bevern schlägt den österreichischen Gen. Nadasti.

6. Juni 1794. Schlacht v. Sczelze: König Friedrich Wilhelm II. schlägt die Polen unter Kosciuszko.

7. Juni 1840. König Friedrich Wilhelm III. †.

8. Juni 1712. Berennung v. Quesnoy: Die Preußen unter Fürst Leopold v. Dessau.

9. Juni 1702. Erstürmung des gedeckten Weges v. Kaiserswerth durch die Preußen.

Inhalt:

Ueber gezogene Kanonen. *)

Motto:
La mode fait le tour du monde.

Die gezogenen Kanonen werden jetzt so oft als eine artilleristische Nothwendigkeit betrachtet, man erwartet und hofft von ihnen selbst in militairischen Kreisen so sehr das Heil und den Sieg in künftigen Schlachten, daß es wohl angemessen sein dürfte, durch Darlegung ihrer Vortheile und Nachtheile ihren Werth näher festzustellen und jene Erwartungen und Hoffnungen auf ihr richtiges Maaß zurückzuführen. Aus dieser Beleuchtung dürfte hervorgehen, ob der Werth der gezogenen Kanonen wirklich ein so hervorragender ist, oder ob sie in das Gebiet der Mode gehören, und die Einführung derselben nur ein dieser Tyrannin dargebrachter, freilich sehr theurer, Tribut ist.

---

*) Die „Idées napoleoniennes" haben, wenn sie auf Constructionen der Artillerie gerichtet wurden, weniger Fortune als Fiasko gemacht.

Wir lassen bei dieser Betrachtung den Seekrieg außer Acht, weil bei demselben ganz andere Grundsätze gebieten und andere Anforderungen gemacht werden; wir lassen den Festungskrieg außer Ansatz, weil die gezogenen Kanonen in demselben in den Fällen, wo es sich um das Treffen kleiner Ziele auf genau bekannten Entfernungen und nicht um Ricochetts oder große Percussions-Kraft handelt, wirklich Vortheile versprechen.

Die Idee der gezogenen Kanonen ist keine neue; sie entstand zugleich mit der Erfindung der gezogenen Gewehre. Die Versuche zu diesem Ziele blieben ohne Erfolg, weil man nicht zu der schwächeren Ladung greifen und auch nicht von der Kugelgestalt des Geschosses abgehen wollte, die Technik aber kein Mittel wußte, den für die Züge nothwendigen Blei-Ueberzug fest genug mit der eisernen Kugel zu verbinden.

Beginnen wir nun mit den Vortheilen, welche man der neuen Waffe nachrühmt; sie sind hauptsächlich folgende:

Das gezogene Rohr soll weiter schießen als das glatte.

Diese Annahme dürfte ein vollständiger Irrthum sein, dadurch hervorgerufen, daß man bei dem glatten Rohre bisher nie so hohe Elevationen anwandte, als das gezogene erfordert. Wir behaupten mit Bestimmtheit, daß das glatte Rohr bei gleichem Kaliber, bei einer Ladung, die bei demselben vollständig verbrennt, bevor das Geschoß das Rohr verläßt, und bei gleicher Elevation weiter trägt, als das gezogene. Die Gründe für diese Behauptung sind:

a) die geringere Ladung des gezogenen Rohres*),
b) sein schwereres Geschoß**),
c) die größere Reibung des Geschosses im Rohr, wodurch unter Mitwirkung der geringeren Ladung eine geringere Anfangs-Geschwindigkeit des Geschosses, also auch eine kürzere Flugbahn oder Schußweite nothwendig entstehen muß.

Als Haupt-Vortheil des gezogenen Rohres wird angegeben:

daß es auf größere Entfernungen eine bedeutend größere Wahrscheinlichkeit des Treffens gewähre als das glatte.

Dieser Vortheil läßt sich nicht in Abrede stellen, doch dürfte es nothwendig sein, ihn auf seinen wahren Werth für den Kriegsgebrauch zurückzuführen. Das gezogene Rohr trifft einen Punkt, dessen Entfernung vom Geschützstande ganz genau bekannt ist, mit viel größerer Sicherheit als das glatte. Ist nun aber diese Kenntniß immer, oder nur oft, vorhanden? Bis jetzt besitzen wir kein Instrument, welches, für den Kriegsgebrauch auch sonst geeignet, ein rasches und sicheres Erkennen der Entfernung gewährte, das Schätzen derselben mit dem Auge ist aber, abgesehen von den psychischen Einflüssen im Kugelregen, eine so unzuverlässige, durch so viele Umstände bedingte Sache, daß durch dasselbe nie die Sicherheit erreicht wird, welche das gezogene Rohr verlangt. Steht der Feind nun aber nicht auf dem Punkte, auf welchem man annimmt, daß er stände, so trifft man wohl diesen Punkt, aber nicht den Feind. Eine Beobachtung der Wirkung und ein Verbessern der Richtung danach ist auf großen Entfernungen sehr schwierig, auch dürfte ein bewegliches Ziel die gehoffte Wirkung ebenfalls beeinträchtigen.

Da die Boden-Cultur immer mehr fortschreitet, so werden sich selten, und in Zukunft immer seltener, Gefechtsfelder finden, auf welchen man auf Entfernungen über 1500 bis 2000 Schritt den Feind sehen kann. Kann man ihn aber nicht sehen, so kann man ihn auch nicht beschießen, wenigstens die Wirkung der eigenen Geschosse nicht beobachten, um etwaige Fehler der Richtung zu verbessern. Eine solche Wirkung kann aber nur gering angeschlagen

*) Das gezogene Rohr kann keine stärkere Ladung ertragen als eine solche, bei welcher das Geschoß noch den Zügen folgt; eine stärkere würde letztere überspringen machen und den ganzen von den Zügen erwarteten Vortheil vereiteln.

**) Ein dem 6pfündigen Kaliber entsprechendes Geschoß wiegt ungefähr 15 Pfd.

werden, und erreicht der 12-Pfünder und sogar der 6-Pfünder, im viel rasanteren Schuß diese Entfernungen auch.

Die Fehlschüsse beim glatten Rohre waren weniger ein seitwärts Vorbeischießen, so klein sind die Ziele im Feldkriege nicht, als ein zu Kurz- oder zu Weit-Schießen. Der Einfluß dieser Fehler auf die Wirkung des Feuers wurde aber vermindert durch die rasantere Bahn und durch die auf den ersten Aufschlag folgenden Ricochetts.

Endlich behaupten die Verehrer der gezogenen Kanonen als Ergebniß der vorstehend aufgeführten Vortheile, daß man mit geringeren Kalibern würde ausreichen können, und dies würde nicht zu bestreiten sein, wenn die besprochenen Vortheile ihre volle Geltung hätten.

Diesen Vortheilen stehen nun folgende Nachtheile gegenüber.

Das gezogene Kanon hat keinen Rollschuß.

Weder das nicht kugelförmige Geschoß, noch die schwächere Ladung, gestatten denselben. Der Rollschuß ist aber der Schuß, welcher, wenn das Terrain ihn erlaubt, auf allen Entfernungen über 1100 Schritt den größten bestrichenen Raum bietet und Fehler in der Höhen-Richtung, begangen in Folge unrichtigen Schätzens der Entfernung, am meisten ausgleicht. Die Richtung zum Visir-Rollschuß ist die dem jungen Soldaten geläufigste und bequemste, auch die, bei welcher in der Erregung des Gefechts die wenigsten Fehler gemacht werden können, weil sie die einfachste ist.

Das gezogene Kanon hat keinen Kartätsch-Schuß.

Die zu diesem Zwecke bestimmten Geschosse des gezogenen Rohres haben nur eine Shrapnel-artige Wirkung, doch eine geringere als diese, weil der niedersteigende Ast ihrer Flugbahn steiler und die Endgeschwindigkeit des Geschosses eine geringere ist.*)

*) Das Shrapnel kann nur auf Entfernungen von 500 Schritt und darüber angewandt werden.

Diese Shrapnel-artige Kartätschwirkung auf nahe Entfernungen, (unter 500 Schritt) kann mit der des 6-Pfünders nicht concurriren, weil die Bedienung viel langsamer ist, und das Geschoß erst aufschlagen muß, bevor es explodirt, was eine sehr genaue Richtung bedingt. Ein wirksames Kartätschfeuer aber erfordert Schnelligkeit der Bedienung *)

Die gezogenen Kanonen haben keine rasante Flugbahn.

Durch eine flache Flugbahn werden unvermeidliche Fehler im Schätzen der Entfernung und in der Höhenrichtung oft ausgeglichen.

Die Bedienung des gezogenen Kanons ist eine künstliche und deshalb langsame.

Das Richten erfordert das Nehmen nicht allein eines bedeutenden Höhen-Aufsatzes, sondern auch noch eines Seiten-Aufsatzes. Das Laden (möge das Geschütz nun von vorne geladen werden, wie das französische, oder von hinten, wie das neue preußische) bedingt Manipulationen, welche Aufmerksamkeit und Zeit in Anspruch nehmen, beides Dinge, auf welche man im Gefecht nicht zu viel rechnen darf. Die preußische Artillerie hat in ihrem Haubitz-Feuer-System bereits eine künstliche Bedienungsweise, welche die Feuerprobe noch nicht bestanden hat, und von vielen für den Ernstgebrauch in ungedeckten Stellungen als zu künstlich erachtet wird. Die Bedienungsweise des gezogenen Rohres dürfte derselben nichts an Künstlichkeit nachgeben, und doch dürfte man

*) Die preußische Artillerie führte sonst zwei Arten von Kartätschen; die kleine Art (2- und 3löthige) ist aufgegeben worden, theils um nicht 4 Geschoß-Arten bei sich zu führen und die Zahl der mitzunehmenden Kugelschüsse zu verringern, theils weil man in der Verbesserung der Infanterie-Waffen nicht offensiv auf die Entfernung der kleinen Kartätschen vorgehen zu können glaubte. Man ließ aber außer Acht, daß, wenn man in der Defensive den Feind stehenden Fußes erwartet, die Wirkung der großen Kartätschen auf den Entfernungen unter 400 Schritt nicht ausreichend sein dürfte. Man beseitigte die kleinen Kartätschen zu Gunsten der Shrapnels, und doch hat das Shrapnel des 6-Pfünders keine bedeutende Wirkung.

von demselben ein rascheres Feuer beanspruchen.

Die Geschosse sind theuer und von schwieriger Construction.

In jeder Eisengießerei können Kugeln gegossen werden; die Fertigung der Geschosse für das gezogene Rohr erfordert aber Vorrichtungen, welche nur in wenigen Eisenwerken und Werkstätten zu finden sein werden. Im Kriege muß daher für den Nachschub aus den Depots hinreichend gesorgt werden, was nicht immer möglich ist. Jedes französische Geschütz führt in Protze und Wagen 128 Schuß mit sich; in der Schlacht von Solferino soll jedes französische Geschütz durchschnittlich 100 Schuß verbraucht haben. Zieht man nun in Betracht, was die vorangegangenen Gefechte und die Schlacht von Magenta in Anspruch genommen haben, so erscheint es wahrscheinlich, daß trotz Dampfschiffen und Eisenbahnen Munitionsmangel wenigstens einer der Factoren der Convention von Villafranca gewesen ist.

Die Geschosse des gezogenen Kanons sind schwerer als Kugeln desselben Kalibers, erfordern daher, wenn sie in gleicher Zahl das Geschütz ins Gefecht begleiten sollen, mehr Transportmittel.

Die Protzbeladung eines leichten Feldgeschützes muß so eingerichtet sein, daß sie wenigstens für eine Haupt-Phase einer Schlacht ausreicht, sonst tritt leicht ein Verschießen ein, dessen Nachtheile wohl sehr deutlich in die Augen springen. Kann wegen Umfang oder Schwere der Geschosse eine solche Beladung nicht erreicht werden, so müssen Munitionswagen mit ins Gefecht genommen werden. Diese vermehren die Ziele des Feindes und bringen durch ihr Auffliegen Verluste und Verwirrung hervor. Folgen die Wagen in der Kolonne unmittelbar auf die Geschütze, so verlängern sie dieselbe zum Nachtheil der andern Truppen, folgen sie an der Queue, so ist die Verbindung mit der Batterie unterbrochen, und deren Auffindung im Gefecht oft schwierig. Ein leichtes Feldgeschütz, dessen Protzbeladung nicht als ausreichend erkannt werden kann, steht daher im Nachtheil gegen ein solches, das diese Bedingung erfüllt.

Die in der Ferne wirkenden Geschütze und die Präcisions-Waffen werden keinen anderen Einfluß auf die Führung in den Schlachten ausüben, als daß man suchen wird, so rasch als möglich an den Feind zu kommen, und daß man die Gefechts-Reserven näher als bisher an die beiden vorderen Treffen heranziehen wird. Man kann sich durch jene gegenseitig schwächen und Verluste zufügen, eine Entscheidung des Kampfes vermögen sie nicht herbeizuführen. Diesen giebt nur der Kampf der Massen in der Nähe, und auf diesen sind die Präcisionswaffen nur in sofern von Einfluß, als sie ein schnelleres Laden gestatten und unter allen Umständen gesichert losgehen, ohne durch ihre sonstige Construction den Gebrauch von Bajonnet und Kolbe zu beeinträchtigen.

Das gezogene Kanon kann auf Entfernungen unter 1100 Schritt selbst mit dem 6-Pfünder nicht concurriren.

Will man nun die Artillerie auf den Kampf in der Ferne beschränken und ihre Mitwirkung am Entscheidungskampf ganz entbehren? Der General Alix, dem wohl Niemand Schlachten-Erfahrung absprechen wird, sagte so treffend:

„Les bouches à feu de longue portée sont les armes des lâches."

Er verlangte für seine Feld-Artillerie nur 6-Pfünder und 7pfündige Haubitzen und gestattete nur einige 12-Pfünder-Batterien für besondere Fälle. Der 6-Pfünder kann den Truppen überall hin folgen, was dem 12-Pfünder sehr leicht unmöglich wird, er ist das Feldgeschütz par excellence. Es giebt Entfernungen, auf welchen der 6-Pfünder dem 12-Pfünder durch sein rasches Feuer überlegen ist, er thut 22 Schuß in derselben Zeit, wo der 12-Pfünder nur 14 thut, ohne die Bedienungsmannschaft anzugreifen, was bei den 14 Schuß des 12-Pfünders schon sichtlich bei den ladenden Nummern

der Fall ist. Die Protze des 6-Pfünders faßt 50 bis 60 Schuß, fast dreimal so viel als die des 12-Pfünders, der ohne Munitionswagen nicht im Gefecht ausdauern kann. Die Kartätschwirkung des 6-Pfünders ist auf nahen Entfernungen ergiebig genug und ausreichend, seine Beweglichkeit, selbst bei angegriffener Bespannung und in weichem Boden, gestattet ihm, die Truppen überall hin zu begleiten.

Man verwerfe daher denselben nicht und beherzige die Lehre, die, wenn wir nicht irren, der Marschall von Sachsen ausgesprochen hat:

„En amour, comme en guerre, l'on ne fait rien, que de très près.

Tagesereignisse.

In Folge der neuen Formationen erhalten die preußischen Cavallerie-Regimenter folgenden Friedens-Etat:

Regiment der Gardes du Corps:

1 Regiments-Commandeur,
2 Stabsoffiziere,
9 Rittmeister,
4 Premier-Lieutenants,
13 Seconde-Lieutenants,
29 Offiziere.
9 Wachtmeister (incl. des bei der Leib-Gensdarmerie kommandirten),
4 Portepee-Fähnriche,
19 Sergeanten,
38 Unteroffiziere,
70 Unteroffiziere.
1 Pauker,
1 Stabstrompeter,
16 Trompeter,
18 Trompeter.
60 Gefreite,
20 Capitulanten,
416 Gardes du Corps,
496 Gemeine.
1 Zahlmeister,
1 Regiments-Arzt,
3 Assistenzärzte,
9 Kurschmiede,
1 Regimentssattler,
1 Büchsenmacher,
20 Handwerker,
29 Offizierburschen,
65 Nicht-Combattanten.
583 Pferde.

Ein anderes Cavallerie-Regiment:

1 Regiments-Commandeur,
1 Stabsoffizier,
4 Rittmeister,
4 Premier-Lieutenants,
13 Seconde-Lieutenants,
23 Offiziere.
4 Wachtmeister,
4 Portepee-Fähnriche,
16 Sergeanten,
42 Unteroffiziere,
66 Unteroffiziere.
1 Stabstrompeter,
12 Trompeter,
13 Trompeter.
60 Gefreite,
20 Capitulanten,
416 Gemeine,
496 Gemeine.
1 Zahlmeister,
1 Regimentsarzt,
1 Assistenzarzt,
5 Kurschmiede,
1 Regimentssattler,
1 Büchsenmacher,
20 Handwerker,
24 Offizierburschen,
54 Nicht-Combattanten.
574 Pferde.

Die Bildung der Offizier-Corps der combinirten Regimenter anlangend, so werden dieselben nach der Allerhöchsten Cabinets-Ordre vom 12. Mai cr. vorläufig zwar nur aus kommandirten Offiziere formirt, jedoch der Art, daß diese Kommandirung die definitive Gestaltung der Offizier-Corps vollständig in sich schließt. Es findet deshalb auch die Verrechnung der Gehalts 2c.-Competenzen dieser Offiziere bei den combinirten Regimentern statt, wogegen dieselben bei denjenigen Regimentern, von welchen die betreffenden Offizieren abkommandirt sind, als erspart nachgewiesen werden. Obwohl die neuen Standquartiere dem Namen nach nur Cantonnements und die Offiziere nur abkommandirt sind, so haben dennoch sowohl sie, wie die Beamten und Mannschaften, die

regulativmäßigen Umzugskosten und den Servis nach den Bestimmungen für Garnison-Verhältnisse zu empfangen. Die Burschen der Offiziere treten in den Etat der combinirten Regimenter.

Die Provinzial-Landwehr-Kavallerie-Regimenter bleiben zwar vorläufig sämmtlich bestehen, dagegen sollen die bei den Stämmen derselben entstehenden Manquements nicht gedeckt werden, auch dann nicht, wenn für die kombinirten Regimenter auf das Personal der Landwehrstämme zurückzugreifen sich als geeignet zeigen sollte. — Es hat dies indeß keinen Bezug auf die Garde-Landwehr-Kavallerie und die Landwehr-Escadrons der Reserve-Regimenter. Die Stämme dieser Truppentheile gehen gänzlich ein, und zwar werden die der Garde dem mit der Formirung der beiden neuen Garde-Regimenter beauftragten General-Lieutenant v. Schlemüller, die der Reserve-Escadrons aber — soweit sie nicht bei der Errichtung der kombinirten Regimenter benutzt werden — den entsprechenden Landwehr-Bataillonen überwiesen.

Das 2. kombinirte Ulanen-Regiment wird vorläufig nur zu drei Escadrons formirt, indem die für dies Regiment bestimmte Ulanen-Escadron des 1. Kürassier-Regiments noch nicht hat errichtet werden können, weil unter den Pferden dieses Regiments eine Epidemie herrscht.

In Breslau sind am 25. Mai die gezogenen Kanonenröhre für die dort garnisonirende Artillerie empfangen und mit Musik nach dem Bürgerwerder gebracht worden.

Die „Danziger Zeitung“ beschäftigt sich in ihrer Nummer vom 25. Mai mit dem Schicksal der Marine-Aerzte. Natürlich wird für diese Herren zunächst wieder ein höherer Rang begehrt, und zwar auch ein höherer, als der der Aerzte in der Land-Armee. Wie es immer den Leuten geht, die über Dinge schreiben, von denen sie nichts verstehen, so wird der Grund für dieses Verlangen darin gesucht, daß nach der Meinung dieser Herren die Seeoffiziere einen höheren Rang hätten als die Offiziere der Landarmee. Wir können freilich nicht von jedem Zeitungsschreiber eine Kenntniß der militair-hierarchischen Verhältnisse verlangen, wir finden es sogar begreiflich, wenn der Laie in einem Capitain zur See allenfalls nur einen Mann in derselben Stellung wie ein Capitain resp. Hauptmann der Landarmee sich vorstellt, der ganz besonderer Meriten wegen aber den Rang eines Obersten hat, wir finden es indessen mindestens komisch, daß ein solcher Schriftsteller seine Unkenntniß aller Welt Preis giebt, indem er verlangt, daß nach seiner eingebildeten Analogie nunmehr auch die Marine-Aerzte höher rangiren sollen als die Aerzte der Land-Armee, während die ärztlichen Titel der Letzteren nicht nur dem Laien ähnlich klingen, sondern wirklich dieselben sind wie die der Marine-Aerzte, weil sie dasselbe bedeuten.

Derselbe Herr wundert sich auch, warum die Marine-Aerzte nicht zu den Combattanten gerechnet werden, obwohl er nicht angiebt, bei welcher Gelegenheit die Aerzte „combattiren“, d. h. mit den Waffen in der Hand dem Feinde entgegen treten. Man kann sehr viel Todesverachtung und sehr viel Muth an den Tag legen, man kann sich — wie dies viele Aerzte gethan — die Achtung des Soldaten und den Orden des Kriegsherrn dadurch erwerben; aber der Arzt ist Arzt, und Soldat ist Soldat, und eben so wenig, wie die Soldaten zu den Aerzten, eben so wenig können die Aerzte zu den Combattanten gezählt werden.

Das 6te Jäger-Bataillon, welches seit 1816 ununterbrochen in Breslau garnisonirt hatte und jetzt nach Freiburg verlegt ist, wurde vor seinem Ausmarsche aus Breslau durch die Einwohnerschaft auch dadurch geehrt, daß am 21. Mai ein Freitheater für dasselbe veranstaltet und bei dieser Gelegenheit „Wallenstein's Lager“ in Scene gesetzt wurde. Die Offiziere füllten dabei den ersten Rang, die Unteroffiziere das Parquet und die Jäger das Parterre und die Logen des zweiten Ranges. Ueberhaupt hört man aus Schlesien, wo die Garnisonen fast sämmtlich geändert wurden, von allen Seiten über den herzlichen Abschied, den die Bewohner von ihren militärischen Gästen genommen, während aus den westlichen Provinzen die Nachrichten leider ganz entgegengesetzt lauten.

Bei R. Wagner, Unter den Linden Nr. 19, ist eine „Ordre de bataille und Dislocation der Königlich Preußischen Armee“ erschienen, welche eine Zusammenstellung der

Vertheilung und Dislocation der Truppen nebst Angabe der Führer bis zum Bataillons-Commandeur abwärts und der höheren Commandostäbe enthält. Das Heft wird Vielen sehr willkommen sein, besonders da die Rangliste für 1860 dies Mal erst spät zu erwarten ist, und die vom Kriegsministerio bei Decker in Druck gegebenen Ranglisten der Infanterie und Cavallerie einmal nicht käuflich sind und dann auch gerade das nicht bringen, was sich hier vorfindet. — Einige arge Fehler hätten wir allerdings aus dem Hefte fortgewünscht, denn „Garde-Grenadier-Regimenter" z. B. giebt es bei uns nicht.

Der „Preußische Landbote", ein von dem Ministerium gegründetes Blatt, bringt eine Notiz, welche die Absicht hat, den provisorischen Charakter der neuen Dislocationen hervorzuheben. Der Artikel beginnt mit den Worten: „Um den jetzigen Truppendislocationen den Charakter des Provisorischen zu geben, verordnet eine nachträgliche Ausführungsbestimmung zu der Allerh. Cabinets-Ordre vom 5. d. Mts., daß überall, statt des Ausdruckes „neuer Garnisonort", die Bezeichnung „neues Standquartier" zu gebrauchen sei." Ist das Absicht? — Die kriegsministeriellen Erlasse zur Ausführung der Allerhöchsten Ordres ordnen das nicht an und haben offenbar nicht die Absicht, der neuen Dislocation den Charakter des Provisorischen zu geben. Nichtsdestoweniger hat der Schreiber jener Notiz diese Erlasse offenbar gelesen, denn er citirt eine Stelle wörtlich mit Weglassung einiger Worte. Der citirte Erlaß spricht von einem „nur formell noch eine ganz kurze Zeit festzuhaltenden Provisorium," während die Notiz des „Preußischen Landboten" die hier gesperrt gedruckten Worte fort läßt. Sollte vielleicht der kriegsministerielle Erlaß in dem Büreau des Herrn Professors Duncker nicht gefallen, und man dort die Absicht gehabt haben, denselben etwas zu corrigiren? — Der fragliche kriegsministerielle Erlaß sagt nämlich ziemlich das Gegentheil von dem, was der „Landbote" glaubt. Er beschäftigt sich zwar nur mit dem, was er soll, mit der Ausführung der Allerhöchsten Ordre; will man aber durchaus eine Ansicht oder Absicht über das Provisorium *herauslesen*, so wäre denn doch die Stelle brauchbarer, welche zwar das Provisorium ausspricht, aber zugleich hinzusetzt, daß die Formation bereits „die definitive Gestaltung vollständig in sich schließt."

Druck von G. Hickethier in Berlin, Kronenstr. 21.

Preußische Briefe.

— Neue Folge. —

IV.

Die Demokratie in Preußen hat sich — das ist ihre neueste Organisation — mit dem Liberalismus von Neuem vereinigt, um ihn zur Ausführung ihres Planes und zur Herbeiführung von Ereignissen zu benutzen, die weit über Willen und Gedanken der Liberalen hinausgehen. Sie sind schon vielfach so benutzt worden, seit den Tagen der Girondisten.

Die Demokratie will durch den Liberalismus und in Verbindung mit ihm die alte preußische Armee und die letzten Reste der alten preußischen Gesellschaftsverfassung, in welcher der Corporationsgeist des Handwerks noch eine große Rolle spielt, vernichten. Der Liberalismus hat in beiden Punkten nur dunkle Vorstellungen von möglichen Theilveränderungen und Reformen; die Demokratie will ein wirkliches sogenanntes Volksheer, das dem Volke verantwortlich ist und sich gleichsam selbst commandirt, jedenfalls aber die „Volksfreiheiten" gegen Angriffe von Oben schützt; die Demokratie will ferner eine Umwälzung der Gesellschaft, der Eigenthums- wie der Personenverhältnisse, die jedenfalls nur dadurch herbeigeführt werden kann, daß die Spannung zwischen den wenigen Großbesitzern und den Millionen Nichtbesitzern aufs Höchste gesteigert und ein Bruch herbeigeführt wird, dessen Ausgang dann eine durch den Staat zu vollziehende Ausgleichung der gesellschaftlichen Unterschiede ist. Der Liberalismus dagegen schreckt vor diesen beiden Zielen der Demokratie zurück; er will nur eine Armee, die nicht wesentlich aristokratisch ist, und eine Gesellschaft, in welcher das Capital im Schutze einer gesetzgebenden glücklich situirten Minorität, die durch Censuswahlen erwählt ist, herrscht.

Der Liberalismus will in Bezug auf Zustände, in denen die Demokratie nur eine faulige Gährung erblickt, und die sie als solche, in Hinblick auf die daraus mit Nothwendigkeit hervorgehende Umwälzung benutzt, durchaus conserviren. Der Liberalismus ist ja der eigentliche Conservative, der Conservative par excellence. Weder die Aristokratie noch die Demokratie ist conservativ, ihr Wesen ist das Wachsen, die Bewegung, bei der Aristokratie außerdem noch die fortschreitende Gestaltung. . . . .

Die Demokratie bedient sich trotzdem gegenwärtig des Liberalismus und schmeichelt den dunkelen Neigungen und Abneigungen desselben; sie deklamirt gegen die adligen Offiziere, gegen das große Armeebudget, für die Schwerin'sche Kreisordnung und für Gewerbefreiheit, obgleich sich leicht nachweisen ließe, daß sie wenigstens nicht in Bezug auf alle diese Punkte die Meinung der Liberalen theilt. So steht z. B. fest, daß die Demokratie, wenigstens die wirkliche Demokratie, keineswegs der schrankenlosen Gewerbefreiheit huldigt, und man

kann aus ihren Principien nachweisen, daß und warum sie es nicht kann. Der Liberalismus aber hat für alles dies keine Augen, und er läßt es sich wohl gefallen, daß die Demokratie in seinem Hintertrab Platz genommen hat und dadurch die Staubwolke, die er erregt, bedeutend vergrößert.

Die zeitigen Minister werden von dieser Heeressäule, die auf ihre Sitze zuschreitet, schon in der nächsten Sitzung Angriffe zu erfahren haben; mit ihrer ganzen Macht wird sie aber in der nächsten Landtagsperiode auf sie prallen, wo die Neuwahlen aller Wahrscheinlichkeit nach eine Reihe von Demokraten in das Haus der Abgeordneten führen werden.

Die Minister haben diesem Anprall gegenüber keinen Halt, ja wir gehen weiter und behaupten, die Königliche Regierung überhaupt wird ihm nachgeben oder mit den Stürmenden einen Vertrag schließen müssen, wenn sie nicht die zwölfte Stunde, in der wir uns heut befinden, noch benutzt.

Es ist freilich immer noch fraglich, ob solch eine letzte Frist überhaupt noch zu rettenden und befestigenden Arbeiten benutzt werden kann, ob es nicht überhaupt wieder einmal „zu spät" ist.

Mehrere unserer Freunde neigen sich diesem Glauben zu und weisen dabei mit bitterstem Unmuth auf die Verluste an Zeit und Gelegenheiten, welche unserer Sache der Minister Manteuffel bereitet hat, und weisen ferner auf die Kurzsichtigkeit derjenigen Standesgenossen, welche noch heut nicht einsehen wollen, daß solche Verluste zu beklagen sind.

Aber an diesem Orte ist es nicht angebracht, den Unglauben und die Verzweiflung zu predigen; hier wollen und müssen wir ohne Unterlaß die Grundzüge der aufbauenden Politik, welche von den Büreaukraten aller Schulen und politischen Meinungen mit Füßen getreten wird, wiederholen.

Und diese Grundzüge schreiben vor, daß die Königliche Regierung die aristokratischen Elemente, welche im Lande verstreut sind, unverzüglich anerkenne und ihnen eine politische Bedeutung gebe.

Allerdings wird es nicht blos den zeitigen Ministern sondern überhaupt jeder Regierung bereits schwer werden, die ersten hierzu nothwendigen Schritte zu thun. Bereits hat die durch die Presse ausgedrückte öffentliche Meinung eine Bedeutung erhalten, die sie zu einer Macht erhebt, bereits ist der Widerstand in breiten Schichten der Bevölkerung organisirt, politische Vereine, Wahlmänner-Versammlungen, Dissidentengemeinden, Handwerkervereine 2c. warten bereits auf das Stichwort, das aus wohl eingerichteten Direktorial-Mittelpunkten herübertönt; bereits ist der Einfluß ausländischer Parteien und die Sirenenstimme der Napoleonischen Volksbeglückungs-Ideen vielen Ohren zu nahe gekommen; kurz, die Dinge liegen bereits so, daß eine aufbauende, d. h. aristokratische Politik auf ihren ersten Schritten — wenn auch nur auf diesen — starken Hindernissen begegnen und ungeheuren Lärm verursachen würde.

Die Regierung, welche diese Schritte thun will, bedarf darum einer Stütze im Volke.

Das Herrenhaus würde diese Stütze gern gewähren, allein es könnte die Regierung nur auf dem flachen Lande vertreten und vertheidigen.

Nicht dort aber, sondern in den Städten wird die öffentliche Meinung gemacht, nicht dort, sondern in den Städten wird der Gifttrank der Unzufriedenheit und des Mißtrauens gemischt, der die Völker vergiftet und die Könige zum Wahnsinn treibt; nicht dort, sondern in den Städten wird der Credit, dieses moderne Elixier der Staaten, bestimmt und mit ihm das weltgültige Gewicht des Staates.

Die Königliche Regierung bedarf daher für eine aufbauende, aristokratische Politik auch einer Stütze in den Städten.

Da aber diese aufbauende Politik bestimmt ist, in zwölfter Stunde einen Wall vor den Lebenselementen des alten, Königlichen Preußens aufzuwerfen, besonders auch vor den Elementen, welche das Herrenhaus vertritt und welche es bilden, so wird es gleicher Weise Pflicht des Herrenhauses, nach einer Stütze in den Städten zu suchen, nach einer Stütze, die nicht blos benutzt und dann wieder in die Ecke gestellt wird, sondern die in eine bestimmte organische Beziehung zum Herrenhause zu bringen ist.

Nur dadurch kann sie sich retten, nur dadurch die alten Grundlagen Preußens, seine Armee, sein tüchtiges Ackerwesen, seinen städtischen Mittelstand erhalten, nur dadurch die Monarchie vor einer den Untergang herausfordernden Zermürbung schützen.

Dem Grundgedanken, aus dem das Herrenhaus hervorgegangen, ist solch ein Zusammenhang, solch eine organische Beziehung zur Stadt nicht fremd. Der Umstand, daß im Herrenhause eine Reihe von Bürgermeistern sitzen, zeugt davon. Wiederum aber geht aus der abgesonderten Parteistellung, welche die Bürgermeister — abgesehen von einzelnen Persönlichkeiten — im Herrenhause einnehmen, hervor, daß die Idee, welche ihre Hineinziehung in das Herrenhaus veranlaßte, noch nicht recht zum Durchbruch gekommen ist, daß irgend ein Mangel oder Fehler bei der Verkörperung dieser Idee vorhanden, daß die angestrebte organische Verbindung zwischen Stadt und Land auf aristokratischer Grundlage bisher nicht gelungen ist.

Was sollen denn diese Bürgermeister im Herrenhause?

Sind es denn wirklich Herren? Herren durch ihre sociale und politische Stellung?

Wir antworten darauf unbedenklich mit Nein! und wissen, daß wir dadurch keinen der von uns übrigens nach mancher Richtung hochgeschätzten Männer verletzen. Wir achten in Herrn Hasselbach einen Mann von Scharfsinn, Ueberzeugungstreue und frischem Mannesmuth, aber wir erklären die Fehler, die wir an ihm finden, eben aus seinem Mangel an Herrenthum und „Herrlichkeit“, um eine gangbar gewordene mäßige Uebersetzung des englischen Wortes hier zu gebrauchen. Herr Hasselbach ist ein guter Regierungsbeamter gewesen und sogar mehr, denn die gesunden Instincte seiner norddeutschen, zähen, mißtrauischen, schlagfertigen Natur haben ihm von jeher den geheimnißvollen Apparat und den staubigen Krimskrams des grünen Tisches verleidet. Wie sehr er aber auch bemüht war, sich zum Fürsprecher eines freieren Lebens in Gemeinde und Staat

auszubilden, so gelang es ihm doch nur, im Herrenhause ein Herold der liberalen Negation zu werden, und in Magdeburg, seiner Amtsstadt, gilt er sogar für einen kleinen Tyrannen, ob bloß im Sinne des Alterthums, lassen wir dahin gestellt sein. Als ein Vertreter des hochgiebligen, handelsstolzen, rührigen Magdeburgs kann er aber nicht angesehen werden, und er vertritt von dieser Stadt, die dem großen Haufen als eine „demokratische“, „freigemeindliche“, „aufsässige“ gilt und die doch in Wirklichkeit die gesundesten Keime freistädtischen Bürgerthums in sich enthält, im Herrenhause so gut als nichts.

Hasselbach ist der Typus des Bürgermeisterthums im Herrenhause. Er tritt dort als einer der Regierungspräfekten auf, durch welche die Städte büreaukratisirt werden. Und als solcher sitzt er neben dem freien selbstständigen Mann, der auf seinen Hufen das Gewohnheitsrecht übt, unbekümmert um die knarrende und knurrende Maschinerie des Staates und seiner Büreaux!

Wie anders wäre es, wenn neben dem Herrn von Waldaw oder neben dem Grafen Arnim ein Vollbürger von Magdeburg säße, ein Schiffseigner von dort, oder ein Kaufherr aus altem Bürgergeschlecht vom Breitenweg oder ein Zunftmeister von der Goldschmiedebrücke? Männer, die mit allen Nerven in das städtische Leben verzweigt und verwachsen sind, die selbst an dem Widerstand gegen die Büreaukratie und gegen die ordnungslosen Bevölkerungstheile ihrer Stadt gestählt sind, die ihr Meister- und Zunftrecht, ihren Vorrang im Stadtrathe daheim selbst mit starker Hand und aus tief aristokratischer Ueberzeugung von der Nothwendigkeit und Wohlthätigkeit ihrer bevorzugten Stellung vertheidigen mußten und müssen. Das wäre eine rechte und richtige politische Waffenbrüderschaft; damit wäre der Einklang zwischen Stadt und Land gewonnen; dann wäre die Stütze vorhanden, deren das Herrenhaus wie die königliche Regierung, wenn sie eine wirklich aufbauende Politik verfolgen will, bedarf.

Und diese Stütze ist vorhanden, und es scheint uns fast, als böte sie sich noch mehr und lauter an, als sie gefordert wird.

Denn das kann keinem scharfen Auge verborgen sein, daß die Entwickelung der Stadt in Preußen so eben auf einem Punkte angekommen ist, wo eine große und schwere Krisis vor der Thür steht.

Die alte Stadt kracht in allen Fugen; ihre edelsten Kräfte, lange Zeit hindurch von der Bureaukratie schwer bedrängt und in unglaublicher Verblendung von der landgesessenen Aristokratie verkannt, wo möglich von ihr unter die Demokratie gerechnet, erheben die Hand zum letzten Kampfe und, zu stolz, um die politisch ihnen verwandte Landaristokratie um Rettung anzurufen, suchen sie die Reste ihres Vermögens und Credits zu Anstalten zu vereinigen, die ihre volkswirthschaftliche Stellung sichern. Aber damit werden sie nicht den Kampf bestehen, denn keine volkswirthschaftliche Stellung läßt sich ohne die entsprechende politische halten. Und hier muß die Landaristokratie helfen, ritterlich und uneigennützig helfen.

Davon im nächsten Briefe.

(Brief V. im nächsten Heft).

Was sagt die Preußische Armee zu Herrn v. Patow und dem General Stavenhagen?

Die Armee discutirt und debattirt nicht, sie gehorcht, sie gehorcht schweigend, so lange man ihr schweigend befiehlt, so lange sie nicht in ihrer Ueberzeugung beirrt wird, in ihrem höchsten Kriegsherrn ihren besten und alleinigen Vertreter und Disponenten zu besitzen.

Anders freilich, wenn man sie selbst zum Gegenstande der Debatte macht; wenn berufene und unberufene „Redner" sich an die Stelle des höchsten Kriegsherrn zu drängen versuchen; wenn die angeblichen Mängel und Gebrechen der Armee einem halb neugierigen, halb schadenfrohen Publikum förmlich zur Schau ausgestellt und hinterher mit einiger demokratischer Rosensalbe bestrichen werden; wenn man Angesichts der gegenwärtigen europäischen Constellation und der siegreichen französischen Armee einen mißlungenen Landwehr-Unteroffizier als „Ober-Kriegs-Minister" etablirt; wenn man sich ernsthaft mit den Contre-Organisations-Projecten „militärischer Autoritäten" beschäftigt, welche lediglich durch ihre Unbrauchbarkeit die Muße für solche Arbeiten gewonnen; wenn das Organisations-Project, welches mit solcher Sicherheit und Gewißheit an die Armee herangetreten, so heimlich und fast schimpflich zu Grabe getragen werden sollte.

In diesem Falle hat auch die Armee und die Körperschaft, welche das Herz derselben ist, das Recht und die Pflicht, ihre Stimme zu erheben und Zeugniß abzulegen, daß, wenn kein Anderer, sie wenigstens von dem Kaiser Napoleon so viel gelernt, um zu wissen, daß in unseren Tagen Parlamente und Parlamentarismus den Armeen gegenüber weniger als Nichts bedeuten, und daß ein jeder Officier, vom ersten bis zum letzten, ein wohlerworbenes Recht hat, liberale Redner und Minister lediglich noch als interessante Ueberreste und Versteinerungen anti-napoleonischer Säugethiere zu behandeln.

„Neue Aera" und „ganz etwas Neues von Verfassungs-Treue"; „parlamentarische Morgenröthe" und „constitutionelle Biedermänner", welche eben so „redlich" als langweilig sind; Juden und Juden-Genossen, Wechsel und Wucher: die Armee hat allen diesen neumodischen Bocksprüngen nicht ohne die landesübliche Heiterkeit zugeschaut. Ein Sommer-Theater unter der Leitung des Herrn Scabell ist eben nicht feuergefährlich.

Heute aber haben wir es nicht mehr mit unschädlichen Schwätzern, heute haben wir es mit einer verhängnißvollen Thatsache, mit einer Regierungshandlung zu thun, welche ihr Verständniß und ihre Erklärung nur in einer großen Täuschung oder in einer noch größeren Schwäche findet.

Nicht seit Jahren, sondern seit Jahrzehnten auf das Reiflichste erwogen und vorbereitet, und zwar vorbereitet und erwogen nicht auf dem Boden der Theorie allein, sondern auf der Grundlage von Wahrnehmungen und Erfahrungen, die sich bei wiederholten Mobilmachungen und kleineren kriegerischen Operationen auf das Fühlbarste und Dringlichste geltend gemacht; revidirt und

berichtigt von allen den Instanzen und Sachverständigen, welche voraussichtlich berufen sind, mit und auf diesem Instrumente den alten Preußischen Siegesmarsch zu spielen, und also ihre Theorieen demnächst, und zwar, wie es scheint in aller Kürze, höchst praktisch zu vertreten; gut geheißen und festgestellt von dem höchsten Kriegsherrn, welchen die Preußische Armee bis dahin in allen diesen Fragen als eine unbedingte Autorität zu betrachten gewohnt war, und welcher darin — wie man sagte — die Gedanken und die Arbeit eines funfzigjährigen Soldatenlebens niedergelegt hatte; vorgelegt von einem Ministerium, welches — allerdings einigermaßen im Widerspruch mit seiner Vergangenheit — die Vorlage als eine Cabinetsfrage, also auch in seinem Sinne als eine Lebensfrage Preußens bezeichnet — und trotz alledem schließlich Nichts, als Herr v. Patow und seine trostlose Rede: es wird nicht befremden, wenn die Preußische Armee hierdurch an Manchem irre geworden.

Das Ministerium freilich, und die Herren v. Auerswald und Patow insonderheit: man hat sich in militärischen Kreisen niemals der Täuschung hingegeben, daß die Militär-Vorlagen auch für diese eine Lebensfrage seien; dennoch aber bleibt keine andere Alternative, als daß sie entweder den Einfluß und die Popularität nicht haben, durch dessen Nimbus sie sich als die Helden und Fahnenträger der neuen Aera empfohlen, oder daß sie ihren Einfluß unter der Hand nach der anderen Seite hin gewandt und so die Cabinetsfrage des Gesammt-Ministeriums mehr als Lebensfrage für sich selbst behandelt haben.

Wie weit dies mit der Verfassungs-Treue und der politischen Biederkeit der neuen Zeit vereinbar ist, haben wir hier nicht weiter zu untersuchen. Wir haben hier nur thatsächlich zu constatiren, daß von Anbeginn in den verschiedensten Kreisen eine wesentliche Uebereinstimmung darüber herrschte, daß die Herren v. Patow und v. Auerswald es mit der Durchbringung der Militär-Vorlagen weniger ernsthaft meinten, und daß die Opposition in den ihnen zunächst und zumeist befreundeten Kreisen des Landtags in der Hauptsache nur ein Reflex ihrer eigenen Haltung sei.

Dieser Voraussetzung entsprechend ist denn auch die Berathung verlaufen und das Schicksal der Vorlagen entschieden. Während der Kriegs-Minister und der Minister des Innern — man zweifelt nicht an der Aufrichtigkeit des Grafen Schwerin — allen ihren Einfluß aufgeboten, um einen tendenziösen Widerstand sowohl innerhalb als außerhalb des Abgeordnetenhauses zu überwinden; während man an höchster Stelle für den Fall der Ablehnung sogar von Resignation vernommen haben wollte, hielten sich gerade die Minister, die vermöge ihres engen Zusammenhanges mit der Majorität des Abgeordnetenhauses als besonders berufen erschienen, ihren Einfluß und ihre Verbindungen für den Plan der Regierung geltend zu machen, vorsichtig mit „wenn" und „aber" im Hintergrunde, in einem clair obscur, das nur für einige besonders oppositionswüthige Vertraute durchsichtig geworden zu sein scheint, und aus dem — so viel wir wissen — Herr v. Auerswald gar nicht und Herr v. Patow erst dann herausgetreten ist, als es sich darum handelte, mit Preisgebung der Regierungs-

Vorlage ein Vertrauens-Votum für sich selbst als Lohn seiner Bescheidenheit und Mäßigung einzuheimsen.

Allerdings ist man auch hier wieder vorsichtig genug gewesen, nicht von Zurücknehmen, sondern nur von „Vertagung“ der Regierungs-Vorlagen zu sprechen, indessen ist diese Illusion zu handgreiflich, um einen wesentlichen Dienst leisten zu können.

Vertagung, nachdem man die ungesäumte und unveränderte Annahme Monate lang als die dringlichste Lebensfrage Preußens erhärtet; Vertagung, während von unveränderter Annahme überhaupt gar nicht mehr die Rede ist, vielmehr Herr von Patow gleichzeitig versichert, daß es demnächst doch wenigstens zu einer Vereinbarung kommen würde, da man ja dann Seitens der Regierung sogar in Bezug auf die dreijährige Dienstzeit der Infanterie Concessionen machen könnte; Vertagung, während die Motive, welche die Ablehnung für dies Mal bedingten, nicht allein mit unverminderter Stärke fortwirken, sondern schon mit den Programmen und der Aufregung der nächsten Wahlen coincidiren; Vertagung, während der kräftigste Grund, die beste Reserve, welche für die Vorlage in das Gefecht geführt werden konnte, der selbsteigene feste und unveränderliche Entschluß des höchsten Kriegsherrn, heute bei allen Betheiligten in Frage gestellt erscheint. Man muß in der That sehr sanguinisch sein, um den Herrn Minister der Finanzen so mißverstehen zu können.

Er ist aber auch nicht mißverstanden worden in dem Abgeordneten-Hause, noch im Publikum, noch in der Armee.

Welches aber sind die Motive, welches ist der Zweck dieses in der Geschichte Preußens fast beispiellosen Rückzugs? Man sagt, weil das Herrenhaus die Grundsteuer-Vorlagen verworfen; man sagt, weil die Militär-Vorlagen dem Lande zu unerwartet gekommen; man sagt, weil die Wichtigkeit der Sache eine ruhigere Prüfung erheische, und demnächst eine „Vereinbarung“ mit Sicherheit zu erwarten stehe: Gründe, die wenigstens den Vorzug haben, sich unter einander direkt zu widersprechen.

Zuerst die Ablehnung der Grundsteuer-Vorlagen: Wir verstehen dies nicht und wollen auch weiter kein großes Aufheben davon machen, selbst angenommen — was wir nicht einmal glauben — daß die Regierung von Hause aus ein anderes Resultat der Abstimmung im Herrenhause ernsthaft erwartet. So viel Rechnen-Kunst findet sich indeß auch in der Armee, um zu wissen, daß es wenigstens für die nächsten Jahre völlig unmöglich war, die Mehrkosten für die Armee aus den Erträgen der Grundsteuer zu entnehmen. Ueberdies ist von dem Herrenhause in seiner jetzigen Gestalt wohl kaum eine andere Abstimmung zu erzielen und die Regierung wird daher, falls sie bei dieser finanziellen Unterlage ihrer Militär-Vorlagen beharrt, doch unter allen Umständen zu constitutionellen Hausmitteln ihre Zuflucht nehmen müssen, eine Auskunft, die ja durch die definitive Annahme der Vorlagen nur an Kraft und Bedeutung gewinnen konnte.

Wie es scheint, ist es indeß dem Herrn von Patow gar nicht zum Bewußtsein gekommen, in welchem fehlerhaften Zirkel er sich bewegt. Entweder

waren — wie derselbe anzudeuten scheint — die Vorlagen unpopulär und nicht genügend vorbereitet, dann hätte sich das Herrenhaus durch deren Verwerfung ein volksthümliches Verdienst erworben; oder jene beiden Vordersätze sind nur ein „Schein," dann waren nicht die ja genügend vorhandenen Geldmittel das Entscheidende, sondern die Rücksicht auf die guten Freunde unter den Landboten, und der Grundsteuer-Schmerz hat keinen anderen Zweck, als das Herrenhaus nach oben anzuklagen: ein Versuch, welchen die Armee als eine Verspottung der Einsicht und Sachkenntniß an höchster Stelle zu betrachten geneigt sein könnte.

Noch handgreiflicher wird dies, wenn man dabei der naiven Behauptung begegnet, daß die Commission des Abgeordneten-Hauses die Regierungs-Vorlagen ja eigentlich im Wesentlichen doch angenommen habe; eine Behauptung, die Angesichts des Stavenhagen'schen Berichtes die günstigste Meinung für die Dreistigkeit und Tapferkeit des Herrn Finanz-Ministers erweckt. Hätte die Commission der Abgeordneten die Vorlage im Wesentlichen angenommen, und wäre demnächst auch die Annahme im Hause selbst zu erwarten gewesen, so wären ja die mysteriösen Andeutungen von „Aufregung" und „unerwartet gekommen" doppelt ungerechtfertigt, so wäre das jetzt beliebte Interimisticum doppelt unverzeihlich.

Leider ist es indeß wahr, daß die Regierung in der That einen unerwarteten Widerstand gefunden, einen Widerstand, der hoffentlich auch an anderer Stelle über die eigentliche Bedeutung der „neuen Aera" aufklären wird, einen Widerstand, welcher kaum noch einen Zweifel darüber gestattet, wo der Herr und wo der Diener sitzt, und was es mit dem Einfluß und der Popularität gewisser Leute eigentlich für eine Bewandtniß hat.

Das Land, das Landvolk, der Bürgerstand, soweit letzterer nicht schon durch die liberale und industrielle Verderbniß geistig und körperlich zum Krüppel geworden, sie haben nach der alten Preußischen Tradition ein unbedingtes Vertrauen zu ihrem Regenten und höchsten Kriegsherrn, den sie überdies gerade in militärischen Dingen als eine besondere Autorität zu verehren gelernt hatten. Für diese Kreise bedarf es daher weder einer weiteren Aufklärung, noch einer Vereinbarung mit den geistreichen Projecten des Westphälischen Landwehr-Gefreiten. Die Träger der Opposition finden sich deshalb auch überwiegend nur in den Reihen des litterarischen Proletariats und unter den Wortführern derjenigen politischen Coterien, welche noch vor wenigen Monaten das „Vertrauen zu dem Regenten" — natürlich nicht ernsthaft — als den Kern ihres Programmes proklamirten, und heute schon unverschämt genug sind, dem Mißtrauen gegen den höchsten Kriegsherrn den Anstrich eines Vertrauens-Votums gegen seine Minister zu geben.

Sieht man indeß schärfer zu, so überzeugt man sich bald, daß die Ablehnung des Abgeordnetenhauses ganz unzweifelhaft und von irgend welcher finanziellen Maßregel ganz unabhängig war, daß dieselbe überhaupt weniger auf militärischen oder finanziellen, als auf politischen Gründen beruht, daß man unbedenklich gleich hohe Geldmittel für andere militärisch-politische Zwecke bewilligt haben würde, und daß es daher mindestens sehr glaubhaft ist, wenn

man versichert, daß auch die Anfangs sehr zweifelhafte Annahme der bloßen Geldbewilligung nur dadurch sicher gestellt sei, daß man der Fraktion Vincke bei verschlossenen Thüren sehr weitgehende politische Eröffnungen und Verheißungen gemacht, Verheißungen, welche die verehrlichen Verfasser hoffentlich nicht in der Lage bleiben werden zu erfüllen.

Je mehr wir aber überzeugt sind, es in der Hauptsache mit politischen Motiven und Zwecken zu thun zu haben, und je bestimmter wir die sogenannte „Vertagung" der alten und die Einbringung der neuen Militär-Vorlagen lediglich als ein Kompromiß betrachten, abgeschlossen zwischen der Majorität des Abgeordneten-Hauses und dem vorgeschrittenen Theil des Ministeriums, um nicht ernsthaft mit einander zu brechen, und um sich gegenseitig bis auf Weiteres über Wasser zu halten, um so dringender wird auch für uns die Pflicht, vor Allem die politische Bedeutung und Tragweite der vorliegenden Procedur in das Auge zu fassen.

Vertrauen zu dem Regenten oder zu Herrn von Vincke: das Haus der Abgeordneten hat sich für Herrn v. Vincke entschieden; Organisation der Armee durch den höchsten Kriegsherrn oder durch das Parlament: die Majorität der Abgeordneten hat sich für das Parlaments-Heer entschieden, und das Alles zu einer Zeit, wo der Jubel über die neue Aera und die vertrauensselige Begeisterung kaum verklungen sind.

Mit welchen Augen hat man dies Schauspiel im Auslande, mit welchen hat man es im eigenen Vaterlande betrachtet? Was hat die Preußische Armee mit dem Treiben der Parteien zu schaffen? Will man es verantworten, die feste Organisation des Körpers, auf dessen Schultern der Preußische Staat ruhet, einer vorübergehenden parlamentarischen Partei-Combination zum Opfer zu bringen?!

Es ist in der That eine eigenthümliche Spielart des Patriotismus, vor den Augen des französischen Kaisers, Angesichts des Lagers von Châlons und ungeachtet so vieler sehr verständlicher Fingerzeige der Französischen Politik, die Organisation und Kriegsbereitschaft als ein durchaus nicht dringliches Provisorium zu behandeln, um dieselbe nochmals durch die parlamentarische Berathung laufen zu lassen. Es ist in der That ein fast naives Verlangen, in dem Augenblick, wo man die alte Armee-Organisation gleichsam an den Pranger gestellt und die neue nichtsdestoweniger nicht zu Stande gebracht, gleichzeitig den deutschen Bundesstaaten eine entsprechende Veränderung der Bundes-Kriegs-Verfassung zuzumuthen.

Dabei ist ebenso nach außen wie nach innen der Zweifel rege geworden, wo man fortan den festen Punkt und das Centrum zu suchen hat, in welchem die weitere Action und Entwickelung Preußens in gedeihlicher Weise einzusetzen vermag. Wir constatiren dies mit um so tieferem Bedauern, als mit dem Vertrauen in die Festigkeit bei Aufrechthaltung der Militär-Vorlagen das Vertrauen für alle anderen Fragen in noch höherem Maße geschwunden ist. Man hatte eben hier eine unbedingte und unzweifelhafte Festigkeit allseitig vorausgesetzt, und die Enttäuschung auf diesem Gebiete wird auf allen anderen verhängnißvoll wirken.

Eine gefährliche Selbsttäuschung aber würde es sein, wollte man sich der Meinung hingeben, daß die Armee allein von diesen Zweifeln unberührt geblieben sei. Im Gegentheil vermochte der aufmerksame Beobachter schon, während das Schicksal der ursprünglichen Militär-Vorlagen noch zweifelhaft war, mit großer Bestimmtheit eine lebhaftere Bewegung auch innerhalb der militärischen Kreise zu constatiren.

Es wäre dies zunächst auch gar nicht anders möglich gewesen. Denn, nachdem das Vorhaben einer Reform in der Organisation mit einer gewissen Ostentation verkündet und seit der Mobilmachung militärischerseits alle möglichen vorbereitenden und einleitenden Schritte zu deren Durchführung geschehen waren, gab es kaum einen Offizier in der Armee, dessen persönliche Verhältnisse bei den bevorstehenden Umformungen nicht auf das Unmittelbarste berührt worden wären; es mußte sich deshalb die ungetheilteste Aufmerksamkeit jedes Einzelnen den dahin zielenden Schritten der Regierung zuwenden, und wenn die Urtheile der Einzelnen auch eben so verschieden waren wie ihre Anschauungen und Standpunkte, so war doch ausnahmslos die Erwartung rege geworden, und jeder Einzelne hoffte und glaubte die Reform. — Die Maßregeln, welche die Regierung im Speciellen zu treffen gedachte, wurden anfänglich sehr geheim gehalten, und es drang nur wenig davon in die weiteren Kreise.

Erst im December trat das Kriegsministerium aus dem Schweigen über seine Absichten der Armee gegenüber mehr heraus. Einige Tage nach dem Amtsantritte des Herrn General v. Roon unterzeichnete S. K. H. der Prinz-Regent die Allerhöchste Cabinets-Ordre vom 10. December, worin der Organisationsplan für die Infanterie befohlen wurde. Die Uebergangsperiode für die neuen Regimenter war hiermit geschlossen. Sie entließen die außergewöhnlich einberufenen Reserven und formirten sich aus lauter Mannschaften, die gesetzlich nicht zur Landwehr, sondern zum stehenden Heere gehörten, sie waren thatsächlich keine Landwehr mehr und es fehlten ihnen nur noch die Offizier-Corps. Es wurden auch die General-Commandos zur Einreichung von Dislocationsvorschlägen aufgefordert, in welchen gleich „auf ein Definitivum Rücksicht genommen werden sollte." In Bezug auf die Cavallerie wurde in bestimmtester Weise von den „neuen Ulanen-Regimentern" gesprochen, und die Allerhöchste Cabinets-Ordre vom 20. Januar weist die Commandeure der 1sten, 6ten, 9ten und 13ten Cavallerie-Brigade ausdrücklich darauf hin, „daß die aus den von ihnen zu inspicirenden Escadrons zu formirenden Ulanen-Regimenter den von ihnen befehligten Cavallerie-Brigaden zugetheilt werden sollen."

Wie hätte hiernach in der Armee noch irgend ein Zweifel über die Ausführung der neuen Organisationen obwalten können! Seine Königl. Hoheit der Prinz-Regent hatten ja bereits zu befehlen geruht. Es tauchte zwar hier und da die Bemerkung auf, ob auch wohl die Kammern das Geld zur Reorganisation bewilligen würden, indessen wurden diese Zweifel doch sehr bald durch die Erwägung niedergeschlagen, daß das Nöthige ja zwischen den verschiedenen Ministern verabredet sein müsse, und daß der hauptsächlich betheiligte Minister, Herr von Patow, ja mit der gegenwärtigen Majorität des Abgeordnetenhauses

fraternisire. Man ging im Uebrigen bei der Discussion ziemlich schnell über diesen Punkt hinweg, denn Herr von Patow besitzt der früheren Vorgänge wegen in der Armee nicht all zu viele Freunde, und man beschäftigt sich nicht gern mit ihm mehr als nöthig.

Da wurde man plötzlich durch eine wunderbare Mähr überrascht. In Form einer Beilage zum Finanzetat wurde den Abgeordneten der ausführlichste Plan zur Reorganisation der Armee vorgelegt, und zwar nicht nur in soweit, als die gegenwärtige Geldforderung dabei im Spiel war, sondern vollständig, wie er sich in der Zukunft entwickeln sollte, sachlich begründet! Aber noch wunderbarer als diese Thatsache war es, daß nicht der Kriegsminister, nicht derjenige, der dem Prinz-Regenten militärisch rathend zur Seite steht, sondern **Herr von Patow** es war, Herr von Patow, den die von einem Preußischen Soldaten, man kann sagen im Namen der Armee, erhaltene Pistolenkugel noch schmerzen mußte, dessen Unterschrift dies Schriftstück trug. Herr von Patow als Vermittler zwischen der Armee und den Kammern! Wer das Stück Bronze an dem schwarz und weißen Bande auf der Brust trug, mußte sich unwillkürlich einmal mit der Hand über das Gesicht fahren, um sich zu vergewissern, daß er nicht träume. — —

Und unter solchen Umständen sollte die Armee nicht aufmerksam werden, sollte nicht Theil nehmen an ihrem eigenen Geschicke!? Es hieße dies das Unmögliche verlangen, es hieße dies einen Indifferentismus in dem Offizier-Corps voraussetzen, der sie wahrlich nicht dazu befähigen würde, der Träger der Preußischen Wehrkraft, der Repräsentant des eigentlichen Preußenthums zu sein. Die Armee gehorcht schweigend, wenn man ihr schweigend befiehlt! Daß die Armee zu gehorchen versteht, daß sie selbst mit blutendem Herzen und knirschenden Zähnen zu gehorchen versteht, — das hat sie am 19ten März 1848 in einer Weise bewiesen, welche ganz Europa in ein bewunderndes Erstaunen versetzte. Wenn aber das innerste Wesen ihrer Existenz, wenn das Schicksal der Armee im Ganzen und ihrer einzelnen Mitglieder im Besonderen der Beurtheilung von Männern anheim gegeben wird, welche der Armee völlig fern stehen, von Männern, welche kein Hehl daraus machen, wie sie den Institutionen und Anschauungen in der Armee feindselig gesinnt sind, dann mußte auch die Armee an der Debatte Antheil nehmen und nicht nur dem Dafür und Dawider, sondern der Thatsache an sich mit Erstaunen folgen, daß gänzlich Unberufene sich in ihre Angelegenheiten mischen. Schon jedes monarchische Volk bedarf des Bewußtseins, daß seine Regierung mit starker und kräftiger Hand die Geschicke des Volkes lenkt und über die einzuschlagenden Wege niemals im Unklaren sich befindet. Ein Volk, dessen Vertreter aufgehört haben, beachtete Rathgeber zu sein, dessen Vertreter entscheidend in die Geschicke des Landes eingreifen und ihre Beschlüsse denen der Regierung überordnen, ein solches Volk hat aufgehört, ein monarchisches zu sein, und geht seinem unfehlbaren Untergange entgegen. Wenn aber erst in einer Armee der Glaube erschüttert wird, daß ihr Kriegsherr allein die Schicksale derselben leitet, wenn es einer Armee zum Bewußtsein gebracht wird, daß ihre Geschicke von Leuten abhängig sind, die weder zu ihr gehören, noch etwas von ihrem Wesen verstehen, dann können

ihre Feinde Jubelhymnen anstimmen, einer solchen Armee selbst aber ist der innerste Lebensnerv durchschnitten. **Niemals** steht eine **solche** Armee zu Schutz und Trutz um den Kriegsherrn geschaart, **und der Triumph der Revolution wäre vollendet, wenn das Bewußtsein in der Preußischen Armee Platz griffe, daß ihre Organisation von den Beschlüssen der Majorität im Abgeordnetenhause abhängig sei.** — Wir entsinnen uns noch lebhaft des homerischen Gelächters, als einer von uns aus den Zeitungen vorlas, wie wir am 6. August 1848 einem fremden Fürsten eine Huldigung darbringen sollten, wir entsinnen uns der Scherze, welche fielen, als dieselben Zeitungen uns den „Stein'schen Antrag" meldeten, und der darüber handelnde Erlaß des Generals v. Pfuel, so nichtssagend er auch war, wurde den Offizieren erst gar nicht mitgetheilt. Aber was sind wohl diese Vorgänge gegen das, was wir jetzt erleben müssen.

Man mache sich nur die Situation recht klar. Seit dem Jahre 1850 läßt sich eine vollständige Literatur nachweisen, welche auf den gemachten Erfahrungen ruhend, und von **soldatisch** erzogenen und **soldatisch** denkenden Männern ausgehend zwei Schwächen unserer Organisation drastisch herausstellt: den Mangel an **wirklichen** Offizieren und den Uebelstand, daß die Landwehr im Augenblicke ihrer Zusammenberufung jeder Dienstgewohnheit entbehre. Nachdem diese Literatur immer zahlreicher und dringender geworden, nachdem des Prinz-Regenten Königliche Hoheit mit dahin zielenden, ausführlichen Memoires vollkommen überschüttet worden war, nachdem der Prinz selbst — ein preußischer Soldat durch und durch, ein mehr als ein halbes Säculum dienender und in den höheren Gesichtspunkt soldatischer Bedeutung vollkommen eingeweihter Soldat — nachdem der Prinz Allerhöchstselbst einen bestimmten Organisationsplan genehmigt, so erlauben sich einige Abgeordnete, und zwar ein Mann, welcher seine vollständigste militärische Unfähigkeit an den Tag gelegt, und ein Mann, welcher aus der Armee geschieden war, zwei solche Männer erdreisten sich, einen anderen Organisationsplan für die Armee als **zweckmäßiger** zu bezeichnen, der von ihnen selbst ausgegangen ist. Der Berichterstatter erlaubt sich einen Organisationsplan der Berathung durch das Abgeordnetenhaus vorzulegen, bis in die geringsten Details bearbeitet, welcher dem durch die **Autoritäten der Armee** bearbeiteten diametral entgegen steht. Es ist dies ein Selbstbewußtsein, welches in der Geschichte als ein Unicum dasteht.

Wäre der durch den Abgeordneten Stavenhagen entworfene Bericht in der Form einer Brochure ins Publikum gedrungen, so würde es immer noch unbegreiflich gewesen sein, wie ein Autor, der solchen Mangel an Einsicht in das Wesen des Soldatenthumes verräth, es wagen konnte, mit dergleichen Vorschlägen an die Oeffentlichkeit zu treten; wenn aber die darin enthaltenen Gedanken mit dem Anspruche auftreten, ernsthafter, auf praktische Einführung hinzielender Erörterung unterworfen zu werden, so fehlt einem Soldaten Wort und Begriff, um diesen Anspruch gehörig zu charakterisiren.

Diese „Modifizirte Formation", wie der Autor sehr bescheiden die Früchte seiner Anschauungen der „Formation der Regierung" gegenüber benennt, ver-

langt zunächst, nicht als Theorie, sondern mit dem vollen Anspruche in die Wirklichkeit hinüber geleitet zu werden, daß der Regimentsverband aller bestehenden Regimenter gelöst, und daß aus den Elementen derselben 76 neue Regimenter gebildet werden sollen, 76 Regimenter zu zwei Bataillonen. Man kann nicht verlangen, daß irgend ein Soldat dies glaubt, welchem nur diese Zeilen zu Gesicht kommen und nicht der Bericht selbst; man kann aber auf Ehre versichern, daß außer mehreren anderen Stellen auf Seite 43 des „zweiten Berichtes der Commission zur Vorberathung der Gesetzentwürfe &c." wörtlich steht:

> „Nach Abzug der 5 alten Garde-Regimenter, welche außer Berech-
> „nung bleiben, besteht die Infanterie aus 76 Infanterie-Regimentern,
> „nach der Formation der Regierung zu je 3 Linien-Bataillonen, nach
> „der modifizirten Formation zu je 2 Linien-Bataillonen
> „und 1 Landwehr-Bataillon."

Dieser naive Reorganisator hält es in der That für völlig gleichbedeutend, ob die Träger des alten preußischen Waffenruhmes fortbestehen oder nicht, ob eine oft mehr als hundertjährige Tradition in einer Truppe fort wirke oder nicht; er organisirt Louis Napoleon und dem Lager von Chalons gegenüber lauter neue Regimenter, als ob es gelte, eine schleswig-holsteinische oder eine venezuelische Armee ganz neu zu extemporiren, nicht aber als gelte es, die seit zweihundert Jahren auf unzähligen Schlachtfeldern bewährte preußische Armee zu stärken und zeitgemäß zu regeneriren. Ein solcher naiver Selbstbeschauer, welcher auf diese Weise an den Tag legt, daß er gar nicht weiß, was eine Truppe ist und bedeutet, mit Vorschlägen zur Organisation der Armee! — Das hat der Herr General v. Willisen nicht gethan. Dieser hat seine theoretischen und allerdings unausführbaren Ideen als eine Theorie dem Nachdenken eines Jeden vorgelegt, aber er hat denn doch niemals den Anspruch erhoben, diese Theorie in Preußen wirklich ausgeführt zu sehen. Der Berichterstatter des Abgeordnetenhauses aber trägt sich ganz ernsthaft mit dem Gedanken, das Haus solle die Regierung nöthigen, seinen komischen Plan wirklich ins Leben zu rufen. Wenn nämlich in dem Commissionsberichte zu dem Entwurfe für das Wehrgesetz der § 3 der Vorlage dahin modifizirt ist, daß die Vorschrift des Gesetzes vom 3. September 1814 wieder hergestellt wird, welche die Landwehr in ein erstes und zweites Aufgebot gliedert, so ist damit keineswegs gemeint, daß man die bisherige Organisation beibehalten, sondern daß man den Vincke-Stavenhagenschen Plan einführen solle. Der Bericht selbst weist bei der Motivirung seiner Vorschläge immer wieder auf diesen Plan zurück.

Er billigt die Vermehrung der stehenden Cadres und die „Verminderung" der Landwehr des ersten Aufgebots ausdrücklich (S. 15 des ersten Berichtes), aber — nicht nach dem Vorschlage der Regierung, sondern nach dem „eines Mitgliedes." Hierauf ist auch die Bestimmung des sechsjährigen Reserve-Verhältnisses berechnet. Für das Landwehr-Bataillon jedes Regimentes soll eine „geübte" Prima-plana auch während des Friedens permanent besoldet werden,

und da der Commissionsbericht es nicht verschmäht, uns sogar einen Spezial-Friedens-Verpflegungs-Etat für ein Landwehr-Bataillon seines geistreichen Reformplanes vorzulegen, so sehen wir daraus, daß diese Prima-plana aus 1 Bataillons-Commandeur, 2 Hauptleuten 1. Klasse, 2 Hauptleuten 2. Klasse, 4 Premier-Lieutenants, 5 Seconde-Lieutenants incl. Adjutant und 54 Unteroffizieren incl. Bataillons-Tambour bestehen soll. Leider verschweigt uns der Bericht, wo bei dieser Prima-plana ohne Truppe die Uebung herkommen soll, auf welche bei jeder Gelegenheit ein so großer Werth gelegt wird. Nur für den „Unterricht der Unteroffiziere" soll sehr reichlich gesorgt werden, denn während ein Bataillon von 686 Köpfen für den Unterricht dieser 686 Mann nur 72 Thlr. jährlich erhält, wirft der hier projectirte Etat für 54 Mann 96 Thlr. aus. Vielleicht soll ein Unterricht in moderner Staatskunst den Mangel an militärischer Uebung ersetzen. Im Uebrigen aber wäre denn doch zu fragen, was die drei Offiziere jeder Compagnie mit sich und ihren 13 Unteroffizieren beginnen sollen! Oder glaubt der Herr Berichterstatter uns Soldaten mit der wohlfeilen Phrase abzuspeisen, daß der Regiments-Commandeur die Offiziere und Unteroffiziere nach seinem besten Ermessen für das Landwehr-Bataillon bestimmt, die dann auch während der jährlichen Uebungen bei demselben eintreten. „Man ist der Ueberzeugung, daß eine solche Formation in der Hand guter Regiments- und Bataillons-Commandeure allen Anforderungen genüge, ja daß das Landwehr-Bataillon mit seiner körperlich kräftigeren Mannschaft sogar als Elite betrachtet werden könnte." Die Ueberzeugung dieses „man" thut in der That aber gar nichts zur Sache, und unsere Feinde würden sich herzlich wenig um diese Ueberzeugung bekümmern. Von Seiten der Regierung war dem neuen Plane entgegen gehalten worden, daß darunter die Homogenität der Truppe aufhöre, daß die einheitliche und gleichartige Gestaltung derselben verschwinde, daß ferner die Mobilmachung an denselben Inconvenienzen leiden würde wie bisher, und daß die dadurch erzielte Ersparniß — da es sich nur um Mannschaften handele, ganz unbedeutend sein würde. Dagegen meint der Bericht wörtlich: „Wenn die Homogenität, die einheitliche und gleichartige Gestaltung aller Truppenkörper der Armee als eine nothwendige Bedingung bezeichnet werde, so könne man dem vollkommen zustimmen, wenn damit nur die tactische Formation und Gliederung der Truppenkörper gemeint sei; verstehe man darunter aber die Nothwendigkeit einer vollkommenen Gleichheit aller Elemente, aus denen die Truppenkörper derselben Gattung zusammen gesetzt wären, so müsse widersprochen werden." Der Widerspruch eines Abgeordneten in militärischen Dingen mag in seinen eigenen Augen von großer Erheblichkeit sein, in den unseren dagegen sind doch andere Beweise erforderlich als Redensarten, um die Wahrheit des Satzes umzustoßen, daß nur mit denselben Mitteln unter denselben Umständen dasselbe geleistet werden könne, und daß ein in Preußische Uniformen gekleideter und nach Preußischem Reglement aufgestellter beliebiger Haufe eben so wenig ein preußisches Bataillon sei, als ein Spiegelbild die Thaten des Originals verrichten könne.

An Stelle zweier neuer Garde-Cavallerie- und vier neuer Garde-Infan-

terie-Regimenter will die Commission Linien-Regimenter haben, obwohl die Truppentheile, welche diese Regimenter bilden sollen, bereits Garden sind und daher ohne all ihr Verschulden einer bereits vorhandenen Stellung entsagen sollen. Wir empfehlen den Herren die Lectüre von Cederstolpe's „Mohr", worin, nachdem erzählt worden, daß König Gustav IV. eines vermeintlich schlechten Benehmens zweier Garde-Regimenter wegen am 12. Oktober 1808 die Garde aufgelöst und in Linien-Regimenter verwandelt hatte, es weiter heißt: „Diese Maßregel verursachte ein großes Aufsehen, machte einen tiefen Eindruck und legte eine neue Mine unter den Thron. Keine Demüthigung konnte größer sein und größere Unzufriedenheit hervorbringen als die, welche den aufgelösten Garden widerfuhr. An Pracht und an Rang die ersten Regimenter der Armee, wurden sie nun auf einmal mit den Linien-Regimentern auf gleichen Fuß gestellt; sie mußten die mit Wappen gezierten silbernen Knöpfe auf der Uniform gegen glatte messingene vertauschen und die weißen Straußfedern auf den Hüten ablegen. Die Straßenjungen zeigten mit Fingern auf sie, und die seit dem pommerschen Kriege gefangenen französischen Soldaten rümpften verächtlich die Nase, wenn sie einen früheren Garde-Offizier erblickten. Diese waren wüthend über den Schimpf, der ihnen angethan worden war; am heftigsten, aber auch gerecht, war der Unwille der Offiziere, welche das gemeinsame Schicksal theilen mußten, ohne an der Veranlassung Theil genommen zu haben. — So erbitterte der unglückliche König Gustav IV. gegen sich seine einzige Stütze, die Armee, die ihm bei seinem am 1. November 1796 erfolgten Regierungsantritte den Eid der Treue geleistet hatte. Am 13. März 1809 stand der Oberstlieutenant Adlersparre an der Spitze eines aufrührerischen Heeres vor den Thoren Stockholms, der Feldmarschall Graf Klingspor, die Generale Adlerkreuz und Armfeld, die ehemaligen Garde-Offiziere Ankarsvard, Björnstjerna und Cederström, verbündet mit mehreren der höchsten Staatsbeamten, nahmen an diesem Tage ihren König gefangen, den geleisteten Eid der Treue vergessend, und legten die Zügel der Regierung in die Hände seines Oheims, des Herzogs von Südermanland, nachmaligen Königs Carl XIII."

Aber freilich, in der Commission wollte man ja sogar aus Ersparniß unsern Garden die Litzen von den Kragen schneiden, bis ein Mitglied darauf hinwies, wie Friedrich II. dies nur zur höchsten Strafe und auf Zeit gethan, und wie ein tüchtiger Soldat sich selbst lieber in Stücke hauen lasse, ehe er die Abzeichen seines Regiments hergebe. — Soldatischer Stolz und soldatisches Selbstbewußtsein sind freilich Dinge, welche in dem Katechismus unserer demokratisch-liberalen Parteiführer keinen Platz gefunden haben, und was sie davon kennen, das ist eben der Sonnenstrahl, der ihr Auge blendet, der starre Fels, den es zu unterhöhlen gilt, weil die nivellirenden Strömungen dieses Liberalismus machtlos daran zerschellen.

Bis in die kleinsten Details wurden die militärischen Einrichtungen unseres Heeres durch die Commission zergliedert; die Majorität derselben ging nicht nur über die gewichtige Autorität ihres Mitgliedes, des Generals der Infanterie v. Brandt, sondern auch über die sachlichen Gründe des Kriegsministers

und seines Commissarius mit „Majoritätsbeschlüssen" hinweg und machte sich zum erkennenden Richter. Sätze der Taktik und Waffenlehre wurden hier durch die aus Fabrikanten und Bürgermeistern gebildete Majorität entschieden, als handele es sich um Callicot und Polizeistunden. Ob 24 Schwadronen in 6 oder 4 Regimenter zu formiren, die Taktiker brauchen sich die Köpfe nicht mehr darüber zu zerbrechen, die Herren Abgeordneten haben das Letztere als richtig festgestellt. Unsere Seitengewehre werden wir künftig wohl bei Drechslern und Posamentirern bestellen können, denn die Commission hat durch Majorität beschlossen, daß dieselben keine Waffen, sondern Zierrathe seien. Das Lehr-Bataillon schadet der Armee, „da die Zwecke jenes Bataillons im Wesentlichen in einer bis in die kleinsten Details bei den Infanterie-Regimentern durchzuführenden äußerlichen Gleichförmigkeit beständen, womit die Zeit für wichtigere Dinge verloren gehe." Hätte doch die Commission den gerügten Fehler des Lehr-Bataillons beherzigt und sich nicht selbst um die „kleinsten Details" bekümmert, „womit die Zeit für wichtigere Dinge verloren ging", nämlich die 81 Tage, welche die Commission zu ihrer Berathung bedurfte. Es wäre dies um so wünschenswerther gewesen, als das Lehr-Bataillon von den „kleinsten Details" seiner Thätigkeit wenigstens Etwas versteht.

Vergebens machte der Kriegsminister den Herren bemerklich, daß es sich in der Commission lediglich um die Geldfrage handele, deren Grenzen gewisse Anträge überschritten, und der Regierungs-Commissarius erwähnte, „daß es doch zu weit führen würde, hier die Zweckmäßigkeit alt bestehender Einrichtungen der Armee in Frage zu stellen." Die Herren der Alles entscheidenden Majorität ließen sich durchaus nicht stören und discutirten ruhig weiter. Am Schlusse des Berichtes erschien es der Commission „in der Consequenz der bei ihrer Berathung über den Gesetzentwurf, betreffend die Verpflichtung zum Kriegsdienst, in Aussicht genommenen anderweiten Organisation der Armee (nämlich des Vincke-Stavenhagen'schen Planes) zu liegen, eine überschlägliche, vergleichende Uebersicht der Kosten dieser Letzteren und der von der Königl. Regierung beabsichtigten Organisation dem Hause der Abgeordneten in der Art vorzulegen, wie sie in der Anlage B. enthalten ist." „Die Vertreter der Königl. Regierung haben weder an der Aufstellung der Berechnung sich betheiligt noch deren Richtigkeit anerkannt." — Es wäre in der That auch ein zu naives Verlangen gewesen, daß die Vertreter der Königl. Regierung sich hätten zu Secretären dieser Kriegsminister aus eigener Machtvollkommenheit hergeben sollen.

Wie lachte die Armee, und wie empört war das Preußenvolk über den Antrag des demokratischen Lehrers Stein im Jahre 1848, die Regierung möge dahin wirken, daß die Officiere keine reactionären Tendenzen verfolgen, und was lesen wir in einem Commissionsberichte, welcher von einem preußischen General niedergeschrieben wurde? Wir lesen auf Seite 14:

„Mit Recht lege man auf die Pflege eines gewissen corporativen „Geistes in dem Officier-Corps Gewicht, aber es sei der Beruf der Auf„sichts-Behörde, da, wo ein solcher corporativer Geist ausarte und gesetz„widrige Tendenzen verfolge, ihn in seine Schranken zurückzuweisen.

„**Dies sei aber versäumt worden,** und es sei daher um so dringender, das Princip der Gleichberechtigung wieder zu seiner gesetzlichen „Geltung zu bringen."

Und wodurch unterscheidet sich dieser Satz von dem Stein'schen Antrage? Er unterscheidet sich nur dadurch von diesem, daß damals ein eingeständlich rother Demokrat und heute ein Preußischer General ihn niederschrieb.

Wenn man den Expectorationen über den Adel und die adeligen Officiere in einem Artikel der „Volks-Zeitung" begegnet wäre, so hätte das nicht weiter überrascht; ihnen aber in einem Commissions-Berichte der Preußischen Landesvertretung zu begegnen, war denn doch mehr als auffallend und mußte zu den ernstesten Bedenken veranlassen. Der Adel ist gesetzlich der erste Stand im Staate und nur seine Vorrechte hat die Verfassungsurkunde beseitigt, und nun sagt plötzlich ein Commissionsbericht dem Preußischen Volke, ein mysteriöses „man" werde eine „ausschließlich oder wenigstens überwiegend von adeligen Officieren geführte Armee nirgends als das Volk in Waffen ansehen." Die Commission war erwählt, um eine ganz bestimmte Gesetzesvorlage zu berathen, in welcher von adeligen und bürgerlichen Officieren nicht entfernt die Rede war. Wie kommt die Commission dazu, bei dieser Gelegenheit das Benehmen und die Gesinnung unserer Officier-Corps zu kritisiren, von denen die Majorität, den Abg. Stavenhagen eingeschlossen, gar nichts kennt! Wie kommt die Commission dazu, unsere Regiments-Commandeure als „notorisch" parteilich für den Adel darzustellen! Diese Notorität muß doch in Bezug auf Herrn Stavenhagen jedenfalls nicht notorisch gewesen sein, denn der bürgerliche Herr Stavenhagen hat es doch bis zum General gebracht, ohne daß von seiner hervorstechenden Capacität etwas bekannt geworden wäre.

Dieselben Gedanken und Anklagen gegen das Offizier-Corps der Armee, welche der Commissionsbericht in so reicher Fülle zu Tage bringt, waren schon während der Verhandlungen in der National- und Volkszeitung zu lesen gewesen. Natürlich kann Niemand von uns wissen, ob mit, ob ohne Inspiration. Was wir aber bestimmt wußten, das war, daß unser Kriegsherr diese Anklagen nicht theilte, daß Allerhöchstderselbe mit seinen Offizier-Corps zufrieden war und dieselben ausdrücklich aufforderte, trotz der empfohlenen Nachsicht bei den Examina der Offizier-Expectanten um so strenger bei der Wahl derselben zu Werke zu gehen. Freilich war dabei von der Unterscheidung zwischen Edelleuten und Bürgerlichen nicht die Rede gewesen; hiervon ist aber in der Armee überhaupt nicht die Rede, und der bürgerliche Offizier in unseren Reihen denkt genau wie der Edelmann. Wir wußten ferner — und selbst die Zeitungen brachten diese Nachricht — daß der Prinz zur völligen Durchführung der Reorganisation entschlossen war, und wir schauten daher den Debatten der Commission mit demselben Gleichmuthe zu, mit welchem wir zwölf Jahre früher denen der National-Versammlung zugeschaut hatten. — Das ging uns nichts an! Die Mähr davon, daß der Landwehr-Unteroffizier v. Vincke einen selbsteigenen Entwurf zur Organisation der Armee eingebracht hatte, war nur

geeignet, die Heiterkeit und den Humor an den Offiziertischen etwas zu beleben, und der jüngere Offizier berechnete einzig und allein die Wahrscheinlichkeit, ob ihm das Schicksal die liebgewonnene Uniform belassen oder ihn bei dem Definitivum des wunderschönen Monats Mai einem der neuen Regimenter zutheilen würde.

Da drang wie ein Blitz aus heiterer Höhe die Nachricht von der Rede des Herrn v. Patow am 5. Mai in die militairischen Kreise. Das war nicht mehr der harmlose Gedanke eines völlig unbetheiligten und der Armee sehr gleichgültigen Redners, das war eine Regierungshandlung, die Ermächtigung durch den Kriegsherrn diente ihr als Unterlage. — Der Minister von Patow sagte ausdrücklich auch, daß der Frage der zwei= oder dreijährigen Dienstzeit nicht präjudizirt werden solle. Er stellte daher die Möglichkeit hin, daß eine zweijährige Dienstzeit eingeführt werden könne, trotzdem sie gegenwärtig nicht besteht und trotzdem der Kriegsherr sie nicht will. Er stellte damit die Möglichkeit hin, daß der Allerhöchste Wille des Kriegsherrn sich der Majorität des Abgeordnetenhauses beugen könne, er sagte ausdrücklich, daß eine Vereinbarung der Regierung und der Landesvertretung über die Organisation des Heeres stattfinden solle, er gab damit zu, daß eine Einmischung des Abgeordnetenhauses in die Verhältnisse des Heeres berechtigt sei. Freilich stimmten alle diese Aeußerungen des Ministers nicht mit den in der Armee vorgehenden Thatsachen. Die neuen Regimenter wurden definitiv formirt und mit Führern besetzt. Es waren nicht mehr Landwehr=Regimenter, sondern „combinirte Infanterie=Regimenter", und wenn Herr von Patow in seiner Rede meint, der „provisorische Zustand" werde „vorzugsweise in der Verstärkung der Landwehr=Cadres seinen Ausdruck finden", so können wir das mit der Allerhöchsten Cabinets=Ordre vom 8. Mai nicht zusammenreimen, wonach die bisherigen Landwehr=Stamm=Bataillone ausdrücklich aufhören und zu Infanterie=Regimentern combinirt werden, die überdies ganz andere Garnisonen erhalten, als die Stabsquartiere derjenigen Landwehr=Bataillone, aus deren Stämmen sie ursprünglich gebildet.

Und doch läßt sich nicht leugnen, daß ein Gefühl der Unsicherheit durch die Reihen der Offiziere hindurchzieht. Das hellglänzende Licht, welches jedem Einzelnen zum Richtpunkt diente, ist geschwächt. Die Regimenter sind da, sie heißen auch nicht mehr Landwehr, aber sie rangiren auch nicht völlig mit den übrigen. Die Majorität der Abgeordneten=Commission hat vorläufig ihren Willen nicht durchgesetzt, aber die Regierung den ihrigen auch nicht völlig. Welche Gewähr bietet dieser Umstand für die Zukunft? Das ist eine Frage, die sich jedem Einzelnen unwillkürlich aufdrängt und zu Reflexionen anregt. Mit dem Gedanken, es sei ja bloß ein Name, der fehle, die Sache selbst sei ja da, kann man sich schwerlich trösten wollen, denn welcher Soldatenkenner kennte nicht zugleich die electrische Kraft, die eben ein Name auf das Gemüth des Soldaten ausübt! Wer wollte da behaupten, daß ein Offizier des Nten Infanterie=Regiments, in der Uniform desselben „commandirt zur Dienstleistung" bei dem Nten combinirten Infanterie=Regiment, dasselbe Interesse für das letz=

tere hegen und mit derselben Hingebung dabei wirken könne, als wenn er auch dem Namen nach dazu gehört und für die Ehre seiner Uniform einzustehen hätte. Es ist eben der feste Kitt gelockert, der Offizier-Corps zusammenhält, und wir haben nichts dafür eingetauscht, als die Möglichkeit, uns dereinst von Herrn v. Vincke und seinem Anhange regiert zu sehen. Der Soldat debattirt und discutirt nicht, aber er denkt und beobachtet. Dem einfachen Beobachter des Getriebes in der diesjährigen Landtagssession muß sich aber nothwendigerweise der Gedanke aufdrängen, daß ein solches Verfahren, wie es die gegenwärtige Majorität des Abgeordnetenhauses einschlägt, auf die Dauer ganz einfach unmöglich ist. Dieses Drängen der Minister zu Regierungshandlungen nach der Ansicht der „Fraction Vincke", dieses Geriren als Organisatoren der Armee heißt dem Lebensbaume des Staates die Axt an die Wurzel legen, und entweder trifft der Hieb, oder die Regierung wird zu einem Staatsstreiche gedrängt, der in der Einrichtung der „combinirten Infanterie-Regimenter" bereits seinen Schatten zu werfen scheint.

Das Geld zur Einführung der Reform ist nach der letzten Abstimmung im Abgeordnetenhause freilich da; aber es würde doch von keiner gewöhnlichen, sowohl militärischen wie politischen Kurzsichtigkeit zeugen, und es wäre ein geradezu gefährlicher Glaube, wenn man meinen wollte, die Hauptsache sei erreicht und nur Nebensächliches nicht völlig gelungen. Im Gegentheil! Herr von Vincke und Herr von Patow haben während der Debatte im Hause dafür gesorgt, daß für die Armee gerade die Hauptsache verloren ging: der Glaube an die unmittelbare Zusammengehörigkeit mit ihrem Kriegsherrn, der Glaube an ihre alleinige Abhängigkeit von Allerhöchstdemselben und der Glaube an den Willen und die Kraft der Regierung, das bisherige Verhältniß zwischen König und Kriegsherrn auch fernerhin zu bewahren. Herr von Vincke hat die Errichtung der neuen Infanterie- und Cavallerie-Regimenter mit Ironie empfangen und die Regiments-Commandeure derselben bereits im Voraus auf den Aussterbe-Etat gesetzt, er hat der Commission ausdrücklich das Bewußtsein vindizirt, wie der Kriegsherr ohne Bewilligung der Abgeordneten keine Position des Etats ausführen, also keine Einrichtungen in der Armee treffen könne, und hat laut über den „unerhörten" Sieg des Parlamentarismus gefrohlockt, daß die Regierung bereits vor der „Commission" die Segel gestrichen, ohne das Votum des Hauses selbst erst abzuwarten. Und Herr von Patow! — Herr von Patow hatte kein Wort dafür, um diese gefährliche Lehre des Constitutionalismus von der Hand zu weisen, um, gestützt auf die Artikel 46, 47 und 48 der Verfassung, die Rechte der Krone zu wahren: er wies nicht darauf hin, daß bei einer solchen Interpretation des Budget-Bewilligungs-Rechtes alle Rechte der Krone in Frage stehen. Selbst bloße Ehrenrechte derselben können dann vernichtet werden, denn die Abgeordneten brauchen nur das Geld für die Ordens-Decorationen nicht zu bewilligen, und das Recht der Ordensverleihung steht dahin. Aber Herr von Patow wahrte nicht nur nicht die kriegsherrlichen Rechte, er erklärte ausdrücklich, daß die Regierung das in der

Commission Vorgebrachte, also den Vincke-Stavenhagen'schen Organisationsplan, in „ernste Erwägung" ziehen werde.

Und bei solchen Vorgängen begnügt man sich mit der Thatsache, daß die verlangten 9 Millionen auf ein Jahr bewilligt seien, und bedenkt nicht, daß die Armee davon in ihrem innersten Kerne erschüttert werden, daß das Vertrauen auf ihre Integrität verloren gehen muß!? Abhängig von dem Gutbefinden eines Herrn von Vincke! Nach dem bisherigen Verlaufe der Dinge im nächsten Jahre wahrscheinlich in Folge dieses Gutbefindens auf den Aussterbe-Etat gesetzt! Diese Gedanken sollen die Offizier-Corps mit dem Troste verbannen, daß ja für den Augenblick durch ein Vertrauensvotum an „zehn sterbliche Männer" dem Prinz-Regenten es freisteht, Seine Armee nach Seinem Willen zu organisiren!

Wer hierbei noch glaubt, daß „das Geld ja da sei, die Hauptsache sei erreicht", den beneiden wir um seinen Glauben nicht. Die Hauptsache ist der Geist in der Armee und die Hingebung an ihren Kriegsherrn! Und wenn auch immer die projectirten Regimenter formirt, wenn auch immer für jetzt die Pläne des Kriegsherrn ausgeführt werden, wir sollten nunmehr aus dem Munde des Herrn von Vincke, dem Niemand widersprochen, erfahren, daß unser Allergnädigster Herr ohne die Erlaubniß der Abgeordneten nicht mehr über die Armee verfügen kann, daß die jetzt getroffenen Einrichtungen von keiner Dauer, daß das Schicksal jedes einzelnen Offiziers, unabhängig von dem Willen des Kriegsherrn, im Wesentlichen von den Beschlüssen der Abgeordneten abhängig ist?

Zum Schluß noch eine Bemerkung und eine Frage.

Zuerst die Frage. Soll in der That der Soldat den Diplomaten darüber aufklären, daß durch die neue Militär-Vorlage diese bis dahin rein militärische Angelegenheit unläugbar einen politisch-demonstrativen Charakter und Anstrich erhalten? Als integrirender Bestandtheil eines militärischen Systems und Organisations-Planes hatte das Ausland nicht weiter danach zu fragen; als provisorische Kriegsbereitschaft und lediglich motivirt durch die augenblicklichen drohenden Verhältnisse wird es Jedem, der dessen bedarf, die erwünschte Gelegenheit zur Anknüpfung bieten, um so mehr, als es Herrn von Vincke wiederum gelungen, in jener nur ihm eigenthümlichen geistreichen Weise diese Maßregel als die thatsächliche Zustimmung des Preußischen Gouvernements zu seinen kurhessischen und schleswigschen Rodomontaden in dem von ihm selbst verfaßten Commissions-Bericht des Abgeordnetenhauses über die neuen Vorlagen einzuschmuggeln. Es ist dies ganz besonders thöricht und verwerflich in einem Augenblick, wo jeder Preußische Patriot, dem es eben mehr um sein Vaterland, als um Befriedigung persönlicher Eitelkeit zu thun ist, nichts mehr vermeiden wird, als die Zahl der Gegner Preußens ohne Sinn und Zweck noch zu vermehren.

Das Zweite ist die Bemerkung, wie thöricht und unverantwortlich die Regierung handeln würde, ließe sie sich abermals von dem Gewicht der soge-

nannten öffentlichen Meinung imponiren. Wir haben jene sogenannte öffentliche Meinung bereits im Eingange auf ihren wahren Werth zurückgeführt, wir haben deshalb hier nur noch hinzuzufügen, daß wir es mit einer solchen angeblichen Einstimmigkeit der öffentlichen Meinung oder, genauer ausgedrückt, der liberalen und demokratischen Presse, welche sich gegen die ursprünglichen Militär-Vorlagen ausgesprochen haben soll, im Verlaufe der letzten zwölf Jahre schon öfter zu thun gehabt haben, und daß sie sich jedes Mal in ihr Gegentheil verwandelte, so oft man derselben ernsthaft zu Leibe ging. So im November 1848, so bei Gelegenheit der Octroyirung der Verfassung, so in neuerer Zeit während des orientalischen Krieges. Ebenso aber ist auch das Bischen Agitation, welches man endlich mühsam zu Wege gebracht, kaum dazu angethan, politischen Kindern damit bange zu machen. Es bleibt eben bei dem alten Satz, daß drei schreiende Weiber mehr Lärmen machen, als tausend schweigende Männer, daß man aber die Schreier einfach auf den Mund schlägt, wenn die Zeit des Handelns gekommen ist.

Von ganz anderer Bedeutung ist diejenige öffentliche Meinung, welche sich jetzt zu entwickeln beginnt, jene Agitation auf das und innerhalb des Unteroffizier-Corps, welche mit der Vertagung der Militär-Vorlagen schwerlich zu Grabe getragen ist, jene in immer weiteren Kreisen Platz greifende Ueberzeugung, daß, nachdem die Majorität des Abgeordneten-Hauses selbst in der Militärfrage siegreich gewesen, dieselbe fortan einem ernsthaften und unüberwindlichen Widerstande nicht mehr begegnen werde, und daß somit in dieser Session — welche man sehr mit Unrecht eine unfruchtbare nennt — auch für Preußen der Sieg des Parlamentarismus über die Krone entschieden sei. Es ist dies die öffentliche Meinung, welche gerade die schweigenden Männer bewegt, es ist jenes eine Agitation, welche den Lebensnerv des Preußischen Heeres berührt, und es wird — so hoffen wird — Niemand kurzsichtig genug sein, sich über die Tragweite der einen und der andern zu täuschen.

Selbstredend wollen wir damit keineswegs die Behauptung ausgesprochen haben, als sei die ursprüngliche Militär-Vorlage an sich ein unverbesserliches Meisterstück gewesen. Man hatte sie indeß einmal vorgelegt, und man durfte damit nicht einer factiösen Opposition, sondern nur besseren Gründen und Vorschlägen weichen.

Es ist um Preußen geschehen, sobald nicht mehr seine Armee, sondern ein parlamentarischer Schwätzer der Atlas ist, auf dessen Schultern der Staat Friedrichs des Großen balancirt.

Das Poëm des Empire.

Wir wählen geflissentlich diese beiden Fremdworte zur Bezeichnung eines ganz frem-Dinges. Dieses fremde Ding ist Victor Hugo's neueste Arbeit, welche er selbst »Welt-Legende« betitelt hat. Wir finden über dieses verwunderliche Stück Arbeit des berühmten Dichters die nun folgenden, trefflichen Auslassungen in dem Cottaischen Morgenblatt, welches sich darüber in einer Besprechung der sehr gelungenen Uebersetzung L. Seeger's von Victor Hugo's poetischen Werken äußert. Von dieser Uebersetzung ist der erste Band, die Welt-Legende enthaltend, soeben in Stuttgart erschienen.

Bei aller nähern Bekanntschaft mit der französischen Literatur theilen wir in Deutschland doch alle noch das alte Vorurtheil, daß die innerste Eigenthümlichkeit des französischen Geistes auf nichts anderes angelegt sei, als auf eine Kunstpoesie in »steifen Alexandrinern« mit den „bekannten Aristotelischen Einheiten." Wir haben diese Ansicht von Kindesbeinen auf so oft entwickeln hören und sind so sehr gewöhnt, darnach den Unterschied des deutschen und französischen Geistes zu bemessen, daß wir, trotz aller bessern Einsicht im Einzelnen, doch im Ganzen nicht davon loskommen können. Victor Hugo hat von jeher sein Mögliches gethan, den Aberglauben an solche Deductionen zu zerstören; auch dem Blindesten aber sollten die Schuppen von den Augen fallen, wenn er sein Neuestes, wenn er die Weltlegende gelesen hat. So gehen auch Deutsche und Engländer nicht mit Raum und Zeit um; wahrlich hier ist keine Aristotelische Einheit mehr, hier ist mehr als Shakespeare. Wir müssen aber auch, selbst auf die Gefahr hin, der Paradoxie beschuldigt zu werden, gestehen: wir können nicht begreifen, wie man den Franzosen das Romantische absprechen wollte, viel eher das Classische. Ist denn nicht gerade die romantische Vermischung von Wahrheit und Täuschung, von Despotismus und Freiheit, von Finsterniß und Licht so ganz ächt französisch? Der neueste akademische Meister dieses Styls hat es darin weiter gebracht als unsere Gentz und Schlegel, und läßt in diesem Fach die ganze Welt hinter sich zurück; er übertrifft noch den großen Romantiker Chateaubriand, der mit seiner Feder allein das ganze Königthum wieder herzustellen sich anheischig machte — eine Feder, „ein Königreich für eine Feder!" Der neueste „Romantiker auf dem Thron der Cäsaren" rettet das Charlemagne'sche Kaiserthum und die Republik, Despotismus und Demokratie, Aufklärung und Papstthum mit einem und demselben Federzuge. Diese Art von Romantik, die materiale und philosophische, gehört aber mehr in das erste Capitel; hier haben wir es mit der formalen und ästhetischen zu thun. Wie dort Chateaubriand, so ist hier Hugo der Chorführer und Großmeister. Der Romantik ist es nicht nur um die rechte Gesinnung, sondern auch um die rechte Form zu thun. Natur, Farbe, Lehre sind hier ihre Stichworte. Hat nun aber der französische Genius nicht auch hier ein Feld, auf dem er sich mit Leichtigkeit und aller Lust bewegen kann? Sein eigenstes Wesen in socialer, in wissenschaftlicher und künstlerischer Hinsicht ist ja nichts anderes als Verkünstelung der Natur: nicht naturaliser l'art, sondern artialiser la nature. Insofern sind die Franzosen wahre, geborene Romantiker. Man sehe, um ein Beispiel zu nehmen, nur ihre Gemälde und Bilder an, auf denen die Natur selbst unnatürlich ist. Wir bewundern die Genauigkeit des Details an ihrer Zeichnung, der Glanz ihres Colorits scheint uns unvergleichlich; wer aber nicht ganz blos ein gedankenloser Anstauner ist, der wird bald entdecken, daß die so ganz nach dem Leben gemalten Figuren, die reine Natur zu sein scheinen, eine durchaus unnatürliche und unmögliche Stellung haben, daß sie eigentlich

Caricatur und Fratze sind. Und so ist es auch in der Poesie. Der größte aber unter diesen unnatürlichen Naturalisten ist Victor Hugo.

Alle diese Vorzüge und Fehler, die wir schon in seinen ersten Werken gefunden, und die sich sofort fast der ganzen französischen Literatur, namentlich den Romanen, mitgetheilt haben, die ihren Weg vor allen andern Producten des französischen Geistes nach Deutschland zu finden wußten, sie treten uns hier besonders grell entgegen. Die Fehler aber sind nach unserer Ansicht unendlich überwiegend. Da ist die scheinbar so glühende Phantasie, verbunden und paralysirt von einem abstracten Verstand, dem es an wahrer Einbildungs- und Gestaltungskraft fehlt; alles so wucherisch und doch auch wieder so dürr, großartig und lächerlich, anschaulich und auf der andern Seite nebelhaft verschwommen, „gränzenlose Immanenz," „außer aller Zeit." Daß Victor Hugo in einzelnen Bildern und Schildereien oft glücklich und wahrhaft poetisch ist, wollen wir nicht läugnen; daß er uns aber ein wirklich erfülltes Bild, eine lebendige Vorstellung zu geben im Stande sei, wird ebensowenig Jemand behaupten wollen. Und selbst im Einzelnen ist er in der Regel so excentrisch und phantastisch, daß er alle Illusion gewaltsam zerstört, alle Wirkung aufhebt. Mit bunten, glänzenden Schilderungen, mit fremdklingenden exotischen Namen ist er so freigebig, daß Freiligrath mit seiner Zebra-Schabracke ein armseliger Ritter gegen ihn ist; aber er würfelt das alles aus den verschiedensten Zeitaltern, aus den entlegensten Zonen so willkürlich zusammen und durch einander, daß wir die Simplicität und Keuschheit des deutschen Dichters in Vergleichung damit bewundern müssen. Wir wollen nur ein Beispiel zum Beweis anführen, wie bei Hugo trotz der größten Anschaulichkeit und Lebendigkeit doch Alles abstract und todt ist. In der Weltlegende ist es uns wiederholt aufgefallen, wie der Dichter keinen Fels, keine Bergwand sehen kann, ohne daß er eine Ziege daran herumklettern und an einer Kapernstaude knuppern läßt. Nun klettern allerdings die Ziegen an den Bergabhängen, und daß in gewissen Gegenden auch Kapern daran wachsen, von denen diese Thiere sich nähren, ist eben so unbestreitbar. Da man aber auch Kapern an die Saucen bei Véry, oder wie der fashionabelste Eßkünstler in Paris gegenwärtig heißt, zu thun pflegt, so wird die pittoreske Ziege zu einer pikanten, sie bekommt einen abstracten Hautgoût: und wenn die knuppernde Geiß so oft wiederkehrt wie das Potemkin'sche Ferkel in der Krim, so merkt man die Absicht und wird verstimmt — toujours perdrix, toujours chèvres.

Betrachten wir die Weltlegende im Zusammenhang mit der ganzen Richtung der modernen französischen Poesie, als ein hervorragendes Beispiel dieser ungeheuerlichen, eben so gräßlichen als sentimentalen, concret abstracten Manier, als ein eigentliches culturhistorisches Phänomen, so ist sie bedeutend genug, um dem Leser eine Probe daraus nicht vorzuenthalten. Wir wählen „die Löwen," oder deutlicher: Daniel in der Löwengrube. Man wird daraus von den verschiedenen Stimmungen und Ingredienzien dieser Poesie einen hinreichenden Begriff bekommen — ex ungue leonem.

Der Löwen also waren vier; sie lagen in der Grotte, „die Deukalion noch gesehen und Ham;" „sie hatte Og mit seinen Riesenkindern einst aufgebaut;" „Nebukadnezar, der in Assur herrschte, Hatt' in der Mitt' es ausgelegt mit Platten, Dem braunen König hatt' es so beliebt." — Das war der Löwenstall. Die Löwen aber in der Grube hungerte. „Gefangen heulten laut sie nach der großen Natur, die pflegt des Thiers in dumpfer Höhle." Der erste kam einst her aus Sodoms Wüste; es war ein Leu der sandigen Wüste. Der zweite kam vom Wald des segensreichen Euphrat; es war ein Leu des Waldes. Der dritte war ein Löwe des Gebirges. Nun aber der vierte?

Der vierte war ein wildes Ungethüm,
Ein großer Löwe von der Meeresküste.

Dort streift' er, eh' er Sclave ward, herum.
Gur, eine feste Stadt, lag dort am Strand,
Die Dächer rauchten, und sein Hafen barg
Ein Heer von Schiffen, bunt von Mast und Wimpeln.
Der Bauer zog dahin mit seinem Sack
Voll Menna, der Prophet auf seinem Esel.
Das Volk war froh, ein freigelass'ner Vogel.
Gur war ein großer Marktplatz, da verkauften
Die Abyssinier ihr Elfenbein,
Ambra und schwarzes Tuch die Amorrhäer;
Von Askalon kam Schmalz, von Ascher Korn,
Durch alle Meere flogen seine Segel.
Dem Löwen stand die Stadt im Weg, er fand
Einst, als er Nachts still liegend Träume hatte,
Zu volkreich sei die Stadt, des Lärms zu viel.
Hoch lag und wild und wohlbefestigt Gur,
Drei schwere Eisengitter schlossen Nachts
Den unnahbaren Eingang. Zwischen jeder
Schießscharte dräuend stand empor ein Horn
Vom Büffel oder vom Rhinoceros.
Fest, aufrecht, wie ein Heros, stand die Mauer;
Des Meeres ausgetretene Wogen rollten
Im Graben rings, an sechzig Ellen tief.

Statt schwarzer Doggen, aus dem Hundsstall kläffend,
Bewachten ein paar ungeheure Drachen,
Im Schilf des Nil gefangen, abgerichtet
Durch einen Magier zum Sclavendienst,
Das Thor der Stadt, zu beiden Seiten kauernd.
Der Löwe kam einst Nachts heran, und über
Den Riesengraben setzt er wie im Flug,
Zermalmte wüthend zwischen seinen Zähnen
Das Thor der Stadt und die drei Gitterschranken,
Und ohne sie zu sehn, die beiden Drachen,
Die unter'm Trümmerwust von Schlössern, Riegeln
Und Gitterstangen fielen wie zerquetscht.
Als er zurück zum Strande schritt, da war
Von Volk und Stadt nichts übrig als ein Traum,
Und um dem Tiger Raum, den Geiern Nester
Zu geben, Mauertrümmer fahl, gespenstisch,
Im Schatten hoher geisterhafter Thürme.

Brav gebrüllt, Löwe! Und dieser Löwe brüllte nicht einmal, er gähnte bloß. Zum Brüllen war er trotz seiner antediluvianischen Wildheit viel zu modern blasirt. Die andern drei, sie gingen hin und her, — Und wenn mit seinem Flügel an ihr Gitter — Ein Vogel streifte, folgt ihm stets ihr Auge, — Der Hunger regte sich u. s. w. — Der vierte aber verachtet den Hunger, Langeweile fühlt er nur; er ist der Byron'sche Held, der Chateaubriand'sche René, der französische, nur für eine Idee seinen Zahn wetzende „Soldat Gottes," der Zuave und Turco jener Urzeit.

Wir lernen aus dieser Geschichte von den vier Löwen die Vorzüge der Hugo'schen, der französischen Poesie eben so kennen, wie ihre ungeheure Verkehrtheit und Unnatur. Die Schilderung der hungrigen Löwen, die mit ihren Augen jedem Vogelschatten folgen, der an ihrem Gitter vorüberstreift, ist ächt poetisch, des größten Dichters würdig. Die Beschreibung der Stadt Gur gehört jener doppelschlächtigen Mittelgattung an, die zwischen Gut und Bös, zwischen Natur- und Unnatur spielt. Die rauchenden Dächer, die ruhig im Hafen liegenden Schiffe, der Bauer mit seinem Mannasack und der Prophet auf seinem Esel sollen einen friedlich idyllischen Eindruck machen; die Abyssiner und Amorrhäer, die von Ascher und Askalon kommen zu Markt, damit wir Leben, Bewegung, buntes Gewimmel sehen. Das ist gut; „schlottrige Königin ist gut;" der Dichter

arbeitet, wie wir sehen, nach den besten ästhetischen Convenienzen und Gradus ad Parnassum. Aber nun kommt der mythische Löwe wie im Flug, zermalmt die Eisengitter und, „ohne sie zu sehn,“ die beiden Drachen, frißt den Bauer mit seinem Sack, den Propheten auf seinem Esel, und läßt von Volk und Stadt nichts übrig als einen Traum — das ist böse. Der geniale Dichter hat sich am Ende doch schülerhaft an seine Vorschrift gehalten, und von einer richtigen Regel eine falsche Anwendung gemacht. Er hat seinem Bild Leben und Bewegung gegeben, mit einer bis ins Einzelnste gehenden Anschaulichkeit und Naturanschauung; aber nur zum Schein. Seine ganze Staffage, mit der er sich so viele Mühe gegeben, hat kein eigenes Leben und keine eigene Bedeutung; sie ist nur dazu da, die Nähe des Todes, welche der furchtbare Löwe hinter sich zurückläßt, durch den Contrast mit dem vorangegangenen friedlichen Gewimmel um so grausiger erscheinen zu lassen. Alles also ist eitel Reflexion und Abstraction; auch das blödeste Auge muß die Absicht merken und verstimmt werden. Der Löwe von Gur ist aus Sage und Geschichte zusammengesetzt; das Elfenbein der Abyssiner das Schmalz von Askalon, das Korn von Ascher, es ist historisches Bein und Schmalz, so sicher historisch, als man bei dem Propheten Ezechiel finden kann; der Löwe, der Alles frißt, ist ein mythischer Löwe, so mythisch wie man selbst in der ausschweifendsten indischen Epopöe kaum einen zweiten antreffen wird. Aber die Sage ist nicht ebenso wahr wie die Geschichte, sondern die eine ist ebenso bloßer Trug und Schein wie die andere; die Sage verschlingt die Geschichte, und durch die Geschichte wird die Sage corrumpirt; übrig bleibt nichts als ein gespenstisches Chaos, so entsetzlich, daß es lächerlich wird.

In der deutschen Literatur wüßten wir keinen Pendant zu den Schauerstücken der Weltlegende als etwa die Spieß'schen Rittergeschichten — „stockfinstere Nacht, dumpfes Gewölbe, Kettengerassel, Rüdengebell, Ritter Udo tritt auf“ u. s. w. — oder, wenn wir etwas höher, nach metaphysischen Schauern greifen, Romane, wie von Klinger und ähnliche aus unserer romantischen Sturm- und Drangperiode. Der Naturalismus, nachdem er die starren Kunstfesseln abgeworfen, sucht sich selbst zu überbieten in Ungeschlachtheit der Vorstellung und Rohheit des Ausdrucks; er schnappt über in maßloser ohnmächtiger Velleität. Und was diese Rohheit doppelt widerwärtig macht, das ist ihre Versetzung mit einer lächerlichen Humanität und Sentimentalität. Zu was nimmt Hugo in seiner Geschichte von den vier Löwen einen so gewaltigen Anlauf, warum beutet er die Sagen des Orients und Occidents aus und stellt, wie Alexander Severus, Ham und Deukalion in dem Pantheon seiner Weltlegende neben einander auf? Um die Löwen, als Daniel zu ihnen in den Zwinger geworfen wird, die lächerlichsten Reden halten zu lassen. Der von der Meeresküste, der furchtbare Poliorketes und Eroberer von Gur, hält folgende, die erhabenste und edelste Gesinnung athmende Ansprache an seine Collegen:

— — — — „Kinder, wo ich Größe
Erblicke, gern vergess' ich alles Bittre,
Drum war ich auch der Nachbar einst des Meers,
Dort sah ich — wie die Wogen schäumen mochten —
Den Mond aufgehn, die Sonne sich erheben,
Den finstern Weltgeist sah im Morgenroth
Ich lächeln, und so ward ich denn, ihr Löwen,
Vertraut mit dem Unendlichen. Den Namen,
Den ihm (Daniel) die Erde giebt, ich kenn' ihn nicht.
Der Himmel strahlt von seiner heitern Stirne,
Aus seinem Aug': er kommt von Gott gesendet.“

Ist das nicht schön gesprochen von einem Löwen? Die wilde Bestie ist im Grund

des Herzens ein leo magnanimus, ein ächt französischer, der nicht nur die furia francese hat, sondern nach dem Kampf auch an der Spitze der Civilisation steht. Wir würden uns kaum wundern, wenn er, nachdem er Gur verschlungen, anfinge von den Segnungen des friedlichen Verkehrs zu sprechen, mit den Amorrhäern einen Handelsvertrag schlösse, und die staunende Welt versicherte: mon empire c'est la paix. Ist es nicht der unzweideutigste Beweis hoher Achtung für fremde Nationalitäten und ächt kaiserlicher Mäßigung, wenn der Sieger von Gur die drei Souveräne Kinder titulirt, mes enfants? Die edelsten Instincte der großen Nation spricht er in den Worten aus: »Wo ich Größe erblicke, gern vergess' ich alles Bittre« — la grandeur, la gloire ist das einzige, was seine erhabene Seele erfüllt; »ist Frankreich befriedigt, so hat Europa Ruhe.«

So glauben wir der Weltlegende doch noch ihren geheimen, verborgenen Sinn abgelauscht zu haben. Wir suchten es dem Autor nachzuthun, welcher gesteht, »daß ihm ein unscheinbares verlornes Rudiment in einer Chronik oder Sage, dem unbewaffneten Auge oft kaum sichtbar, häufig genug war." Bleibt man nicht bei dem nächsten Sinn stehen, der öfters nichts als Unsinn ist, sondern liest man mit allegorisch bewaffnetem Auge wie die alexandrinischen Kirchenväter die Bücher des alten Testaments gelesen haben, so findet man die Versicherung des Dichters bestätigt: „Alle diese Dichtungen, wenigstens die, welche die Vergangenheit resumiren, sind zusammengedrängte, verdichtete historische Realität, oder die Ahnung derselben." Für diese Betrachtungsweise hat der Löwe von Gur etwas Divinatorisches, es liegt in ihm eine Ahnung historischer Realität. Dieser Löwe, der nicht brüllt, sondern gähnt, der den Hunger verachtet und nur Langeweile fühlt, der, wo er Größe erblickt, gern alles Bittere vergißt, er ist der Prototypos des jeden selbstsüchtigen Gewinn verschmähenden französischen Edelmuths, dem nur, wenn er des Nachts still liegend Träume hat von Ruhm und Größe, bisweilen eine Stadt oder ein Land im Wege steht, die er dann zwischen seinen Zähnen zermalmt; der Löwe in seiner rührenden Apostrophe an die drei Congreßmächte, in der er sie seiner erhabenen, uneigennützigen Gesinnung versichert — „und so ward ich denn, ihr Löwen, vertraut mit dem Unendlichen" — bildet uns den cäsarischen Bulletinstyl vor; er ist der Archibrochurier, eingekleidet in Farbe und Costüm einer entlegenen Zeit und Civilisation. Denn auch das Wort des Autors mußte noch erfüllet werden: daß in diesen Dichtungen „manchmal Fiction ist, nie Fälschung; keine Vergrößerung der Linien, absolute Treue in der Farbe der Zeiten und im Geist der verschiedenen Civilisationen."

Mit andern Worten: Dieses „berühmte Epos" Victor Hugo's ist das kolossalste Beispiel abenteuerlicher französischer Rodomontade. Als solches hat es für einen vernünftigen Leser ein bedeutendes ethnologisches und culturhistorisches Interesse. Abgesehen davon aber wagen wir es, der gesammten „competenten europäischen Kritik" ins Angesicht zu behaupten: daß die ganze Weltlegende nichts ist als die Ausgeburt einer ungeheuerlichen, unnatürlich abstracten Phantasie, deren Hallucinationen nicht selten an das Unsinnige und Wahnsinnige grenzen.

Correspondenzen.

Aus der Hauptstadt.

— Frühlingsstille. — Die Reisen des Prinz-Regenten. — Die Kaiserin-Mutter von Rußland. — Ein liberaler Kammerherr. —

Was ist jetzt aus der Hauptstadt zu berichten? Der Frühling blüht in allen Farben, die Reisenden aller Länder eilen durch Berlin in die Bäder und in die Berge; die Berliner selbst suchen die Schatten des Thiergartens auf und finden an den sprudelnden Quellen des Soda- und Selterwassers in den Trinkhallen Erquickung; in den Theatern quälen sich Direktoren und Schauspieler, ein Publikum, das sich langweilt, zu reizen und zu bewegen; die Salons sind geschlossen; der Hof endlich bietet keinen Mittelpunkt der vornehmen Welt.

Se. Königl. Hoh. der Prinz-Regent haben die weiten Marken Preußens durcheilt und in Saarbrücken die Begrüßung Frankreichs und in Eydtkuhnen die Rußlands entgegengenommen. Diese Reise gewinnt heut eine politische Bedeutung. Während die Befürchtung laut wird, der Gallier und der Russe könnten sich über unsere Köpfe hinweg die Hände reichen, streckt Preußen sein Eisenbahngeripp bis an die äußersten Grenzpunkte nach beiden Staaten aus und antwortet durch eine für die Vertheidigungsfähigkeit des Landes bedeutsame That stillschweigend, aber deutlich. Diese Eisenbahnen verkürzen den langgestreckten Leib unseres Besitzes und condensiren denselben, und wie sie Handelsstraßen bilden, so können sie auch jeden Augenblick Legionenstraßen werden. Die Reisen des Prinzen waren reich an interessanten Momenten. Aufgefallen ist, daß der ersten Mittheilung über die Rede, die der Prinz an den westlichen Grenzen des Vaterlandes hielt, eine Berichtigung folgte, welche in verschiedenen nichtpreußischen Gegenden Deutschlands für ein Compliment gegen Frankreich gehalten wird. Nichts liegt dem Prinz-Regenten ferner, doch hat Er sicher in dem Augenblicke, wo Er sich einer persönlichen Berührung mit Louis Napoleon entzieht, doppelte Rücksichten auf Frankreichs Gebieter zu nehmen.

Mit Spannung erwartet man übrigens den Ausgang der französischen Anliegen, welche auf solch eine Zusammenkunft gerichtet sind. Wird unser Regent endlich in den Wunsch des Seine-Kaisers willigen? Man meint: ja. Gelang es diesem doch schon, die hohe Gemahlin des Kaisers Nicolaus zu bewegen, seine zweite Hauptstadt zu besuchen und ihn in ihre Gesellschaft aufzunehmen. Privatbriefe aus Lyon melden über dieses Zusammentreffen Widersprechendes; doch stimmen sie darin überein, daß die Kaiserin-Mutter auf die französische Hofgesellschaft einen tiefen Eindruck gemacht hat. Die Tochter der Königin Louise zeigte sich in einer Majestät, welche über die kleine und wenig ansehnliche Gestalt Louis Napoleons einen tiefen Schatten warf. Seine Gemahlin Eugenie war befangen und suchte durch gewisse kindliche Allüren sich neben der Hoheit und Kaiserlichen Würde der russischen Kaiserin eine Stelle zu sichern. So schreibt man. Niemals mag der Fürstin der Tod des Czaren deutlicher wieder vor die Augen getreten sein, als dort in Lyon, als sie dem Napoleoniden in die matten Augen und in das fahle Gesicht sah. Zu ihrer Mutter mußte der Corse kommen, sie hatte für ihn keinen Schritt übrig; der schwere Lebensweg der Tochter führte zum Sitze des Corsen und ihm entgegen.

Während am Rhein des Prinz-Regenten Königl. Hoheit mit politischen Partei-Demonstrationen verschont geblieben zu sein scheint, konnte man sich im „liberalen“

Preußen nicht enthalten, Ihn damit zu belästigen. An einem Orte dort übersandte ihm ein liberaler Pfarrer, der Abgeordnete M, eine Adresse, in der er darauf aufmerksam machte, er sei zur Begrüßung und Bewirthung des Prinzen von dem damit beauftragten Comité nicht eingeladen worden, müsse also auf diesem Wege dem Prinzen seine Huldigung darbringen. Eine seltsame Ueberhebung! Oder betrachtet sich dieser Herr Abgeordnete bereits schon als Generalpächter des Patriotismus seines Wahlkreises und meint, nur durch ihn dürfe man dem Regenten nahen. Ein recht schönes, neues Dogma von der politischen Mittlerschaft. Die Hohenzollern, wenn sie ihre Lande durchreisen, wissen besser, wo sie die Vertreter des Sinnes ihres Volkes zu finden haben; für sie giebt es noch eine andere Vertretung ihres Volkes als die, welche durch Stimmzettel und Dreiklassenwahlen zu Stande kommt, sie wissen doch noch besser, als gewisse liberale Abgeordnete, was Ritterschaft, Bürger und Bauer zu bedeuten haben; sie suchen und finden auch ohne liberale Mittlerschaft die geborenen Autoritäten, welche den Kern und Stern wie unserer gesellschaftlichen Verfassung, so unserer Armee bilden. Sie bedürfen keiner lieberalen Kammerherren. Einen sehr wohlthuenden Eindruck soll auf den Prinzen die stattliche Haltung des Bürgerthums in Danzig und Königsberg gemacht haben; er fand da noch alte Vollbürger, aus denen sich recht gut politische Mächte heranbilden lassen.

Aus Paris.

— Kunstnachrichten. —

Nicht Herr von Knyff allein besitzt einen Rubens, der in seiner ursprünglichen Reinheit erhalten ist. Ein Bild, welches eine heilige Familie darstellt, ähnlich derjenigen, welche sich in der Kapelle befindet, wo der große Meister begraben liegt, war seit Jahrhunderten im Besitz der Familie de Luttac und ist jetzt auf einen bekannten Kunstliebhaber M. Blanc übergegangen. M. Blanc's Haus ist nun ein Wallfahrtsort für alle Künstler geworden. Es ist aber auch eins der schönsten Bilder, die man von Rubens kennt, und ganz besonders werthvoll wird es noch durch den Umstand, daß es bis jetzt noch nicht restaurirt worden ist. Die Rubens im Louvre sind nicht so glücklich gewesen. Durch die sogenannten Restaurationen, die mit denselben vorgenommen worden, sind dieselben gradezu verdorben, und von ihrer ursprünglichen Schönheit kann man sich keinen Begriff mehr machen, der Schade ist ganz unberechenbar.

Auch mehrere Titians haben sehr gelitten durch solche Reparaturen. Die Regierung hat jetzt zwar eine Commission ernannt, aus bedeutenden Künstlern bestehend, ohne deren Erlaubniß jetzt an keinem Bilde mehr gerührt werden darf. Die Maßregel ist gut, wäre sie nur früher gekommen! Ich war dieser Tage bei Ingres, welcher Präsident der Commission ist, und dieser sagt mir: „Vierzehn Tage bin ich krank gewesen vor Schmerz, als ich sah, wie der heilige Michael von Raphaël durch die unkünstlerische Hand eines jungen Malers gänzlich ruinirt worden ist. Man hat die Commission zu spät zusammenberufen, es ist schon zu viel Schaden angerichtet, der nicht mehr gut zu machen ist."

Ingres selber ist übrigens ein bedeutender Mensch, sowohl als Künstler wie auch als Charakter. Er ist von einer Uneigennützigkeit, die jetzt bei Künstlern selten geworden ist. Die Geldfrage kommt bei ihm niemals in Betracht. Er verkauft seine Bilder viel wohlfeiler

als mancher unbedeutender Maler. So hat er zum Beispiel seine Venus Anadyomene an den Grafen Pourtalès für 1200 Frcs. verkauft. Der Graf hat das Bild seinem Schwiegersohn für 5000 Frcs. abgelassen, und dieser hat es wiederum an den Kupferstecher und Kunsthändler Gonseil für 25,000 Frcs. verkauft. Einst wies er eine Bestellung von zweimalhunderttausend Frs. zurück, weil die Stadt Paris erst eine Skizze des Sujets von ihm verlangte. In diesem Augenblick vollendet Ingres ein prächtiges Bild für den Prinzen Napoleon: »Ein Frauenbad in der Türkei.« Außerdem hat er noch eine Copie von seinem »Molière«, welcher mit Ludwig XIV. frühstückt, und welches er dem Théâtre français geschenkt, vollendet, und endlich hat er einen Homer angefangen, welcher ein Meisterstück in der Composition ist.

Der Graf Duchatel, dessen reiche Gemäldesammlung sich immer vergrößert, hat dieser Tage einen der schönsten Holbeins aquirirt, und zwar für 30,000 Frcs. Das Bild gehörte der Familie Zuilen van Nyevelt zu Brügge, welche dasselbe zum Verkauf nach Paris sandte.

Im Hotel Drouot wurden kürzlich auch vier werthvolle Prud'hon's verkauft, „die vier Jahreszeiten", welche sowohl in der Composition wie auch in der Ausführung wahre Meisterwerke sind. Bei dem Verkauf waren Rothschild, Lord Hertford und der Herzog von Galliera zugegen. Trotzdem gingen die vier schönen Gemälde für den Spottpreis von 16,000 Fr. fort. Der glückliche Erwerber war Henri Didier, ein Kunstverständiger, welcher gute Bilder gern billig kauft, und von dem man sich eine nette Anekdote erzählt.

Henri Didier hat sich also ein Landhaus gebaut, das er, nachdem es vollendet, einem ebenfalls kunstverständigen Freunde zeigt. „Welch' ein schöner Salon!" sagt der Freund. Fünf der schönsten Bilder müßten die Wände zieren! Ich würde hier einen Eugène Delacroix, einen Théodore Rousseau, einen Millet, einen Corot und endlich einen Narcisse Diaz de la Pena anbringen.

„Die Idee gefällt mir", erwiedert Henri Didier, „aber sie wird mir theuer zu stehen kommen."

„Keineswegs", meinte der Freund, „Corot ist ein Genie und ein Kind dazu, welcher seine Bilder um einen geringen Preis hergiebt. Die Andern sind allerdings theurer."

Nach wenigen Tagen führt Didier seinen Freund wieder in seinen Salon. „Sie sehen, daß ich Ihren Rath befolgt habe."

„Nicht ganz," antwortete der Freund, „denn Sie haben fünf Corots hier."

„Ja," erwiederte Didier einigermaßen verlegen, „fünf Bilder von verschiedenen Malern wären mir lieber gewesen, aber meine fünf Corots habe ich für 2500 Fr. bekommen, und Ihr Vorschlag hätte mich das Vierfache gekostet."

„Ah," lachte der Freund, „nun weiß ich doch, was Sie an dem poetischen Corot besonders schätzen, nicht seinen Werth, nein, nur seinen Preis!"

Zum Schluß noch einige Theaternachrichten. Man hat eine neue Rachel entdeckt. Ein zwölfjähriges Mädchen aus dem Elsaß, Albertine Eßlinger, hat in den Salons Lamartine's die Rolle der Esther deklamirt und solches Furore gemacht, daß man der Künstlerin eine große Zukunft und dem Theatre français eine neue Aera der Kunst prophezeit.

Die Gräfin Grandval, die unter dem Pseudonym Caroline Blangh schreibt, hat für Offenbach's Theater die bouffes parisiennes, eine neue Oper componirt, deren graciöse und pikante Musik sehr viel von sich reden macht. Die Novität heißt le sou de Lise und hat sehr gefallen.

León Laya Lustspiel le Duc Job hat im Theatre français die hundertste Vorstellung erlebt. Die Tantièmen für die hundert Vorstellungen betrugen 60,000 Fr. Rechnet man dazu den Verkauf an die Verlagshandlung und den Ertrag der Vorstellungen in den Provinzen, so kommt mindestens eine Summe von 80,000 Fr. heraus, die León Laya mit seinem Duc Job verdient hat.

Wann werden die deutschen Bühnen-Autoren so weit sein?

Aus London.

24. Mai.

Jeder Fremde, der London besucht hat, weiß, wie schwer es ist, einen anständigen Restaurant zu finden, besonders einen solchen, welchen man mit Damen besuchen kann. Wir sprechen hier nicht von Leuten, welche im „Clarendon Hotel“ oder bei Mivarts vorfahren und, ohne eine Gesichtsmuskel zu verziehen, fünf Guineen für ein Couvert bezahlen können, sondern klagen über den Mangel an kleineren Restaurants, wie man sie auf Schritt und Tritt in Paris vorfindet, und in welchen Leute von mäßigen oder beschränkten Mitteln für wenig Geld ein leidliches Gabelfrühstück oder Mittagessen sich verschaffen können. Einige der wenigen Oasen in der großen Wüste des Gladstone'schen Budgets ist nun der Vorschlag des Schatzkanzlers, Licenzen an derartige Restaurants auszutheilen und ihnen besonders den Detailverkauf von Wein zu gestatten. Wie vorauszusehen war, hat sich gegen diese Maßregel eine höchst ungestüme Opposition erhoben, denn die Klasse der Brauer und Branntweinbrenner ist eine äußerst einflußreiche im Parlament und im ganzen Lande, was man schon daraus abnehmen kann, daß in ihrem Handel ein Capital von mehr als fünfzig Millionen Pfund Sterling steckt. Diese Herren, welche bisher das Monopol gehabt haben, Wein, Bier und Schnaps aller Arten en gros und en detail zu verkaufen, sehen mit Schrecken eine Masse kleiner Restaurants im Entstehen begriffen, welche den Schnapspallästen gewiß eine beträchtliche Concurrenz machen werden. Wird das große Publikum am Ende nicht einen billigen französischen Rothwein dem englischen „Gin“ vorziehen, welcher ein grausiges Gemenge aus Kartoffelfusel, Schwefelsäure und Wasser ist? Darum Wehe über Israel! Die Gegner des Gladstone'schen Vorschlags suchen uns daher auch haarklein zu beweisen, daß die gegenwärtige Klasse der Schankwirthe, welche das Monopol bisher besessen haben, eine außerordentlich achtungswerthe ist, und daß die kleinen Restaurateure in spe unzweifelhaft durchweg nichtsnutzige Vagabonden und Schurken sein werden. Sie versichern uns, daß die Magistratspersonen, welche die Licenzen an Schankwirthe austheilen, immer sorgfältige Nachforschungen über den Charakter und die Umstände der Aspiranten anstellen und blos solchen die Erlaubniß geben, welche nicht nur ein genügendes Capital, sondern auch einen vortrefflichen Ruf besitzen; so kommt es denn, daß die ganze Klasse aus lauter nüchternen, ordnungsliebenden und gottesfürchtigen Handelsleuten besteht, welche weit mehr darauf bedacht sind, Ausschweifungen und Unmäßigkeit im Trinken zu hintertreiben, als darauf hinzuarbeiten, ihr Bier und ihren Schnaps schnell abzusetzen, obwohl sie von dem Verkauf dieser Getränke leben! Wahrlich, man müßte die herzerhebende Uneigennützigkeit dieser Mäßigkeitsapostel bewundern, wenn es sich nur wirklich auch mit der Sache so verhielt, wie man es mit solchem Vertrauen ausgesprochen hört. Hin und wieder erhält man indessen eigenthümliche Enthüllungen darüber, auf welche Weise

man diese Lizenzen zu ertheilen pflegt, und die stimmen dann leider gewöhnlich gar nicht mit den vortrefflichen Versicherungen überein, welche uns anderweitig gegeben werden. So applicirte vor Kurzem ein Mensch, welcher als Boxer notorisch war und eine äußerst übel berüchtigte Kneipe hielt, um Erneuerung seiner Licenz bei den Magistratspersonen der Grafschaft Middlesex, in welcher bekanntlich London liegt. Die Magistratspersonen wollten ihm seine Licenz nicht erneuern, und er sah sich daher veranlaßt, den juristischen Beistand eines der ersten Advokaten Londons, Herrn Edwin James, in Anspruch zu nehmen — desselben, welcher sich vor mehreren Jahren durch die Vertheidigung des Dr. Bernard allgemein bekannt gemacht hat. Man erfuhr nun bei dieser Gelegenheit, daß nur Faustkämpfer und ihr Anhang in der Schänke des betreffenden Individuums sich zusammenzufinden pflegten; daß die Schänke die ganze Nacht hindurch offen stand; daß hier die Wetten der Boxereien abgemacht, die Boxer selbst gewogen wurden; die ganze Nacht gab es hier ununterbrochen Tanzen, Singen, Schreien und Stampfen; ein riesenhafter Neger pflegte die Gesellschaft durch groteske Tänze auf einem Tisch zu amüsiren; an Tagen, wo Boxereien stattfanden, kamen hier wenigstens zwei bis drei Tausend der nichtswürdigsten Schurken und Vagabonden, welche ganz London aufweisen kann, zusammen, trieben alle Arten von Unfug, boten der Polizei Trotz und machten die ganze Gegend so unsicher, daß alle Läden geschlossen wurden. Alles dies gab der Advokat des Schankwirths zu; er machte gar nicht einmal den Versuch zu leugnen, denn die Sache war zu notorisch und wurde von einer ganzen Menge anständiger Zeugen außer allem Zweifel gestellt; er stützte vielmehr seine Beweisführung darauf, daß die Magistratspersonen dies Alles genau gewußt hätten, als sie dem Herrn Nat Langhan (dies war der Name des Applicanten) zuerst seine Licenz ertheilten, und daß es sehr unrecht sein würde, ihm jetzt die Licenz zu entziehen, nachdem der Client sein Haus gerade so geleitet hat, wie die Obrigkeit es nach seinem allgemein bekannten Charakter und seinen Antecedentien erwarten mußte. Sie wußten sehr gut, daß dieser Mensch ein Boxer ohne Capital und von dem schlechtesten Rufe war, und doch gaben sie ihm und einem Dutzend ähnlicher Subjekte die Erlaubniß, Branntweinschänken anzulegen! Die Sache verhält sich nämlich so: Die Magistratspersonen geben Licenzen an Leute, welche von den großen Brauern empfohlen werden, und die Brauer empfehlen immer Individuen, von welchen sich je nach den obwaltenden Verhältnissen ziemlich sicher erwarten läßt, daß sie viele Kunden anziehen werden; natürlich sehen sie sich jedoch immer so vor, daß die Applicanten eine Summe als Caution hinterlegen müssen, im Fall sie etwa Bankerott machen sollten. Ist die Gegend nun anständig und ruhig, so suchen die Brauer dafür einen anständigen und ruhigen Mann aus, von dem sie sicher sind, daß er sein Geschäft so führen wird, daß die Nachbarn nicht davon belästigt werden und sich nicht darüber zu beklagen haben; wenn die Gegend aber schlecht ist, so wählen sie einen wohlbekannten und beim Pöbel beliebten Kerl, dessen Schänke fortan bei Tage und bei Nacht durstige Diebe, Vagabonden und Protistuirte anzieht. Nur wenn die Sache etwas zu toll getrieben wird, entziehen die Magistratspersonen diesen Leuten die Licenz und übertragen sie an Jemand anders. Merkwürdig ist bei der Sache besonders, daß die meisten großen Brauer und Branntweinbrenner Pietisten sind, und daß sie im Parlament das Monopol, kleine Quantitäten von Wein zu verkaufen, für die eben beschriebene Klasse von Schankwirthen im Namen der Mäßigkeit, der Religion und Tugend verlangen! Besonders bemerklich machte sich dabei Herr Ayrton, welcher den Distrikt von Whitechapel, die östliche Vorstadt von London, das Paradies der Branntweinschänken, Matrosen, Hehler und Stehler vertritt, wo Mütter bereits ihre Säuglinge habituell mit dem entsetzlichsten Schnaps in den Schlaf bringen! Der Vertreter dieses

Distrikts nun schlug, in sittlicher Entrüstung und Besorgniß darüber, daß vielleicht ein Vater so verdorben sein könnte, seinem Sohne von vierzehn oder fünfzehn Jahren hin und wieder ein Glas französischen Rothweins beim Mittagsessen zu gestatten, vor, daß, wenn die hassenswerthen kleinen Restaurants wirklich angelegt werden sollten, dann doch Jeder, welcher Leuten unter sechszehn Jahren ein Glas Wein verkaufen sollte, eine nicht unbedeutende Geldstrafe zahlen sollte! Natürlich mit Ausnahme der bereits priveligirten Schankwirthe, welche nicht nur Wein, sondern auch Schnaps in beliebigen Quantitäten an fünfjährige Jungen verkaufen dürfen, ohne darum ihren sittlichen und christlichen Charakter einzubüßen. Auf der andern Seite sprach Herr Alderman Salomons, ein Jude, der unter den Fittichen von Lord John Russell in's Parlament gekommen ist, seine Besorgniß darüber aus, daß höchst wahrscheinlich die kleinen Restaurateure, wenn sie einmal in's Leben gerufen seien, den Sabbath dadurch schänden würden, daß sie französischen Rothwein an diesem Tage verkaufen würden; und daß, wenn das Schreckliche einmal geschehen müsse, daß es überhaupt kleine Restaurateure gäbe, man wenigstens ihnen gebieten solle, am Sonntag nicht ihr verbrecherisches Handwerk zu treiben! Nach allem Diesen läßt sich nur eins sagen: es ist wahr, daß die Trunksucht und Brutalität der unteren Volksklassen in England sehr arg ist, aber es giebt doch noch etwas, das ärger ist, und das ist die Heuchelei in den oberen Klassen.

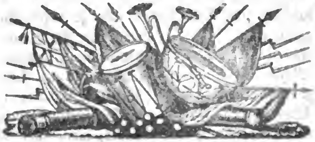
Da in diesem Briefe schon viel von Wein und Spiritus die Rede gewesen ist, will ich noch einer eigenthümlichen Geschichte Erwähnung thun, welche hier vor Kurzem in den Londoner Wein-Docks vorfiel. Diese Docks oder Binnenhafen bilden eine der prächtigsten Bauten und sehenswerthesten Merkwürdigkeiten von London. Sie enthalten in einem inneren von der Themse gebildeten Hafen Raum für mehr als dreihundert große Schiffe und in den damit verbundenen Gewölben einen unermeßlichen Raum für Waaren aller Art, besonders Thee, Taback, Wein und Indigo. Die Kaufleute können ihre Waaren in diesen Docks steuerfrei abladen lassen und sie inspiciren; werden sie verkauft, so wird natürlich Steuer gezahlt, bleiben sie aber liegen, so kann man sie ohne Steuern wieder verschiffen. Beim Eintritt in die Docks wird man von einem wahren Walde von Masten frappirt, woran die Flaggen aller Länder wehen, und worunter aus ungeheuren Kaminen die in London unvermeidlichen schwarzgelben Rauchwolken emporsteigen. Am Quai rennen beständig Massen von Menschen auf und ab, eine Gruppe hat ganz blaue Gesichter (vom Indigo); unter deutschen Matrosen sieht man Neger, welche sich baumwollene Tücher turbanartig um den Kopf gewunden haben und in hölzernen Käfigen grüne Papageien tragen; auf Bänken sitzt eine Schaar Auswanderer; hier ist die Luft scharf und stechend von Tabacksgeruch, weiterhin wird man plötzlich von Wolken von Rum überwältigt, während ein wenig weiter ungegerbte Häute einen fürchterlichen Geruch verbreiten, und man bald darauf durch den Duft von Kaffee und Gewürzen von Neuem erfrischt wird. Steigt man in die Gewölbe hinab, so findet man in einigen den Boden ganz klebrig von ausgesickertem Zuckersaft, in anderen wird man von Weindünsten, welche die ganze Luft erfüllen, benebelt. Die Eigenthümlichkeit der Scene wird noch durch einen fürchterlichen Lärm erhöht: die Lieder gerade ankommender Matrosen, das Hämmern der Küfer an den Fässern, das Rasseln der Ketten und Krahnen, das Klatschen der Taue ins Wasser, die Befehle, welche ein Capitain seinem Schiffsjungen zubrüllt, das Blöken von Schaafen und Ziegen, das dumpfe Rollen von leeren Fässern auf den Steinen — alles Das in dem nämlichen Augenblick giebt ein Concert, welches an Mannigfaltigkeit nicht so leicht übertroffen werden möchte, obwohl man Wohlklang hier vergebens suchen würde. Hauptinhalt dieser Docks ist Wein aller Arten, roth und gelb, spanisch, italienisch, französisch, portugiesisch, vom

Cap, rein und gemischt, herrlich und scheußlich; diesen Wein lassen die Weinhändler oft eine Reihe von Jahren in den Docks liegen, bevor sie ihn verkaufen. Die Verwaltung der Docks wurde immer für eine so grundehrliche gehalten, daß es ein Verbrechen gewesen wäre, nur den leisesten Zweifel darüber zu äußern; indessen kam schon vor mehreren Jahren der eigenthümliche Fall vor, daß zweiundzwanzig Fässer spanischen und italienischen Weines in diesen Docks eine höchst merkwürdige Metamorphose erlitten. Die Fässer waren da, der Wein war auch da, aber anstatt Sherry und Marsala fand sich der vorzüglichste Portwein vor! Es war eben wie in dem allbekannten Lustspiel von „Cox und Box,“ wo Cox ein Stück Speck am Bratspieß gelassen hat und bei seiner Rückkehr anstatt dessen einen geräucherten Hering findet! Der Fall machte zu seiner Zeit viel Aufsehen, aber die Eigenthümer erhoben keine Klage, da die Qualität des miraculösen Portweins vorzüglich war. Ganz kürzlich kam aber nun der umgekehrte Fall vor: guter Wein war nämlich schlecht geworden; es war der Wein gar nicht mehr, welcher ursprünglich in den Fässern gewesen; er schmeckte abscheulich, war, anstatt heller geworden zu sein, dunkler geworden, und obwohl zu verschiedenen Zeiten Proben aus den Fässern abgezapft waren, und man somit hätte erwarten sollen, daß sie etwas leer geworden seien, waren sie doch noch ganz voll! Da die Eigenthümer von Mirakeln nichts wissen wollten, brachten sie einen Prozeß gegen die Gesellschaft, der die Docks gehören, ein. Sie bewiesen durch Sachverständige, daß dies der Wein nicht sein könnte, welchen sie hier abgeladen hatten, und erklärten, daß man ihren guten Wein abgezapft und abscheuliches Getränk in ihre Fässer gethan habe!

Eigenthümliche Enthüllungen über die kleinen Kniffe und Kunstgriffe, mit welchen solche Sachen ins Werk gesetzt werden, kamen dabei an den Tag; auch wurden die abenteuerlichen Prozesse besprochen, welchen man den Wein aussetzt, bevor er in die Hände des Publikums kommt. Der Prozeß selbst blieb indessen unentschieden, da die Compagnie erklärte, daß unter dem ausgezeichneten System der Ueberwachung, welches sie eingeführt habe, Betrug unmöglich sei. Die eigenthümlichen Veränderungen des Weins suchten sie daraus zu erklären, daß derselbe von einer schlechten Weinernte sei, und daß die Besitzer unterlassen hätten, Spiritus hinzuzusetzen. Wie es aber kam, daß Fässer, woraus man sehr häufig Proben abgezapft hatte, doch schließlich noch ganz voll waren, blieb unter allen Umständen unerklärlich, und muß man jedenfalls bedauern, daß, wenn so etwas überhaupt vorkommen kann, es nicht in der Flasche ebenso gut vorkommt wie im Faß.

Militärische Revue.

Sonntag, den 10. Juni 1860.



Avis. Beiträge ꝛc. für die militärische Revue werden unter der Adresse der Expedition, Kronenstraße Nr. 21, erbeten.

Geschichtskalender.

10. Juni 1807. Schlacht bei Heilsberg: Die Franzosen unter Lannes werden von den Russen und Preußen unter Benningsen geschlagen.

11. Juni 1659. General v. d. Goltz landet und schlägt die Schweden bei Fanoe.

12. Juni 1758. Die Verbündeten unter dem Herzog Ferd. von Braunschweig schlagen die Franzosen unter Clermont beim Kloster Kampen.

13. Juni 1816. Stiftung der vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule zu Berlin.

14. Juni 1807. Sturm auf den Wolfsberg während der Belagerung von Colberg, der von der preußischen Besatzung glänzend abgeschlagen wird.

15. Juni 1849. Ludwigshafen genommen.

16. Juni 1815. Schlacht bei Ligny.

Inhalt:

Ueber das Verhältniß der verschiedenen Arten von Cavallerie.

Das Maiheft des „Spectateur militaire“ bringt nachstehenden Artikel über die Zusammensetzung der Cavallerie, der bei der häufig und zwar in Frankreich besonders auftauchenden Ansicht, sich berittene Infanterie zu schaffen, augenblicklich nicht ohne Interesse sein dürfte.

Motto: De l'infanterie à cheval — tant que vous voudrez
de la cavalerie à pied — jamais.

Soll man schwerer oder leichter Cavallerie den Vorzug geben, oder will man eine gemischte, die, mit Gewehren bewaffnet, gleich gut zu Fuß wie zu Pferde ficht?

Um diese Fragen zu beantworten, werfe man einen Blick auf die verbesserten Feuerwaffen, die veränderte Organisation und Taktik der Infanterie, und man wird wahrnehmen, daß diese Veränderungen stets von Einfluß auf die Cavallerie gewesen sind.

In der That ist die Cavallerie von Tage zu Tage beweglicher geworden, je mehr sich das Infanteriefeuer verbessert hat, und bedarf daher heute um so mehr der Schnelligkeit und Rapidität, als sich die Infanterie und Artillerie auf einen noch höheren Standpunkt geschwungen haben. — Der Galopp

muß die erste Stelle in den Gangarten einnehmen, und so wohl schwere wie leichte Cavallerie, Cuirassiere und Husaren müssen von Anbeginn ihrer Ausbildung den meisten Werth auf die Lebhaftigkeit und Schnelligkeit ihrer Bewegungen legen.

Man wird alsbald erkennen, daß es vorzuziehen ist, mehr Regimenter leichter als schwerer Cavallerie zu besitzen; aber es würde voreilig erscheinen, schon jetzt das Verhältniß zwischen beiden Arten feststellen zu wollen, ja es würde unvorsichtig sein, die Cuirassier-Regimenter, wie man bereits vorgeschlagen, gänzlich abzuschaffen, da man sie als Reserve-Cavallerie am Ende doch immer der feindlichen Cavallerie entgegen zu stellen gezwungen sein wird.

Begnügen wir uns daher damit, das Princip aufzustellen, daß die Vervollkommnung, die Tragweite und die Sicherheit des Treffens unserer modernen Feuerwaffen — schnellere Märsche, größere Manövrirfähigkeit und lebhaftere Attaken bei der Cavallerie bedingen, und daß demgemäß die leichte Cavallerie zahlreicher als die schwere sein muß.

Aber auf welche Weise soll man eine noch erhöhtere Beweglichkeit erlangen, da die schnellste Bewegung, die lebhafteste Gangart — der Galopp — bereits im allgemeinen Gebrauch ist? —

Es erscheint auf den ersten Blick, daß Alles geschehen ist, was erlangt werden konnte, und daß der Fortschritt seinen Gipfelpunkt erreicht habe. Trotz dem ist dieses weder unsere Ansicht, noch die derjenigen Offiziere, welche wie wir die augenblickliche wie die zukünftige Lebensfrage der Cavallerie ihrem ganzen Werthe nach begreifen wollen.

Wenn man den Schleier, welcher die Zukunft derselben verhüllt, auf einen Augenblick lüftet, so sind wir überzeugt, daß die Bestimmung der Cavallerie eher eine größere als geringere geworden sein wird. Die Rolle dieser Waffe wird von nun an die sein: „sich auf den Schlachtfeldern nur zu zeigen, um große Schläge auszuführen, den Feind niederzuschmettern und zu vernichten.“

Wie der Blitz muß sie erscheinen, ihr Auftreten muß ebenso furchtbar als unvorhergesehen sein, damit sie das alte Procella equestris mehr wie je rechtfertige.

Um zu diesem Ziele zu gelangen, wird man vor Allem den Galopp schneller und vollkommener zu machen versuchen; schneller, indem man die Pferde durch gründlichere Wettläufe exercirt, damit sie weite Entfernungen schnell zurücklegen lernen; vollkommener, indem man die individuelle Ausbildung des Reiters vervollkommnet und den Bewegungen des Pferdes mehr Freiheit und Bequemlichkeit gestattet.

Dazu würde man gelangen, wenn man die Ausrüstung verringerte, die Zahl und das Gewicht der Gegenstände, die das Gepäck vermehren, auf das nothwendigste Minimum zurückführte und unter Anderem die Schabrake abschaffte. Der im gewöhnlichen Gebrauch befindliche Sattel ist zu schwer, außerdem schwierig in seinen Eisenpartien auszubessern, während der ungarische Sattel — der von den Cavallerie-Officieren so schmerzlich vermißte — aus zwei höheren Bogen besteht, die durch einen Backstock verbunden sind, und daher Reparaturen von jedem Tischler, Stellmacher oder selbst Holzschuhmacher leicht auszuführen erlaubt. In gleicher Weise würde eine Erleichterung für das Pferd erzielt, wenn man für die schwere Cavallerie Reiter von schmächtiger oder kleinerer Figur aussuchte, und die leichte Cavallerie durch Umwandlung der augenblicklichen Linien-Cavallerie in Chevaux-légers-Regimenter vermehrte.

Und somit wäre die erste Frage zu Gunsten der leichten Cavallerie entschieden. Sie muß zahlreicher wie die schwere und Reserve-Cavallerie sein, ohne daß diese verringert oder gar gänzlich abgeschafft wird. Die erstere muß vermehrt und ihre Beweglichkeit erhöht werden.

Jedoch außer diesem in Frage gestellten Verhältniß beider Arten treten noch andere Ansichten auf, und es giebt eine zahlreiche Klasse von Officieren, die eine gemischte,

die beiden ersteren Arten ausschließende Cavallerie eingeführt zu sehen wünscht.

Diese Neuerer fordern laut nur *eine* Art, und zwar eine solche Cavallerie, die, mit Bajonettgewehren bewaffnet, *eben so gut zu Fuß als zu Pferde ficht*, gerade wie die *Dragoner* zu einer Zeit, die nicht gerade die schönste Epoche ihrer Geschichte bildet.

Dies ist der Brennpunkt der Frage; betrachten wir sie ohne Rückhalt:

Zunächst erscheint es *unmöglich*, obgleich dieses Wort, militärisch gesprochen, nicht in der französischen Sprache vorkommt, daß der Soldat zu gleicher Zeit ein geschickter Reiter und ein wohlausexercirter Infanterist sein kann.

Will man indessen auf einen gegebenen Punkt schnell Infanerie mit guten Feuerwaffen auf Pferden hinschaffen, wo Leute zu Fuß nur langsam und beschwerlich hingelangen können, so setze man die Infanterie auf kleine Pferde, die gewandt und leicht zu regieren sind. Man nehme z. B. Zuaven, gebe ihnen corsische Pferde, kleine Araber oder Bretons oder Pferde aus der Camargue, und man wird Wunder sehen, analog den Türken, welche vor der Eroberung Algeriens in gleicher Weise auf kleinen Pferden, Mauleseln oder Dromedaren ihre Razzias ausführten.

Dieser Vorschlag mag vielleicht bizarr und lächerlich klingen, aber der Gedanke einer berittenen Infanterie ist nicht allein schon oft ausgesprochen, sondern in den verschiedenen Dragoner-Corps auch verwirklicht worden. Die ersten Dragoner waren nur Infanteristen zu Pferde, und der Marschall Brissac, welcher, wie man sagt, die erste Idee zu dieser Einrichtung gehabt hat, nahm tüchtige Soldaten aus dem Fußvolk, setzte sie zu Pferde und sandte sie auf weit entlegene und wichtige Punkte, damit sie mit ihren Feuerwaffen den deutschen reitres Widerstand leisten konnten. Im Nothfall wurden diese Dragoner dann wieder Fuß-Compagnien. Auch Capitän Wallhausen sagt in seinem Werke: „sur l'Art militaire", daß die Dragoner Infanterie zu Pferde wären, die für gewöhnlich zu Pferde marschirten, aber zu Fuß kämpften.

Der Vorschlag, die Infanterie beritten zu machen, ist daher weder paradox noch neu, und schon die alten Griechen und Perser hatten eine ähnliche Cavallerie.

Auch das letzte Jahrhundert giebt in dem Regiment „des dromadaires" ein Beispiel davon. Napoleon errichtete es in Egypten und hielt durch diese seltsam berittene Infanterie die Beduinen in Respect. Es war dies ein Product der lokalen Taktik und ein guter Ersatz für die in der Wüste unbrauchbaren französischen Pferde. Außerdem läßt sich das Dromedar leichter in eine Schwadron rangiren als man glaubt.

Endlich geschah es auch öfter in Algier, daß ganze Detachements von Infanterie sich auf Maulesel oder kleine Pferde setzten, um schnell einen bestimmten Punkt zu erreichen.

Jedenfalls muß das Princip festgehalten werden, *Infanterie auf Pferde zu setzen, aber nicht umgekehrt, Cavallerie zu Fuß kämpfen zu lassen.* Trotz der größten Achtung vor der Leistungsfähigkeit der französischen Cavallerie rechne man doch nie darauf, daß die gegenwärtige geeignet sei, zu Pferde und zu Fuß zu kämpfen. Dieser Dienst ist eine Specialität, welche weder von der großen Masse der Cavallerie, noch selbst von Dragonern oder Lanziers mit Glück durchgeführt werden kann. Heute kann die Cavallerie nur in Ausnahmefällen zu Fuß kämpfen, und wenn man auch in jedem Regiment gute und geschickte Reiter hat, die zu gleicher Zeit gewandte Schützen sind, so wird der größere Theil theils aus Ungeschicklichkeit, theils aus Unfähigkeit, theils aus mißverstandenem Corps- oder Waffengeist, theils aus allen diesen Gründen zusammen, nie nützlich zu diesem Zweck verwandt werden können.

Aus den Zeiten sind wir heraus, wo der Reiter nicht mit einem, sondern mit zwei Pferden ausgerüstet zu Felde zog, oder wo die römischen Soldaten ohne Zaum und

ohne Sattel in das dichteste Durcheinander sprengten, von einem Pferde auf das andere sprangen, ganze Strecken wie die Scythen nebenher liefen und sich an den Mähnen der Nebenpferde festhielten. Solche Sachen sieht man heute nur in der Manège und im Circus ausführen, und weder Pferd noch Reiter können bei der heutigen Bewaffnung und Ausrüstung diesen Ansprüchen genügen.

Viel eher aber läßt sich Elite-Infanterie, wie die Zuaven, zu einer solchen Reiterei ausbilden. Man nehme z. B. ein Bataillon dieser leicht bewaffneten Truppe, setze sie auf kleine Pferde, die auf möglichst einfache Art gezäumt und gesattelt sind, vielleicht mit einer Trense, die zugleich Halfter ist, und einem einfachen Reitkissen, und wir sind überzeugt, daß diese Zuaven gewandt, leicht, tapfer und kühn, im Verlauf von 2—3 Monaten so weit ausgebildet sind, daß sie mit Schnelligkeit vorgehen, leicht zur Erde springen, die Pferde einigen Zurückbleibenden übergeben und schnell einen wichtigen Punkt, ein Defilé besetzen können, um eben so schnell wieder aufzusitzen und eine andere Position zu erreichen.

Vortheilhaft erscheint es, ein derartiges Corps aus den augenblicklich vorhandenen Cadres zu wählen, damit der eigenthümliche Corpsgeist der Truppe verbleibt; später könnte dann das so geschaffene Corps durch eine dem neuen Dienst geeignete Rekrutirung vervollkommnet und verstärkt werden. Bataillone zu 500—600 Mann, oder auch Compagnieen, welche den Regimentern attachirt sind, würden unter Umständen große Dienste leisten.

Mit einem Wort, wenn man berittene Corps haben will, die zu Fuß und zu Pferde kämpfen sollen, so setze man Infanterie zu Pferde, aber nicht Cavallerie vom Pferde. Was die gegenwärtigen Dragoner und die mit Carabinern bewaffneten Cavallerie-Regimenter betrifft, so lehre man sie auch absitzen und einen Terrainabschnitt zu Fuß vertheidigen, aber nur in den seltensten Fällen wende man es an, damit man den eigenthümlichen Reitersinn und das cavalleristische Gepräge nicht unnützer Weise verwischt; denn der Marschall von Sachsen sagt:

Pour ce qui est de la cavalerie, il n'y faut jamais toucher.

Il n'est pas croyable combien les changements nuissent à cette arme.

Tagesereignisse.

In neuerer Zeit haben mehrere Zeitungen des Nivellirungssystems dem preußischen Offiziercorps wiederholentlich den Vorwurf der Exclusivität und des Kastengeistes gemacht. Man hat mehrfach Gelegenheit genommen, bei den jetzt in größerem Maßstabe stattgefundenen Ernennungen hervorzuheben, wie Wenige dieser Commandeurs nicht von Adel seien, und daran mehr oder minder die Bemerkung geknüpft, die Armee sei überhaupt nur eine Versorgungsanstalt des Adels. — Wir sind weit entfernt, diesen Vorwürfen Rede stehen zu wollen, wer sie in unserem Staate für möglich hält, möge es glauben, aber auch der festen Ueberzeugung sein, daß auf unserer Seite die Mehrzahl des gebildeten Theils der Nation steht.

Was gilt denn heut zu Tage der Adel? wir erhalten von der National- und Volkszeitung gewiß die Antwort: Nichts; aber weßhalb dann die fortwährenden Anfeindungen und Aufhetzereien? Diese Antwort können wir selbst geben: nur um den Samen der Zwietracht zu säen, um böses Blut zu erzeugen und eine Propaganda, die nur geschlafen, wieder zu erwecken. — Mögen die Anhänger der mit der Zeit fortwährend sich steigernden Ideen dieser Zeitungen sich durch Phrasen und Leitartikel begeistern lassen, die Zwietracht, die nicht nur gesät wird, sondern auch Früchte tragen sollte, nämlich die bürgerlichen Offiziere der Armee gegen ihre adeligen Kameraden aufzuhetzen, das wird ihnen nicht gelingen. Den demokratischen Blättern sowie ihren Anhängern, wird die-

ses Resultat seltsam vorkommen, weil sie unter ihres Gleichen ganz andere Ergebnisse gewohnt sind. Merkwürdiger Weise herrscht in Betreff des Adels und Bürgerthums in der Armee nur eine Ansicht, nämlich, daß beide sich ebenbürtig zur Seite stehen. In unserer Armee gilt mit sehr wenigen Ausnahmen nur das Verdienst, und es wird in gleichem Maße bei Adeligen wie bei Bürgerlichen belohnt. Eine andere Sache dagegen ist es, wenn man einen jungen bürgerlichen Offizier fragt, was er über den Adel denkt. Bei allen Aufrichtigen wird man die Antwort erhalten, daß sie gern adelig sein möchten, nicht, um eine bessere Carriere zu machen oder in gesellschaftlicher Beziehung mehr zu gelten, sondern einzig und allein darum, weil sie vor allen Anderen sehr bald anerkennen, daß die Corporation des Adels, wenn sie auch nur noch einen Schein von ihren früheren Rechten bewahrt hat, doch ihre Würde aufrecht erhalten hat, welche jedem Staatsbürger, besonders aber jedem Offizier, gut kleiden muß. Wir finden fast durchgängig bei unseren bürgerlichen Offizieren, daß sie diese Ideen adoptirt haben, und deshalb ist das Band des preußischen Offiziercorps, die Kameradschaft, das schönste und festeste, welches alle anderen Armeen weit hinter sich zurückläßt und für Anfeindungen der National- und Volkszeitung höchstens ein Achselzucken erübrigen kann.

Wenn schon der letzte italienische Feldzug wegen seines rapiden Verlaufs als eine Abnormität in der Kriegsgeschichte aufgestellt zu werden verdient, so scheint die Entscheidung der Waffen von nun an immer auf wenige Wochen oder Monate beschränkt zu sein. Einmal die verbesserten Communicationen, und ferner der Grundsatz Napoleon's I. — stets auf das Hauptobject, entweder die feindliche Haupt-Armee oder Stadt — zu marschiren, sind der Grund dieser Erscheinung. Der marokkanische Feldzug ist kaum wie ein Frühjahrs-Manövre beendet, als schon wieder eine reiche Beute von Gefechtsschilderungen, Proklamationen, Bülletins, Tartaren-Nachrichten und selbst ungeschminkten Lügen das leselustige Publikum beglücken.

Der moderne Rinaldo Garibaldi mit seiner Handvoll Gleichgesinnter, und wie es scheint, einer übergroßen Portion Glück, setzt den Leser in Verlegenheit, ob er mehr die Erfolge dieser kleinen Schaar oder die gänzliche Untüchtigkeit der neapolitanischen Truppen bewundern soll. Traut man den neusten Nachrichten, so ist der Fall Palermo's und die Capitulation von 25,000 Mann unter General de Lanza ein wahrhaft unerhörter Fall, der militärisch gradezu unverständlich bleibt. Nur eine ausgesuchte Demoralisation, oder aber, wie man voraussetzen muß, die bei Weitem vorherrschende demokratische Stimmung in den Regimentern der neapolitanischen Armee können dieses Werk der Schmach zu Wege gebracht haben.

Sicilien ist allerdings durch seine eigenthümliche, gebirgige Natur für einen Insurrektionskrieg besonders geeignet. Außerdem concentrirt sich die Bevölkerung vorzüglich in Städten, während das Land im Innern beinahe ganz unbewohnt ist. Palermo mit ca. 200,000 Einwohner, Messina mit 95,000, Catania mit 25,000, Modica, Trapani, Marsala und Syrakus umgeben mit ihren fruchtbaren Ebenen kranzartig die Insel und bieten einem entschlossenen General durch Proklamationen und gewandte Offiziere leicht die Möglichkeit, die Bevölkerung zu insurgiren und in Corps zu formiren. Palermo ist das Paris von Sicilien, der Sitz des Adels, und in dem Besitze dieser Stadt liegt die Entscheidung des Kampfes. Am Golfe gleichen Namens liegend, zeichnet sich Palermo durch seine schönen Baudenkmäler und eine reiche Umgebung aus; 2 Forts, Castel-Lucio und Castellamare geben den sonst zerfallenen Befestigungen einen gewissen Halt. Diese Stadt, Trapani und Messina, der beste Hafen des Mittelmeers, durch eine starke Citadelle San-Salvatore und wohlerhaltene Befestigungen verstärkt, sind militärisch die wichtigsten Punkte und bestimmen das Schicksal der Insel. Für Cavallerie und Artillerie ist das Terrain kaum zu passiren, und der Infanterie bleibt es daher allein überlassen, die zahlreichen, theils durch die Natur, theils durch die Kunst befestigten Plätze und Positionen zu erobern. Bei nur etwas gutem Willen und militärischem Takt ist es daher leicht, selbst mit geringen Mitteln, zum wenigsten einen Vertheidigungskrieg zu führen und so lange sich zu halten, bis entweder Unterstützungen herangezogen sind, oder die politischen Conjuncturen diesem revolutionär-verfehlten Treiben ein Ende gemacht haben.

Außerdem müßte man den Nachrichten zufolge annehmen, daß die Regierung von Neapel so viel Truppen, Material und Munition nach Sicilien geschafft hat, daß selbst ein energisches, offensives Vorgehen nicht allein gegen jede rebellische Aeußerung der

einheimischen Bevölkerung sondern auch gegen ein Häuflein Wagehälse von gutem Erfolg gekrönt werden müßte.

Trotzdem lautet das Operations-Journal Garibaldi's anders: „Am 8. Mai Abfahrt von Talamone, den 11. Landung in Marsala, und zwar mit circa 1200 Mann und 4 Geschützen, den 14. bivouakirt Garibaldi bei Salemi und hat ein Corps von 4000 Insurgenten zusammengezogen, es folgen einige Gefechte bei Calatafimi gegen 2000 Neapolitaner unter General Landi, in welchen Garibaldi zwar viele Verwundete und Todte hat, die Königlichen aber schlägt und ihnen auf dem Rückzuge empfindliche Verluste beibringt. — Unter sehr beschwerlichen Märschen, indem man die Artillerie und die Fahrzeuge auf den engsten Stellen der Gebirgspässe auseinandernimmt und durch Soldaten tragen läßt, focht er schon den 21. Morgens mit 10,000 Mann in Parco vor Palermo.

Betrachtet man dieses Resultat, so ist einmal schon die Landung wunderbar, und noch wunderbarer das Durchkommen seiner beiden Schiffe durch die neapolitanische Flotte, was nur durch englische Hülfe erklärlich erscheint. Ebenso auffallend ist die Ausschiffung, die, von einer gewissen Zeitdauer, leicht von den in Kenntniß gesetzten und in Marsala stehenden Truppen hätte verhindert werden können. Doch im Kriege ist Alles neu; hat ja selbst die russische Armee die 4tägige Ausschiffung der Alliirten auf der Krimm nur durch 2 Cosacken beobachten lassen. — Garibaldi war einmal da, und nun hieß es hic Rhodus, hic salta, und er zeigte, was ein kühner, entschlossener Mann kann. Mit strategischem Blick erkannte er, daß nur die Nordseite Siciliens den Besitz der Insel sichert. Die 3 Provinzen Palermo, Messina und Trapani sind wegen ihrer Häfen und ihres Reichthums die Schlüsselpunkte; während eine Landung in andern oder südlich gelegenen Häfen das Objekt in weite Ferne gerückt und seine Kräfte langsam aufgezehrt hätte, wie dieses bereits aus früheren Insurrektionen zur Genüge erwiesen ist, und wo ganze Banden von Partheigängern in dem Innern der Insel beinahe vor Hunger umgekommen sind. — Garibaldi also landete an dem nach den obwaltenden Verhältnissen wichtigsten Punkt, wußte schnell die Aufständischen zu organisiren, die Civilverwaltung mit dem Oberkommando über seine Banden zu vereinigen, und steht jetzt vor Palermo, dessen Fall entweder durch eine schmachvolle Capitulation bereits besiegelt ist oder wenigstens nahe bevorsteht. Wir sagen schmachvoll; denn vorläufig erscheint es unbegreiflich, wie ein Corps von 25,000 Mann, mit allem Kriegsmaterial in einer befestigten Stadt, und seien diese Befestigungen noch so untergeordneter Art, gegen einen Insurgenten-Haufen ohne Belagerungs-Geschütze und ohne militärische Zucht nicht Maßregeln ergreifen kann, die zum wenigsten eine hartnäckige und andauernde Vertheidigung ermöglichen. Nur eben die Sympathien für die Gegner können die neapolitanischen Regimenter und dadurch den General de Lanza gezwungen haben, diese Capitulation einzugehen. Möglich auch, daß an allem Diesem kein wahres Wort ist!

Aber selbst nach dem Fall von Palermo ist die Insel noch nicht dem Könige von Neapel verloren, denn Messina als der erste Hafen kann einmal durch die Flotte stets von Neuem mit Truppen versehen werden, ferner aber hat es bedeutend stärkere Befestigungen als seine Rivalin Palermo. Die schon genannte Citadelle San Salvatore ist ein fester Stützpunkt und hat sich schon im Jahre 1818 bewährt. Sie war der einzige Punkt im Besitz Königlicher Truppen, und von ihr aus wurde die Ruhe auf ganz Sicilien wieder hergestellt. Der Vortheil einer Flotte ist ferner so überwiegend, daß bei einem festen Willen der Regierung und bei treuen Regimentern bald ein Uebergewicht über die Insurgenten sich geltend machen muß. Endlich aber zeigt die Nachricht von einem abgeschlagenen Sturm auf Catania an der Ostküste der Insel, wo General Clary commandirt und 4000 Insurgenten gesprengt haben soll, daß die Mehrzahl der festen Punkte noch im Besitz der Königlichen ist, und daß eine Landung auf dem Festlande und eine Insurrection Calabriens zu den Tartaren-Nachrichten gehört.

In England ist nach französischem Muster eine Generalstabsschule zu Sandhurst errichtet worden, die 45 Stellen zählen soll. Junge Offiziere, die in dieses Institut aufgenommen sein wollen, müssen sich einem öffentlichen Examen unterwerfen und 3 Jahr als Offiziere in der Armee gedient haben. Die Dauer des Aufenthalts auf der Schule beträgt 2 Jahre, während welcher Vorlesungen in der höheren Mathematik, Fortification, Artillerie, militärischem Aufnehmen, Geographie, Geschichte und Militärverwaltung gehalten werden. Nach dieser theoretischen Vorbildung und abgelegtem Exa-

men treten die Offiziere zu den Truppentheilen, die sie noch nicht kennen, um in einem Gesammtzeitraum von 6 Jahren alle militärischen Dienstzweige auch auf praktischem Wege zu erlernen und die Qualification für den Generalstab zu erlangen.

In Preußen dauert bekanntlich der theoretische Cursus der Kriegs-Akademie 3 Jahre, während der praktische nur am Schluß eines jeden Jahres durch 3monatliche Dienstleistung bei irgend einer Waffengattung absolvirt wird. Leider steht bei derartigen Einrichtungen Preußen andern Staaten gegenüber stets zurück. Bedauernswerth muß es erscheinen, wenn die zur Kriegs-Akademie commandirten Offiziere weder unentgeltlich Reitunterricht noch Pferde gestellt bekommen, um die nöthige Sicherheit als Reiter zu erlangen, die doch so absolut nothwendig für einen künftigen Generalstabs-Offizier ist. Für ganz unbemittelte Infanterie-Offiziere ist es daher vollständig unmöglich, diesen Zweig zu erlernen, was um so drückender wird, da sie während ihrer Dienstleistung bei der Artillerie und Cavallerie häufig durch mangelnde Reitkunst zum Gelächter der Mannschaft werden. — In Frankreich wird auf der Schule von St. Cyr für jeden Eleven ein Pferd gestellt, in Oesterreich ebenfalls, oder man giebt den Offizieren unentgeltlichen Unterricht.

Aber noch mehr als bei dem Reitunterricht wäre eine größere Liberalität bei Gewährung der Reisekosten zu wünschen. Im Allgemeinen wird eine kostenfreie Reise nur bis zu einer Entfernung von etwa 30 Meilen gewährt. Liegt es indessen nicht im Interesse des Staates, daß die Officiere, welche er später in seinem Generalstabe hat, sich mit den Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Provinzen nach allen Richtungen hin vertraut machen? Und auf welche bequemere Weise könnte dieses geschehen, als wenn die gedachten Officiere in jedem Jahre 3 Monate in einer anderen Provinz den Dienst bei verschiedenen Truppentheilen thäten? Aber, ohne das entschiedene Streben für die Ausbildung des Preußischen Officiers nach allen Richtungen hin zu verkennen, läßt es sich doch nicht leugnen, daß man oft Cyklopenarbeiten mit Pygmäenkräften auszuführen versucht. — Spricht man nämlich diesen Gedanken aus, so antwortet der militärische Snob: »Aber, mein Lieber, bedenken Sie doch die Kosten, die jetzige Zeit; das soll Alles gelehrt werden, obgleich unsere Väter die Feinde schlugen, ohne Geographie zu kennen u. s. w.« Jene würdigen Snobs denken nicht an den braven Hausbesitzer, der jährlich sein Hausdach mit einem Kostenaufwand von 100 Thlrn. ausflicken ließ, stets im Nassen saß, aber das stolze Bewußtsein hatte, ein neues Dach gespart zu haben, was den verschwenderischen Nachbar Veit baare 500 Thlr. gekostet hat, der allerdings sich dafür immer einer trockenen Stube erfreute, für die nächsten 20 Jahre gesorgt und nicht jedes Jahr die Mühe des Flickens hatte.

Schon wieder hat man in Frankreich eine neue Erfindung gemacht, indem von nun an Dampf-Kanonenboote nicht mehr durch Dampf sondern durch heiße Luft in Bewegung gesetzt werden sollen. Die dadurch erzielte Ersparniß wird für die gesammte Kaiserliche Marine auf 80,000 Frcs. berechnet, und soll der Kaiser bereits Befehl zur Neubeschaffung solcher Boote gegeben haben.

Die vielfach angeregte und besprochene Neubekleidung der Infanterie soll endlich in neuen Cäppis einen Ausdruck bekommen. Etwa zwanzig Proben sind dem Kriegsministerium vorgelegt worden, und obgleich Se. Königl. Hoheit der Prinz-Regent aus Pietät bei Lebzeiten Sr. Majestät nichts in der Uniformirung der Armee zu ändern für gut befunden hat, so soll man aus practischen Rücksichten sich dennoch für eine neue Kopfbedeckung entschlossen haben. Die für die ganze Armee befohlene Inschrift: »Mit Gott für König und Vaterland« auf dem Helmadler wird alsdann auch auf diese Kopfbedeckung übergehen.

Der Erfinder des Zündnadelgewehrs, Herr Commissionsrath Dreise in Sömmerda, hat vor einiger Zeit eine Art Doppelkanon construirt. Dasselbe besteht aus zwei gezogenen Röhren, die nach Art der Doppeljagdgewehre zusammenliegen, von hinten zu laden sind und in gleicher Weise wie das Zündnadelgewehr abgefeuert werden. Eine vortreffliche Visirung und eine bequeme Richtvorrichtung machen dieses Geschütz zu einem außerordentlich weittragenden. Es wurde dieserhalb eine Commission zusammengesetzt, um die Kriegsbrauchbarkeit zu prüfen; leider aber soll, wie wir hören, dieses Geschütz für den Feldgebrauch sich nicht eignen und von der Commission verworfen worden sein.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Kronenstr. 21.

Preußische Briefe.

— Neue Folge. —

V.

Die Land-Aristokratie muß den aristokratischen Resten, welche die Stadt enthält, die Hand reichen. In demselben Augenblicke, wo dies geschieht, wird der Kampf der Egalitarier gegen die Aristokratie ins Schwanken kommen, werden der schwer gekränkten und ihrer Rechte täglich mehr beraubten „Landpartei" sich neue Aussichten öffnen, wird eine neue Politik inaugurirt werden, deren Charakter wesentlich von den Interessen der Grundaristokratie und der städtischen Corporationen bestimmt werden wird.

Interessen-Politik! — Es ist das ein Wort, das die sittliche Entrüstung von mindestens hundert Zeitungen, Abgeordneten und sonstigen politischen Nachtwächtern erregen wird. Diese Herren verlangen nämlich, daß die Politik eines Staates nicht nur nicht im Interesse eines Standes geführt, sondern gegen das Interesse der einst bevorzugten Stände gerichtet werde. Es ist ein dunkles Gefühl vermeintlicher Billigkeit, es ist ein Anflug französischer Gleichheitsgedanken, was die Bessern unter ihnen dazu bestimmt. Sie wollen eine Politik, die mit rührender Väterlichkeit nach rechts und nach links in gleicher Art ihre Schläge und ihre goldenen Nüsse austheilt, welche überall nur „einfach aus Princip" handelt, unparteiisch ist, wie der liebe Gott nach den Vorstellungen der Rationalisten sein soll, mit kühlem Kopfe jede Vorliebe für einen bestimmten Stand vermeidet und als ächter königlicher Kaufmann Tag und Nacht in „allgemeiner Wohlfahrt" macht. Daß solche Politik in Wirklichkeit nicht existirt, nicht existiren kann, das begreifen diese Herren natürlich nicht, und ihr Begriffsvermögen ist ja überhaupt nicht sehr groß.

Existiren kann solch eine Politik schon darum niemals, weil es nicht möglich ist, unpersönliche Werkzeuge zu erfinden, welche dieselbe ausführen möchten. So lange aber Personen, Menschen von Fleisch und Bein, zu solchen Dingen nöthig sind, so lange wird auch jede Staatspolitik mehr oder minder den Charakter eines Interesses tragen.

Dies schwere Wort darf übrigens nicht unter jedem Regimente offen ausgesprochen werden.

Es giebt Regierungen, die soweit herabgekommen sind, daß sie gegen das Interesse, welches sie thatsächlich vertreten, zum Schein von bezahlten Rhetoren

deklamiren lassen; es giebt Minister, deren Abhängigkeit von den schnödesten Ausläufern des Mammonismus notorisch ist, und die, ohne Brucks Beispiel folgen zu wollen, und obgleich die Beweise gegen sie drohender lauten als gegen diesen unglücklichen Emporkömmling aus **Elberfeld**, dennoch ihr Vaterland nur für einen „unerfahrenen jungen Mann" zu halten scheinen, den man bei Zeiten ausnutzen muß, ehe er sein Geld sicher anlegt; und diese Minister machen sich kein Gewissen daraus, die edelsten Gefühle der Vaterlandsliebe zu erheucheln, mit ihrem Interesse für das „Allgemeine" zu prahlen und jede Forderung des Standes, des wirklichen Genossenschaftsinteresses als unberechtigt, als eigennützig zurückzuweisen und zu verläumden.

Das Interesse, welches solche Regierungen und solche Minister heut vertreten — wo? lassen wir natürlich ungesagt sein — ist das der Bourgeoisie. Die Bourgeoisie, leider in Wirklichkeit unseren Verhältnissen nicht so fremd als das Wort und sein äußerer Klang, ist kein Stand, sondern, um es kurz zu sagen, ein „Sumpf",*) in ihr und in ihm vereinigen sich alle die unsauberen Abflüsse der Privatwirthschaft, Potenzen, welche ihrer Pflicht zur Arbeit vergessen sind.

Diese Erklärung des Wortes Bourgeoisie hat übrigens nicht das Verdienst, neu zu sein, sie ist in Erinnerung an ein bekanntes Wort Adam Smith's geschrieben worden.

Die Bourgeoisie besteht in Wirklichkeit aus wenigen Personen, in denen Reste und Spuren aller Standesunterschiede erkennbar sind. Es ist ein scheußliches Gemisch, ein Grau in Grau, welches sich in den Augen der Welt dadurch zu heben, vielleicht sogar zu retten sucht, daß es in Festen und Gesellschaften einen neuen Luxus offerirt, von dem die Staatskünstler, welche es für seine Zwecke selbst engagirt hat, sagen, er sei zur Hebung der Volkswirthschaft bestimmt.

Diese Menschen, welche sich anmaßen, heute die Politik der Staaten wie die Course der Börsen zu machen, diese Menschen, welche bereits sich schmeicheln, die Aristokratie dieses und des kommenden Jahrhunderts zu sein und noch mehr zu werden, diese Menschen mit ihren großen Capitalien und Einflüssen stehen heut den entscheidenden Stellen in den meisten Ländern der Erde am nächsten. Sie lassen, sei es durch Juden, sei es durch präparirte Christen, die Gesetze machen, welche ihrer Lage conveniren, und sie würden herrschen, bis der Tag des Verhängnisses kommt, jener Tag, wo mit naturgesetzlicher Gewalt die gebundenen und getretenen Gesellschaftskräfte sich erheben und in ihrer unwillkürlichen Aufbäumung alle die künstlichen Einzäunungen vernichten würden, mit denen der Thron sich bis dahin gegen sein Volk geschützt hatte.

Sie würden herrschen —, wenn nicht eine Aussicht bliebe, nämlich diejenige, die wir im Eingang dieses Briefes angedeutet haben.

*) Ein geistvoller, hoher Herr nannte einst diese Classe so. Seine herzliche Liebe zum Volke ist bekannt.

(Fortsetzung folgt im nächsten Heft.)

Bis nach Hohen-Zieritz.

Eine Preußisch-Französische Geschichte
von **George Hesekiel.**

Eilftes Capitel.
Das Lied von der Linde.

O Jugend hold, o Jugend lieb,
Wo gehst du hin von mir?
Ich komm' nicht mehr, ich komm' nicht mehr,
Ich komm' nicht mehr zu Dir!

Zwischen fünf und sechs Uhr hatten die beiden Herren von Rouvroy das leichte Wäglein wieder bestiegen, um nach Mittenwalde zurückzukehren; es war ein angenehmer Abend, denn der Wind wehte mild aus Westen, aus der Spandower Ecke, herüber. Und wenn der „Herr Lieutenant" anfänglich auch seine Zeit lediglich zwischen der Betrachtung der Abendlandschaft und zwischen seiner Abendpfeife theilte, so konnte doch Robert von Rouvroy wohl bemerken, daß sich sein Oheim ganz in jener behaglichen Stimmung befand, die über ältere Männer zu kommen pflegt, wenn sie eine Reihe von Geschäften glücklich beendet haben und ruhig einer erwählten Heimath zufahren können.

Diese Stimmung aber war dem Jüngling sehr gelegen, der sichtlich etwas auf dem Herzen hatte für seinen Oheim.

Lieutenant von Rouvroy hatte, gleich nachdem er seinen Brudersohn in Berlin am verabredeten Orte getroffen, bemerkt, daß sein junger Verwandter ihm Mittheilungen zu machen habe, aber er hatte sich mit jener Gewandtheit, die erfahrenen Weltleuten eigen, diesen Mittheilungen zu entziehen gewußt, denn einmal liebte er nicht, vertrauliche Gespräche an öffentlichen Orten zu führen, und dann war es bei der eigenthümlichen Mischung von Sentimentalität und herzlicher Theilnahme, die in seinem Wesen vorherrschte, in der That ein hoher Genuß für ihn, den Mittheilungen einer frischen Jünglingsseele zu lauschen, ein Genuß, in dem er sich nicht gern unterbrechen oder stören ließ. Vielleicht dachte er sich auch, ohne sich dessen jedoch klar bewußt zu sein, die Abendfahrt angenehmer zu machen, die Dauer derselben zu kürzen, hegte vielleicht nebenbei einen jener kleinen selbstsüchtigen Gedanken, die uns meist unbewußt wie Unkraut im Innern wuchern.

Hinter dem Kreuzberge, in der Nähe von Tempelhof, sah der Lieutenant seinen jungen Verwandten mit jenem ermuthigenden Blicke an, der die Schleusen der Mittheilung weit öffnet, und Herr Robert säumte auch nicht, die gegebene Erlaubniß sofort zu benutzen.

„Das war ein glücklicher Tag, mein Oheim!" begann der junge Mensch.

„Die Idus des Märzen sind da, aber noch nicht vorüber!" unterbrach

der Lieutenant, der sich spät und etwas mühsam ein wenig jener klassischen Bildung angeeignet hatte, welche unsere jungen Herren sich von Tertia bis Prima nebenher gefallen lassen; was man sich spät und mühsam aneignet, das liebt man, was man aber liebt, das zeigt man auch gern.

„Deine klassische Bemerkung, lieber Oheim," entgegnete Robert, der seine Ungeduld aus Respekt vor dieser Persönlichkeit stets zu bemeistern wußte, „weise ich, mit Deiner gütigen Erlaubniß, durch ein treffliches deutsches Sprüchwort zurück —"

„Du sollst den Tag nicht vor dem Abend loben!" unterbrach der Lieutenant abermals scherzend.

„Richtig, das wollte ich eben auch anführen," rief der Jüngling, „denn siehe, es ist Abend, und mein Tag war glücklich vom ersten Morgengrauen an," — Robert's Stimme schwankte leicht, denn er dachte an Riekchen und an den Kußfinger, den sie ihm bei der Abfahrt zugeworfen — „bis zu dieser Abendröthe."

„Nun so erzähle mir denn Deinen glücklichen Tag, Robert, mein lieber Junge!" sagte der Lieutenant und blickte nun aus einer dicken Dampfwolke heraus seinen jungen Verwandten mit dem höchsten Wohlwollen an.

„Als ich mich von Dir trennte, ging ich zuerst zu Drieberg, um mit ihm über unsere gemeinschaftliche Reise nach Königsberg zu sprechen —"

So begann Robert seine Erzählung. Der Oheim schwieg und lächelte, denn er dachte an Riekchens Morgengruß, den ihm sein Neffe ganz dreist vorenthielt, obwohl mit diesem Gruß eigentlich der glückliche Tag glücklich begonnen.

„Ich fand Drieberg nicht," fuhr Robert, der von seines Oheims Arglist keine Ahnung hatte, ruhig fort, „ich fand Drieberg nicht anwesend, er ist in Mecklenburg bei seinem Vater, wohl aber seine Mutter und seine Schwester Valerie."

„Valerie heißt sie und ist sehr schön, nicht wahr?" fragte der Lieutenant und zwinkerte sehr schlau mit den Augen, „Du hast allerdings viel Glück!"

Robert sah seinen Oheim mit einem langen Blick an, dann entgegnete er ruhig: „Valerie von Drieberg ist allerdings sehr schön, lieber Oheim, und sehr liebenswürdig, sie würde Dir sehr gefallen, denn sie beschäftigt sich gern und viel mit Dichtkunst und den schönen Wissenschaften. Heute sagte sie mir, daß Drieberg im nächsten Monat im eigenen Wagen mit noch zwei Freunden nach Königsberg fährt, und daß er mir einen Platz aufgehoben hat!"

„Das ist herrlich, mein lieber Junge, Dein Fräulein Valerie gefällt mir sehr!"

„Nähre aber nicht vorschnell süße Hoffnungen, lieber Oheim," entgegnete Robert neckend, „Fräulein von Drieberg ist mit einem prächtigen Cavallerie-Officier versprochen, der bei der Garde in Königsberg steht!"

Der alte Lieutenant lachte gewaltig über diese Neckerei; der Neffe aber fuhr fort: „Von Drieberg's ging ich zu Professor Wendel, zu meinem alten Lehrer, um ihn einmal wiederzusehen, und um ihm ein paar Bücher abzuborgen!"

„Und wie fandest Du den gelehrten Herrn?"

„Wie immer, mein Oheim, das Herz voll Liebe und Freundlichkeit, den Mund voll Schmähung und zornigen Worten; er schalt ganz gewaltig auf seinen Collegen Hauchecorne, den die Franzosen zum Censor gemacht hatten; er wüthete gegen einen Herrn Monter, der von ihm verlangt hatte, er solle eine Biographie der Gräfin Lichtenau schreiben; er brannte ein wahres Feuerwerk los von zornigen und spitzen Redensarten gegen altgewordene Knaben, die eine geheime Verbindung gegen die Franzosen stiften wollten, während das ganze Volk in einer offenen Verbindung gegen seine Feinde stehe, und als ich ihm sagte, daß ich nach Königsberg gehen werde, um dort meine Studien fortzusetzen, verlangte er, ich solle ihm mein Ehrenwort geben, nicht in eine geheime Verbindung einzutreten, weil alle geheime Verbindungen unpreußisch und unloyal seien!"

„Du gabst ihm Dein Ehrenwort?"

„Nein, lieber Oheim," beantwortete Robert diese Frage, „ich gab es ihm nicht, ich sagte ihm, daß er ganz ruhig sein könne, denn es sei überhaupt nicht die Art Derer von Roudroy, sich in geheime Bünde zu verstecken!"

„Richtig, mein lieber Junge, richtig," rief der Oheim erfreut, und was entgegnete der gelehrte Herr darauf?"

„Nun, Oheim," lachte Robert, „er nahm eine große Prise und stopfte sie so grimmig in beide Nasenlöcher, daß ich glaubte, er müsse ersticken, dann aber erklärte er etwas unhöflich: er habe so viele Thorheiten von Denen von Roudroy vernommen, daß es ihn mächtig freue, auch einmal etwas Gescheutes von ihnen zu hören!"

Der Lieutenant lachte aus vollem Halse über die Aufrichtigkeit des Professors.

„Endlich," fuhr Robert fort, „kam ich mit meiner Bitte um die Bücher heraus. Du hättest die Augen sehen sollen, die der alte Herr machte, er sah mich an wie eine Eule, der man das Futter nimmt. Hustend und prustend hielt er mir eine lange Vorlesung, erst über die Bücher im Allgemeinen, dann über die Bibliotheken in alter, mittlerer und neuerer Zeit, nachher ging er auf die schnöde Unsitte des Bücherverleihens im Allgemeinen über, um auf die barbarische Nichtachtung zu kommen, in welcher die Bücher ständen, und auf die schändliche Gewohnheit ungebildeter Menschen, theure Einbände zu mißhandeln, Ecken abzustoßen, Rücken zu brechen, Eselsohren in die Blätter zu kneifen, und wie die Freiheiten und Verbrechen sonst heißen mögen, die sich ein rusticus, so nennt der Professor alle Nichtgelehrte, jemals gegen die geheiligte Person eines Buches erlaubt hat; der Schluß war dann die bekannte Erklärung, daß er eigentlich niemals Bücher verborge und auch niemals eine Ausnahme mache, daß aber ich doch meine Bücher bekommen solle!"

„Il a toujours le refus sur les levres et le consentement dans le coeur!" rief der Lieutenant, durch Roberts Darstellung höchlich belustigt, dazwischen.

„Darauf," erzählte der Student weiter, „mußte ich einen Empfangsschein

schreiben, und der alte Herr that mir fast leid, denn er sah ganz wehmüthig aus und seufzte tief, als er meinen Schein zu einem ganzen Packet anderer legte — „meine besten Sachen sind in babylonischer Gefangenschaft!" murrte er vor sich hin — „wer weiß, ob ich jemals sie wiedersehe!" — gleich darauf aber schalt er wieder auf einen französischen Gelehrten, der ihm ein albernes Buch über etruskische Vasen geschickt habe!"

„Und wohin gingst Du von dem Professor?" fragte der Lieutenant.

„Zu Frau von Redow in der Lindenstraße!" entgegnete der Student.

„Frau von Redow?" rief der Oheim erstaunt.

„Frau von Uchtenhagen," erklärte Robert, „hatte mir einen Brief an die Frau Kammerherrin von Redow gegeben, den ich selbst abgeben sollte."

„Ich habe die Dame gekannt!" meinte der Oheim nachdenklich.

„Das sagte sie mir gleich," fuhr der junge Herr fort, „sie erinnerte sich Deiner und auch des seligen Vaters sehr wohl und war sehr gütig gegen mich; ich mußte ihr von Mittenwalde viel erzählen, sie zeigte sich sehr eingehend und theilnahmvoll, obgleich sie ein Paar so scharfe und mächtige Augen hat, daß mir einige Male ganz seltsam zu Muthe wurde, wenn sie mich so steil anblickte, als wollte sie mich durch und durch schauen."

Der Oheim blickte seinen Neffen verstohlen von der Seite an, als wollte er sagen: „Mein lieber Junge, diese kluge Frau wird Dich wohl auch durch und durch durchschaut haben, und Deine Liebe zu Riekchen wird ihr wohl kein Geheimniß mehr sein!" aber er sagte nichts.

„Ich war etwa eine halbe Stunde bei Frau von Redow," erzählte Robert weiter, „da kam ein Besuch, ich wollte mich empfehlen, aber die Dame bat mich, zu bleiben und stellte mich dem Herrn vor. Es war der Kammerherr von Pletz auf Bessin; ein ganzer Mann, Oheim, der sprach viel Gutes von Dir und von Papa und freute sich, daß uns seine kleinen Junker so gut gefallen, er sieht wirklich ganz so aus wie Junker Eusebius. Er hat mich eingeladen, noch ein acht oder vierzehn Tage in Bessin bei ihm zu bleiben, ehe ich nach Königsberg gehe, er will mir auch Briefe nach Königsberg mitgeben."

„Robert, mein lieber Junge, ich denke, daß Du die Einladung dieses würdigen Edelmannes angenommen hast?"

„Gewiß habe ich sie nicht abgelehnt; der ernste, finster blickende Kammerherr kann sehr freundlich und verbindlich sein, ich habe ihm gesagt, daß ich kommen würde, wenn Du nichts dagegen hättest."

Der Lieutenant, der eben mit seiner Pfeife beschäftigt war, bemerkte nicht, daß sein Neffe lebhaft erröthete, und fuhr ruhig fort: „Du könntest in nächster Woche nach Bessin gehen!"

„Ja, lieber Oheim," entgegnete Robert stotternd und ganz leise, „nächsten Donnerstag über acht Tage will Herr von Pletz einen Wagen nach Berlin senden, um Riekchen nach Bessin abzuholen, und die Frau Kammerherrin von Redow meinte, daß sich das vortrefflich passe."

Der Lieutenant blickte lächelnd auf seinen Neffen, der erröthend und verlegen sich über die Hürde des Wagens beugte und sehr aufmerksam mit der

Prüfung der Spurbreite beschäftigt schien. Leute unserer Tage und auch schon viele Leute von damals würden sich diese günstige Gelegenheit nicht haben entgehen lassen, den verliebten Jüngling mit seiner stillen Neigung und Verlegenheit spott- oder scherzweise aufzuziehen, und für manche verliebte Seele wäre das eine Freude und ein Stolz gewesen. Der Herr Lieutenant that das nicht, ihm war die erste Liebe überhaupt, namentlich aber die erste Liebe seines lieben Robert viel zu heilig zu Scherz und Spott, und wenn er versucht gewesen wäre zu spotten oder zu scherzen, so hätte er sehr recht daran gethan, sich zurückzuhalten; denn die scheue, stolze Jünglingsseele seines Verwandten würde sich empfindlich verletzt gefühlt haben bei jeder Berührung der Art. Noch glaubte Robert von Rouvroy, befangen in jener glücklichen Blindheit der Jugend, seine Liebe sei ein tiefes Geheimniß zwischen ihm und Riekchen, und auch zwischen ihm und der Geliebten war es insofern ein Geheimniß, als es wenigstens noch nicht zur Sprache gekommen war zwischen ihnen; ihre Liebe war noch ein Blumen-Blatt, auf dem unberührt der zarte Blüthenstaub lag.

„So!" meinte der Lieutenant schonend, „Frau von Uchtenhagen hat mir noch nicht ein Wort davon gesagt, daß Riekchen zu ihrer Tante nach Bessin geht."

„Frau von Uchtenhagen wird es sebst noch nicht wissen," entgegnete Robert erleichtert; „der Kammerherr hat mir einen Brief seiner Gemahlin für Frau von Uchtenhagen gegeben; sie scheinen es in Bessin sehr zu wünschen, und früher ist schon oft die Rede davon gewesen."

„Ist auch ganz gut," erklärte der Lieutenant, „ich gönne meinem lieben Riekchen die Veränderung von Herzen, und es trifft sich recht hübsch für Dich, daß Du Deine Cousine begleiten kannst. Ihr werdet eine herrliche Fahrt machen, Robert, mein lieber Junge! ja, es giebt kaum etwas Hübscheres, als wenn zwei junge Leute so frank und frei zusammen in einen schönen Frühlingstag hineinfahren und am Ziel ihrer Reise obendrein eines freundlichen Empfanges gewärtig sein können!"

Der alte Herr seufzte; erinnerte er sich einer solchen Fahrt aus seiner Jugend und wurde die Erinnerung mächtig in ihm? Robert aber war ganz der Ansicht seines Oheims, indessen der Egoismus des verliebten Jünglings hinderte ihn, sich weiter um die Gefühle seines älteren Verwandten zu kümmern.

Es begann zu dämmern, aber in ungetrübtester Heiterkeit lachend und scherzend fuhren die beiden Rouvroy durch die Dörfer, die bereits in der echt churmärkischen Abendschweigsamkeit am Wege lagen. Sie sangen auch, und plötzlich begann Robert mit seiner zwar noch nicht ganz festen, aber anmuthigen Stimme ein Lied zu singen, das er oft von seinem Oheim vernommen, wenn der einsam am Clavier saß und sich ganz unbelauscht glaubte. Der Herr Lieutenant fuhr überrascht zusammen, als Robert begann:

Die Linde steht im tiefen Thal,
Ich grüße sie viel tausend Mal,
Die erste Liebe mich durchglüht,
Wenn hold die Linde wieder blüht.

Ich sinne hin und sinne her,
So lieb ist keine Linde mehr!

Beim Refrain aber setzte der Oheim mit seiner tiefen Stimme ein, und nun sangen die Beiden vereint:

Hier hat Sie froh mir zugenickt
Und mir ins Auge still geblickt,
Hier gab Sie mir die weiße Hand
Und knüpfte unser Liebesband.
Ich sinne hin, ich sinne her,
So liebe Hand, die giebt's nicht mehr!

Hier schnitt ich einst den Namen mein
Und ihren auch der Linde ein,
Ihr Haupt an meiner Schulter lag,
Ich fühlte ihres Herzens Schlag,
Und stürbe man vor Wonn und Lust,
So hätt' ich sterben da gemußt

Und als ich mußte von ihr geh'n,
Da blieb im Thal die Linde stehn,
Und zu der Linde zog Sie's hin,
Es war der Liebe Zauber d'rin.
Wenn mich auch nicht ihr Auge sah,
So war für mich die Linde da!

Die Zeit ging hin, manch Jahr verrann,
Leis schwand der ersten Liebe Bann,
Und Sie zog hin und ich zog her,
Wir sah'n uns Beide nimmermehr,
Und in den Lindenschatten mild
Trat still der ersten Liebe Bild.

Jüngst kam ich in das tiefe Thal,
Da schlug so laut die Nachtigall,
Die Linde stund in Duft und Grün,
Und still begann mein Herz zu glühn;
Die Linde treu nach Jahren trug
Der Namen fest verschlung'nen Zug.

Und unter ihrem Blätterdach
Ward meine erste Liebe wach.
Wenn Sie auch nicht mein Auge sah,
War doch für Sie die Linde da. —
Und sinn' ich hin und sinn' ich her,
So lieb ist keine Linde mehr!

Die letzten Töne waren verklungen, und in einem tiefen Schweigen saßen die beiden Sänger. Erst nach einem ziemlich langen Zögern fragte Robert:

„Sage mir doch, lieber Ohm, von wem das Lied von der Linde ist, das ich dich so oft habe singen hören? es geht mir immer bis in die innerste Seele, wenn ich's höre oder selbst singe."

„Es ist ein anständiger Name, den Du unter das Lied schreiben kannst, mein lieber Junge, wenn auch nicht der eines berühmten Dichters; Text und Melodie sind von einem Manne, der sich wenigstens rühmen darf, seiner ersten Liebe getreu geblieben zu sein; sie sind von mir, mein Robert, und ich freue mich herzinnig, daß Dich aus meinen Versen der verwandte Geist angesprochen und anmuthig angezogen hat. Rouvroy bleibt der ersten Liebe treu!"

„Rouvroy bleibt der ersten Liebe treu!" wiederholte leise der entzückte Jüngling und drückte selig die dargebotene Hand des Oheims; die lichte Fahne der ersten Liebe flog in verrätherischem Roth über sein Antlitz, aber der Schatten und Dämmer des frühen Lenzabends verbargen die Wappenfarbe der Liebe.

Langsam und knirschend wühlten die Wagenräder durch den tiefen Sand, süße, friedliche Stille lag auf der weiten Ebene; da tönte plötzlich ein schriller Hilferuf durch Dämmer und Schweigen, die beiden Herren von Rouvroy flogen auf von ihren Sitzen, das starke Braunroß des alten Grieben stand von selbst still, und der Knecht hielt lauschend die hohle Hand an's Ohr.

„Hilfe! Hilfe!" tönte der angstvolle Jammerruf mit heller, deutlicher Stimme von rechts herüber. Mit leichtem Satze beinahe zu gleicher Zeit waren die beiden Rouvroy vom Wagen und stürmten in vollem Laufe in der Richtung fort, aus welcher der Angstruf immer lauter erscholl.

„Hilfe kommt, Hilfe ist da!" rief Robert, der seinem Oheim einige Schritte voraus war.

Aber die beiden Herren waren nicht zu zwei, sondern zu drei, denn ganz dicht folgte ihnen der ehrliche Knecht des alten Grieben; der war vom Wagen gesprungen, hatte die Leine ins Rad geschlungen, mit einem tüchtigen Schlag seinen Hut festgesetzt und lief nun den beiden Herren nach, dabei spuckte er in die harte, schwielige Hand und kehrte die Peitsche um, sie am dünnen Ende fassend, eine furchtbare Waffe in der Hand eines churmärkischen Bauerknechtes.

Uebrigens hatten die drei Männer nicht weit zu laufen, denn auf einem Nebenwege, nicht zweihundert Schritt von der Hauptstraße, hielt ein halbbedeckter Kaleschwagen, um welchen drei Kerle bemüht waren. Robert, der zuerst heran war, bemerkte trotz der Abenddämmerung gleich, daß einer der Kerle den Koffer, der hinten auf dem Wagen festgemacht war, losschnitt, während der Zweite den Kutscher knebelte, und der Dritte bemüht war, ein Frauenzimmer mit roher Gewalt aus dem Wagen zu reißen.

Mit zwei Sätzen war er heran, er hatte den Kerl am Kragen, bevor der noch seine Annäherung bemerkte, und mit einem gewaltigen Ruck warf ihn Robert zu Boden. Der Lohn für diese Ritterthat sollte ihm augenblicklich werden, denn ein junges Frauenzimmer, dessen Arm der Kerl festgepackt hielt, fiel ihm in die Arme, und die leichte Last würde ihn seinem Gegner gegenüber, der fast augenblicklich wieder auf die Füße sprang, wehrlos gemacht haben, wenn nicht der Knecht des alten Grieben in demselben Augenblicke zur Stelle gewesen wäre

und seinen Peitschenstiel mit churmärkischer Energie auf den Rücken des Kerls hätte niedersausen lassen. Mit Blitzesschnelle nahmen die Wegelagerer die Flucht, denn der Herr Lieutenant hatte indessen den zu Boden geworfenen Kutscher befreit, und die Schurken mochten gegen vier Männer nicht Stand halten.

Im Wagen saß eine ältliche Dame, sie war ohnmächtig, kam aber zu sich, als das junge Frauenzimmer, deren große dunkle Augen wie Sterne leuchteten, sich in Roberts Armen von ihrem Schrecken erholt und ihr zugesprochen hatte.

Von dem Kutscher erfuhren die Rouvroy, daß die Dame aus Königsberg sei und mit ihrer Tochter Verwandte in Dresden besucht habe. Der Kutscher hatte sich in Mittenwalde den Weg zwar beschreiben lassen, war aber doch von der großen Straße abgekommen und hier von den drei Kerlen überfallen worden. Es war nicht daran zu denken, die Bösewichter zu verfolgen, auch wünschte die Dame, nachdem sie zu sich gekommen, ihre Reise so rasch als möglich nach Berlin fortzusetzen. Uebrigens erkundigte sie sich sehr höflich nach dem Namen ihrer Retter, dankte ihnen in der besten Form und wohl gewählten Worten. Dasselbe that die Tochter, die außerdem Robert, als ihrem speciellen Retter, noch ihre Hand reichte, die dieser artig küßte und beinahe erschrocken über den feurigen Druck war, den er in seinen Fingern fühlte. Der Kutscher brachte mit Hülfe des Grieben'schen Knechtes das Gepäck so wie das verwirrte Geschirr bald wieder in Ordnung, dann führten die Herren den Kaleschwagen, der mit zwei schönen Füchsen bespannt war, vorsichtig nach der großen Straße, die sie unter angelegentlichen Gesprächen denn auch bald erreichten.

Durch die Dazwischenkunft der Herren von Rouvroy war alle Gefahr beseitigt, und die Damen konnten den räuberischen Ueberfall als ein Reise-Abenteuer ohne weitere Folgen betrachten. Das erkannten sie auch dankbar an, und Robert empfing von dem jungen Frauenzimmer, deren Züge er nicht deutlich zu erkennen vermochte, deren Augen er aber leuchten sah, einen zweiten Händedruck, der noch feuriger war als der erste.

Die Kalesche war schon eine gute Strecke fort auf der großen Straße nach Berlin zu gerollt, der Wagen des alten Grieben knirschte wieder durch den Sand, da begann der Herr Lieutenant plötzlich zu lachen und meinte, „es sei doch sonderbar, daß die Damen, die sie gerettet, ihnen nicht einmal ihren Namen gesagt hätten!“

„Wir haben nicht daran gedacht, uns danach zu erkundigen!“ bemerkte Robert sehr richtig.

Uebrigens kamen unsere Helden ohne weiteren Unfall nach Mittenwalde und waren sehr zufrieden mit ihrem Abenteuer; Robert von Rouvroy hatte von demselben noch eine besondere Ueberraschung, denn als er sich auskleiden wollte, bemerkte er auf der Rabatte seines Rocks eine Schmucknadel. Es war nicht anders möglich, die junge Dame mußte sie ihm in der Dunkelheit angesteckt haben. Der junge Herr war etwas verletzt dadurch, es sah das wie eine Bezahlung, oder wenigstens wie eine nicht ganz feine Belohnung für seinen Retterdienst aus. Und auch der Oheim schüttelte einigermaßen unzufrieden den Kopf, denn er hatte Edelsteine genug gesehen, um zu wissen, daß die Schmucknadel

mit dem großen Smaragd, der zierlich von kleinen Perlen eingefaßt war, ein Stück von nicht geringem Werthe sei. Doch siegte bei Beiden zuletzt die angenehme Empfindung, die Abenteuer der Art immer für Männer haben, über die Mißstimmung, die ihnen das Schmuckstück verursacht hatte.

Es versteht sich von selbst, daß in dem Kreise der Frau von Uchtenhagen sowohl, wie in ganz Mittenwalde noch lange und oft die Rede war von dem Abenteuer, nur von der Schmucknadel mit dem grünen Stein wurde nicht gesprochen, ohne weitere Verabredung wurde derselben weder von dem Oheim noch von dem Neffen Erwähnung gethan!

Bundesgericht und Gesetzgebungsrecht des Bundestages.

I. Bundesgericht.

Bei der Berathung der Bundesacte auf dem Wiener Congresse war man einig darüber: Die Grundzwecke des Bundes, Erhaltung der äußeren und inneren Sicherheit Deutschlands, forderten, daß jeder Kriegszustand und jede gewaltsame Selbsthülfe zwischen den Bundesgliedern ausgeschlossen werde. Es bestimmte daher der Schlußabsatz des Artikel XI.:

„Die Bundesglieder machen sich verbindlich, einander unter keinerlei Vorwand zu bekriegen, noch ihre Streitigkeiten mit Gewalt zu verfolgen, sondern sie bei der Bundesversammlung anzubringen. Dieser liegt alsdann ob, die Vermittelung durch einen Ausschuß zu versuchen; falls dieser Versuch fehlschlagen sollte, und demnach eine richterliche Entscheidung nothwendig würde, solche durch eine wohlgeordnete Austrägal-Instanz zu bewirken, deren Ausspruch die streitenden Theile sich sofort zu unterwerfen haben."

Eine weitere Entwickelung erhielt dieser Grundsatz durch die vorläufige Austrägal-Ordnung, welche ein Bundesbeschluß vom 16. Juni 1817 festsetzte. Nach Inhalt derselben wird die Streitigkeit von dem Beschwerde führenden Theile bei der Bundesversammlung selbst durch eine schriftliche Darstellung der streitigen Ansprüche anhängig gemacht. Die Bundesversammlung ernennt einen Ausschuß, der aus zwei oder mehreren Bundesgesandten besteht. Der Ausschuß erfordert von dem beklagten Theile eine schriftliche Beantwortung, entwirft Vorschläge zu gütlicher Beilegung und versucht in einem angesetzten Termine das Zustandebringen eines Vergleiches. Gelingt der Vergleich, so wird die Vergleichsurkunde in Urschrift, die Ratifikationsurkunde eines jeden Theiles dagegen in beglaubigter Abschrift in dem Archiv des Bundes niedergelegt. Der Bund übernimmt die Gewähr für Erfüllung des Vergleichs. Mißlingt der Versuch, so hat der Beklagte dem Kläger drei unparteische Bundesmitglieder vorzuschlagen, aus welchen das von dem Kläger gewählte seiner „dritten"

obersten Justizstelle den Auftrag ertheilt, „im Namen und anstatt der Bundes-Versammlung“ als Austrägal-Instanz in seinem Plenum zu verhandeln und zu entscheiden. Die Verhandlung erfolgt nach den bei dem Gerichtshofe auch für andere Rechtssachen bestehenden Vorschriften. Der Entscheidung werden in Ermangelung besonderer Entscheidungsquellen die in Deutschland hergebrachten, gemeinen Rechte zum Grunde gelegt.

Das Erkenntniß bindet die streitenden Theile, jedoch kann, wenn sich neue unberücksichtigte Thatsachen ergeben, innerhalb vier Jahren nach ihrer Entdeckung bei der Bundesversammlung ein Gesuch um Wiedereinsetzung in den vorigen Stand angebracht werden, welches die Bundesversammlung an die Austrägal-Instanz weist, um über die Statthaftigkeit des Rechtsmittels, und, wenn diese anerkannt wird, nach wiederholter Verhandlung mit Berücksichtigung des neuen Anbringens in der Sache selbst zu entscheiden.

Die Wiener Schlußacte vom 15. Mai 1820 hat diese Bestimmungen mit einigen näheren Erläuterungen in Art. XXI. bis XXIII. aufrecht erhalten, jedoch in Art. XXIV. den Bundesgliedern ausdrücklich freigestellt, sich unter einander für künftig vorkommende einzelne Streitfälle oder überhaupt über eine andere Art der schiedsrichterlichen Erledigung zu einigen. Früheren Einigungen dieser Art wurden als durch die bundesrechtlichen Bestimmungen nicht aufgehoben anerkannt. Nun waren die Bestimmungen der Art. XIX. und XX. Diese machen es dem Bunde zur Pflicht, vor Allem für Aufrechterhaltung des Besitzstandes zu sorgen. Hieraus wird die Befugniß hergeleitet, wenn Thätlichkeiten wirklich ausgeübt worden, oder zu besorgen sind, vorläufige Maßregeln zu ergreifen, durch welche der Selbsthülfe Einhalt geschehe oder vorgebeugt werde. Ist der jüngste Besitzstand streitig, so kann die Bundesversammlung den obersten Gerichtshof eines nicht betheiligten Bundesgliedes mit der summarischen Untersuchung des jüngsten Besitzstandes und der Beschaffenheit der Störung beauftragen. Der nach den Ergebnissen dieser Untersuchung abzufassende Bescheid soll, wenn er nicht freiwillig befolgt wird, durch Bundesmittel in Vollzug gesetzt werden. In der Plenarversammlung vom 3. August 1820 erhielt die Austrägalordnung, wie die Bundesakte selbst, die Bedeutung eines definitiven Bundesbeschlusses. In der nämlichen Plenarsitzung erfolgte auch die Genehmigung der in den Wiener Ministerial-Konferenzen vereinbarten Exekutionsordnung, welche auf die durch Austräge gefällten schiedsrichterlichen Entscheidungen Anwendung finden soll.

Der Entwurf einer Bundesausträgal-Gerichtsordnung wurde von der mit Revision der Austrägalordnung beauftragten Commission in der Sitzung vom 21. December 1820 vorgelegt, ist indeß noch unerledigt, indem durch Beschluß vom 15. September 1842 eine Umarbeitung angeordnet wurde.

Die Kompetenz der Austräge beschränkt sich auf die in das Gebiet des Bundes fallende Streitigkeiten der souveränen Bundesglieder unter sich. Ausgeschlossen sind also Streitigkeiten unter Mitgliedern einer Regierung, regierenden Familien, über Thronfolge, Regentschaft, Appanagen u. s. w., so wie Streitigkeiten eines Bundesgliedes mit seinen Unterthanen, Unterthanenklassen und Ständen.

Eine Einwirkung der Bundesversammlung auf die Verhältnisse der Angehörigen einzelner Bundesstaaten zu den souveränen Gliedern des Bundes tritt nur in folgenden Fällen ein.

1. Wenn der Bund in Folge einer Vereinbarung zwischen Regierung und Ständen die Garantie der in einem Bundesstaate eingeführten landständischen Verfassung übernommen hat, soll der Bund auf Anrufen der Betheiligten die Befugniß:

1) Irrungen über Auslegung und Anwendung der Verfassung durch gütige Vermittelung oder Herbeiführung einer schiedsrichterlichen Entscheidung beilegen;
2) die Aufrechthaltung der Verfassung in dem Zwangswege bewirken.

2. Der Bund kann nach Art. 26 der Schlußakte bei Widersetzlichkeit der Unterthanen wider die Obrigkeit einschreiten, wenn:

1) durch Ausbruch eines Aufruhrs oder Verbreitung aufrührischer Bewegungen die innere Ruhe unmittelbar gefährdet ist;
2) die Regierung selbst ihre verfassungsmäßigen und gesetzlichen Mittel zur Herstellung oder Sicherung der Ordnung ohne Erfolg geschöpft hat, und
3) den Beistand des Bundes selbst anruft, oder dies zu thun, sich durch die Umstände verhindert findet. In beiden Fällen dürfen die Bundesmaßregeln nur so lange dauern, als es die betheiligte Regierung selbst für nothwendig erachtet.

3. In anerkannter Wirksamkeit stehende landständische Verfassungen können nach Art. 56. der Schlußakte nur auf verfassungsmäßigem Wege wieder abgeändert werden. Dies ist eine bundesgrundgesetzliche Bestimmung. Da nun nach Art. XVII. der Schlußakte die Bundesversammlung den Vorschriften der Schlußakte ihre richtige Anwendung zu sichern berufen ist, und da die Bundesversammlung nach Art. XXXI. der Schlußakte die Vollziehung der Bundesakte, nach Erschöpfung anderer bundesmäßiger Mittel, auch im Zwangswege nach der Executionsordnung zu bewirken hat, so würde ihr das Recht nicht bestritten werden können, in dem Falle einer Verfassungsänderung auf anderem als dem verfassungsmäßigen Wege, sei es auf Klage des Verletzten oder auch ohne eine solche, einzuschreiten. Wer in solchen Fällen als zur Beschwerdeführung legitimirt anzusehen sei, ist bundesrechtlich nicht bestimmt. Ob die Kompetenz des Bundes sich, wo allgemeine Stände vorhanden sind, auch auf Provinzial-Verfassungen eines einzelnen Bundesstaates erstrecke, ist bekanntlich eine Streitfrage aus Anlaß der Beschwerden der hannöverschen Ritterschaften wider die hannöversche Regierung geworden. Unseres Erachtens ist es ungerechtfertigt, hier das Einschreiten, wie Zachariä will, auf besonders von dem Bunde garantirte Provinzialverfassungen zu beschränken. Zu den Verfassungen der Bundesstaaten gehören nicht blos die den ganzen Staat umfassenden, sondern auch die Verfassungen einzelner Landestheile, welche die Landesverfassung entweder ergänzen, oder in ihrer Wirksamkeit beschränken; also, soweit sie mit selbstständigen Rechten dastehen, und nicht blos Organe der allgemeinen Stände sind.

4. Nehmen Streitigkeiten zwischen Ständen und Regierungen den Charak-

ter einer unmittelbaren Gefährdung der inneren Ruhe, Art. 26. der Schlußakte, an, so hat ein Bundesbeschluß vom 24. Oktober 1834 zu Vermeidung der Nothwendigkeit eines Zwangseinschreitens das Mittel eröffnet, den Streit durch ein Bundesschiedsgericht in rechtlichem Wege zum Austrag zu bringen. Von drei zu drei Jahren ernennt jede der siebzehn Stimmen des engern Raths aus den von ihr vertretenen Bundesländern zwei Spruchmänner, einen Rechtskundigen und einen aus dem Verwaltungsfache.

Aus der Gesammtliste wählen die Stände und die mit ihnen in Streit befangene Regierung je drei, die betheiligte Regierung unter Ausschluß der von ihr selbst ernannten, wenn die Stände nicht mit deren Zuziehung einverstanden sind. Die Spruchmänner wählen einen Obermann aus der Gesammtliste; bei Stimmengleichheit bestimmt ihn die Bundesversammlung. Der Schiedsspruch hat die Kraft eines Austrägal-Erkenntnisses. Dies Verfahren setzt voraus:

1) daß der Streit die Auslegung der Verfassung oder den Umfang der ständischen Mitwirkung bei Ausübung der Staatsgewalt zum Gegenstande habe,
2) daß alle landesverfassungsmäßigen Wege zu Erledigung des Streites erschöpft seien, und
3) daß die schiedsrichterliche Entscheidung in Folge einer **Vereinbarung mit den Ständen** von der betheiligten Regierung beantragt werde.

5. Soweit das Bundesrecht einzelnen Unterthanen, Corporationen oder Unterthanenklassen bestimmte Rechte wirklich zugesichert hat, kann wider deren Verletzung die Hülfe des Bundes angerufen werden, weil er nach Artikel 31 der Schlußakte verflichtet und berechtigt ist, die Vollziehung der Grundgesetze des Bundes nöthigenfalls in dem Zwangswege zu bewirken. Dies wird in dem Artikel 53 der Schlußakte ausdrücklich anerkannt, indem es hiernach der Bundesversammlung obliegt, die Erfüllnng der durch bundesgesetzliche Bestimmungen über die Unterthanenrechte von den Bundesgliedern übernommenen Verbindlichkeiten zu bewirken, wenn sich aus hinreichend bewahrheiteten Anzeigen der Beschwerten ergiebt, daß eine solche Erfüllung nicht stattgefunden habe.

6. Halten sich mittelbar gewordene, ehemalige Reichsstände oder Reichsadelige in den ihnen durch Artikel 14 der Bundesakte zugesicherten Rechten durch Legislationsakte für verletzt, so kann nach dem Bundesbeschluß vom 15. September 1842 die Bundesversammlung dem zuständigen Landesgerichte zweiter Instanz die Instruktion des Streitfalles auf erhobene Reklamation auftragen. Die Bundesversammlung entscheidet entweder selbst nach Stimmenmehrheit, oder bestellt eine richterliche Instanz, indem sie die Entscheidung vier, nach Stimmenmehrheit von ihr selbst zu wählenden Spruchmännern aus der unter 4. bezeichneten Gesammtliste aufträgt. Diese wählen einen Obmann, oder erhalten ihn bei Stimmengleichheit von der Bundes-Versammlung.

7. Grundsätzlich haben die Unterthanen Recht bei den Landesgerichten zu suchen. Wird aber Beschwerde über gehemmte oder verweigerte Justiz geführt, und kann auf landesgesetzlichem Wege keine Hülfe erlangt werden, so soll nach

Artikel 29 der Schlußacte die Bundesverwaltung sich in das Mittel legen, um bei der Bundesregierung, welche die Beschwerden veranlaßt hat, die Gewährung rechtlicher Hülfe zu bewirken. Die Beschwerde ist nach der Verfassung und den Gesetzen eines jeden Landes zu beurtheilen.

Aus dieser Zusammenstellung ist ersichtlich, daß in Fällen, welche sich der Zuständigkeit der Landesgerichte entziehen, Rechtsschutz in Ermangelung besonderer Compromisse innerhalb des Bundes nur durch die Bundes-Versammlung, und zwar auf sehr verschiedenen Wegen zu erhalten ist, entweder so, daß die Bundes-Versammlung sich selbst informirt und selbst entscheidet, oder daß sie die Entscheidung durch Schiedsspruch in drei verschiedenen Weisen herbeiführt, oder endlich, daß sie die betheiligte Landesregierung dazu anhält, die Hindernisse des rechtlichen Gehörs zu beseitigen. Für Rechtsansprüche an den Bund als Gesammtheit ist ein Rechtsweg in den Bundesgesetzen bis jetzt überhaupt nicht gegeben; man würde daher solche Ansprüche wider die einzelnen dem Bunde angehörigen Regierungen richten müssen. Eben so fehlt es an einem geeigneten Gerichtsstande, wenn eine Mehrheit von Bundesregierungen zu belangen ist, sofern wegen Connexität eine einheitliche Verhandlung und Entscheidung des Streitfalles Bedürfniß wird.

Die Bundesjustiz ist daher nach mehrfachen Richtungen hin, wie allgemein anerkannt wird, eine noch unentwickelte. Die seit 1848 stärker als vorher verfolgten Einheitsbestrebungen haben in den Kreis ihrer Projecte diesen Unvollkommenheiten gegenüber die Idee eines Reichs- oder Bundesgerichtes aufgenommen. Die uns vorliegende neue Schrift eines Abgeordneten der württembergischen Kammer, Moritz Mohl, macht die Frage über ein solches Bundesgericht in Verbindung mit der Frage nach dem Gesetzgebungsrecht des Bundes zu dem Gegenstande einer besondern Erörterung, über welche wir unsere Bemerkungen*) einem andern Artikel vorbehalten.

Geschichte der Diöcese und Stadt Hildesheim.

Von G. A. Lüntzel. Aus seinem Nachlasse herausgegeben. 2 Bände. Hildesheim 1857. 1858. gr. 8. Preis 4 Thlr. 10 Sgr.

Hochstift und Stadt Hildesheim haben die berühmten Bischöfe Altfried, Bernward, Godehard, Gerhard (Sieger über Herzog Magnus den Welfen, im Treffen bei Dinklar 1367) und Johannes IV. (Sieger bei Soltau 1519) mit einander gemein; überhaupt läßt sich die Geschichte der Stadt während des Mittelalters nicht recht von der der Bischöfe trennen. Das eigenthümliche Verhältniß der seit dem 16. Jahrhundert fast reichsfreien Hildesheimischen Bürgerschaft zu den Landesherren, denen sie früher oftmals Trotz geboten hatte, bekam

*) Moritz Mohl: Ueber ein Bundesgericht und das Gesetzgebungsrecht des Bundestags. Stuttgart, Verlag von Carl Gögel. 1860.

stetige Namen seit Einführung der Reformation. Die Stadt war auch vordem eine reiche Schatzkammer von Alterthümern und werthvollen Privatsammlungen; es sei an die Namen Metternich, Beroldingen, Gemmingen, Brabeck, Bellerbusch, Harthausen, de la Tour erinnert. Von den Forschern nun, welche in unserm Jahrhundert sich der Geschichte Hildesheims für die historische Literatur angenommen haben, ist nach Blum und Roten vor allen der Verfasser des oben genannten Werks zu nennen. Seine Mission zur Geschichtsschreibung hat er früher bewährt in den Schriften, „die alte Diöcese Hildesheim", „die bäuerlichen Lasten", „die Stiftsfehde", „Geschichte des Schlosses Reinbrück". In seiner Hinterlassenschaft fand sich eine bis auf Bischof Johann IV., unter dem die Stiftsfehde das Land vollständig zerriß, vollständig ausgearbeitete Geschichte der Diöcese und Stadt Hildesheim. Sichtlich fehlt die letzte Feile, sowohl in der Anordnung des Stoffes als in der Darstellung; dennoch haben die Angehörigen das Buch, so wie es ist, als Resultat langjähriger und gründlicher Forschungen, der wissenschaftlichen Welt übergeben. Sie haben unsers Erachtens Recht daran gethan, dem Verstorbenen zur Ehre, sich selber zum wohlbegründeten Anspruch auf Dank. Das Ganze besteht aus zwei Bänden. Durchweg auf die zuverlässigsten Gewährsmänner fußend und nie der kritischen Sichtung sich enthaltend, geht der Verfasser einen sicheren, ruhigen Gang, berichtet schlicht und einfach. Das Werk ist die erste brauchbare Geschichte der altehrwürdigen Bischofsstadt; als Anhang zu dem Abschnitte sind Uebersichten gegeben, welche uns über Menschen und Land, Sitten und Gebräuche, Kunst und Wissenschaft, Recht und Rechtsverfahren, Klöster und sonstige größere Stiftungen Auskunft geben. Die Reihenfolge der Bischöfe ist der leitende Faden, an dem das Ganze sich bis zum Jahre 1503, wo die Darstellung abschließt, fortspinnt, also vor der Zeit der Reformation. Vor dieser Zeit standen bekanntlich alle höheren Bestrebungen in engerer oder weiterer Beziehung mit der Kirche, ursprünglich durch sie ins Leben gerufen, gehegt und gepflegt, trugen sie selbst auch da, wo sie sich später feindlich gegen dieselbe wandten, das Gepräge des Ursprungs oder der Verwandtschaft. Demnach tritt auch in Lüntzel's Geschichte diejenige der Kirchen und Klöster in den Vordergrund, und mit wohl gerechtfertigter Vorliebe verweilt er bei den einzelnen Männern, die damals, wo die Persönlichkeit mehr galt als heutzutage, gleich festen Säulen die Cultur jener Zeit auf ihren Schultern trugen.

Karl der Große hat wahrscheinlich Elze zum Bischofssitz bestimmt, mehr vielleicht aus Vorliebe für den Ort, von dem man in das schöne Leinethal hinunter sieht, und in Hoffnung dessen, was sich durch die also beliehene Bedeutung aus dem Orte entwickeln würde, als weil Elze sich damals schon zur Gründung einer Kathedrale eignete. Er selbst vollendete das Werk nicht, und sein Sohn Ludwig wählte einen andern Ort: Hildesheim, wohin der Bischofssitz 814 oder 818 verlegt wurde. Der Name hat, wie so viele, mehrfache Deutung erfahren, und namentlich hat sich eine spätere Legende vom hilgen oder hillen Schnee seiner bemächtigt, um Ludwig dem Frommen durch ein Wunder den Ort anweisen zu lassen, wo er in damals wilder Waldgegend den

Dom von Hildesheim erbaute. Die Legende wird von Lüntzel widerlegt mit sieghaften Gründen. Die Wahl der Bischofssitze war keineswegs eine willkürliche, weniger noch als diejenige der Orte für die gewöhnlichen Kirchen. Wir erkennen überall das Bestreben der Missionäre bei der Christianisirung, das Volk von dem alten zu dem neuen Glauben durch die Gewöhnung hinüber zu leiten. Bonifacius erbaut aus dem Holze der Wodanseiche, welche er mit kühnem Muthe gefällt, seine Kanzel zur Predigt der Christenlehre. Wo geschichtliche Anhaltspunkte vorhanden sind, wiederholt sich immer dieselbe Erfahrung, daß nämlich die ersten Kirchen an derselben Stelle errichtet werden, wo altheidnische Verehrungsplätze oder Wallstätten sich befanden, und am ersten muß dies gelten von den Domkirchen, den Müttern der rund um sie her emporwachsenden Töchter. Der Bischof soll aber seinen Sitz haben nicht in einem Flecken, einer kleinen Stadt, für die auch ein gewöhnlicher Priester genügen würde, sondern in volkreichen Städten, damit sein Name geehrt und geachtet werde. Er und seine Gehülfen bedürfen einer staatlichen Begabung, nicht an edlen Metallen, an Steuern, sondern an Grundbesitz; denn nur Grundbesitz verlieh Ansehen und Geltung. Es mußte dem Bischof und seiner Kathedrale ein freier Hof und zwar ein Herrenhof beigelegt werden; die Domkirche mit ihrer nächsten Umgebung pflegte dann durch eine Befestigung eingefriedigt zu werden, und der eingeschlossene Raum hieß die Burg. In Osnabrück heißt derjenige Stadttheil, welcher westlich außerhalb dieser Burg liegt, noch heutigen Tages die Butenburg. Dieser Gang der Dinge wiederholt sich bei allen Bischofssitzen, und demnach kann für Hildesheim die Legende vom hilgen Schnee, von den Reliquien, die am Rosenbusch unlösbar hangen blieben, von dem Baume, welchen die reinste Quelle umfließt, und der wilden Waldgegend als beseitigt angesehen werden. Lüntzel ist der Meinung, daß der Name Hildenesheim (so lautet er ursprünglich) auch früher vorhanden war. Hildene war ein nicht seltener Mannesname, und mithin würde es bedeuten: Hildene's Wohnung. Den Namen des Ortes von demjenigen des ersten Gründers abzuleiten, ist sicherlich das Einfachste, doch läßt der Verf. auch die Erklärung „hüglige Waldstadt“ (S. 7, 8) gelten. — Der vierte Bischof, Altfried (847—874), hochangesehen bei König Ludwig, ist gleich einem zweiten Gründer des Stifts zu achten. Unter ihm ward eine stattliche Stiftskirche erbaut, die Abtei Seligenstadt (nachher spurlos verschwunden), Essen, die Klöster Lamspringe und Gandersheim gegründet. Das Domcapitel bildete früh eine Corporation mit Eigengut. Den Klöstern jener Zeit redet der Verfasser mit Grund das Wort (S. 60). Ueber die schön gelegene Pfalz Werla ist S. 74 ausführlich gehandelt. Für Bernwards Lebensgeschichte liegt die bei Leibnitz (scrip. 1, Br. I. 441) abgedruckte Schrift seines Lehrers Tangmar als Hauptquelle zum Grunde; ein großer Reichthum anderswo geschöpfter guter Notizen zeugt von dem umsichtigen Fleiße des Verfassers (24—42, S. 47—50). Die Urkunden über den Bau des Klosters Michaelis sind S. 91 gegeben. Von den Bischöfen des dritten Zeitabschnitts gründete Bernhard I. das Godegardskloster und erwarb die Grafschaft Winzenburg. Konrad I. war Kanzler König Heinrich's IV. Im vierten

Abschnitte, von 1246—1503, finden wir die Bischöfe einmal über das andere in Fehdschaften; als Johann Schadland, Bischof 1363, nach der Bibliothek fragte, führten ihn die Domherren in die Rüstkammer. Aber die krafttrotzende Bürgerschaft der Stadt wuchs auch den Bischöfen zu Häupten, wir hören von vielen Fehden.

Im nächsten Zusammenhange mit der Geschichte der Bischöfe hat der Verfasser dankenswerthe Notizen zusammengestellt über die Domgeistlichen, wie sie vom klösterlichen und einfachen Leben zu einer reichbegüterten und hochberechteten Corporation aufsteigen, die Großwürdenträger, namentlich den Dompropst, dem ein ansehnliches weltliches Gebiet zu Theil wurde, über das Aufkommen von Landständen 1425 unter B. Magnus, über die mächtigen und streitfertigen Geschlechter der Schwichelt und Reinberg. Von besonders ergiebiger Ausbeute aber ist die Forschung über die Stifte und Klöster gewesen; die Diöcese, über Goslar und welfisches Gebiet ausgedehnt, zählte um die Mitte des XIII. Jahrhunderts deren 43. Nächst den Stiftsgeistlichen hat der Verfasser auch der Templer und einiger ordensartiger Vereine gedacht. Jenen soll nach einer Volkssage ein auffällig gebautes Steinhaus am Markte gehört haben; aber urkundlich findet sich nur, daß sie ein Haus neben St. Georg hatten (II. 634). Brüder des gemeinen Lebens bewiesen sich in Hildesheim, wie überall, höchst ehrenwerth, ihr letzter Rector starb 1520. Zu erwähnen ist auch noch, daß Hildesheim die älteste Urkunde in deutscher Sprache aufzuweisen hat, in einem Vertrage vom J. 1272 zwischen Rittern, bischöflichen Dienstmannen und den Städten Hildesheim, Goslar und Braunschweig (II. 270).

Auf fernere Einzelheiten einzugehen, verbietet der Raum. Es sind nicht Steinchen, wie der bescheidene Verfasser sich ausdrückt, die der Geschichtsfreund gerne benutzt, wenn er das Mosaikgemälde deutscher Sitte und deutschen Sinnes für die einzelnen Jahrhunderte mühevoll zusammensetzt — sondern es ist ein reichhaltiges Material für die Culturgeschichte unserer nordwestlichen Länder darin niedergelegt, wie in wenig anderen Werken dieser Art. Die Ausstattung in Druck und Papier entspricht dem Werthe des Buches.

Oppeln, den 3. Juni 1860. C. R.

Ein Invasionsversuch.

Bei der in letzter Zeit so lebhaft geführten Controverse über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer Landung an der englischen Küste wird die Thatsache, daß eine solche allerdings im Jahre 1797 ausgeführt worden, nur Wenigen erinnerlich gewesen sein. In Büchern und Zeitungen trifft man nur gelegentlich auf kurze Andeutungen darüber, und so dürfte der Bericht eines Augenzeugen, der den Hergang etwas ausführlicher schildert, auch jetzt noch mit Interesse gelesen werden. Wir theilen ihn daher nachstehend der Hauptsache nach mit.

Das Städtchen Fishguard, in dessen Hafen die Franzosen landeten, ist nur 249 englische Meilen von London entfernt. Erst sieben Tage hernach findet sich in einer Londoner Zeitung ein Artikel, der mit den Worten anfängt: „Wir werden es nicht versuchen, den Schrecken und die Bestürzung zu beschreiben, in welche die Hauptstadt durch die so eben angelangte Nachricht versetzt ist, daß eine Anzahl französischer Fregatten an der Küste von Südwales erschienen sind und mit Erfolg eine bedeutende Truppenmacht gelandet haben ꝛc.“ Die Bestürzung war gewaltig. Die Regierung, eine allgemeine Invasion befürchtend, ermächtigte die Bank von England, ihre Baarzahlungen einzustellen, und in Folge dessen wurden nicht wenige Banken in der Provinz zu Grunde gerichtet. Die rasche und unbedingte Ergebung der „Banditen“, welche diese Unfälle verursacht hatten, stellte eine Weile die Ruhe wieder her, und die Zeitungen, die Anfangs den panischen Schrecken vergrößert hatten, wurden auf Kosten der besiegten Feinde witzig und stellten sie als Galeerensklaven, den Auswurf der Forçats von Brest dar. „Die Engländer,“ äußerte sich die Times, „schicken ihre Verbrecher nach Neu-Süd-Wales, die Franzosen landen die ihren in dem alten Süd-Wales.“ Die Gründe, welche das französische Directorium zu diesem ganz nutzlosen Versuche veranlaßten, einige 1400 Mann in einem wilden, abgelegenen Theile der Insel ohne Vorräthe und ohne eine einzige Kanone zu landen, wurden damals vielfach besprochen. Viele hielten es für bloße Prahlerei, um den Beweis zu liefern, daß trotz der mächtigen Kanalflotte jeder Zeit eine Truppenmacht auf englischem Boden gelandet werden könne; Andere waren der Ansicht, man habe jenes Gesindels sich entledigen wollen, damit sie als Kriegsgefangene den Engländern zu schaffen machten und im Falle einer Invasion losbrächen und Verwirrung anstifteten. Die folgende Stelle aus den Instruktionen, die man bei dem Anführer und seinem Genossen, dem berüchtigten „Governor Wall“ fand, lassen darüber keinen Zweifel:

„In den Bristol-Kanal einlaufend, segeln sie den Avon hinauf und landen auf dem rechten Ufer; nachdem die Truppen mit brennbaren Stoffen versehen sind, nähern sie sich vorsichtig der Stadt Bristol von der Windseite und zünden sie an. Wird die Unternehmung geschickt geleitet, so muß sie den gänzlichen Untergang der Stadt, ihres Hafens, der Docks und Schiffe nach sich ziehen und wird die Hauptstadt Englands mit Schrecken erfüllen. Die Expedition unter ihrer Führung hat drei besondere Zwecke: eine Erhebung zu veranlassen, den Handel des Feindes zu stören und zu lähmen und dadurch, daß die Aufmerksamkeit der Regierung abgezogen wird, eine großartige Landung an der Küste von Essex zu erleichtern. Der innere Verkehr des Feindes ist zu vernichten durch Abbruch der Brücken, den Durchstich der Deiche, Demolirung der Landstraßen, Plünderung aller Zufuhren, das Abschneiden der Lebensmittel, das

35*

Verbrennen von Schiffen und Böten auf Flüssen und Kanälen, die Vernichtung von Magazinen, Docks, Fabriken u. s. w. Um die Verwirrung möglichst allgemein zu machen, ist die Truppenmacht in Abtheilungen von je 300 zu theilen, die sich in Zwischenräumen von vier, sechs oder acht Tagen an bestimmten Plätzen wieder treffen. Die Einwohner müssen gezwungen werden, als Führer zu dienen; wer sich weigert, ist kahl zu scheeren, um ihn kenntlich zu machen, sollte er später mit den Waffen in der Hand ergriffen werden. Unterlassen die Gemeinden, in deren Nähe die Truppen oder eine Abtheilung derselben sich befinden, die Annäherung eines Feindes durch Läuten der Sturmglocke oder sonst zu melden, so sind ihre Dörfer mit Feuer und Schwert zu verwüsten.« Da aber der beabsichtigte Angriff auf Bristol — damals die zweite Stadt des Reiches - durch die Anwesenheit mehrerer englischen Kriegsschiffe bei Ilfracombe vereitelt wurde, segelte die Expedition nach der gegenüberliegenden Küste und lief in Fishguard Bay ein.

Der Monat Februar war für die Westküste ungewöhnlich ruhig und heiter gewesen, so daß seit Menschengedenken die Aussaat des Hafers — der in Pembrokeshire viel gebraucht wird — nicht so früh beendet war. Am Dienstag — dem denkwürdigen 20. — schien die Sonne hell und klar, der Himmel war blau und wolkenlos; Jedermann war auf dem Felde beschäftigt, und so waren die hie und da auf den felsigen Höhen zerstreuten Hütten wie auch das ganze Dorf Llanweda ganz verlassen. Ich war gerade ganz allein beschäftigt Stechginster zu schneiden, welcher hier sehr hoch und dick wächst und im Sommer ausschließlich zur Feuerung dient, da die heftigen Weststürme hier an der Küste kein Holz wachsen lassen. Während ich eine Pause machte, um mein Messer zu wetzen, blickte ich aufs Meer hinaus. Drei oder vier Fischerkähne lagen am Eingange des Hafens vor Anker, und es überraschte mich, daß sie plötzlich die Anker lichteten und statt nach dem Landungsplatze zu fahren, alle Segel beisetzten und in die See stachen. Gleich darauf kam das große Vorsegel eines fremdes Schiffes am felsigen Eingang nahe bei Llanweda in Sicht, dann sein Hauptsegel, und einen Augenblick darauf kam der schwarze Rumpf eines gewaltigen Schiffes um die Spitze und segelte geraden Wegs in die Bucht ein. Ein zweites und ein drittes folgte und schließlich ein Lugger von sehr beträchtlicher Größe. Nun war es für Fahrzeuge von Liverpool keine ungewöhnliche Sache, in Fishguard einzulaufen, wenn sie auf ihrem Course nach Süden von einer Windstille befallen waren oder auf den Eintritt der Fluth warten wollten. Da kamen die Fremden, was sie auch sein mochten, heran und näherten sich dem Lande weit mehr als es gewöhnlich für Fahrzeuge von solchem Tiefgange für sicher gehalten wurde. Ich hielt in meiner Arbeit an und betrachtete ihre Bewegungen. Mit dem bloßen Auge vermochte ich große Bewegung auf Deck zu bemerken. Die Segel wurden eingezogen. In das dumpfe Tosen der Wogen, die sich an dem Strande brachen, mischte sich jetzt das schrille Klirren der Ankerketten und der Ton von fallenden Ankern. Die Schiffe drehten sich und lagen nun etwa eine halbe Meile vom Lande.

Kaum zehn Minuten mochten vergangen sein, als, wie auf ein vorher verabredetes Zeichen, ein halbes Dutzend Böte von einem jeden der Schiffe herabgelassen wurden. Ihre für Kauffahrteischiffe so ungewöhnliche Zahl, wie eben dieses Herablassen machte mich etwas stutzig. Kein Einwohner des Orts war zu sehen; so lief ich spornstreichs durch das Gestrüpp nach dem Dorfe zu, als ich plötzlich eben die Person erblickte, die ich hatte aufsuchen wollen — einen alten pensionirten Schiffsquartiermeister, der, in Llanweda zu Hause, der Einzige unter uns war, der ein Fernrohr besaß, das er denn jetzt auch in der Hand hatte. Ohne ein Wort auf meine Botschaft zu erwiedern, eilte

er an den Vorsprung des Felsens, warf sich auf den Rasen nieder und richtete sein Teleskop. — »Roth, weiß, blau!« tönte plötzlich von seinen Lippen. »Französische Kriegsschiffe, hol mich der Henker! Ich sehe die Schildwachen an den Fallreepstreppen, und jetzt, wo ich wieder hinsehe, ist das Deck ganz schwarz von Soldaten.« Daß dem so sei, davon wurden wir sofort überzeugt. Menschen strömten wie Ameisenschwärme in die Boote, ihre blanken Gewehre und die Verzierungen an den Wehrgehängen glitzerten im Schein der untergehenden Sonne. Dann stießen sie ab, indem ein Boot, das sich in der Mitte hielt und den Uebrigen als Führer diente, ein großes Signalfeuer hatte. Das einförmige Geräusch der Ruder war deutlich zu hören, und bald sagte uns der Anschlag ihrer Bootshaken auf dem felsigen Ufer zu unseren Füßen, welche Stelle sie zu ihrer Landung gewählt hatten. Sie war gut gewählt; keinen andern Landungsplatz gibt es, und ein steiler Pfad führt in vielen Windungen auf die Spitze. Dann folgte das Knistern und Entwurzeln des Buschwerks und Flüche von vielen Stimmen, wie sie stolperten und den Pfad sich hinauf arbeiteten, der durch lange Dürre schlüpfrig und doppelt gefährlich geworden war. Ihre Annäherung trieb uns fort, da wir auch bedachten, wir könnten etwas Besseres thun, als im Versteck liegen, wo eine fremde Armee an unserer Küste lande. Das Städtchen Fishguard, von dem dieser Theil des Hafens nicht zu sehen war, wußte noch Nichts von dem Schicksal, das seiner wartete. Etwa achtzig Fischerböte lagen hoch und trocken auf Goodwich Sands, und die bei ihren Familien abwesenden Besitzer ließen sich nicht träumen, daß im nächsten Augenblicke ihr Eigenthum ein Raub der Flammen sein mochte.

Mein Begleiter dachte zuerst daran, was zu thun sei. »Ihr seid ein Jäger,« sagte er, »und könnt den ganzen Tag über diese Felsen hinter dem Ruf der Hifthörner herlaufen. Zeigt jetzt, wo es gilt, einmal was Ihr könnt. Fort nach Mordaunt Hall und laßt den Obersten wissen, was wir gesehen haben; ich will nach Fishguard und sie da benachrichtigen.«

Ich flog über die Moore hin wie die Krähe fliegt, stürzte mich durch manch schäumenden Bach und schöpfte nicht eher Athem, als bis ich auf der Anhöhe über dem Hause stand. Der Squire war auf der Jagd gewesen, denn als ich über die Mauer sprang, tönte der Schall eines Hornes, das Bellen von Hunden und laute Menschenstimmen durch die Fenster der Halle. Es war nämlich in jener Familie, wie in einigen anderen abgelegenen Distrikten von Wales, Brauch, daß man gleich nach dem Mittagessen die Reste der verschiedenen Gerichte auf den Boden warf und die Hunde hineinließ, welche beim Fressen von des Herrn Horn und Stimme angefeuert wurden.

Es war keine Zeit mit Förmlichkeiten zu verlieren, ich riß die Thüre auf und stürzte über die Hunde fallend hinein. Mein seltsames Aussehen — ohne Rock und Kopfbedeckung, im Schweiß gebadet und bis an die Brust mit nassen Kleidern, mit der Sichel noch in der Hand — wurde mit schweigendem Staunen betrachtet, da es mehr bedeuten mußte als ein bloßes Gesuch, mit den Hunden nach Llanweda zu kommen, um die guten Hausfrauen von einem Hühnerdiebe zu befreien. Ich erzählte die Neuigkeit. Ein mir unvergeßlicher Wechsel kam über ihre Gesichter und Haltung, als sie erfuhren, daß der »corsische Usurpator«, wie Napoleon damals gewöhnlich bezeichnet wurde, vor ihren Thoren sei, seine Flotte in der Bucht vor Anker liege und Soldaten zu Tausenden landeten, denn die Furcht hatte meine Einbildungskraft erhitzt. Auf sprang der muntere Jäger, schleuderte das Glas, das er eben angesetzt, zur Erde, ergriff seinen gewaltigen Kavalleriesäbel, der über dem Kamine hing, und rief mit lauter Stimme zur geöffneten Thür hinaus: »Holla, Jenkin, Davies, Gwatkin! Ihr

Alle — sattelt mir den Glendower zum Kampfe mit Halftern, Pistolen und Allem. Ruft den Jagdhüter, laßt ihn das Dorf aufbieten, vertheilt alle Flinten und Pulver und Blei im Hause und im Kirchspiel und trefft mich in der Stadt. Und Du, Owen, mein Bursche,“ sprach er zu seinem Sohne, „Du bist bekannt als guter Reiter. Spring rasch auf Dein Pferd und dann brauche Peitsche und Sporen, als ob der Böse hinter Dir wäre; bringe dem Lordlieutenant die Nachricht. Du wirst ohne Zweifel der Erste sein. Reite, sag ich Dir, wie Du noch nie geritten hast.“

Der letzte Theil dieser Aufforderung erreichte kaum noch das Ohr Dessen, für den sie bestimmt war, da der junge Mann bereits im Sattel, über die Mauer hinweggesetzte und aus unseren Blicken war. Dann kam ich an die Reihe; ich sollte zu den Grubenarbeitern und Bergknappen von Prescelly Hells reiten und ihnen melden, daß diese verfluchten Franzosen gelandet seien, um ihre Häuser zu plündern und zu verbrennen, ihre Weiber und Kinder zu ermorden. „Sagt ihnen,“ rief der aufgeregte alte Herr, „sie sollten Sicheln, Hacken, Spaten und Heugabeln zur Hand nehmen und eingedenk dessen, daß sie Walliser sind, zeigen, daß der alte Geist der Cimbern noch nicht erstorben ist.“ Etwas Aehnliches, wenn nicht ganz dieselben Worte, sagte er; dann gab er seinem Glendower die Sporen und sprengte als stellvertretender Lordlieutenant von Pembrokeshire nach dem Meeresufer, um die Bewegungen der Franzosen zu recognosciren. Mit welchem Erfolge ich meinen Auftrag ausführte, wird sich in der Folge zeigen.

Es war fast Mitternacht, als ich zurückkam, und als ich mich einmal im Sattel umdrehte, sah ich zu meiner unaussprechlichen Freude jede Spitze der großen Prescelly-Hügelkette in lichtem Glanze. Der Schrecken hatte sich jetzt weit hin verbreitet. Die steile Straße von der Goodwich-Bucht war von Fuhrwerken, die mit Hausgeräthe hoch bepackt nach Fishguard flüchteten, vollständig gesperrt. Der Ton ängstlicher Stimmen, die Schläge und Verwünschungen, die auf die langsamen oder widerspenstigen Zugthiere herabfielen, und die Wehklagen von Frauen, Greisen und Kindern erschallten traurig in der Düsterheit jener bewölkten, sternenlosen Nacht.

Ohne ein Wort mit Jemanden zu wechseln, trieb ich mein ermattetes Pferd die Anhöhe hinauf, und hier bot sich ein Schauspiel dem Blicke dar, das kein Walliser, der es gesehen, je vergessen wird. Ein gewaltiges Feuer war in der Mitte der Landstraße von den Hecken, den Balken, Thüren und sonstigem Holzwerk der zerstörten Häuser angemacht worden, und wie die rothe Flamme hoch in die Luft züngelte, warf sie einen hellen Schein auf die glänzenden Waffen von Hunderten von Räubern, die sich daran wärmten, und auf die Trikolore, welche über ihrer fast unzugänglichen Stellung flatterte — einem Plateau, etwa 300 Yards im Umfange, das auf drei Seiten vom Meere und vorn von einer tiefen Schlucht geschützt wurde. Die rauhe Spitze, uneinnehmbarer als der Malakoff und Redan, beherrschte eine weite Aussicht auf Fishguard und die ganze Umgegend. Hunger allein konnte diejenigen, welche es tapfer vertheidigten, davon vertreiben. Doch diese feste Stellung hatte Lord Cawdor beschlossen, an dem Freitag nach der Landung zu stürmen, da es unmöglich war, die Wuth des Landvolks zu zügeln; glücklicherweise veranlaßten Umstände, die ich gleich näher berühren werde, eine Ergebung und verhüteten ein Gemetzel, das die nothwendige Folge hätte sein müssen.

Ich näherte mich wieder der Klippe und legte mich nieder, um hinüber zu sehen. Die Böte mit ihrem Signalfeuer bewegten sich noch hin und her auf dem Spiegel des Meeres. Auf dem Felsen flackerten mächtige Feuer, und Männer standen herum mit vielen Fackeln, während man andere in Zwischenräumen aufgestellt erblickte, um

denen zu leuchten, welche die schweren Munitionskisten ohne alle Hilfe von Stricken hinaufschleppten. Oben saß auf einem großen Steine, der noch heutzutage »des Franzosen Stuhl« heißt, ein Offizier in seinem Mantel, ihre Bewegungen beobachtend. Er blieb da während der ganzen Nacht und war umgeben von einer Masse Fässern mit Branntwein und Munition, von denen einige sprangen und eine große Fläche des Rasens so versengten, daß Jahre lang kein grüner Halm sich zeigte, und noch jetzt ruht nach der Behauptung der Leute ein Fluch auf dem Orte, der von den Tritten der Franzosen entweiht worden.

Auf den Feldern erglänzten lange Reihen von Lagerfeuern zum Kochen. In einem Umkreise von sechs Meilen war jeder Schweinestall und Hühnerhof ausgeplündert worden; ein Ochse und mehr als dreißig Schafe waren geschlachtet. Pembrokeshire treibt starke Viehzucht, und jeder Landmann besitzt einen kleinen oder größern Buttervorrath zum Export, den er in großen kupfernen Pfannen aufbewahrt. Diese benutzten die Franzosen als Kochtöpfe und kochten die Gänse, Schweine u. s. w. recht eigentlich in Butter! Man kann sich denken, welche Wirkung dies auf Leute hatte, welche während der ganzen Reise von Brest auf einiges Zwieback und Wasser angewiesen waren. Aber nach der Meinung der Walliser zeigte sich das Walten der Vorsehung zu ihren Gunsten in fast wunderbarer Weise. Schiffbrüche sind an jener Küste nicht ungewöhnlich; die Leute sind eingefleischte Stranddiebe, und etwa drei Wochen vorher war ein spanisches Schiff mit einer Ladung Wein auf den Llanweda-Klippen verloren gegangen. Fast in jedem Hause, in jeder Hütte fand sich ein Faß davon, und dieses hatten die Räuber auf ihren Streifzügen bald ausfindig gemacht. Sie rollten die Fässer mit sich fort und stießen sie an ihren Feuern ein oder nahmen den Inhalt in Eimern und Milchgefäßen mit sich, und bald offenbarten sich die Folgen. Unwohl, betrunken und hilflos lagen sie zu Hunderten um ihre Feuer oder fielen, wenn sie mehr Beute holen wollten, in Gräben und Ackerfurchen, wo sie die Nacht liegen blieben. Viele sollten sich nie wieder erheben; die Dorfleute, welche beim ersten Lärm sich in Felsen und Gebüsch versteckt hatten, fanden jetzt ihren Muth wieder und spürten, mit allen möglichen Waffen ausgerüstet, ihre Feinde mit der Ausdauer und Wuth von Bluthunden auf. Dinge geschahen in jener Nacht, welche ihre Leidenschaften bis zur Wuth steigerten. Ein Landmann, den man gezwungen hatte, bei der Fortschaffung der Vorräthe zu helfen, versuchte zu entfliehen: er wurde von einem Unteroffizier sofort niedergeschossen. Zwei Frauen, die eine krank und bettlägerig, die andere alt und schwach, wurden brutal insulirt von einer Schaar, die dann die Hütte plünderte und anzündete. Der Gatte, halbrasend vor Wuth, ergriff seine Sichel; dicht an der Klippe traf er einen Franzosen, spaltete ihm den Kopf mit einem Hiebe seiner Waffe und schleuderte den Leichnam in's Meer. In Llanweda erblickte ein Pächter, da er seinem Hause sich näherte, einen Feind vor einem hellen Feuer; das von den Tischen und Bänken angemacht war, und an dem er sich ruhig mit Brot, Käse und Wein erquickte: der Pächter sprang auf ihn los, aber eben so hurtig hatte der Franzose sein Gewehr ergriffen und zückte das Bajonnet auf seinen Wirth. Dieser aber parirte den Stoß mit seiner Heugabel, durchbohrte den Soldaten und schleuderte ihn in's Feuer.

Als der Mittwoch Morgen anbrach, sah man Lord Cawdor an der Spitze seiner kleinen Schaar Landmiliz und etwa 300 Mann der Cardigan und Pembrokeshire Miliz über die Goodwick Sands ziehen. Ueber 2000 Grubenarbeiter, Bergknappen und Bauern mit allen Edelleuten von fast drei Grafschaften begrüßten ihre Ankunft mit einem Geschrei, das in dem Lager des Feindes vernommen werden mußte. Sie

waren von jedem Hügel, jedem Thale zusammengekommen und waren in sehr primitiver Weise bewaffnet — Sicheln, die man an lange Stangen befestigt hatte, Hacken, Spaten, Heugabeln, Aexte und Sichelhaken; sehr wenige hatten Flinten. Ein wilder Geist beseelte sie; die Sichelmänner schwangen ihre furchtbaren Waffen über ihren Köpfen und ließen die Luft von ihren ungeduldigen Ausrufen, sofort zum Angriff geführt zu werden, erschallen. „Wir wollen sie niedermähen," riefen sie, „wie einen Schwaden Gras." Nicht am wenigsten bemerkenswerth unter den neuen Ankömmlingen war ein Dissenter Geistlicher, Namens Jones, der mit einer doppelläufigen Vogelflinte an der Spitze seiner ganzen männlichen Gemeinde herbeizog. Die Nachricht war um sieben Uhr am Abend vorher nach Haverfordwest gekommen, während er eben in einer vollen Kapelle predigte. Bald drang sie bis zur Kanzel; da ermahnte er mit großer Geistesgegenwart seine Zuhörer, standhaft zu bleiben und an dem Tage des Kampfes nicht zu fliehen, und bot sich schließlich ihnen als Führer an. Dann erhob sich die ganze Gemeinde en masse und bezeugte jubelnd ihre Zustimmung. Man ergriff die ersten besten Waffen und setzte sich sofort in Bewegung. So groß war die Macht des Beispiels, daß ganz junge Burschen ihren Vätern folgten, wie diese mit Mistgabeln und Sensen bewaffnet.

Vor seinem beabsichtigten Angriff auf die feste Stellung der Franzosen ritt Lord Cawdor an der Spitze seiner Landmiliz bis etwa eine halbe Meile von ihrem Lager. Wäre der Feind mit Artillerie versehen gewesen, so wäre nicht ein Reiter mit dem Leben davon gekommen, da jener hohe Felsen die ganze Straße beherrschte; so aber trabten sie nach einer genauen Rekognoszirung ruhig wieder zurück. Seltsam genug hatte dieser Streifzug die bedeutendsten Folgen. Die französischen Offiziere, getäuscht durch die prächtigen Pferde und die hübschen Uniformen dieser vierzig Leute, hielten sie für einen englischen General mit seinem Stabe, und indem man voraussetzte, daß eine verhältnißmäßige Streitmacht in der Nähe sein müsse, beschloß man, wegen der Uebergabe zu unterhandeln. Da ihre Leute betrunken und rebellisch waren, konnte man auf keinen glücklichen Erfolg der Operationen rechnen, und dazu hatten die Schiffe am frühen Morgen die Anker gelichtet und sie so ihrem Schicksal überlassen. Noch ein und zwar ein noch komischeres Mißverständniß, welches den Wallisern noch jetzt Stoff zum Lachen bietet, bestärkte sie in diesem Entschlusse. Mehrere hundert Frauen, alte und junge, in ihrer nationalen Tracht, rothen Mänteln und Filzhüten, wie sie die Männer tragen, waren ihren Männern von den Bergen gefolgt.

Sobald als Lord Cawdor sich mit seinen Reitern auf den Weg gemacht, liefen sie mit der ihrem Geschlechte natürlichen Neugier einen Hügel hinauf, von dem man das französische Lager übersehen konnte, und standen dort in einem dichten Haufen. Einer der anwesenden Herren, denen ihre Aehnlichkeit mit einer Abtheilung Soldaten aus der Ferne auffiel, ritt nun zu ihnen und ersuchte sie in geordneten Reihen den Hügel hinabzumarschiren, und nachdem sie unten verschwunden waren, in derselben Weise wieder hinaufzusteigen und sich oben zu zeigen. Dies Manöver wiederholten sie ein Paar Stunden, bis die lustigen Weiber ganz matt waren; aber die List hatte den gewünschten Erfolg. General Tate und sein Stab, die wohl wußten, daß Scharlach die Uniform des englischen Militärs sei, aber nicht erkennen konnten, ob er von Männern oder Frauen getragen wurde, schlossen daraus, daß bedeutende Verstärkungen herangerückt sein müßten, zu denen auch die eben gesehenen Reiter als Offiziere gehörten. Spät am Mittwoch Abend erschien daher ein französischer Offizier mit einer Parlamentärflagge in Lord Cawdors Hauptquartier und übergab den nachstehenden Brief:

„Cardigan Bay, 5. Ventose 5. Jahr der Republik.

Mein Herr! Die Umstände, unter denen die Truppenmacht unter meinem Befehle an diesem Punkte gelandet wurde, machen es unnöthig, militärische Operationen zu unternehmen, da sie nur Blutvergießen und Plünderung nach sich ziehen würden. Die Offiziere des gesammten Korps haben daher ihren Wunsch ausgesprochen, nach den Principien der Humanität wegen einer Kapitulation zu unterhandeln. Wenn Sie durch ähnliche Rücksichten geleitet werden, so mögen Sie es den Ueberbringer Dieses wissen lassen und sollen inzwischen Feindseligkeiten eingestellt bleiben. Gesundheit und Achtung. Tate, Chef de Brigade.“

Wenn der französische Offizier auf dem Wege durch Fishguard durch eine Art Wunder der Gefahr niedergemacht zu werden entging, so konnte ihn auf dem Rückwege nur eine starke Eskorte vor diesem Schicksal bewahren. Eine wahre Fluth von Verwünschungen, „Diawlddyn“ (Teufel) und andere, Steine und Stöcke folgten ihm nach.

Mit Tagesanbruch am Donnerstag Morgen brachte Major Ackland folgendes Ultimatum ins Lager des Feindes:

„Fishguard, 23. Februar.

Mein Herr! Die Uebermacht der Truppen*) unter meinem Befehle, die sich stündlich steigert, muß mich verhindern, auf andere Bedingungen zu unterhandeln, als daß sich ihre ganze Macht kriegsgefangen giebt. Ich theile ganz Ihren Wunsch, ein unnöthiges Blutvergießen zu vermeiden, dies kann aber nur Ihre rasche Unterwerfung verhüten, wornach Sie auf die Rücksichten Anspruch haben werden, welche britische Truppen stets einem Feinde zu erweisen geneigt sind, der an Zahl geringer ist. Mein Major wird Ihnen diesen Brief übergeben, und ich werde bis zehn Uhr eine Antwort durch Ihren Offizier erwarten, dem ich eine Eskorte gegeben habe, die ihn ohne Behelligung zu mir bringen wird. Ich bin 2c. Cawdor.

An den Offizier im Kommando der französischen Truppen.“

Mittlerweile wurden Marodeurs, zu Vieren oder Fünfen, an Händen und Füßen gebunden, beständig vom Landvolke eingebracht. Viele, zu betrunken, um gehen zu können, waren mit gebundenen Armen und Beinen auf ein Pferd gelegt, und gingen Leute mit geschwungenen Sicheln zu beiden Seiten, um beim geringsten Fluchtversuche den Gefangenen den Kopf abzuschneiden.

Der französche General suchte beim Empfang von Lord Cawdors Brief über die Zeit und Bedingungen weiter zu unterhandeln, was Major Ackland indessen kurz mit der Bemerkung abbrach: „Nein, auch keine Stunde! — sofortige und unbedingte Ergebung kann Sie allein davor retten, niedergemetzelt zu werden. Es ist unmöglich die Truppen zurückzuhalten.“ Damit drehte er sein Pferd und galloppirte zum Hauptquartier zurück.

In Erwartung der sofortigen Kapitulation stellte Lord Cawdor jetzt seine Truppen so auf, daß sie eine möglichst imposante Linie bildeten, denn die Franzosen zählten noch 1400 Mann und waren mit Waffen und Munition aufs Beste versehen. Die Cardigan- und Pembroke-Freiwilligen stellte er, um ihre geringe Anzahl zu verdecken, in einiger Entfernung auf, das nach einem Zusammenstoß begierige Landvolk pflanzte sich auf den mit Farrenkraut bewachsenen Abhängen hinter den Goodwick Sands auf, die Kavallerie mit dem General und seinem wirklichen Stabe nahm eine Stellung in der Mitte an dem Ufer ein, und die weiblichen Rothröcke postirten sich

*) In Wirklichkeit beliefen sie sich nicht auf die Hälfte.

wieder auf ihrem Hügel. Tiefe Stille herrschte, allein von dem Brausen der Brandung unterbrochen, und jedes Auge war auf die steile weiße Straße gerichtet, auf der die Feinde herankommen mußten. Mit dem Schlage Zwei kam uns die Spitze der Kolonne zu Gesicht. Die Menge sprang auf, schwenkte die rohen Waffen über ihren Köpfen und empfing sie mit einem so furchtbaren Geheul, daß die erschreckten Franzosen Halt machten und anfingen zu laden und die Bajonnete aufzuschrauben, da sie wähnten, sie seien in einen Hinterhalt gelockt. Und ohne Zweifel wäre es zu einem blutigen Gemetzel gekommen, hätte man nicht die Vorsicht gehabt, auf allen Zugängen zum Ufer Posten aufzustellen; durch sie und das energische Zureden Lord Cawdors, der mit seinen Reitern an dem Landvolke entlang gallopirte und sie in wallisischer Sprache anredete, wurde die Katastrophe abgewandt, und die Franzosen setzten ihren Marsch fort, bis sie in der Mitte von Goodwick anlangten. Hier näherte sich Lord Cawdor dem Offizier, und nach einem kurzen Zwiegespräch warf die ganze Schaar ihre Waffen von sich und zog rückwärts.

Jetzt kam das Militär, und während ein Theil die Flinten des Feindes in Sicherheit brachte, nahm der andere die Gefangenen in seine Mitte. Und jetzt liefen die Walliserinnen, unfähig ihre Neugier länger zu zügeln, von ihrem Hügel herbei, umgaben ihre gedemüthigten Feinde und griffen sie mit lautem Gelächter und einem Strome von Schmähungen an, von denen ihre Sprache eine solche Fülle besitzt. Wüthend vor Aerger, daß sie durch ihre Ausschweifungen die Gelegenheit verloren hatten, drei Grafschaften mit Feuer und Schwert zu verwüsten, stieg ihre Verzweiflung bei der Entdeckung, daß sich die furchtbare Streitmacht, welche sie zur Uebergabe gezwungen hatte, nur in eine Schaar von Weibern auflöste, aufs Höchste. Freilich ließen die Soldaten sich dieses nicht so offen merken, aber einige Frauen, die mit ihnen gelandet waren, stürzten sich auf die lachenden Rothröcke mit dem Ausruf „Sang, sang!“ und rieben sich bedeutungsvoll die Hände, wie um zu zeigen, wie sie fühlen würden, hätte das Schicksal ihnen erlaubt, ihre Hände in dem Blute Jener zu baden. Eine Frau, die sich durch Kleidung und Aeußeres von den Uebrigen auszeichnete, die Gemahlin oder Geliebte des Generals Tate, verlor so sehr die Herrschaft über sich, daß sie wie eine Tigerin auf ihn losstürzte und die weißen Haare büschelweise ihm vom Kopf riß.

Hier endete die letzte Scene diese denkwürdigen Tragikomödie. Die Gefangenen wurden nach Haverfordwest geführt und dort in dem Schloß und der Kirche untergebracht. Das Innere der letztern zerstörten sie gänzlich, rissen den Altar nieder, entweihten die Gräber und verbrannten die Kirchenstühle, um sich Essen zu kochen. Bald darauf entschloß sich die Regierung, sie nach Frankreich zurückzuschicken, wozu verschiedene neutrale Schiffe verwandt wurden, während die Stimme des Volkes verlangte, sie sollten zuvor als „Spitzbuben und Vagabonden“ gebrannntmarkt werden. — Um das Mißlingen dieser Unternehmung vollständig zu machen, fielen auch alle dazu verwandten Schiffe kurz nachher in die Hände eines englischen Geschwaders, das unter Admiral Lord Bridport auf der Höhe von Ushant kreuzte. Die Regierung entschädigte reichlich Alle, welche Schaden erlitten, und Mary Williams, das Opfer besonderer Rohheit, empfing eine Jahresrente von 50 Pfund Sterling, die sie noch bei meinem letzten Besuche in jener Gegend bezog. Aber Nichts vermochte die öffentliche Stimmung zu beruhigen. Noch Jahre nachher weckte der Anblick eines fremden Segels den frühern Schrecken, und der Ruf „die Franzosen, die Franzosen“, bisweilen im Ernst, doch öfter im Scherz geäußert, genügte, den Gottesdienst zu unterbrechen und die ganze Gemeinde in wilder Bestürzung auf die Straße hinauszutreiben.

Correspondenzen.

Aus der Hauptstadt.

— Hofnachricht; die Zusammenkunft in Baden; Herr v. Bethmann und Pepita; Cornelius; ein Berliner Hotel auf dem Vesuv; Fontane: Jenseit des Tweed. —

Während der ganzen letzten Zeit ist das Befinden Sr. Majestät des Königs, unseres allergnädigsten Herrn, so zufriedenstellend gewesen, als es unter den obwaltenden traurigen Verhältnissen irgend der Fall sein kann. Mit wahrer Befriedigung vernimmt man, daß man von allen Reise-Projekten Abstand genommen hat, und daß der geliebte Herr durchaus in den gewohnten Umgebungen belassen werden soll, aus denen er vielleicht besser nie hätte herausgeführt werden sollen. Wie wir hören, wird Ihre Majestät die Kaiserin-Mutter von Rußland, nachdem die Kur in Wildbad beendet, hierher kommen und für einige Zeit im Orangerie-Palais auf dem Sanssouci-Berge Residenz nehmen. Wer hätte einst geglaubt, daß diese beiden Geschwister, des gerechten Friedrich Wilhelm's und der unvergeßlichen Königin Louise älteste Kinder, einst so neben einander residiren würden. Es ist das ein Gedanke, der selbst Augen übergehen macht, in denen die Thränen sonst seltene Gäste sind.

Die Hauptstadt selbst ist still, die Aufmerksamkeit ist auf Baden-Baden gerichtet, wohin des Prinz-Regenten K. H. gereist sind, um dort am Jahrestag der Schlacht bei Ligny eine Unterredung mit dem französischen Padischah zu haben. Im Allgemeinen betrachtet das Preußische Volk diesen Besuch des Bonaparte mit dem tiefsten Mißtrauen, trotz der honigsüßen Sprache, die einige, entweder überkluge oder überschlechte Blätter führen, und es thut Recht daran. Wahrlich, wir fürchten nicht, daß die gewinnende Persönlichkeit des französischen Empereurs, der Liebreiz seiner Unterhaltung den geraden, schlichten Mannessinn unseres Prinzen von Preußen K. H. verführen und zu unloyaler Politik verlocken könnte. Wir würden unseren edlen Regenten zu beleidigen glauben, wenn wir etwas Aehnliches fürchteten. Wir glauben auch nicht, daß eine Unterredung zwischen Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen-Regenten und dem Empereur Oestreich und die anderen deutschen Fürsten mit Mißtrauen erfüllen könnte. In dieser Beziehung war die Haltung der Majorität des Unterhauses, waren die Auslassungen der Herren Minister viel gefährlicher. Wir glauben überhaupt, daß diese Zusammenkunft am Besten mit einer ganz kleinen Flamme verglichen werden kann, die einen ungeheueren Qualm und Rauch verursacht; kurz, wir glauben, daß durch diese Unterredung in Baden-Baden im Wesentlichen nicht das Geringste geändert werden wird, weder in den deutschen Verhältnissen, noch in dem Verhältniß Deutschlands zu Frankreich. Warum aber hat der Empereur mit so viel Klugheit und Energie diese Zusammenkunft herbeigeführt? Es ist dieser ganze coup, wir glauben nicht zu irren, vielmehr auf Frankreich als auf Deutschland berechnet. Der Empereur weiß recht gut, daß sein Besuch in Baden-Baden das gerechte Mißtrauen der deutschen Fürsten und Völker nicht besiegen wird. Er will sich aber in den Augen des französischen Volkes, das bekanntlich sehr geistreich, aber auch sehr bornirt ist, im Voraus einen Entschuldigungsgrund für später

herbeizuführende Ereignisse schaffen, er will ihnen sagen können: „Seht, meine geliebten Franzosen, so sind diese schändlichen Deutschen; ich habe ihnen die Hand geboten, ich bin vertrauensvoll zu ihnen gegangen, und dennoch lieben sie mich nicht, dennoch sind sie mißtrauisch; es bleibt uns nichts anderes übrig, als die Rheingrenze zu nehmen, nicht, um Eroberungen zu machen, sondern lediglich, um unser armes, wehrloses Frankreich sicher zu stellen! „Das wird der Kern der Kaiserreise nach Baden sein. Lustig beinahe ist es, daß einige Leute hier in Berlin sich darüber freuen, daß der Minister von Schleinitz nicht mit nach Baden gegangen. Herr von Schleinitz ist ein gewiegter Diplomat, man scheint aber seine „unglückliche Hand" zu fürchten, die Politik der „freien Hand."

Ein seltsames Verhängniß soll vor einiger Zeit unsern geistlichen Minister Herrn von Bethmann vor Gericht mit der einst so gefeierten, jetzt vergessenen spanischen Tänzerin Pepita zusammengeführt haben. Der Minister hat sein, übrigens ziemlich unbedeutendes, Haus in der Victoria-Straße verkauft, und die Tänzerin ist die Käuferin. Man findet das pikant, weil man hier solche Gegensätze nicht gewohnt ist, in Amerika wundert man sich nicht, wenn ein Methodisten-Prediger eine Schenke hält. Uebrigens schließen die Freunde des Ministers aus diesem Hausverkauf, daß Herr von Bethmann gesonnen ist, noch länger das Minister-Hôtel Unter den Linden zu bewohnen. Uns scheint dieser Schluß sehr gewagt, Herr von Bethmann konnte die Absicht haben, sich auf sein herrliches Schloß Rheineck zurückzuziehen und sich dort von seinen politischen Großthaten zu erholen, vielleicht nimmt er seinen Pariser Schwiegersohn, den Herrn Grafen Pourtalès, gleich mit?

Die Nachricht von der Rückkehr des Herrn von Cornelius hierher ist leider unbegründet. Die Verhältnisse in Rom mögen dem greisen Meister peinlich sein, aber seine schwankende Gesundheit dürfte einen Wechsel des Aufenthalts schwerlich räthlich erscheinen lassen, und überdem ist er durch Familienverhältnisse an Italien gebunden.

Es ist eine wahre Freude, doch zuweilen noch auf originelle Gemüther zu stoßen in dieser blassen Zeit. Schwerlich dürfte jetzt gerade Jemand darauf kommen, sein Vermögen in Grundbesitz im Königreich Neapel anzulegen, nur ein Berliner konnte darauf kommen, gerade jetzt das allerunsicherste Stück Grund und Boden im Königreich Neapel anzukaufen, nämlich den alten Feuerspeier, der Berg Vesuv. Das originelle Berliner Kind gedenkt auf dem Vesuv ein Hôtel ersten Ranges für Geldspeiende Engländer einzurichten. Da unser Landsmann dabei mehr auf hohe Preise als auf gute Bedienung sehen wird, so kann es seiner Speculation unmöglich an Erfolg fehlen. Vielleicht richtet er auch glühende Lava-Bäder, etwa in feuerfesten Arnheim'schen Geldschränken, für nervenschwache Ladies ein? So was noch nie dagewesen!

Von Theodor Fontane ist ein sehr interessantes Buch: Jenseit des Tweed, Reisebilder und Briefe, aus Schottland bei Julius Springer hier erschienen. Die Berliner Revue brachte im vorigen Sommer den Abschnitt: Floddenfield aus diesem hübschen und inhaltreichen Werke.

Aus Paris.

— Polignac und Mirès. Die Akademie française. Literatur und Theater. —

Die kürzlich stattgehabte Vermählung des Prinzen von Polignac mit Fräulein Mirès ist noch immer Stadtgespräch Die kirchliche Ceremonie war sehr feierlich, wie sich erwarten ließ. Die Zahl der Neugierigen war unendlich und übertraf bei Weitem die der eingeladenen Gäste. Die Toilette der Braut war so kostbar, wie der Reichthum des Vaters wohl erwarten ließ. Die Robe von weißem Moirée antique war mit Spitzen von Alençon reich garnirt, und Kamm und Schleier erregten vor allen Dingen die Bewunderung, vielleicht auch den Neid der Damenwelt. Die Aristokratie wird sich übrigens noch lange nicht über diese Mesalliance zufrieden geben.

In den literarischen Salons spricht man nur von der Veränderung, welche der Académie française bevorsteht. Dieses berühmte Institut zählte bekanntlich bis jetzt immer nur 40 Mitglieder. Diese Zahl scheint den vielen Berühmtheiten von Frankreich nicht groß genug, und sie wird daher auf 60 erhöht werden. Freilich ist auch Mancher der Meinung, daß, um dem Verdienste gerecht zu werden, die Mitgliederzahl nicht hätte erhöht zu werden brauchen. Sind doch schon vierzig eigentlich zu viel, und da jetzt dennoch zwanzig Mitglieder mehr aufgenommen werden sollen, so wird auch wohl manche Mittelmäßigkeit den Weg in die Académie française finden.

Eine neue Art Diebstahl oder Betrug, gegen den Niemand etwas ausrichten kann, hat hier viel Aufsehen gemacht. Ein gewisses Individuum ging zu allen Schriftstellern, bekannten und nicht bekannten, und bittet sie um die Exemplare ihrer neuesten Werke mit dem Versprechen, sie in irgend einem der gelesensten Blätter günstig zu besprechen. Der Mensch erhielt überall die verlangten Exemplare, aber die versprochenen günstigen Recensionen blieben aus, da er es vermuthlich vorgezogen hatte, die Bücher sofort wieder zu verkaufen. Das ist doch ein bequemes Mittel, sich Geld zu machen! Die Literaten, denen ihre leicht erregbare Eitelkeit diesen Streich gespielt, sind nun zwar für die Folge gewarnt, aber für jetzt müssen sie es sich doch gefallen lassen, daß alle Welt sich eine Zeit lang auf ihre Kosten amüsirt.

Das Théatre français, welches die klassische Tragödie und auch selbst Molière seit lange vernachlässigte, hat zu Corneille's Geburtstage „la Mort de Pompée" neu einstudirt und damit allen Verehrern der klassischen Muse einen hohen Genuß bereitet. Obgleich es von allen Stücken Corneille's fast das vollkommenste ist, hat doch keines mehr Widersacher gehabt, als gerade dieses. Voltaire erkannte zwar die großen dichterischen Schönheiten desselben an, bestritt aber, daß es überhaupt eine Tragödie sei. Laharpe fällte ungefähr dasselbe Urtheil wie Voltaire, nur noch in erhöhter, entschiedenerer übertriebener Weise. Er erklärte geradezu, Cleopatra sei kein wirklich tragischer Charakter und daher ungeeignet zum Mittelpunkte einer großen, erhabenen Tragödie.

Wir können uns diesen absprechenden Urtheilen nicht unbedingt anschließen, um so mehr, als nicht Cleopatra, sondern Camelia, die Mutter der Gracchen, die Hauptperson des Drama's ist; diese sowohl als auch der Character des Cäsar sind wundervoll durchgeführt. Wir bleiben also dem Théatre français für die Aufführung dieses Dramas dankbar verpflichtet, und es ist nur zu bedauern, daß man jetzt so selten Gelegenheit hat, sich an den Werken der alten Meister zu erfreuen.

Octave Feuillet, der jeden Monat ein neues Proverbe schreibt, sucht uns freilich dadurch zu entschädigen; man ließe sich auch an jedem andern Theater die netten Bagatellen recht gern gefallen, nur für das klassische Théatre français ist die Aufführung von Proverben doch nicht die rechte Aufgabe.

Das Théatre lyrique studirt eine Oper von Herold ein, die der jetzigen Generation gänzlich unbekannt ist. Sie nennt sich: les Rosières, und dem Text von Thèolon liegt eine amüsante Dorfgeschichte zum Grunde. Die Partitur wird als eine der besten von Herold gerühmt. Sie wurde zuerst im Jahre 1817 und zuletzt im Jahre 1826 gegeben. Man hätte es kaum denken sollen, daß gerade in Paris sich eine so vollständige Reaction gegen die moderne Zukunftsmusik bilden würde. Ueberall sucht man hier das Gute, Aeltere wieder hervor, und man fängt schon an sich zu wundern, daß man je an Wagner's Musik hat Geschmack finden können. Außerdem sind am Théatre lyrique noch in Vorbereitung: La Madame, le mariage aux Epées, und Les valets de Gascogne, lauter einactige Opern.

Die Theaterwelt ist in große Aufregung versetzt worden, und zwar durch die Ankunft des Directors des Théatre français in Petersburg, Herrn Saburoff. Das Hotel, in welchem derselbe abgestiegen, wird den ganzen Tag von Sängern und Schauspielern belagert. Mehrere bedeutende Künstler sollen auch bereits Contract abgeschlossen haben.

Roqueplan legt die Direction der komischen Oper nieder, als seine Nachfolger bezeichnet man Brandus und Beaumont.

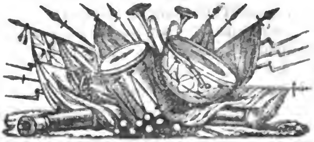
Die Bouffes parisiennes haben eine Kunstreise unternommen; sie gehen nach Amiens, nach Lyon u. s. w.

Offenbach selbst, der seine Truppe nicht begleitet, arbeitet gleichzeitig an der Musik für ein Ballet, an einer dreiactigen Partitur zu einer komischen Oper, wozu Scribe und Boisseaux den Text gemacht haben, und an einer Oper nach einem italienischen Libretto, für die Wintersaison des Théatre italien.

Das Vaudeville-Theater hat ein neues Stück von Alexander Dumas, dem Vater gegeben, über dessen Inhalt ein anderes Mal berichtet werden soll.

Militärische Revue.

Sonntag, den 17. Juni 1860.



Avis. Beiträge ꝛc. für die militärische Revue werden unter der Adresse der Expedition, Kronenstraße Nr. 21, erbeten.

Geschichtskalender.

17. Juni 1849. Landau wird durch die Preußen entsetzt.

18. Juni 1757. Schlacht bei Kollin.

19. Juni 1807. Ein neuer Sturm der Franzosen auf den Wolfsberg bei Colberg wird von der preußischen Besatzung abgeschlagen.

20. Juni 1849. Wiesenthal in Baden. Gefecht des 9. Husaren Regiments.

21. Juni 1686. Die Brandenburger unter General v. Schöning beginnen die glorreiche Belagerung von Ofen.

22. Juni 1815. Avesnes ergiebt sich an die Preußen.

23. Juni 1758. Schlacht bei Crefeld.

Inhalt:

Volksheer und Prätorianerthum.

In dem heißen Kampfe parlementarischer Debatten und der dadurch hervorgerufenen Sündfluth von Brochüren und Artikel der diesjährigen Kammersaison spreizte sich die liberale Partei mit einer Vaterlandsliebe, die außer dem um 9 Millionen vermehrten Armeebudget ihre Hemden ausgezogen hätte, wenn nicht Dieses oder Jenes dazwischen gekommen wäre, was ihr unangenehm erschien. Die feste, compacte Masse der preußischen Armee mit der starken Corporation der Officierkorps an der Spitze, trägt ihr einen zu bedenklichen Geist, als daß nicht Vorschläge zu Volksheeren und militärischer Volkserziehung wie Pilze aus der Erde schössen. Wer nur irgend einmal Rotteck's Weltgeschichte gelesen, dem mußte ein kalter Schauer über den Rücken laufen, wenn er des Prätorianerthums und der Säbelherrschaft Roms gedachte. Kann nicht aus dem gutmüthigsten Hinterpommer auch einst eine verthierte Tigernatur werden, der sein Faschinenmesser statt zum Holz hauen, zum Hinschlachten seiner Mitbürger benutzte.

besonders da gerade der Hinterpommer so sehr zu drastischen Gefühlsäußerungen hinneigt? Der Soldatenwirthschaft ist viel zu zutrauen, und der Krieg macht die Menschen roh und wild. — Die innere Ruhe eines Staates ist mehr werth als die äußere, und daher lieber keine Berufsarmee sondern ein Volks-, ein Milizheer, welches von Patriotismus getragen, den äußern Feind auch ohne Parademarsch und die üblichen Exercitien schlagen wird. —

Dieses war in Kurzem der Sinn und die Anforderungen der liberalen Partei, die, mit einem Schwulst von Versicherungen glühender Vaterlandsliebe und Opferwilligkeit umgeben, auch richtig ihre höchste Glorrifikation in dem famosen Vertrauensvotum und der Bewilligung der 9 Millionen erhielten.

Die Gegenpartei bezweifelte indessen öfters, und besonders radikalen Stimmen gegenüber, diese große Vaterlandsliebe, und hatte dazu auch Grund. Das Für und Wider war erwogen, und nur zu oft und mit entschiedenem Uebergewicht hatte sich die Mehrzahl der militärischen Autoritäten für eine Berufsarmee ausgesprochen und alle andern Vorschläge für ein Unding erklärt. Statt dessen blieb die Partei auf ihrer Behauptung, verlangt heute wie vor 3 Monaten Volksheere und verbirgt diesen Wunsch hinter der Novität: „Militärischer Volkserziehung."

Unter militärischer Volkserziehung ist die turnerische Ausbildung der Jugend verstanden, die mit militärischer Instruktion und einigen Exercitien verbunden, ohne Zweifel eine gute Vorbereitung für den dereinstigen Beruf ist. Schon einmal ist in diesen Spalten diese Frage mit großer Vorliebe behandelt und sind die mannichfaltigsten Vorschläge gemacht worden. Die Idee dazu ist gut, und schon lange hätte ein Militärstaat wie Preußen zu diesem Mittel greifen sollen, um die Schlagfertigkeit und Wehrkraft des Bundes zu erhöhen. Muth und Energie sind Eigenschaften die in den meisten Fällen nicht angeboren, sondern anerzogen werden. Der Turnplatz, mit ihm das Beispiel, die Zuschauermenge der Kameraden, Aufmunterung, Spott sind nicht allein Triebfedern, die Körpertheile gewandt und gelenkig zu machen, sondern werden auch einen moralischen Einfluß auf die geistigen Eigenschaften eines jungen Menschen ausüben. In der Schulstube oder hinter dem Pfluge bietet sich keine Gelegenheit, den Muth zu prüfen — aber über einen festen Baum zu springen, auf thurmhohe Gerüste zu klettern und schwierige Uebungen am Reck oder Barren zu machen, wo allerdings die Möglichkeit, den Hals sich zu brechen, vorhanden ist, das sind die Angelpunkte für Erziehung eines muthigen, frischen Sinns. Schon früh ist es gut, wenn man den Schluß des alten Liedes: „Und setzet Ihr nicht das Leben ein, nie wird Euch das Leben gewonnen sein", zur praktischen Ausführung bringt. Solche Jungen werden auch tüchtige Soldaten!

Trotzdem aber dünkt uns die Ausführung etwas schwieriger als die Wünsche und Ideen, selbst als die in diesen Blättern bereits mit vieler Umsicht und Sachkenntniß gemachten Vorschläge. Ueber das ganze Land läßt sich ein solches System nicht organisiren, die Kosten würden einmal zu hoch werden, anderntheils die Aufsicht unvollkommen sein und sie in schlechten Händen eher zum Unheil als zum Wohl des Ganzen ausschlagen. So war es im Jahre 1848, wo sich eine Partei der edlen Turnerkunst bemächtigte, damit Umtriebe machte, und eine andere Partei sie dieserhalb wieder übertrieben verdächtigte.

Die Armee aber sieht Alles vom objektiven, parteilosen Standpunkt an und sucht sich das, was für ihre Ausbildung ihr am geeignetsten scheint. Die Leibesübungen bieten ihr Vortheile, aber dennoch wird sie dieselben nur adoptiren, nicht **weil**, sondern **obgleich** diese Vortheile vorhanden sind; nicht um dadurch einige Dienstjahre zu ersparen, und der Idee eines Volksheeres Raum zu geben, sondern um die

Ausbildung eines Rekruten dadurch zu beschleunigen.

In diesem Sinne sind auch bereits Befehle an alle Truppentheile erlassen, nach welchen in jedem Bataillon von den zur Centralturnanstalt kommandirten Offiziere und Unteroffiziere, die schon früher bestehenden Turn-, Fecht- und Bajonnetir-Uebungen von nun an in vergrößertem Maßstabe abgehalten werden sollen. Die Erfolge des letzten Krieges, und besonders die hervorstechenden Eigenschaften der leichten Truppen anderer Mächte, wie der Zuaven Frankreichs und der östreichischen Jäger, haben zu dieser Bestimmung Veranlassung gegeben. Man will leichte Infanterie schaffen, und deshalb werden die Anforderungen an die Ausbildung des Soldaten vermehrt, und nicht etwa durch neue Theorien vermindert. — Denn nicht die Gelenkigkeit und Gewandtheit eines geübten Turners macht einen leichten Infanteristen, wie sich häufig der Laie denkt; sie trägt nur dazu bei. Ausdauer, starke Gesundheit, strenge Disciplin und Charaktereigenschaften sind ungleich mehr die Bedingungen für ein leichtes Infanterie-Bataillon. Der Verehrer eines Volksheeres sieht in wenigen körperlichen Geschicklichkeiten, etwa gutem Springen, auch selbst gutem Schießen, bereits einen den modernen Ansprüchen ebenbürtigen Soldaten, dem blos noch ein wenig Patriotismus eingehaucht zu werden braucht, um mit ihm die Welt zu erobern. Die Geschichte muß für diese Ansicht mit den leider so häufig falsch angewandten Beispielen der Schweiz, Vendée, Nordamerika u. s. w. herhalten. Entweder haben diese Leute nie Kriegsgeschichte gelesen, oder wollen sie nicht gelesen haben; denn gerade das Gegentheil beweisen alle Erscheinungen von Volksheeren, nämlich, daß sie überall mit nur ganz geringen Ausnahmen kläglich Fiasko gemacht haben.

Wenn man nämlich die moderne Kriegführung vor Erfindung des Pulvers und die hier passenden Beispiele aus dieser Epoche rechnen will, so wird man finden daß die Volksbewaffnung ihre Geltung verlor, und daß der Grundsatz: „Wer die geübtesten Krieger hat, wird Sieger sein", mehr denn je zur Anwendung kommt.

Im amerikanischen Freiheitskriege findet sich nur im Anfange eine Volksbewaffnung. In allen größeren Gefechten wurden die Nordamerikaner von den Engländern geschlagen. Der Mangel an Unterstützung und ein unbegreiflicher Aufschub von Seiten der englischen Führung gaben endlich den Amerikanern Zeit, sich zu organisiren, und nachdem ein französisches Heer, französische, deutsche, polnische und preußische Offiziere sich ihrer Sache angenommen, schlug das Waffenglück um. Die einzige Ausnahme für einen Erfolg aus dieser Zeit bietet das Treffen von Bukershill; doch befanden sich hier die Amerikaner hinter Verschanzungen und Verhauen, und ist dieses allerdings die einzige Art des Kampfes, wo persönlicher Muth allein zur Geltung kommt.

So auch alle Kämpfe der Schweiz und der Tyroler. Es sind schöne Blumen in dem Ehrenkranz deutscher Treue und deutschen Muthes, aber um ihnen nachzuahmen, dazu gehört vor Allem ein Land wie Tyrol und nicht die flachen Kriegsschauplätze eines nördlichen Tieflandes. Weder die Vendée noch die Schweiz sind mit Deutschland zu vergleichen; denn es wäre geradezu Leichtsinn oder Unverstand, diesen Kampf als ein Beispiel für die Vollkommenheit der Volksbewaffnung aufzustellen.

Gerade wie die nordamerikanischen Kriege aber, so verliefen auch die Thaten des französischen Revolutionsheeres. Der Feldzug 1792 giebt die traurigsten Belege dafür, und komisch muß der Bericht Dumourier's in der National-Versammlung geklungen haben, als er schrieb, daß ein panischer Schrecken sich der Armee bemächtigt hätte, und 10,000 Mann von 1500 preußischen Husaren versprengt worden wären. In einer Armee, wo Disciplin eine Ausnahme war, und wo einstmals ein Hauptmann seine Stelle niederlegte und den wiederholten Bitten seiner Mannschaft, dieselbe doch wieder anzuneh-

men entgegnete: „Das fällt mir nicht ein, ich will auch einmal befehlen" —; wo auf der andern Seite Tausende von Menschen um Nichts als Kanonenfutter Preis gegeben wurden, nur damit der durch die Guillotine geängstigte General seine Schuldigkeit zu erfüllen hoffte, wo man durch das Beil und Gefängniß die Conscribirten in die Lücken der Armee trieb, da konnte wohl unmöglich ein Erfolg erwartet werden. Erst als diese Volkshaufen den Charakter stehender Heere annahmen, und die Disciplin in ihre Reihen kam, gingen aus diesem Stoff die Heere hervor, welchen die Bewunderung nie fehlen wird, die aber auch zu der Ueberzeugung führen, daß in der Volksbewaffnung keine Sicherheit liegt, und sie für Deutschland gar nicht in Anwendung kommen kann.

Eine Volksbewaffnung ist nur da von Nutzen, wo ganze Länderstrecken die Entwickelung größerer Streitkräfte unmöglich machen, ferner in Gebirgen oder coupirten Gegenden, wie die Vendée oder Westphalen, obgleich die Vendéer auch den Beweis geliefert, daß sie den geübten Berufsheeren endlich unterlegen sind.

In Spanien ist dieselbe Erscheinung. Muthig, entschlossen, gewandt, an alle Strapazen gewöhnt, mit dem Wenigsten — einer Zwiebel — zufrieden, ist der Spanier vielleicht das beste Material zum Soldaten; doch was effektuirten ihre Guerillabanden in offener Feldschlacht gegen die festen Bataillone der Franzosen?

Als Pendant zu dieser begeisterten Nation finden sich die Polen in ihren wiederholten Freiheitskämpfen. Wie weit kamen sie mit ihrer allgemeinen Volksbewaffnung und der Eifersucht gegen geregelte Heere? Diese Adelsrepublik wollte keine erbliche Königswürde, noch ein stehendes Heer, und ging deshalb zu Grunde. Koscinsko unterlag aus Mangel an geübten Truppen, und die Insurrektion von 1830 widerstand nur deshalb so kräftig, weil Rußland völlig überrascht wurde, und die Insurgenten eine tüchtig ausgebildete Armee hatten. Aber auch ihr Ende kennt man, und die staunenswerthe Tapferkeit bei Ostrolenka, Praga u. s. w. war wahrlich einer bessern Sache werth.

Endlich aber die preußischen Freiheitskriege und die Erfolge der Landwehr von 1813. Welcher Art war denn hier die Volksbewaffnung?

Sie war äußerlich eine durch den Ruf zu den Waffen schnell herbeigeführte, aber innerlich eine längst und gut vorbereitete. Scharnhorst's Organisationstalent schaffte der Armee durch das Krümpersystem 150,000 gut ausgebildete Soldaten, die nicht gegen eine alte Armee, sondern gegen ein in der Eile zusammengerafftes Volksheer fochten, zweimal geschlagen wurden und erst durch längere Märsche, Ausbildung und Erfahrung und durch den Beitritt Oestreichs zu jenen Siegen gelangten, die Napoleons Fall bestimmten. Und was hat bei diesen Siegen die Landwehr gethan? Vide die Brochüren der diesjährigen Kammersaison.

Und so findet sich denn überall der Beweis, daß Begeisterung, mit einer Flinte in der Hand, nicht das Vaterland zu schützen vermag, sondern daß zur heutigen Kriegführung ein festes, durchgebildetes Heer nothwendig ist, welches von einem militärisch handwerksmäßigen Geiste durchweht, eine Corporation bildet, die äußeren Einflüssen fremd, nur den einen „Gehorsam und Treue für seinen Kriegsherrn" kennt. — Die Armee wird jeder Zeit froh sein, wenn sich der Patriotismus und die Begeisterung in den Dingen zeigt, welche der Kriegsherr vom Lande verlangt, nämlich in Bewilligung der Mittel, die zu ihrer Erhaltung nothwendig sind, und nicht in unnützen und Unkenntniß verrathenden Vorschlägen. Jetzt wird der Mund vollgenommen, und nicht 9, sondern 90 Millionen im Fall der Noth zugesagt. Aber das ist ein schlechter Patriotismus, der vertröstet und nicht gleich hilft.

Die Sache liegt tiefer und in der Zeit. Der Alles nivellirende Geist findet das Heer mit seinem einigen Offiziercorps unbequem

und riecht in ihm Prätorianerthum. Diese Furcht spukt in den Federhelden gewisser Blätter und ihrer Anhänger, und weil sie gar Nichts von der Kriegsgeschichte wissen, weil sie glauben, daß die Garibaldischen Thaten gegen eine demoralisirte Armee wirklich Thaten sind, weil sie glauben, daß die Märzhelden wirklich Tausende von Soldaten erschossen, weil sie glauben, daß zu ihrer Bekämpfung eine Armee und nicht einige Gensd'armerie-Regimenter, ein Paar Infanterie-Bataillone mit Lade- oder Putzstöcken und nöthigen Falls einige Batterieen gehören, wie Solches in Trier und andern Orten zur Ausführung gekommen ist? Die vergessen allerdings vor dieser Furcht den äußern Feind und den Patriotismus!

Ueber die leichte und Eliten-Infanterie.

Sollen sich im Kriege die Ideen und Befehle des Feldherrn oder Kriegsherrn verwirklichen, so müssen Umstände, Zeit und Personen glücklich zusammenwirken. Hat einer von diesen drei Factoren den ihm zugetrauten Erwartungen nicht entsprochen, so entsteht bei der Ausführung ein mehr oder minder größerer Ausfall in den Operationen.

Nicht so ist es im Frieden. — Hier kann durch eine sorgsame Wahl derjenigen Personen und der richtigen Zeit vorgesorgt werden, um die höheren Orts befohlenen zweckmäßigen Ideen auszuführen.

Das preußische Reglement ist, unparteiisch gesagt, entschieden das beste, vorausgesetzt, daß nicht der Buchstabe, sondern die Ideen und der Geist den jedesmaligen Commandeur inspiriren.

Es ist unausbleiblich, daß sich in einer größeren Armee Mißbräuche einschleichen, oft entstehen sie aus geringfügigen Ursachen, vielleicht sind sie zu einer bestimmten Zeit und für einen bestimmten Zweck geboten gewesen, aber nachgeahmt von Leuten, welche den Grund nicht kennen, und nur durch das der speciellen Ausführung gespendete Lob bestochen, werden sie allgemein und mit ängstlicher Pedanterie in einem Maße festgehalten, daß der Buchstabe den Geist tödtet. — Dies ist, sprechen wir es unverhohlen aus, mit unserer leichten Infanterie der Fall.

Wenn es in früheren Jahrhunderten geboten war, mit geschlossenen Massen die Elite des Heeres zuletzt auf den Kampfplatz zu bringen und so mit dem letzten Stoß eine Entscheidung herbeizuführen, welche stets für den Besiegten verderblich werden mußte, wenn der Sieger Energie und Talent genug besaß, die Verfolgung der erreichten Vortheile bis zum Aeußersten zu treiben, so rollt uns die moderne Kriegführung ein ganz anderes Bild auf.

Seit den Revolutionskriegen sind die Armeen in sich wieder in kleine Armeen getheilt, und der ungünstige Ausgang eines partiellen Gefechts hat für das Ganze lange nicht mehr die Bedeutung wie früher. Heut zu Tage bestehen die Schlachten nur aus einer Reihe partieller Gefechte, deshalb ist die Führung sehr erschwert und die Entscheidung viel seltener. Division kämpft gegen Division, Bataillon gegen Bataillon, dort, wo der Kampf einen ungünstigen Ausgang zu nehmen droht, wird Unterstützung hingesendet, dem Feinde auf's Neue die Spitze geboten, bis er seinerseits mehr Kräfte entwickelt und uns wiederum nöthigt, neue Truppen ins Gefecht zu führen. Endlich muß ein solcher Kampf aufhören, entweder kommt die Nacht dem Gefährdeten zu Hülfe, oder derselbe benutzt seine letzte Reserve, um noch bei Tage den Rückzug anzutreten. — Wir sehen aus dieser kurzen Schilderung,

daß die numerische Zahl derjenige Factor sein wird, dem die meisten jetzigen Feldherren ihre Siege verdanken werden. Selbst einem Genie, wie Friedrich der Große oder Napoleon es gewesen, würde es bei der heutigen, fast überall gleichen taktischen Ausbildung der Truppenkörper schwer werden, einem sehr überlegenen Feinde widerstehen zu können. Preußen ist seinem Gegner, wer es auch sei, numerisch nicht gewachsen, deshalb muß es unser eifrigstes Bestreben sein, unsere Truppen so auszubilden, daß sie selbst einem überlegenen Feinde beharrlich die Spitze bieten können.

Jedenfalls erringt derjenige Feldherr Vortheile in einer Schlacht, welcher seine Positionen behauptet und trotzdem noch die stärksten Reserven hat; dies dürfte für einen preußischen General, welcher zum Beispiel eine französische Armee zu bekämpfen hätte, sehr schwer werden, um so mehr, als jene größtentheils aus kriegsgeübten Soldaten besteht. Die Franzosen sind von jeher in der Führung kleiner tactischer Körper Meister gewesen, sie haben den Vorzug, nie einen Mann mehr zu verwenden, als nöthig ist. Bei jungen Soldaten ist dies sehr schwierig, namentlich in Stellungen, wo man die Stärke des Feindes nicht taxiren kann, welche bekanntlich stets mindestens doppelt so hoch geschätzt wird, als sie es in Wirklichkeit ist. In der heutigen Zeit wird es aber mehr denn je von der größten Wichtigkeit sein, den Feind mit möglichst geringen Kräften lange hinzuhalten. In allen Kämpfen, wo Masse auf Masse losdringt und Entscheidung auf Entscheidung folgt, wird es gewöhnlich auf die Zahl ankommen, nicht aber in den Gefechten, wo sich jeder Mann dem Terrain anschmiegen kann, und wo der vordringende Feind nicht im Stande ist, die Zahl seiner Gegner zu entdecken, sondern diese nach seinen Verlusten taxiren muß. Die Theorie des blindlings Drauflosgehns ist eine sehr schöne, wird aber im Kriege sehr selten befolgt; immer entspinnt sich zuerst ein Feuergefecht, nach und nach rücken sich die Linien näher, und kleinere Colonnen versuchen vorzudringen, dies ist der Typus der meisten Gefechte, und sie alle werden von der leichten Infanterie geführt. Die heutige leichte Infanterie ist nicht mehr die des vorigen Jahrhunderts, die heutige leichte Infanterie muß die Elite-Truppe der Armee sein. Lebte Friedrich der Große noch, er würde aus seinen berühmten Grenadieren leichte Infanterie machen, denn möge die Elite-Truppe einer Armee einen Namen führen, welchen sie wolle, wenn sie heut zu Tage als leichte Infanterie nicht zu verwenden ist, und zwar, wie ihr Name sagt, als Elite-Truppe, dann hört sie auf, eine solche zu sein.

Die Vertheidiger unserer sogenannten leichten Infanterie führen an, daß kein Staat eine so große Anzahl Füsiliere und Jäger besitzt, welche in taktischer Ausbildung mit jeder Truppe in die Schranken treten könnten. — Wir wollen die Wahrheit in dieser Behauptung nicht anfechten, aber wir wollen daran erinnern, daß es für Preußen nicht genügt, gleichgute Truppen zu haben, sondern daß es für unsere Monarchie durchaus erforderlich ist, wegen der geringeren Hülfsquellen bessere Truppen ins Feld zu stellen.

Bei der heutigen Kriegführung kommt es vor allem Anderen auf den moralischen Erfolg an; nichts steigert aber die Zuversicht einer Armee mehr, als wenn sie mit geringeren Kräften einem stärkeren Feinde widerstehen kann. Unsere Garden können dergleichen Erfolge nicht erreichen, denn ihre Ausbildung ist wohl vermöge des ausgesuchten Materials eine leichtere, ob eine bessere? — wollen wir Andern zu entscheiden überlassen. Um schon im Frieden einer Truppe ein moralisches Uebergewicht einzuflößen, kann man sehr verschiedene Wege einschlagen, im Kriege dagegen giebt es nur ein einziges und wird durch die Nothwendigkeit geboten. Unsere Garden (im Jahre 1813 existirte nur das jetzige 1. Garde-Regiment und das Garde-Jäger-Bataillon) sind aus einer Haustruppe zu einer Arme

angewachsen und werden im Falle eines Krieges mehr wie irgend eine andere Truppe ihre moralischen wie physischen Kräfte anzuspannen haben, um das zu gelten, was sie heute sein wollen. — Die Ausbildung unserer Infanterie ist im Allgemeinen gut, entspricht aber den Anforderungen einer Eliten-Infanterie nicht; um sich eine solche zu schaffen, genügt es nicht, die schönsten und größten Rekruten zusammenzustellen, sondern aus den gedienten Leuten sich die besten auszusuchen und daraus eine Elite zu formiren.

Obgleich es hier zu weit führen würde, einen derartigen Plan im Detail aufzustellen, so wollen wir doch dem nicht militärisch gebildeten Leser eine ungefähre Uebersicht davon geben.

Die Linien-Compagnien erhalten statt 50 jetzt jährlich 70 Rekruten und geben am 1. Oktober jedes Jahres 20 Leute ab, welche ein Jahr gedient und während dieser Dienstzeit ihre Fähigkeiten in sofern gezeigt haben, daß sie bei einer Entwickelung zur schönsten Blüthe entfaltet werden können. Diese 80 Mann pr. Bataillon oder 240 pr. Regiment bilden pr. Division ein Bataillon, welches allen Anforderungen einer Elite-Truppe entsprechen muß. 18 solche Bataillons, deren Verwendung in erster Linie von ungemein moralischer Wirkung sein muß, ersparen eine Menge Leute, denn sie nöthigen, wie wir oben auseinandergesetzt haben, den Feind, bei Weitem mehr Bataillone dagegen zu entwickeln. Wir wollen die Vortheile einer solchen Truppe hier nicht weiter auseinandersetzen; daß wir solche Elite-Truppen haben müssen, steht fest, daß die Garden, nach competenten militärischen Urtheilen, in keiner Weise etwas Besseres sind wie die Linientruppen, steht ebenfalls fest; also müssen wir nach und nach, aber mit Beharrlichkeit, darauf hindeuten, daß unsere Armee factisch keine Elitetruppe hat, und daß wir uns daher besonders für das zerstreute Gefecht eine schaffen müssen, die den Turkos und Zuaven nicht im Massengefecht, sondern im Einzelkampf die Spitze bieten könne.

Tagesereignisse.

Sicilien. Die Nachrichten der letzten Woche aus Sicilien haben im Allgemeinen wenig Neues gebracht; die Capitulation des General de Lanza mit 25,000 Mann bestätigt sich in der Art, daß eine längere Waffenruhe eingetreten ist, und daß die Diplomatie sich der Sache bemächtigt hat. — Man erwartet eine ehrenvolle Lösung.

Heute wird nämlich jede Lösung eine ehrenvolle genannt, und so wird die Regierung von Neapel die Capitulation annehmen. Sicilien wird sich beruhigen, eine Constitution oder gar die Unabhängigkeit erhalten, Garibaldi kann gehen, und König Franz II. wird nach wie vor in Neapel residiren.

Das sind die Resultate der beiderseitigen pomphaften Ankündigungen, und die Welt hat wiederum ein Beispiel, wie Jemand für sein Recht nicht stirbt.

Palermo, sagten wir im letzten Heft, ist das Paris von Sicilien, der Sitz des Adels, eine Stadt von 200,000 Einwohnern, hat, wenn auch keine starken Befestigungen, so doch 2 Citadellen, und was besonders zu bemerken ist, eine Besatzung von 25,000 Mann. Der Aufstand war lange vorher bekannt, Garibaldi's Landung in Aussicht, mithin Zeit genug, um die ausgedehntesten Vorbereitungen zu einer hartnäckigen Vertheidigung zu treffen. Das Mauerwerk konnte ausgebessert oder durch Erdwerke ersetzt, die Wälle mit Geschütz armirt und die Forts durch die Flotte mit allem nur möglichen Kriegsmaterial versehen, endlich aber in der Stadt die nöthigen polizeilichen Maaßregeln getroffen werden, so daß eine so schnelle Einnahme derselben außer der Möglichkeit lag.

Das Gegentheil davon ist eingetroffen, Garibaldi ist im Besitz der Stadt, trotz eines

anhaltenden Bombardements der Forts und der Flotte, alle öffentlichen größeren Gebäude sind von seinen Leuten besetzt, und es bleibt dem Leser anheimgestellt, ob er diese Erfolge der Tapferkeit der Aufständischen oder der Demoralisation der Königlichen Truppen zuschreiben muß. Wir glauben das Letztere, doch läßt sich etwas Bestimmtes darüber nicht sagen, da sichere Nachrichten noch immer fehlen.

Jedenfalls scheint aber auch der Hof, wie das Alter ego desselben, der General Lanza, nicht die nöthige Energie zu besitzen, um entweder zu siegen oder ehrenvoll mit seiner Sache zu fallen. Man erwartet lieber eine ehrenvolle Lösung, tritt Sicilien ab und packt die Schiffe, um selbst Neapel zu verlassen.

Trotzdem ist noch Nichts verloren, sondern bietet die Insel noch feste Punkte genug, um mit treuen Truppen sich zu halten und die Wiedereroberung der verlorenen Gebietstheile zu ermöglichen. Die Flotte kann nach jedem dieser Punkte Unterstützungen hinführen, und wenn selbst, wie im Jahre 1848, nur noch Messina im Besitz der Königlichen ist, so kann auch jetzt, wie damals, von diesem Punkte aus die Unterwerfung der Insel ausgeführt werden.

Während nämlich Palermo die größte Stadt und der bedeutendste Handelsort Siciliens ist, so ist Messina entschieden der wichtigste Punkt nicht nur der Insel, sondern des ganzen Königreichs. Ungefähr 95,000 Einwohner zählend, mit reichen Pallästen und Klöstern umgeben, liegt Messina an der Nordspitze der Insel, dicht an der Meerenge gleichen Namens, ihr gegenüber auf der calabrischen Küste die Stadt Reggio. Als der beste Hafen des mittelländischen Meeres hat es zahlreiche Festungswerke, die den Hafen und die Meerenge beherrschen. Die beiden Ufer bilden fruchtbare Ebenen, besonders die Siciliens, während die calabrische Küste bald steil zu nackten Felsen aufsteigt. Hier liegt Reggio, der bedeutendste und südlichste Ort Calabriens, mit ungefähr 20,000 Einwohnern, ebenfalls befestigt und mit seinem nördlichen Fort Cavallo mit den Hafenwerken Messina's correspondirend. An dieser Kette hat die Meerenge circa 5000 Schritt, die aber durch viele Untiefen für die Schifffahrt auf ein Minimum von 2000 Schritt reducirt und daher vollständig von den Geschützen der Seeforts beherrscht werden.

Die Stadt Messina erstreckt sich längst des Gestades von Norden nach Süden und hat eine Enceinte, die durch mehrere Forts auf den umliegenden Höhen verstärkt ist. Die Forts, so weit wie eine große geräumige Citadelle mit 2 Etagen, sind nach modernen fortifikatorischen Principien erbaut. Die Citadelle beherrscht vorzüglich die Hafenparthien. Auf Anhöhen, circa 1500 Schritt von ihr, liegen die Forts Gonzaga, Castel-Luzia und das Capuzinerfort, welche zwar alt, aber in jüngster Zeit renovirt worden sind; im Norden das Fort San-Salvator und im Nordwesten das Nordbastion. Alle diese Werke sind gut erhalten und im Ganzen mit 400 Geschützen armirt, aber mehr zur Vertheidigung des Hafens als der Landseite eingerichtet. Auf der nördlichen und südwestlichen Front liegen die schwächsten Punkte, welche einer tüchtigen Armee mit hinreichendem Belagerungstrain einige Chancen bieten. Doch ist es leicht, diesem Uebelstande abzuhelfen, wenn der Commandant von Messina die Defileen jenseits der Gebirge befestigt und somit die einzigen Zugänge von der Westseite dem Feinde abschneidet. Außerdem aber bietet das Beispiel von Sebastopol hinreichende Belehrung, wie eine Seefestung, die gewöhnlich schwache Befestigungen auf der Landseite hat, durch die Energie des Commandanten und den guten Willen der Garnison, auch selbst im Laufe einer Belagerung hinlänglich durch Erdwerke verstärkt werden kann.

Die Ausführung einer verschanzten Stellung auf dem Gebirgsrücken scheint um so mehr Chancen zu haben, da der rechte Flügel derselben sich an den kleinen Hafen auf Melasso lehnen würde, welcher durch ein starkes Fort befestigt ist, während der linke ebenfalls eine Anlehnung an das befestigte Taormina findet, welches sich steil auf einem Felsen am Gestade des jonischen Meeres erhebt. Den Gang einer Insurrection oder eines Krieges zu berechnen, liegt, wie auch hier, in den meisten Fällen außer dem Bereich der Möglichkeit; aber jedenfalls sollte Garibaldi nicht eine so leichte Arbeit bei Messina wie bei Palermo haben, welches gegen Messina beinahe eine offene Stadt zu nennen ist. Vorläufig sind von den 7 Provinzen 3 insurgirt, Palermo, Trapani und Girgenti, also noch lange nicht die ganze Insel und die festen Plätze. Die pomphaften Nachrichten und Aufforderungen, Garibaldi möge nach Calabrien gehen, um auf Neapel zu marschiren, zerfallen in Nichts; denn Messina ist ein Ort, der nicht umgangen werden kann, und der einem auf dem Festlande operirenden Corps entschieden bedeu-

tende Verlegenheiten in seinem Rücken bereiten würde. —

Allerdings gehört aber dazu eine treue Armee und ein energischer Oberbefehl, die beide leider nicht vorhanden zu sein scheinen!

Bürgerliche Officiere bei der Garde. Die Reorganisation der Armee hat mit der Vertheilung der Officiercorps bei den Garde-Infanterie-Regimentern nunmehr ihr Ende erreicht. Unter dem 11. d. Mts. wurde die Versetzung der Officiere zu den combinirten Regimentern befohlen, und damit auch die Formation des Garde Füsilier-Regiments zum Abschluß gebracht. Dasselbe wird die neue Uniform jedoch erst zum 1. Juli anlegen.

Bei dieser Gelegenheit sind beinahe in jedes Infanterie-Regiment, wie auch in die Garde-Cavallerie-Regimenter bürgerliche Officiere versetzt worden. Diese Maßregel erscheint zur Stunde wie eine Concession den Tiraden im Abgeordnetenhause gegenüber, während sie zu jeder anderen Zeit wenig oder gar kein Aufsehen gemacht haben würde, da in den preußischen Officiercorps der Unterschied zwischen Adligen und Bürgerlichen nicht existirt. Das Portepee adelt Alle, und wer sich in die enge Corporation dieses Corps begiebt, wird von dem gemeinsamen Geiste der Ehre durchweht und kennt nur einen Adel, nämlich den seines Corps. Hier braucht die Alles nivellirende Demokratie ihre Hand nicht anzulegen; denn in der Armee ist Alles gleich. Wie der Bauer neben dem König in der Kirche kniet, so kämpft und stirbt auch ein Prinz neben dem jüngsten Füsilier.

Zur Wehrkraft Englands.

In England selbst befinden sich im Ganzen 7 Bataillons Fußgarde und 33 Bataillons Linie. Außerdem sind 15 Miliz-Bataillons dem Heere einverleibt, welche als solche aber nicht bestehen bleiben, sondern im nächsten Jahre zur Formation von 6 Linien-Bataillons verwendet werden sollen. Im Felde kann das englische Bataillon mit höchstens 6—700 Mann auftreten, in Folge dessen die gesammte Heeresmacht, von welcher England seine Vertheidigung erwartet, sich an Infanterie auf 31,000 Mann beschränkt. Irland würde davon allein 10,000 Mann in Anspruch nehmen.

Die Milizen oder Freiwilligen-Corps (welche im englischen Volke außerordentlicher Sympathien sich erfreuen und hierin unsere Landwehr noch übertreffen, aber gewiß nicht in Bezug auf Leistungsfähigkeit) belaufen sich auf 50,000 Mann, von welchen wiederum 20,000 Mann auf Irland kommen würden.

Was die Artillerie und Cavallerie anbetrifft, so ist deren Kriegsstärke 14,000 und resp. 10,000 Mann. Im Frieden sind beide Waffen aber bedeutend in der Zahl reducirt; die englischen Offiziere halten ihren Friedensetat für durchaus unzulänglich, namentlich den der Artillerie, welcher durch Neuerbauung von Festungswerken täglich mehr Aufgaben zufallen. Der größte Mangel des ganzen englischen Heerwesens ist von jeher seine Ergänzung, nämlich durch Pressung oder freiwilligen Eintritt, — beides gewiß sehr unzuverlässige Wege.

Was endlich die aus den Depots in Indien und den Colonien zurückkehrenden Truppen betrifft, so wird ihre Zahl zwar auf 25,000 Mann angegeben. Abgesehen davon, daß dies theils Invaliden sind, so erwächst aus ihnen der in's Feld rückenden Armee auch deßhalb keine Verstärkung, weil sie zur Besetzung der Befestigungen bestimmt sind. In Indien stehen 53 Bataillons, in den übrigen Colonien 40—45 Bataillons.

Was ist nun das Resultat dieser Heeres-Verfassung, dieser bösen Frucht eines furchtsamen Parlamentarismus?

Es ist, daß England bei einem Militair-Budget von genau 100 Millionen Thalern zu seiner Selbstvertheidigung kaum 50,000 Mann disciplinirter Truppen hat.

Wer hören will, der höre! —

Frankreich. Das 18., 26. Linien-Infanterie-Regiment, das 14. Bataillon der Jäger zu Fuß und das 6. Husaren-Regiment, bis jetzt zur italienischen Armee gehörig, befinden sich nunmehr auch auf dem Marsche nach Frankreich.

Die Division Bazaine, die schon früher zurückgekehrt ist, hatte vor einigen Tagen eine Revue im Tuilerienhofe. Der Kaiser bemerkte dabei einen alten Italiener, der in der französischen Armee des ersten Kaiserreichs den Feldzug mitgemacht, in seiner damaligen Uniform mit dem 78. Linien-Regiment vorübermarschiren. Derselbe hatte sich in Italien dem Regimente angeschlossen und war mit ihm nach Paris gekommen, um den Kaiser zu sehen. Natürlich fand sein Wunsch Erfüllung und wurde diese durch

eine freundliche Ansprache des Kaisers und ein Geldgeschenk noch erhöht. —

Bis jetzt wurden alle Militair-Sträflinge nach Ablauf ihrer Strafzeit der leichten Infanterie in Afrika einverleibt. Da eine fast dreißigjährige Erfahrung die Nachtheile dieser Maßregel herausgestellt hat, so werden künftig, laut dem im „Moniteur" publicirten Decret, der leichten afrikanischen Infanterie nur solche Militairs einverleibt werden, die sich bloß gegen die Militair-Gesetze vergangen hatten, die Uebrigen aber, sofern sie wenigstens noch 18 Monate zu dienen haben, vier Straf-Compagnieen in Neu-Caledonien, auf Guadeloupe, am Senegal und auf der Reunions-Insel bilden.

Dieselbe Maßregel ist auch in Rußland zur Ausführung gekommen, und mit Recht;

Eine der Laternen, woraus Herrn H. Ward's Apparat für See-Signale, genannt der Ocean-Marine-Telegraph, zusammengesetzt ist, wurde neulich wieder zu Woolwich in Gegenwart von Commodore James R. Drummond, Commandeur Hawker und andern Beamten auf Verlangen des Admiralitätsraths zur Einführung bei den Kriegsschiffen untersucht. Die Laterne, welche mit einem verbesserten Hebelsystem versehen ist, um die Signale vom Deck der Schiffe zu geben, ist von quadratischer Form und giebt ein gleiches Licht nach den vier Punkten des Horizontes. Sie war an die Mastspitze Ihrer Majestät Schiff Fisgard aufgehißt. Der Bugsir-Dampfer Bustler, welcher die Herren Thomas Hall und andere See-Offiziere an Bord hatte, fuhr den Strom hinunter, um Observationen zu machen und Bericht zu geben. Das Licht wurde als ausgezeichnet gut befunden und war leicht von den gewöhnlichen jetzt im Gebrauch befindlichen Signal-Lampen zu unterscheiden, unter denen die Laterne placirt war. Eine steife Briese wehte zur Zeit, dies verhinderte jedoch nicht, daß der Apparat durchweg gut arbeitete, und war dies an Bord des Bustler wahrnehmbar, bis eine Krümmung des Flusses die Aussicht benahm. Ein weiterer Versuch ist seitdem mit einem vollständigen Satz von drei Laternen gemacht, welcher vollkommen günstig ausfiel.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Kronenstr. 21.

Preußische Briefe.

V. (Schluß.)

Es bleibt die Aussicht, daß noch in letzter Stunde eine Verbindung der Landaristokratie mit dem erhaltenden und corporativen Element der Stadt eintritt. Diese Verbindung wäre der mächtigste Wall der Legitimität in dieser Zeit. Kommt diese Verbindung zu Stande, so ist auch die Frage um die Reform des Herrenhauses entschieden; kommt sie nicht zu Stande, nun —— so ist diese Frage auch entschieden.

Doch geben wir uns dieser letzteren, trostlosen Ansicht und Aussicht nicht hin. Eben weil wir so tief von der Lebensfähigkeit des gegenwärtigen Herrenhauses überzeugt sind, weil wir die unverwüstliche Kraft des preußischen Landadels kennen, darum können wir auch nicht anders als hoffen, daß er auch in naturgemäßer Art weiter wachsen und für seine weitere Entwicklung die richtigen Stützpunkte und Ziele suchen und finden wird.

Außerdem weisen alle Verhältnisse und so viele Ereignisse der jüngsten Zeit auf diese Verbindung hin und empfehlen sie nicht bloß, sondern zeigen ihre Nothwendigkeit.

Ganz gleicher Weise, wie der Grundadel, wird das Handwerk gedrückt und verfolgt, und zwar von denselben Mächten; ganz gleicher Weise, wie dem Grundadel, werden ihm seiner zusammenhaltenden und mißtrauischen Attitüde wegen Vorwürfe gemacht; ganz gleicher Weise, wie den Grundadel, trifft die Handwerker der Spott und der Zorn der Fortschrittsmänner aus dem liberalen wie aus dem demokratischen Lager.

Schon das muß aufmerksam machen.

Aber nicht blos die Verhältnisse, auch einige nicht unwichtige Ereignisse der jüngsten Zeit tragen dazu bei, diese Verbindung zu empfehlen.

Die Handwerker kämpfen heute für eine Gewerbeordnung, die von einem wirklich ehrenwerthen Streben der Königlichen Regierung Zeugniß ablegt, im Großen und Ganzen aber auch nichts ist, als ein Polizei-Medicament, welches das Handwerk aus großen Löffeln gesund kuriren soll. Die Handwerker sind noch keineswegs so weit in ihrer Erkenntniß vorgeschritten, um zu bemerken, daß solche Gesetze nimmer Leben erschaffen und aus verdorrtem Stamme eine

neue Blüthe hervorzaubern können; sie ahnen höchstens, daß es besser wäre, wenn sie selbstständig über ihre Rechte wachen, ihre Interessen vertreten und ihre Beziehungen zur bürgerlichen Gesellschaft regeln dürften, und diese ihre Ahnung ist dann nur ein zurückgewandtes Echo, eine Erinnerung aus alten Tagen, wo das Handwerk noch in den hohen Rathssäälen freier Städte saß und sein Recht selbst „fand“....

Jetzt zeigt sich nun die Regierung auf einmal geneigt, dem Handwerk wieder einmal ein Gesetz zu geben, zufälliger Weise ein dem früheren ganz entgegengesetztes, kein Gesetz des Gewerbeschutzes, sondern eines der vollen Gewerbefreiheit. An ihrem Berufe dazu ist nicht zu zweifeln; so gut, wie sie das Gewerbe „schützen“ konnte, kann sie es auch in die Acht erklären, und es wird das mit allem ihr gebührenden Respekt gesagt, wenn es auch nicht verschwiegen werden kann, daß es immer noch Leute giebt, die herzlich lachen, wenn sie die Akten durchsehen, in welchen die Verwaltung der bürgerlichen Gesellschaft durch die Büreaux der Regierung verzeichnet steht. Es ist das ein Garten, bloß mit Unkraut bestellt.

Das Handwerk allein, in seiner gegenwärtigen Gesunkenheit, wird sich den freundschaftlichen Zumuthungen der Regierung nicht entziehen können; es wird mit derselben Demuth das Freiheitsgesetz hinnehmen müssen, wie es 1845 und 1849 Schutzgesetze entgegennahm, wenn ihm nicht eben über Nacht ein Bundesgenosse kommt.

Dieser Bundesgenosse kann, muß der Grundadel sein.

Dem Grundadel ist es bei uns (nicht besser an anderen Orten!) ganz ebenso gegangen wie dem Handwerk: die Regierung hat ihn auch durchaus nach ihren höchsteigenen, natürlich mit dem Zeitgeist wechselnden Ideen, glücklich machen wollen; man reglementirte an ihm in den verschiedensten Arten herum, schickte ihm die Schreiber auf den Leib, verschob und erschütterte die letzte ihm gebliebene Rechts-Position, das Landrathamt, bemängelte, wo und wie nur möglich, seinen Einfluß auf die Armee und that alles, um auch innerhalb seines Standes die richtige büreaukratische Unterscheidung von „Gutgesinnten“ und „Unzuverlässigen“ zu Stande zu bringen.

Unser Herz mahnt uns freilich — und grade zu dieser Stunde dürfen wir das nicht verschweigen — daran, hier zu erwähnen, daß **ein** hoher Geist, unser König und Herr Friedrich Wilhelm IV. das grade Gegentheil solcher Politik versucht und in seiner großen und lebensvollen Institution, dem vereinigten Landtag, darauf hingearbeitet hat, der vollen Freiwilligkeit thätigen Ständethums Wege zu öffnen; aber Gott hatte es anders gewollt, und Er schickte Sich damals bereits an, ein entartetes Volk, solch eines Königs nicht werth, zu strafen.

Seitdem wieder sind Grundadel und Handwerk in gleicher Weise geliebkost und gemaßregelt worden; aber der Grundadel hat besser denn der Handwerker die Bedeutung dieser Dreieinigkeit von Liebe, Maß und Regel verstanden, und hat sich in Folge der unabhängigeren Stellung, in der er geboren, erzogen und als Mann erprobt ist, auch, mannichfach nur durch Instinkt getrieben, bereits

hie und da gegen die Uebergriffe zur Wehr gesetzt, welche die wohlbekannten „Wohlthäter und Retter der Gesellschaft" sich gegen ihn erlaubten. Aber solche einzelnen Rückäußerungen helfen nichts, es handelt sich außerdem um keine persönliche Repressalie, es handelt sich um einen großen Grundsatz und zugleich um das Fundament des Königthums.

Das ist so wahr, so klar wie die Sonne am Himmel. Kein Staat kann sich halten, wenn ihm die bleibenden Mächte, die großen Gewichte fehlen, die nun einmal darauf angewiesen sind, hier und nicht anders zu existiren. Solcher Gewichte giebt es für den Staat nur zwei: die landbauende Bevölkerung und das städtische Gewerbe, so weit es nicht proletarisch ist, so weit es an die Stadtverfassung gebunden und in den Stadtbann beschlossen ist.

Wehe dem Staat, der an diesen seinen Grundfesten rüttelt.

Und doch haben alle Staaten das gewagt.

Aber es geht auch einer nach dem andern den Weg alles Fleisches!! Doch bleibt die Hoffnung, und gerade in Deutschland, zunächst in Preußen, hat sie noch ihre festen Säulen.

Es kommt darauf an, daß erkannt wird, wie **Adel und Handwerk** im Namen der bürgerlichen Gesellschaft hier bei uns eine große Pflicht zu erfüllen haben, eine Pflicht, welche anzuzeigen und im Einzelnen zu erörtern, eben Sache des Adels sein muß. (Der **Berliner Handwerkertag** wird mir und hoffentlich mehreren meiner Standesgenossen dazu Gelegenheit geben!)

Wir schließen. Der Redacteur mahnt daran, daß das Vierteljahr zu Ende und ersucht um eine weitere Folge dieser wirklich Preußischen Briefe. So fahre ich denn in nächster Zeit fort, das, was mir auf dem Herzen liegt, offen im „petit cercle de la Revue de Berlin", wie neulich in Baden-Baden gesagt ist, darzulegen.

Karlsbad. v. X.

Bis nach Hohen-Zieritz.

Eine Preußisch-Französische Geschichte
von **George Hesekiel.**

Zwölftes Capitel.
Ein Haus voll Kinder.

„Die Blüthe hold errötheud
Bebt an dem grünen Blatt,
Ein Lüftchen weht vorüber,
Das keck geküßt sie hat.“

Ein wundervoller Maitag war in die ehrliche alte Churmark Brandenburg gekommen, so ein Tag, an welchem die hellen Wasser lauter rauschen, und die grünen Wipfel sich lustig regen, und der märkische Himmel viel schönere Farben zeigt als der gerühmte Himmel Wälschlands, dessen Azur durch seine Unveränderlichkeit manches Auge in Verzweiflung gesetzt hat und viel mehren deutschen Menschen lästig geworden ist, als das Wort haben wollen aus Respect vor dem berühmten blauen Himmel Italiens. Unter dem märkischen Himmel sind auch ganz gewaltige Fürsten der Poesie, der Wissenschaft, der Kunst gewachsen, Schinkel und Winkelmann, Hackert und Wolff, wir könnten noch eine Menge Namen nennen, die sich wohl neben den italischen Meistern hören lassen können, und außerdem haben die Marken die Helden vor jenem Südlande voraus, die Helden, die mit dem Schwert Weltgeschichte machen halfen, und eine gute Anzahl jener ernsten, trotzigen Sippen, deren Söhne mit ihrem Blut den Preußischen Staat gekittet und gefeit haben. Es hat ja zu allen Zeiten in den Brandenburgischen Marken eben so viel Talent gegeben, wie in andern Ländern, der Charakter aber hat hier stets mehr gegolten als das Talent, und an Genie ist bei uns nicht häufiger Mangel gewesen, als an andern Orten.

An diesem prächtigen Maisonnentage, um die Mittagsstunde etwa, stand Frau Hedwig, oder vielmehr die Frau Kammerherrin Pletz von Bessin, denn ihr Gemahl war im Jahr zuvor zum Königlichen Kammerherrn ernannt worden, unter dem schönen, alterthümlichen Steinportal des Bessiner Herrenhauses und sprach rückwärts gewendet zur Frau Schallerin, der getreuen Beschließerin, ihr die letzten Befehle für das Mittagsmahl ertheilend.

Die Dame sah gar stattlich aus unter den Wappenfischlein und Inschriften des Thürbogens; die Kammerherrin war etwas frühe ziemlich stark geworden, doch hatte das, da sie hoch und schlank gewachsen war, der Anmuth ihrer Erscheinung keinen Eintrag gethan, auch war ihr Teint von mädchenhafter Zartheit und die milden, blauen Augen blickten wohlthuend ruhig aus dem klaren Angesicht. Frau von Pletz trug ein lichtes, schlichtes Sommerkleid mit kleinen blauen Blumen gemustert, das ihr wohl stand trotz der überkurzen Taille, die

damals Mode war, der Kragen war am Hals mit einer blauen Schleife geschlossen und die Zipfel mit einem kleinen goldenen Fisch auf der Brust zusammengesteckt. Die blauen Bänder der Haube flatterten lose um die weiche Wange und die dicken Flechten des Haars, dessen röthlicher Schimmer bei ihr fast eine Schönheit war. Lange Handschuh von braunem Leder schützten die weißen Arme. So, einen ziemlich großen, mit Wachstuch bezogenen Schirm in der Hand, der gegen Regen oder Sonne ausgespannt wurde, dessen Krücke zur Stütze auf weiten Wegen, dessen Spitze oft als Pflanzer im Garten diente, stieg Frau von Pletz langsam die Stufen vom Portal nieder. Der Schritt der Dame war nicht mehr schwebend und elastisch wie der der Jugend, aber er war noch immer leicht wie der einer Frau und fest zugleich wie der einer Herrin, die auf ihren eigenen Grund und Boden tritt. Es waren auch die Augen der Herrin, mit denen sie umblickte auf dem Hofe, den sie durchschritt, es waren die Augen, mit denen die Hausfrau auf Ordnung sieht, die Augen, die befriedigt blicken, wenn Alles in gehöriger Ordnung ist, Alles an der rechten Stelle steht.

Langsam ging die Dame über den Hof, aber ihr Schritt wurde rascher und ihr Antlitz nahm einen ganz andern Ausdruck an, als sie vor das äußere Thor des Brunnenhofs trat und nun den Abhang hinabblickte, an dem sich der alte kleine Flecken Bessin hinabzog. Es war das in der That ein liebliches Bild, zwischen Blüthenbäumen und von Blüthenbäumen überragt sahen die kleinen grauen Häuser gar anmuthig aus, und der spitze Thurm der aus mächtigen Feldsteinen von den Pletzen von Bessin erbauten Kirche erhob sich ernst wie ein mahnender Finger in die laue blaue Luft. Auch die Propstei mit den alterthümlichen Steinmetzarbeiten am Giebel, zu gleicher Zeit und in gleichem Styl wie das Herrenhaus erbaut, schaute gar würdig über die großen grünen Häupter der beiden Lindenbäume.

Die Sanct Moritzkirche zu Bessin war ein sehr angesehenes Gotteshaus; es zählte mehrere Tochterkirchen in der Nähe und mehrere Dörfer waren hier eingepfarrt, auch führte der Pastor seit alten Zeiten den vornehmen Titel eines Propstes und hatte einen zweiten Geistlichen, einen Kaplan, zu seiner Unterstützung.

Rasch schritt Frau von Pletz über die offene Wegstrecke, die zwischen dem äußern Thor des Gutshofs und dem ersten Hause des Fleckens war, den Abhang hinunter; dann aber ging sie langsamer, denn bald blieb sie stehen vor einem alten Mütterchen, das auf dem glatten Feldstein vor ihrer Hütte saß und sich sonnte, um mit dem ein paar freundliche Worte zu wechseln; bald sprangen aus einem Schwarme spielender Kinder zwei kecke Mägdlein hervor, um der gnädigen Frau den Rock zu küssen, während die anderen, blöder, mit offenem Munde von fern stehen blieben und erst näher traten, um Rede und Antwort zu geben, wenn ihnen die gnädige Frau mild und gütig zuwinkte. Alle Kinder kannte die Frau von Bessin, sie wußte sie fast alle beim Namen zu nennen, sie war eine von den herrlichen Frauen, die ihr Gedächtniß im Herzen haben und mit ihrem Herzen nie zu rechnen brauchen, weil es überreich an Liebe ist. Einzelne Mädchen versteckten sich auch schnell, als sie die gnädige

Frau kommen sahen, ihr Anzug war vielleicht nicht ganz in der Ordnung und sie schämten sich darum; Frau von Pletz bemerkte es wohl und lächelnd blickte sie nach einer andern Seite.

Auf halbem Wege trat sie auch in ein Haus, darin lag eine kranke Wöchnerin, da sah sie nach, ob Alles in Ordnung, saß eine halbe Viertelstunde tröstend am Bette der kranken Mutter und untersuchte das Bettchen des Kindes, ob es auch reinlich gehalten werde. Als sie wieder aus dem Hause der Wöchnerin kam, begegnete ihr ein ganz alter Mann, dem sah man's gleich an den Augen an, wie sehr er sich freute, seine gnädige Frau zu sehen, wenn auch sein hartes, verwettertes Gesicht keinen Ausdruck mehr zeigen konnte. Langsam ging sie neben dem Greise, der nicht mehr recht fort konnte, her, sie blieb stehen, wenn er von einem Hustenanfall ergriffen stehen bleiben mußte, den fragte sie nach allerlei Personen und Umständen mit jener gemüthvollen Ruhe und Theilnahme, die allein fähig ist, das zurückhaltende, schweigsame, oft mißtrauische Wesen des märkischen Landmannes zu überwinden.

So kamen sie, die schöne Frau und der alte Landmann, an den Häusern und den Blüthenbäumen der Gärten dazwischen hinunter bis zum Kirchplatz, hier gab Frau von Pletz dem Greise die Hand zum Abschied, nickte ihm freundlich zu und öffnete ein hölzernes Gitterthor, das in einen Garten führte, dessen bester Schmuck eine Anzahl von blühenden Obstbäumen war, die zwischen den Gemüsebeeten standen. Der Garten war sehr sauber gehalten; Frau von Pletz eilte den Gang zwischen zwei Reihen von Stachelbeerbüschen hinauf und gelangte so an die Rückseite der Propstei, wo einige Blumenrabatten waren und ein schöner alter Nußbaum dicht vor einem großen Spitzbogenfenster stand.

Das Geräusch von hellen Kinderstimmen drang durch das offene Fenster, und mit lächelndem Antlitz schwang sich Frau von Pletz leicht und anmuthig auf eine breite Steinbank, die unter dem Fenster hinlief.

Auf der einen Seite, welche die Aussicht in den Hof gab, saß eine Frau mit einem guten, freundlichen, seelenvollen Gesichtchen, einfach gekleidet, ein Mützchen schief auf dem Kopfe, mit einem Kinde spielend, das auf ihrem Schooß lag und immer mit den kleinen, dicken Händchen nach den Bändern der Mütze faßte; drei etwas größere Kinder standen um die Mutter und nahmen Theil an dem Spiele, plaudernd, lachend, schreiend. An der andern Seite stand ein großes, starkes Mädchen von etwa 18 Jahren, mit freundlichen Augen und einem unbeschreiblich gutmüthigen Gesichte in einem hellen Sommerkleide vor dem Tisch und schnitt von einem großen schwarzen Brode ziemlich derbe Schnitte in eine Milchschüssel, zum Mittagsessen der Kinder bestimmt; zwei Schwesterchen von zehn und eilf Jahren und ein kleiner Knabe mit großen trotzigen Augen standen dabei, sehr aufmerksam mit den Blicken jeder Bewegung der Schwester folgend und unaufhörlich unter einander schwatzend, offenbar höchlich bei diesen Vorbereitungen zu einer soliden Atzung interessirt.

Zwischen dieser Gruppe tänzelte mit einem Kinde auf dem Arme ein junges Mädchen von etwa sechzehn Jahren lustig singend auf und ab, ein feines,

schlankes Dirnlein mit ernstem Gesicht und großen, hellen Augen; das röthlich schimmernde Haar war zierlich geflochten, und die Flechten wie eine kleine Krone rund gelegt über der weißen Stirn. Dieses junge Mädchen sang sein Liedchen mit anmuthiger Stimme, die Kinder plauderten laut und lachten unter sich, jede der beiden Gruppen führte ihre eigenen Gespräche, und doch war zugleich immer ein allgemeines Gespräch im Genge. Auch fehlte es nicht an kurzen Zänkereien zwischen den Kleinen, die von den großen Schwestern mit selten bestrittener Autorität beigelegt wurden. Nur zuweilen sah die Mutter auf und sprach mit sanfter Stimme mahnend: „Aber, lieber Georg!" oder „nein, Gretchen, nein!" und sowohl der Knabe mit den trotzigen Augen, wie das kleine Mädchen, dessen Haar sich durchaus nicht fügen wollte, sondern eigensinnig in drei Strähnen über die Stirn hing, schlossen sofort Frieden auf diese sanfte mütterliche Mahnung, freilich um ihn in der nächsten Minute vielleicht schon wieder zu brechen.

Bei dem Allen war in dem Gemach ein Geräusch, ein Gewirr und Geschwirr von Reden, Worten und Tönen durcheinander, daß Jeder, der dessen nicht gewohnt war, oder nicht sehr mächtige Nerven hatte, verwirrt werden mußte. Die edle Pletzin von Bessin hatte sehr gesunde Nerven, denn sie belauschte die Scene eine ziemliche Weile, und ihr herziges Lächeln zeigte, welche Freude ihr der Anblick machte. Der Propst war mit seiner zahlreichen Familie erst seit einem Jahre auf dieser Stelle, aber er und die Seinen waren in dieser kurzen Zeit dem Gutsherrn und noch mehr der Kammerherrin lieb und werth geworden. Es verging schon seit geraumer Zeit fast kein Tag, an welchem nicht in irgend einer Weise ein Austausch lieber und freundlicher Beziehungen zwischen dem Herrensitze und der Propstei stattfand.

Jetzt bemerkte Frau von Pletz, daß sie entdeckt sei, denn wenn auch Georg vor Ueberraschung noch nichts sagte, so sah die Dame doch, daß seine großen Augen steif auf sie gerichtet waren, und nun rief sie heiter: „Guten Tag, liebe Pröpstin, guten Tag, mein Aenuchen! Mariechen! guten Tag, Kinderchen!"

Ein zehnfacher Ruf lauter Ueberraschung antwortete diesem Gruße, und während die beiden jungen Mädchen rasch zum Fenster eilten, stürmte Georg mit seinen beiden größeren Schwestern, mit der braunen Liese und mit der Grete, deren Haar so wiederspenstig war, hinaus in den Hof, um das Haus herum in den Garten, um die Kammerherrin zu begrüßen, ein paar Hunde, ein paar Ziegenböckchen und etliche Hühner aber folgten und konnten nur durch die Umsicht der braunen Liese von einem Besuch im Garten abgehalten werden, der diesem sicher sehr verderblich geworden wäre. Frau von Pletz war indessen schon von ihrer Bank gestiegen, Georg hatte ihr den Stockschirm abgenommen und marschirte mit dieser Waffe soldatisch vor ihr her, von Greten und Liesen geführt, kam die Kammerherrin in das Haus. Hier trat ihr die Pröpstin entgegen, an deren Kleid sich zwei Kleine festhielten mit großen, neugierigen Kinderaugen. Das dritte hatte sich an Mariechen's Kleid gehängt, und auch Anna stand dicht hinter der Mutter mit ihrem Brüderchen auf dem Arm. Man sah wohl, daß der Besuch ein hochwillkommener war. Mit seligem Lächeln reichte die Pröpstin der Frau von Pletz ihr Jüngstes, das war ein liebliches Mädchen,

wenige Monate erst alt; es war in Bessin geboren und Frau von Pletz hatte es aus der Taufe gehoben, ihr zu Ehren war es auch Hedwig getauft worden. Die Kammerherrin und die Pröpstin grüßten sich nur mit den Augen, aber sie verstanden sich wohl, sie tauschten den geheimnißvollen Freimaurer-Gruß der Mutterliebe, und ihr Pathenkind zärtlich auf beiden Armen wiegend, trat Frau von Pletz in die Nußbaumstube; so wurde dem alten Nußbaum vor dem Fenster zu Ehren das räumliche Gemach genannt.

Eifrig plaudernd saßen die beiden Frauen neben einander; wie viel Neues haben sich Mütter immer mitzutheilen, wenn sie sich auch alle Tage sehen! Dieses scheuer, jenes zutraulicher, jedes nach seiner Art, hielten sich die Kinder bald näher, bald ferner, nur Georg, der Ursache hatte, sich für einen besonderen Günstling der Dame zu halten, kam dreist heran, um ihr ein Bild vom alten Fritz zu zeigen, welches ihm der Onkel Georg aus Berlin geschickt. Frau von Pletz bewunderte das Bild in jener eingehenden Weise, die Kinder so glücklich macht, und Georg liebte sein Bild gewaltig, erstlich, weil es der alte Fritz war, dann aber, weil es von seinem Onkel in Berlin kam, auf den er große Stücke hielt.

Mariechen, die älteste Tochter, ging in die Küche, deren Besorgung ihr zur Zeit oblag; sie nahm ein paar Kinder mit, und Annchen wußte still und entschieden, wie ihre Art war, noch ein paar zu entfernen, damit sie dem Besuch nicht lästig fallen sollten. Frau von Pletz bemerkte das wohl, sie nickte dem jungen Mädchen zu, hielt aber doch ein paar fest und sagte: „Diese mußt Du mir lassen, liebes Annchen!"

Der Propst war zu einer geistlichen Amtsverrichtung über Land, sonst würde man nicht gesäumt haben, ihn zu rufen, denn der würdige, tüchtige Mann hatte stets seine besondere Freude an dem tüchtigen und doch so weiblich milden Wesen der Kammerherrin, welcher er manche geistige Anregung verdankte, die ihm sehr wohlthat, da er in der Einsamkeit des Landlebens doch Manches vermißte, was er in seiner früheren, zwar arbeits- und mühevolleren, aber anregenderen Amtsthätigkeit in der Stadt gehabt.

„Ich komme auch", sagte die Kammerherin nach einer Weile, „um mir ihre lieben Mädchen für heute Abend auszubitten. Ich erwarte heute eine meiner Nichten aus Mittenwalde, die älteste Tochter meiner Schwester Uchtenhagen. Riekchen ist ein liebes Mädchen von siebzehn Jahren, das noch niemals aus der kleinen Stadt und von der Mutter weggekommen ist. Sie soll einige Zeit bei mir bleiben, ich will so ein wenig Erzieherin bei ihr spielen, sie soll lernen, wie's zugeht in einer märkischen Landwirthschaft, und Sie müssen mir dabei helfen, liebste Pröpstin!"

„Ich?" meinte die Pröpstin lachend, „nun das wird lustig genug werden, denn ich habe bis jetzt nur immer bewundernd Ihre Wirthschaft angesehen, liebe Frau von Pletz, ohne allzuviel davon zu profitiren."

„Riekchen kann von Ihnen und Ihren lieben Mädchen viel lernen," entgegnete die Dame ernst, „was in einer märkischen Landwirthschaft eben so ersprießlich ist, wie meine Milch- und Gartenkünste. Es hat dem Kinde bis jetzt

vorzugsweise der Umgang mit Altersgenossinnen und Frauen gefehlt; meine Schwester lebt in Mittenwalde in sehr engen Verhältnissen. Riekchen scheint viel gelernt zu haben, nach ihren Briefen ist sie über ihre Jahre ernst. Wir wollen ihr gern ein Stück Jugend, ein Stück jugendlicher Heiterkeit verschaffen; Pletz meint, wir vermöchten das hier mit Ihrer Hülfe!"

„Da soll's an uns gewiß nicht fehlen," versicherte die Pröpstin treuherzig; „munter und heiter sind meine Mädchen, Gott sei Dank! selbst in schweren Zeiten sind sie's gewesen."

„Gott erhalte ihnen diese köstliche Mitgift!" sagte die Kammerherrin, dann fuhr sie fort: „Riekchen kommt nicht allein, ein Vetter bringt sie uns, ein junger Rouvroy, ein Jugendgespiele meiner Nichte; er muß ein hoffnungsvoller Jüngling sein, er hat Pletz, der ihn in Berlin kennen lernte, außerordentlich gefallen, so gefallen, daß er ihn eingeladen hat, einige Tage in Bessin zuzubringen, ehe er nach Königsberg geht, wo er weiter studiren soll. Es ist viel, wenn Pletz so etwas thut, das ist gar nicht seine Art sonst, ich habe deshalb eine sehr hohe Meinung zum Voraus von diesem Verwandten."

„Nun, dann werden Sie doch auch einmal das Haus voll Kinder haben, wie ich!" scherzte die Pröpstin.

„Und wer weiß, ob mir diese großen Kinder nicht mehr Noth machen werden, wie Ihnen diese Kleinen!" fuhr die Kammerherrin im selben Tone fort, indem sie ihre Hand auf den Kopf des kleinen Georg legte.

„Sie bringen uns dann Ihre liebe Nichte und den Vetter einmal hierher und die Junker dazu," meinte die Pröpstin, „damit, wenn sie alle zusammen sind, wir sehen können, ob die Großen oder die Kleinen artiger sind."

„Meine Jungen sind öfter bei Ihnen, liebe Pröpstin," entgegnete Frau von Pletz, „als wir eigentlich verantworten können, und der Herr Informator ist auch stets bereit, nach der Propstei zu wandeln; ich fürchte sehr, daß nicht allein die Begeisterung für das geistliche Amt und der Trieb, von dem Herrn Propst zu lernen, den Herrn Candidaten zu Ihnen führt!"

Die Frauen sahen sich einander an, und wieder reichte ein Blick hin zur Verständigung zwischen den beiden Müttern.

„Ach, meine gute Marie ist noch ein pures Kind!" sagte die Pröpstin.

„Richtig," entgegnete die Kammerherrin lächelnd, „ein pures Kind, welches über achtzehn Jahre alt ist. Der Herr Candidat ist auch so ein pures Kind; im Ernst, liebe Pröpstin, wenn er sich mit dem Jungen herumjagt, kommt er mir immer vor, als wäre er wirklich noch ein Kind, und in manchen andern Dingen ist er's wirklich, aber solche frische Herzen die sind am gefährlichsten. In den wenigen Wochen, die der Candidat bei uns ist, hat er Alle gewonnen, mich zuerst, auch Pletz, der sonst so sehr zurückhaltend ist, liebt ihn schon, obwohl er es noch nicht sagt, nur mein großer trotziger Junge steht ihm noch immer kühl und fremd gegenüber, während Dubislaw sich vertraulich an seinen Lehrer anschmiegt."

„Eusebius ist ein merkwürdiger Knabe!" bemerkte die Pröpstin sinnend.

„Es mag so sein," entgegnete die Kammerherrin, „aber er ist durch und

durch gut, ganz wie mein lieber Herr, wie sein Vater. Neulich habe ich ihn gefragt, wie ihm sein neuer Lehrer gefalle! ich hätte es nicht thun sollen, solche Fragen sind oft gefährlich. Der Junge sah mich groß an und entgegnete: Er ist ganz anders wie der Herr Informator! Damit meinte er seinen frühern Lehrer, denn er macht auch darin einen Unterschied, der alte Lehrer hieß der Herr „Informator," den neuen nennt er stets „Herr Candidat." Alles Neue ist ihm störend, so auch der neue Lehrer. Darin hat er nur mit dem Herrn Propst eine Ausnahme gemacht, der allein hat's verstanden, dem störrigen Burschen gleich von vornherein zu imponiren und ihn dann durch freundliches Eingehen zu gewinnen."

Die Pröpstin und Annchen, die eben wieder eingetreten, lachten, die Kammerherrin sah sie etwas befremdet an.

„Verzeihen Sie," rief die Pröpstin, „wir lachten, weil Eusebius neulich gar zu naiv seine Neigung hier kund gegeben; die Kinder fragten ihn, wen er nach seinen Aeltern und seinem Bruder am meisten liebe, was denken Sie was er geantwortet hat?"

„Das weiß ich schon," lachte Frau von Pletz, „den guten Lehnerdt Schaller!"

„Richtig, und nach diesem?" fragte die Pröpstin weiter, „denn die Kinder begnügen sich mit einer so einfachen Antwort nicht, sie forschen weiter in ihrer Weise."

„Ja, weiter weiß ich nicht zu sagen," entgegnete die Kammerherrin, „wer zu den Günstlingen meines ältesten Herrn Sohnes gehört."

„Ach, laß mich erzählen, Mutter," bat Annchen, und fuhr dann fort, „es war zu hübsch, liebe gnädige Frau; Grete fragte: wer aber kommt nach Lehnerdt Schaller? Eusebius sah sie eine Weile ernsthaft an, dann entgegnete er: Frau Schaller! und als Lene nun fragte: und wer kommt dann? da zögerte er sehr lange, dann sagte er leise, als ob er doch seiner Sache noch nicht ganz sicher wäre: der Herr Propst! Die Kinder waren ganz entzückt, daß er den Vater nach Lehnerdt und Frau Schaller am liebsten hatte, sie examinirten aber immer weiter, die nächsten Günstlinge darauf waren die „armen Teufels" und endlich „alle unsere Leute in Bessin", weiter wollte er dann nicht Rede stehn."

Die Frauen lachten.

„Das muß ich Pletz gleich erzählen," meinte die Kammerherrin, „den wird das freuen, auch wenn er uns nichts sagt; ich glaube, mein lieber Herr hätte, wenn er so examinirt worden wäre, auch ganz ähnliche Antworten gegeben!"

„Junker Dubislaw," erzählte Annchen weiter, „antwortete ganz anders, er sagte kurz, daß er alle Menschen liebe, am meisten aber seine Cousine Mariechen von Uchtenhagen in Mittenwalde!"

„Was das für verschiedene Art ist, zwei Brüder und so verschieden!" sagte Frau von Pletz, man sah es ihr aber an, daß ihr trotz der Verschiedenheit die ganz andere Art des jüngeren Sohnes auch gar nicht übel gefiel.

Sie erhub sich jetzt, um Abschied zu nehmen und nach dem Herrenhause

zurückzukehren; die kleine Hedwig, die in ihren Armen eingeschlafen war, wurde von ihr selbst neben das schon schlafende kaum ein Jahr ältere Brüderchen in ein Korbwägelchen gebettet, dann ging sie von der Pröpstin geführt hinaus, Annchen, Georg und Emmchen folgten, draußen schloß sich Mariechen an, die wieder Liesen, Greten und Lenen an ihrem Schürzenbande hatte, so zog die ganze Familie durch den Garten, um dem Besuch das Geleit zu geben. Unterwegs erkundigte sich die Kammerherrin noch nach den beiden ältesten Söhnen des Hauses, die in Berlin auf dem Friedrich-Wilhelms-Gymnasium waren, und freute sich der von dort eingegangenen guten Nachrichten.

Plaudernd stand die ganze Gesellschaft noch an der Gartenthür, als die junge Frau des Caplans aus dem Nachbargarten herbei eilte, ein kleines hübsches Frauchen, das mit seiner städtischen Unerfahrenheit in Dingen des ländlichen Lebens oft Rath und Hülfe bei der Pröpstin suchte, und darum dieser immer eine liebe Erscheinung war, denn das ist ja an guten Frauen das Beste, daß sie die am meisten lieben, die ihre Hülfe am häufigsten in Anspruch nehmen.

Als endlich Frau von Pletz aber sich verabschiedet hatte, sahen ihr Alle noch so lange nach, als sie einen Schimmer des hellen Sommerkleides zu sehen vermochten, dann erst kehrten sie durch den Garten in das Haus zurück.

Frau von Pletz beschleunigte ihre Schritte so, daß sie glücklich fünf Minuten vor der fest bestimmten Tischzeit im Herrenhause eintraf; der edle Pletz von Bessin pflegte mit dem Schlage der Uhr in ihr Zimmer zu treten und ihr seinen Arm zu bieten, um sie zu Tisch zu führen. Es wäre ihm unangenehm, ihr aber entsetzlich, gewesen, wenn sie jemals zu spät gekommen wäre. Sie war aber noch niemals zu spät gekommen, und kam auch heute nicht zu spät, denn sie brauchte keine fünf Minuten zu ihrer Toilette.

Bei Tisch aber war mehrfach die Rede von der Pröpstin, von diesem glücklichen Hause voll Kinder, die Kammerherrin aber bemerkte wohl, daß der Herr Candidat stets verlegen zur Seite blickte, wenn von dem ältesten Kinde des Propstes, von Mariechen, die Rede war.

Berliner Literaturbriefe.

XXXII.

— Von Winterfeld: Burns Lieder und Balladen; Karl Frenzel: Melusine; Ernst Kossak: Berliner Federzeichnungen; Werner Hahn: Friedrich Wilhelm III. und Louise. —

Seit Göthe sich so günstig und anerkennend über die Gedichte des schottischen Liedersängers Robert Burns ausgesprochen, hat es bei uns nicht an Uebersetzern desselben gefehlt, auch an Componisten war kein Mangel, und einzelne Lieder, wie z. B. „Mein Herz ist im Hochland" 2c. sind in Deutschland, wenn auch nicht zum Volksliede geworden, so doch zu einer ganz außerordentlichen Popularität gelangt. Wir gestehen,

daß uns immer etwas bänglich zu Muthe wird, wenn uns eine neue Uebersetzung Burns'scher Lieder vor die Augen kommt; es ist ein eigen Ding mit übersetzter Poesie, mit übertragenen Liedern überhaupt. Es wird die Aufgabe des Uebersetzers aber noch bedeutend schwieriger, wenn sich die zu übersetzenden Lieder in einer Sphäre bewegen, die einer fremden Nationalität ganz eigenthümlich ist und keine analogen Verhältnisse bei dem Volke findet, in dessen Sprache man die Lieder übertragen will. Das aber ist bei Burns wenigstens bei den meisten seiner Lieder der Fall; für die schottischen Verhältnisse, die sie behandeln, in denen sie wurzeln, aus denen sie hervorgingen, werden sich in Deutschland selten analoge finden lassen. Kommt nun noch hinzu, daß der Hauptwerth der zu übertragenden Lieder in dem hinreißenden Wohllaut der Sprache, in der süßen Melodie der Worte beruht, wie das von den Burns'schen Gedichten zugegeben werden muß, so wird man uns einräumen, daß die Bangigkeit, mit der wir neue Uebersetzungen von Burns zur Hand nehmen, a priori gerechtfertigt ist. Aber auch a posteriori müssen wir unsere Aengstlichkeit für begründet erklären, denn sämmtliche Uebersetzungen von Burns, die wir kennen, sind, selbst abgesehen von den ganz hölzernen, ungenügend und ermangeln durchaus fast der Melodie, des Wohllauts, der dieser Lieder höchster Vorzug ist. Dieses Urtheil erleidet nur eine Ausnahme, allerdings eine glänzende, wir meinen die Uebersetzungen, die F. Freiligrath von Burns'schen Liedern uns geschenkt hat; diese sind meisterhaft, denn ihm allein ist's gelungen, den süßen Wohllaut des Originals auch in deutschen Rythmen und Reimen wieder zu geben. So edel der Grund war, der Freiligrath abhielt, die Lieder des schottischen Dichters sämmtlich zu übertragen (ein deutscher Flüchtling, dessen Name uns augenblicklich nicht gegenwärtig ist, hatte eine Uebersetzung von Burns beendet und große Hoffnung für seine Lage darauf gesetzt, Freiligrath dachte schön und stolz zugleich — er wollte dem schwächeren Bruder in Apoll nicht durch seine furchtbare Concurrenz schaden), wir werden darin immer einen Verlust für die deutsche Literatur beklagen. Uebrigens ist den deutschen Uebersetzern durch Freiligrath ihre schwere Aufgabe noch um ein Bedeutendes erschwert worden, denn ganz unwillkürlich wird man den Maaßstab seiner Uebersetzungen anlegen und sich unbefriedigt abwenden, wenn sich da ein unliebsamer Unterschied kund giebt; dieser unliebsame Unterschied wird in den meisten Fällen ein unvermeidlicher sein — es waren ganz tüchtige Gesellen unter den Freiern der Penelope, aber nicht Einer vermochte den Bogen des Odysseus zu spannen. Alle diese Erwägungen, die Herrn A. v. Winterfeld, dem liebenswürdigen Dichter preußischer Soldatengeschichten, gewiß nicht fern lagen, haben denselben nicht abgehalten, mit einer neuen Uebersetzung von Burns aufzutreten (Lieder und Balladen von Robert Burns. Aus dem Englischen, schottische Mundart, von A. v. Winterfeld. Berlin, 1860. A. Hofmann u. Comp.). Muth zu diesem schwierigen Unternehmen mag Herrn von Winterfeld der günstige Erfolg gegeben haben, den seine Uebersetzung des schwedischen Dichters Bellmann gehabt hat. Bei der Uebersetzung des schwedischen Anakreon waren zum Theil wenigstens dieselben Schwierigkeiten zu überwinden, die wir oben angedeutet haben, und Herr von Winterfeld hatte ein gutes Recht, zu hoffen, daß es ihm mit dem Schotten nicht minder glücken werde, wie mit dem Schweden. Wir müssen gestehen, daß die Winterfeld'sche Uebersetzung wirklich ganz entschiedene Vorzüge vor vielen anderen voraus hat, man darf ohne Uebertreibung behaupten, daß die Uebersetzung der Mehrzahl der Burns'schen Lieder eine wohlgelungene, wohlgerathene ist. Wie das Bessere der Feind des Guten, so sind es nur die besseren Uebersetzungen Freiligraths, welche den Werth der guten Uebersetzungen Winterfeld's drücken. Doch darf man nicht vergessen, daß Freiligrath nur einen Theil von Burns, Herr von Winterfeld aber den schottischen

Dichter ganz übertragen hat. Das ist ein Umstand, der nach zwei Seiten hin günstig für Winterfeld sprechen muß. Als Probe geben wir hier das Lied von Burns, das in Deutschland am bekanntesten ist:

Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier;
Mein Herz jagt im Hochland des Waldes Gethier;
Es jagt dort den Hirsch, es jagt dort das Reh —
Mein Herz ist im Hochland, wo immer ich geh'.
Leb' wohl du mein Hochland, leb' wohl du mein Nord —
Du Wiege von Tapferkeit, Ehre und Wort;
Wo immer ich wand're, wo immer ich bin,
Die Hügel des Hochlands behalt' ich im Sinn.

Lebt wohl, o ihr Berge, bedeckt hoch mit Schnee,
Lebt wohl, grüne Thäler, umkränzend die Höh'!
Leb' wohl, wilder Wald, niederhangend ins Thal,
Lebt wohl, o ihr rauschenden Bergbäche all!
Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier ꝛc.

Man wird zugeben, daß der melodiöse Klang des Originals auch der Uebersetzung zum guten Theil eigen ist, die noch besser ausgefallen sein möchte, wenn sich's der Uebersetzer etwas mehr hätte angelegen sein lassen, einige unliebsame Kleinigkeiten, wir meinen die Berührung von Vocalen am Ende des einen und am Anfang des folgenden Wortes, auszumerzen. Einige Lieder sind Herrn von Winterfeld ganz vorzüglich gelungen, wie z. B.:

O, Tibbie, 's war nicht immer so
Du warst sonst nicht so scheu;
Weil Du nun reich, verläßt Du mich,
Doch mir ist's einerlei!

Und vor Allem das reizende:

Bleib', mein Trauter, kannst Du gehn?
Grausam mich verschmachten sehn?
Meinen Kummer nicht verstehn?
O, mein Trauter, kannst Du gehn?
O, mein Trater, kannst Du gehn?

Bei der Liebe, einst empfunden!
Bei dem Band, einst fest gebunden,
Und bei meines Herzens Wunden!
O, verlaß mich nur nicht so!
O, verlaß mich nur nicht so!

Die bekannte Ballade von Hans Gerstenkorn ist wohl gelungen, dagegen scheint uns die berühmte Erzählung von Tam O'Shanter doch nicht recht herausgekommen im Tone, freilich mag's auch innerlich schwer sein, gerade diesen Ton zu treffen. „Es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten!" Nun, Burns verspottet im Tam O'Shanter die Gespensterfurcht, fürchtet sich dabei aber doch auf gut schottisch vor dem Spuk, aus dieser Mischung von Spott in Worten und heimlicher Angst im Herzen ist der eigenthümliche Ton hervorgegangen, der diesem Stück seinen Werth giebt. Am wenigsten gelungen ist es Herrn von Winterfeld, die refrainähnlichen Ausrufungen glücklich wieder zu geben. Es hat vielleicht einen Sinn, in einigen Fällen wenigstens, wenn es z. B. heißt:

Ihr äuß'rer Glanz macht mich nicht froh,
Gebt mir mein Hochlandmädchen, o!
Wohl in dem Thal, so rauschig, o!
Auf ebnem Feld, so lauschig, o! u. s. w.

Es mag das „O" am Ende nicht gerade gegen den Sinn sein, aber schön ist's wahrhaftig nicht, und bei der öftern Wiederholung wird es geradezu hölzern und bedeutungslos. Es ist mit diesem „O" nicht wie z. B. mit dem „Pongtuli pong" in verschiedenen Liedern Bellmann's, das „Pongtuli pong" ist da eine Art von Onomatopöie, eine Nachahmung des Tones der rasch gegriffenen Saite, und mußte oder konnte deshalb sehr gut beibehalten werden. Für das schottische „O" aber hätte der Uebersetzer etwas Entsprechendes in seiner Sprache finden müssen. Doch es sind, wie gesagt, neben den nicht ganz glatt herausgekommenen die wohlgelungenen Lieder in der Mehrzahl, und wir können keinen Anstand nehmen, die Winterfeld'sche Uebersetzung für die beste von allen Gesammtübersetzungen des schottischen Dichters zu erklären. Die äußere Ausstattung ist sehr zierlich und der Preis sehr billig. —

Von Karl Frenzel, dem Verfasser des trefflichen Werkes „Dichter und Frauen", das wir kürzlich mit unserer vollen Anerkennung anzeigten, liegt ein neues Buch vor uns: „Melusine, Novelle von Karl Frenzel. Breslau 1860. E. Trewendt." Wir möchten nun gern auch dieser Novelle in dem Maße gerecht werden, als dieselbe das wegen verschiedener Vorzüge verdient, und vermögen wir das nicht ganz, so ist daran freilich, der Verfasser möge uns verzeihen, wenn wir uns irren, der wahrscheinlich *absichtlich* gewählte, völlig antirealistische Ton, der durch das ganze Buch geht, schuld. Wir haben selten in einem Buche so schmerzlich den realen Boden, das greifbare Element, die Wirklichkeit, ja, wenn man will, die gewöhnliche oder gemeine Wirklichkeit vermißt wie bei diesem. Der Verfasser hat viel, ja, wir könnten beinahe sagen, Alles für das Werk gethan, was die Kunst dafür thun kann; nur eins hat er nicht gethan, und wahrscheinlich mit Absicht nicht gethan, er hat seine geistige Schöpfung nicht in die Luft versetzt, in welcher andere ehrliche Menschen, als Kritiker und Leser insgemein, mit seinen Figuren gemeinsam zu athmen vermögen. Wir haben in der vorliegenden Novelle mit Freuden anerkannt den glücklichen Wurf in der Wahl des Stoffs, die wohl combinirte Verschlingung der Situationen und die geschickt herbeigeführte Lösung derselben, wir finden die Anlage und Erfindung der Charaktere neu und bewundern die Geschicklichkeit, mit welcher der Verfasser dieselben sich auch innerlich entwickeln läßt, wir freuen uns der maßvollen und feinen Urtheile auf socialem wie auf künstlerischem Gebiet, ergötzen uns an manchen artigen Wendungen und freuen uns, einem Schriftsteller zu begegnen, der es noch der Mühe für werth hält, Fleiß auf seinen Styl zu verwenden, sie sind nicht allzu häufig mehr, und bei allen diesen glänzenden Vorzügen hat uns die Novelle, einige Stellen ausgenommen, wo das warme Blut im Affect doch aufwallte, kalt gelassen. Die Figuren fast alle, die Hauptfigur Melusine an der Spitze, sind nicht aus dem Leben heraus in die Novelle hinein getreten, darum treten sie auch nicht aus der Novelle heraus, plastisch, greifbar, lebendig dem Leser entgegen. Die Figuren sind wohlgezeichnet, es ist keine Carricatur darunter, sie sind der Anlage gemäß richtig entwickelt, Alles was sie thun, das thun sie ganz folgerichtig, aber wir glauben nicht an sie, es sind eben Abstractionen des Dichters geblieben, es sind keine Menschen daraus geworden. Verstehen wir den Verfasser recht, so hat er gegen den herrschenden und in der modernen französischen Literatur über alle Stränge schlagenden Realismus eine Lanze brechen wollen, hat aber bei diesem an sich löblichen Beginnen zu viel gethan und, anstatt die Personen der Wirklichkeit zu veredlen und poetisch zu verklären, Abstractionen an deren Stelle ge-

setzt. Wir glauben nicht an diese Melusine, so anmuthig und lebenswahr einzelne Züge sein mögen; wir glauben nicht an diese Hildegard und diesen Robert, so gern wie anerkennen, wie geschickt sie zusammen und wieder auseinander geführt werden; am wenigsten glauben wir an den Vetter Cäsar, so herrliche Anlagen der auch zu einem Bösewicht in großem Style hat. Am menschlichsten und darum vorzüglich erscheinen uns die in den Ton der Novelle nicht ganz passenden Figuren des Horaz Wildherz und des alten Grafen Rettberg. Bei Beiden tritt stellenweise eine Störung der Entwickelung ein, Menschen lassen sich eben nicht so ganz genau in die Situation einfügen wie poetische Abstractionen, das bringt die Beiden uns näher und läßt uns ein menschliches Interesse an ihnen nehmen. Die Novelle hat uns ein paar Mal an Göthe erinnert, das ländliche Fest zum Beispiel, bei welchem Robert das Gemälde gelobt, hat einen Anflug von ähnlichen Scenen im Meister. Ueberhaupt gehören die bedeutsamen Scenen, die auf dem benachbarten Landgute spielen, zu den besten Partieen in der Novelle; aber auch in einem weniger günstigen Sinne sind wir an Göthe erinnert worden, nämlich an die natürliche Tochter. Wie dort die Abstractionen: König, Herzog, Graf, Hofmeisterin uns kalt lassen, obgleich dem Stück eine traurig-wahre Begebenheit zu Grunde liegt, so sind es auch hier Abstractionen, die vor jenen nur den Vorzug haben, daß wir außer ihren Titeln noch ihre Namen wissen. Sehen wir indessen von diesem Uebelstand ab, der vielleicht auch von dem größern Leserkreis nicht so hart empfunden wird wie von uns gerade, so ist die vorliegende Novelle nach Form und Inhalt wohl des Lobes werth. Wir sind auf unsern Tadel weitläuftiger eingegangen als auf unser Lob, weil wir in dem ganzen schriftstellerischen Streben des Dichters, so weit uns dasselbe bekannt ist, einen Ernst finden, der mächtig nach Reife und Vollendung ringt. Diesem glaubten wir durch die weitere Ausführung unserer Ausstellungen einen guten Dienst zu leisten, und wir sind überzeugt, daß der Dichter das anerkennen und an unserm motivirten Tadel mehr Genüge finden wird, als an einem flüchtig ausgesprochenen Lob der mannigfachen Vorzüge seines Werks, die wir am wenigsten verkennen.

Drei kleine, saubere Bändchen (Berliner Silhouetten und Berliner Federzeichnungen. Verlag von Otto Janke in Berlin) liegen nebeneinander vor uns, Sammlungen der Feuilletons, mit welchen Ernst Kossack, den man nicht mit Unrecht par excellence den Berliner Feuilletonisten nennt, uns von Woche zu Woche in den letzten Jahren beschenkt hat. Wir haben mit Vergnügen die alten Bekannten aus der „Montags-Post", der „Kölnischen Zeitung" u. s. w. darin begrüßt und wieder gelesen, das aber ist unserer Ansicht nach der Probirstein für den Werth des Feuilletons. Nicht jedes Feuilleton hat nach langer Zeit, nach Jahren, noch Interesse für den Leser, nur wenige wird man nach längerem oder kürzerem Verlauf noch ein Mal mit Vergnügen lesen, deßhalb ist es keine geringe Kühnheit, wenn ein Feuilletonist es wagt, eine Sammlung seine Feuilletons herauszugeben. Kossack konnte das dreist wagen; bei der Meisterschaft, die er in diesem Genre besitzt, hatte er nichts zu fürchten dabei, er konnte nur den Dank seiner Leser gewinnen für den vollen Kranz, in dem er seine einzelnen Blumen so geschickt vereinigt hat. Wir sind fast der Meinung, daß diejenigen, welche die Kossack'schen Feuilletons schon kannten, noch mehr Genuß beim Lesen der drei zierlichen Bändchen haben, wie die, denen sie völlig neu sind.

Im Verlage der Decker'schen Geh. Ober-Hofbuchdruckerei ist das von allen Seiten rühmend anerkannte, patriotische Werk: Friedrich Wilhelm III. und Louise, König und Königin von Preußen. Zweihundert und siebzehn Erzählungen aus ihrer Zeit und ihrem Leben, von Werner Hahn in einer zweiten Auflage mit 17 Abbildungen vermehrt, erschienen. Wir können nur wünschen, daß dieses treffliche Buch immer mehr in den

weitesten Kreisen Verbreitung finden und sich immer breitere Bahn brechen möge. Der Verfasser hat darin den rechten Volkston, den Ton, der sich zumal für das Preußische Volk schickt, anzuschlagen verstanden, es ist ein Buch, das namentlich auch in jungen Gemüthern eine Rührung und Erhebung wirkt, die von Einfluß für das ganze Leben sein können. Doch denke man dabei nicht etwa an ein Kinderbuch, es ist eben das der Ton darin, der zur rechten Zeit angeschlagen wiederklingen muß in allen Herzen, welche sich noch einen Rest jener schönen Empfänglichkeit bewahrt haben, die dem frischen Kindesherzen vorzugsweise eigen.

Der Kaiserlich französische Staatskalender.

I. Annuaire diplomatique de l'Empire Français pour l'année 1860 publié d'après les documents communiqués par le Ministère des aff. étrang. et les renseignements authentiques les plus récents. — Trois. année — Librairie de Veuve Burger-Levrault et fils. Paris, Strasbourg. — (Mars 1860) CXVIII u. 266 Seiten 8.

Der erste Theil dieses Staatshandbuches enthält den Kalender mit diplomatischen und historischen Ephemeriden, die Hauptgrundsätze des Reichs, die Genealogie der Kaiserlichen Familie, den Geheimen Rath, die Ministerstaatssecretaire; den Senat. den Gesetzgebenden Körper, die europäischen Souveraine mit ihren Familien, die Cabinette der fremden Mächte, die Chefs der Republiken. — Der zweite Theil umfaßt das Personal des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, die Botschafter, Gesandten, Consulate und Agenten; Gesetze und Verordnungen in Bezug auf das diplomatische und Consular-Personal; Verträge von 1859, Conferenz von Zürich 1859, Actenstücke bezüglich der italienischen Frage; eine Notiz über China und über das birmanische Reich; Dienstausscheidungen, Todesfälle und Register.

Wenn man die Masse Friedensschlüsse betrachtet, die im Kalender verzeichnet sind, so sollte man an gar keine Kriegsmöglichkeit denken; oder aber erst recht daran denken, denn es giebt auch »ewige Frieden« darunter. Aus der Regierungszeit Napoleons III. benennen die Ephemeriden: Januar 10. 1855 Allianzvertrag zwischen Frankreich, England und Sardinien; 22. 1855 Vertrag mit Baden (literarisches Eigenthum?); 24. 1855 Vertrag zwischen Frankreich und England; — Februar 1. 1855 desgleichen über Telegraphen; 22. 1856 Handelsvertrag mit Honduras; 25. 1857 mit Baden über die Rhein-Deiche; 27. 1854 Handelsvertrag mit Belgien; — März 2. 1853 Vertrag mit Nassau über literarisches Eigenthum; 12. 1854 Allianz zwischen Frankreich, England und der Türkei; 29. 1855 (literarisches Eigenthum) mit den Niederlanden, 30. 1856 Congreß und Friede von Paris (Ende des orientalischen Kriegs); — April 10. 1854 Allianz zwischen Frankreich und England; — Mai 4. 1859 Convention von Konstantinopel zwischen Frankreich, England und der Türkei; 17. 1853 (literarisches Eigenthum) mit Sachsen-Weimar; 19. 1856 desgleichen Königreich Sachsen; 26. 1857 Vermittlung Frankreichs (politischer Zustand von Neuenburg); — Juni 14. 1857 Handels-Schifffahrtsvertrag mit Rußland; 18. 1857 türkisch-russischer Grenzvertrag; 27. 1855 (türkische Anleihe) Vertrag zwischen Frankreich, England und der Türkei; eod. 1858 Vertrag mit China; Juli 1. 1853 (literarisches Eigenthum) mit Oldenburg; 2. 1857 mit Baden über Rheinbrücken; 4. 1856 mit Luxemburg (literarisches Eigenthum); 11. 1859 Friedenspräliminarien von Villafranca zwischen Napoleon III. und Oestreich;

12. 1855 Handelsvertrag mit Persien; 27. 1855 Declaration von Frankreich und England über die türkische Anleihe; — August 19. 1858 Convention über die Donaufürstenthümer; 25. 1853 Vertrag mit Würtemberg (literarisches Eigenthum?) — September 25. 1857 „Zusammenkunft zwischen Napoleon III. und dem Kaiser von Rußland Alexander II. zu Stuttgart;" — Oktober . . .; — November 10. 1859 Friedensvertrag zwischen Frankreich und Oesterreich; 15. 1853 (literarisches Eigenthum) mit Spanien; 21. 1855 Garantie gewährt von Frankreich und England an Schweden; — Dezember 2. 1854 Allianz zwischen Frankreich, England und Oestreich; eod. 1856 Grenzvertrag zwischen Frankreich und Spanien; 29. 1855 Telegraphen-Convention zwischen Frankreich, Spanien, Belgien, Piemont und der Schweiz. Der Sylvester, freilich 1756, schließt mit einer französisch-russischen Allianz.

Seite XXI. Senatusconsult vom 7.—10. November 1852, welcher das Kaiserthum erneuert und Napoleon III. die Kaiserwürde überträgt, mit eventuellem Adoptions- und Uebertragsrecht (suffrage universel dazu nicht erfordert).

Seite XXIV. Senatusconsult mit Interpretation und Modification der Constitution vom 14. Januar 1852.

Seite XXVII. Empire français. — Famille impériale. Napoleon III., Kaiser, geboren 20. April 1808, mit Angabe der Aeltern; Eugenie, Kaiserin, geboren 5. Mai 1826 (ohne weitere Familienangabe). — Kaiserlicher Prinz, geboren 16. März 1856. — Oheim des Kaisers: Hieronymus Napoleon, geboren 15. Nov. 1784, König von Westfalen „vom 1. Dezember 1807 bis 26. October 1813"; dessen beide Kinder mit der Prinzessin von Würtemberg, Mathilde, geboren 27. Mai 1820, vermählt 1841 mit dem Fürsten Anatol Demidoff de San Donato; und Napoleon, geboren 9. September 1822, vermählt 30. Januar 1859 mit Clotilde, geboren 2. März 1843.

Seite XXIX. Häuser Ihrer Majestäten. — Haus des Kaisers (24 Namen, zum Theil durch die jetzigen Träger, namentlich aus der kaiserlichen Vorgeschichte bekannt, zum Theil Erinnerungen an Napoleon I.); — die Maison der Kaiserin nennt 8 Personen; „die Kinder Frankreichs" haben eine Gouvernante; das Haus des Prinzen Hieronymus Napoleon zählt 6 Personen, jenes seines Sohnes, des Prinzen Napoleon 3, der Prinzessin Clotilde eine, der Prinzessin Mathilde 3.

Seite XXXI. „Prinzen und Prinzessinnen der Familie des Kaisers, welche Rang am Hofe haben," eingeleitet mit folgender Anmerkung: „Die Söhne der Geschwister Kaiser Napoleons I., welche nicht Theile der Kaiserlichen Familie bilden, tragen die Titel Prinz und Altesse (nicht impériale!) mit ihren Familiennamen. In der zweiten Generation tragen nur die ältesten Söhne die Titel Prinz und Altesse, die andern haben nur den Titel Prinz. Die Töchter der Verwandten des Kaisers genießen bis zu ihrer Verheirathung den Titel Prinzessin, aber sobald sie verheirathet sind, tragen sie nur Namen und Titel ihres Gemahls, vorbehaltlich einer entgegengesetzten speciellen Entscheidung. Die an französische oder ausländische Privatleute verheiratheten Prinzessinnen der Kaiserlichen Familie haben bei Hofe nur den Rang ihrer Gatten. Die mit dem Hofrang versehenen Familienglieder sind: Ihre (nicht Kaiserliche) Hoheiten: Prinz Ludwig Lucian Bonaparte, Peter Napoleon Bonaparte, Lucian Murat, Joseph Bonaparte, Joachim Murat; die Prinzessinnen Baciocchi, Lucian Murat, Joachim Murat.

Seite XXXII. Geh. Rath (bildet, mit Zuziehung der zwei thronnächsten Prinzen, den Regentschaftsrath, im Fall der Kaiser nicht anderweit verfügt hat; Jahresgehalt 100,000 Francs, mit Ausnahme der vom Staat oder der Civilliste anderweit Gehalt Beziehenden). Mitglieder: Se. Eminenz Cardinal Morlot, Ihre Excellenzen Marschall Herzog v. Malakoff (Pelissier), Achill Fould [Staatsminister], Troplong [erster Prä-

sident des Cassationshofes], Graf Morny [Präsident des Gesetzgebenden Körpers], Baroche [Präsident des Staatsraths], Graf Persigny [Botschafter in London], Marschall Vaillant [Großmarschall des Palastes], Graf Walewski [früher Minister des Auswärtigen].

Seite XXXIII. Die Minister-Staatssecretaire. Staatsministerium: Fould; der Gerechtigkeit: Delangle; auswärtige Angelegenheiten: [nicht de] Thouvenel; des Innern: Billault; der Finanzen: Magne; Krieg: Marschall Graf Randon; Marine: Admiral Hamelin; öffentlicher Unterricht und Culte: Rouland; Ackerbau, Handel und öffentliche Arbeiten: Rouher; Algerien und Colonien: Graf Chasseloup-Laubat.

Seite XXXV. Senat. Nicht über 150 Mitglieder, vom Kaiser ernannt. Besteht aus den Cardinälen, Marschällen, Admirälen, vom Kaiser ernannten Staatsbürgern, — unentlaßbar; 30,000 Francs jährlich, lebenslänglich. Der Kaiser ernennt den Präsidenten und die Vicepräsidenten des Senats je auf ein Jahr. „Der Senat ist der Wächter des Fundamental-Pactes und der öffentlichen Freiheiten. Kein Gesetz kann, ohne ihm vorgelegt zu sein, publicirt werden. Der Senat widersetzt sich der Promulgation: 1) der Gesetze, welche zuwider wären oder beeinträchtigen könnten: die Verfassung, die Religion, die Moral, die Freiheit der Culte, die persönliche Freiheit, die Gleichheit der Staatsbürger vor dem Gesetz, die Unverletzlichkeit des Eigenthums und den Grundsatz der Unabsetzbarkeit der Magistratur [des Richteramtes]; — 2) der Gesetze, welche die Vertheidigung des Gebietes gefährden könnten . . . Der Senat erhält aufrecht oder vernichtet alle Acte, welche ihm als inconstitutionell angezeigt sind durch die Regierung oder durch Petitionen von Staatsbürgern . . .“ Er kann Gesetze vorschlagen, ebenso Modificationen der Constitution... Nichtsdestoweniger wird jede Modification des Grundgesetzes vom 2. Dezember 1851 der Volksabstimmung [suffrage universel] unterbreitet.... Der Kaiser beruft und vertagt den Senat und hat die Bestätigung von dessen Beschlüssen. Die Sitzungen sind nicht öffentlich. Bureau des Senats: Präsident Troplong, s. o.; Vicepräsidenten: de Royer, Marschall Graf Baraguey-d'Hilliers, Marschall Graf Regnaud de Saint-Jean-d'Angely, Marschall Pelissier, Herzog v. Malakoff. — Großreferendair: Marquis d'Hautpoul. — Mitglieder: zwei Prinzen der Kaiserlichen Familie, zwei Prinzen der Civil-Familie des Kaisers, Senatoren von Rechtswegen, 4 Cardinäle, 11 Marschälle, 2 Admirale, 169 vom Kaiser ernannt.

Seite XLII. Gesetzgebender Körper. 1 Deputirter auf 35,000 Wähler, und je ein Deputirter auf jedes Departement, welches einen Wählerüberschuß von 17,500 hat. Gewählt durch suffrage universel; 2500 Frcs. monatliche Entschädigung; auf 6 Jahre gewählt. — Der gesetzgebende Körper discutirt und votirt die Gesetzentwürfe und die Auflagen. — Jedes von seiner Commission angenommene Amendement geht ohne Discussion (im Plenum) an den Staatsrath; tritt dieser nicht bei, so kann es nicht an das Plenum gelangen. — Sitzung 3 Monate; öffentlich; ein Antrag von 5 Mitgliedern schließt die Oeffentlichkeit aus. — Die Sitzungsberichte unterliegen einer Revision des Präsidenten und der Vice-Präsidenten jedes Büreau's . . . . Der Präsident und die Vice-Präsidenten vom Kaiser aus den Deputirten gewählt, Minister nicht Mitglieder. Keine Petition kann an den gesetzgebenden Körper gebracht werden. Der Kaiser beruft, vertagt, löst auf, letzternfalls in 6 Monaten neu berufen. — Büreau 1860: Graf Morny Präsident; Schneider und Reveil Vice-Präsidenten. Zahl 266.*)

*) In London hat das Oberhaus gegenwärtig (November 1858) 456, das Unterhaus 654 Mitglieder. Die Diäten der letzteren betragen gesetzlich 4 Schilling = 1⅓ Thlr. Das Berliner Herrenhaus soll haben 231 Mitglieder; das Haus der Abgeordneten zählt 353 Mitglieder, die Tagesgelder der letztern betragen 3 Thlr.; es darf auf sie nicht verzichtet werden.

Seite L. Der Staatsrath entwirft und vertheidigt die Gesetzentwürfe vor dem Senat und dem gesetzgebenden Körper; er hat die Competenz-Conflicte zu entscheiden.... Er besteht nächst dem Kaiser und den Prinzen Hironymus Napoleon und Napoleon aus 1 Präsidenten (Baroche), 1 Vice-Präsidenten mit dem Vorsitz über Gesetzgebung, Rechtspflege und auswärtige Angelegenheiten (de Parieu), 5 Abtheilungs-Präsidenten für Kriegs-Marine, Colonien, für die Contentiösen, für öffentliche Arbeiten, Landwirthschaft und Handel, für öffentlichen Unterricht und Culte, für Finanzen. — Staatsräthe 40 bis 50 in ordentlichem Dienst, höchstens 15 dergleichen außer den Sectionen, höchstens 20 im außerordentlichen Dienst, 40 Requête-Meister (Berichterstatter), 80 Auditoren. — Die Minister haben Zutritt und Sitz.

Seite LVI. Europäische oder außereuropäische Souveraine mit den Familien. — Bei Dänemark ist die morganatische Vermählung mit der Gräfin Danner erwähnt; unter den italienischen Staaten ist Modena, Monaco, Parma, Toscana aufgeführt.

Seite CV. Auswärtige Cabinette. Darunter Buenos-Ayres, unter Mittelamerika: Guatemala, San-Salvator, Honduras, Nicaragua, Costarica, Chile; dann China, (Hieng-foung, Ueberfluß an Allem); — Argentinische Conföderation; deutsche Conföderation; Conföderation in Granada; Ecuador; nordamerikanische Vereinigte Staaten (Buchanan auf 4 Jahre, seit 4. März 1857); — Hayti, General Fabre Geffrard, Präsident seit 15. Januar 1859; — Hawaii, Königreich der Sandwichsinseln: Alex. Liholiho Kaméhaméha IV., geboren 9. Februar 1834 hat abgedankt zu Gunsten seines Sohnes 1859; — Liberia; Mexiko; Modena ...... [also im Original]; Paraguay; Parma .....; Persien, Nasser-ed-dine, geboren 1829; — Donaufürstenthümer: Alexander Johann I. (Oberst Alex. Cusa); St. Marino zwei Capitani reggenti (Repräsentanten des Staats) und 2 Staatssecretäre; — Toskana [mit dem Vacatscheine der] ....; Türkei; — Uruguay, Republik; — Venezuela. —

Seite 1. Diplomatisches Jahrbuch. 1. Ministerium, zuerst Liste der Minister seit 1589; Herr Thouvenel ist der 66. Dann Seite 13 jetziges Personal, einschließlich eines Berathungs-Ausschusses für Streitiges, letzterer unter dem Präsidenten des Cassationshofes Troplong.

Seite 19. Personal der Botschaften, Legationen, Consulate und Consular-Agenten von Frankreich im Auslande, und umgekehrt. — Wir heben als bezeichnend für die Beziehungen zu Frankreich und für den Werth, den jede Regierung auf die Eintrittserleichterung in ihr Gebiet legt, nach Anleitung der französischen alphabetischen Reihenfolge einzelne Notizen aus über die Paß-Visa-Gebühren: England visirt gratis; — Oestreich Visa 3 Frs., Legalisation 5 Frs. (unstreitig nur gegenseitig mit Frankreich; in Deutschland wenigstens ist das östreichische Visa unentgeltlich und dies im Visastempel ausgesprochen); Baden für Franzosen Visa 5 Frs., Fremde: Preis verschieden; — Bayern gratis für Fremde, für Franzosen 5 Frs.; — Belgien 5 Frs.; — Bolivia gratis; Brasilien desgleichen; Buenos Ayres desgleichen; Chile, Argentinische Conföderation, Granadinische desgleichen; Costarica desgleichen; Dänemark gratis; Beide Sicilien Paß 2 Frs., Legalisation $5\frac{1}{2}$ Frs.; — Ecuador gratis; — Spanien desgleichen; — Kirchenstaat 3 und 5 Frs.; nordamerikanische Staaten 5 Frs. 35 Ct.; Griechenland, Guatemala, Hayti gratis; — Hannover verschiedene Preise (also Gegenseitigkeit!); — Havaii, Hessen gratis; Honduras 5 Frs.; Liberia unvertreten; — Mecklenburg gratis Mexico 5 Frs., Landsleute gratis; — Monaco nur ein Consulat in Marseille; — Nassau, Nicaragua, Oldenburg, Paraguay, Parma, Niederlande, Peru, Persien gratis; — Portugal französisches Visa 5 Frs.; Rußland gratis; St. Marino gratis; — San-Salvator 5 Frs.; Sarnidien 4 Frs.; Königreich Sachsen, französisches Visa 5 Frs.,

Fremde gratis; — Schweden 5 Frs.; — Schweiz 3 Frs.; — bei Toscana ist das Gesandtschaftspersonal angeführt; — Türkei, Uruguay, Venezuela; — freie und Hansestädte Visa gratis und 5 Stunden geöffnet; — Württemberg, Visa gratis.

Seite 79. Gesetze, Decrete und Ordonnanzen in Bezug auf das diplomatische und Consular-Personal.

Seite 113. Diplomatische Verträge und Conventionen im Jahre 1859. Außer den Verträgen über Telegraphen, Posten, Eisenbahnen, literarisches Eigenthum und Grenzen sind hervorzuheben:

4. März. Zusatz zum Auslieferungs-Vertrage vom 9. December 1843 mit Nord-Amerika.
20. Octbr. Auslieferungs-Vertrag mit dem Kirchenstaat.
10. Novbr. Friede mit Oestreich.
" " Vertrag mit Sardinien wegen der Lombardei.
" " Friede zwischen Frankreich, Oestreich und Sardinien.

S. 115 u. ff. bringen die Züricher Verträge, und S. 143. u. ff. Dokumente über die italiänische Frage. Wir verzeichnen letztere: 1) Rede des Kaisers bei Eröffnung der gesetzgebenden Session vom 7. Februar 1859; — 2) [Moniteur-] Note vom 4. März über die politische Lage Italiens; [mit dem Schluß: übrigens ist die Untersuchung dieser Fragen in den diplomatischen Weg getreten, und nichts berechtigt zu glauben, der Ausgang davon werde der Befestigung des öffentlichen Friedens nicht günstig sein;] — 3) Noten über die Stellung Deutschlands gegenüber der italiänischen Frage vom 14. März [Deutschland hat von uns nichts zu besorgen in Bezug seiner Unabhängigkeit; wir müssen von ihm ebensoviel Unparteilichkeit erwarten für die Sympathie, die wir für seine Nationalität hegen. Indem es sich unparteiisch zeigt, wird es sich vorsichtig erweisen und am besten der Sache des Friedens dienen. — Preußen hat es begriffen und sich mit England vereinigt, um in Wien gute Rathschläge zu geben, im Moment selbst, wo einige Agitatoren gegen uns den deutschen Bund aufzuregen bemüht waren. Diese abwartende Stellung des Berliner Cabinets ist für Deutschland gewiß zuträglicher als die Heftigkeit Jener, die an den Haß und an die Vorurtheile von 1813 erinnernd, sich dem aussetzen, in Frankreich das National-Gefühl zu erregen. Das französische Volk hat viel Empfindlichkeit für seine Ehre, aber auch die Mäßigung seiner Macht; und wenn man es aufreizt*) durch Drohung, so beruhigt man es durch Versöhnlichkeit] — Ferner: Note vom 9. April. [Die Haltung, welche die französische Regierung in der italiänischen Frage eingenommen hat, entfernt, Mißtrauen des deutschen Geistes (esprit germanique) zu wecken, muß ihm im Gegentheil die größte Sicherheit einflößen. Frankreich kann in Deutschland nicht angreifen, was es in Italien erhalten möchte. Seine Politik, jede Ambition der Eroberung verschmähend, befolgt nur die Zufriedenstellungen und Gewährleistungen, (les satisfactions et les garanties), welche das Recht der Völker**), das Glück der Bewohner und das Interesse von Europa fordern. In Frankreich wie in Italien will sie, daß die durch die Verträge anerkannten Nationalitäten***) sich erhalten und sogar verstärken können, weil sie dieselben als eine der wesentlichsten Grundlagen der europäischen Ordnung†) betrachtet... Die französische Politik verstünde nicht zweierlei Maß und Gewicht zu haben:... was sie in Italien zur Geltung bringen will, würde sie selbst in Deutschland respectiren. „So würden wir uns z. B. nicht be-

*) Gefährlich ist's, den Leu zu wecken.
**) Droit des gens; aber nicht das Völkerrecht.
***) Und welche wären dies?
†) Nicht Friedens-, und nicht Rechtstandes.

droht fühlen durch ein nationales Deutschland*), welches seine förderative Organisation mit den Einheitsbestrebungen vereinigte, deren Princip schon in der großen Handels-Einigung des Zollvereins gelegt ist".]

Eine Reihe weiterer Actenstücke, natürlich bloßer Monologe ohne Erwiderungen, giebt nun die Basis des beabsichtigten Congresses, deren Ablehnung durch Oestreich, eine Darstellung vom 26. April über die Sachlage, einige Minister-Correspondenzen, die Proclamation an das französische Volk vom 3. Mai, den Tagesbefehl d. d. Genua 12. Mai, Proclamation an die Italiäner vom 8. Juni, Waffenstillstand vom 8. Juli, Proclamation an die Armee vom 12., Rede an den großen Staatskörper vom 19. Juli, [Moniteur-] Noten und Actenstücke über den Züricher Frieden, das Verhältniß zu Rom, und schließt mit der Rede bei Eröffnung der gesetzgebenden Session vom 1. März 1860. — Eine immerhin interessante Sammlung von Belegen für die Zeitgeschichte. Wir könnten wohl eine deutsche Ausgabe mit Einschaltung der Documente nicht-französischen Ursprungs wünschen. Die Bilder laufen wie in einer camera obscura und verdienen doch fixirt zu werden. Einer Textesbeigabe bedürfte es kaum; denn das Büchlein müßte wohlfeil sein. (L. Z.)

Romanische Literatur.

Jahrbuch für Romanische und Englische Literatur unter besonderer Mitwirkung von Ferdinand Wolf, herausgegeben von Adolph Ebert. Berlin 1859. Erster Jahrgang.

Literarische Forschung wird in zwei Richtungen betrieben: in historischer und in ästhetischer. Die Grenzen zwischen beiden sind keineswegs scharf gezogen, vielmehr bedingen beide Richtungen einander; unabhängiger ist jedoch die erste. Eben so wie der Aesthetiker die Kenntniß der Thatsachen voraussetzen muß, auf die er seine Theorien anwendet, und an welchen er seine Kritik übt, so darf auch der echte Historiker, möge er nun nach der Entwicklung der Ideen eines Individuums, einer Nation oder nach dem Fortleben einer Idee in ihren mehrfachen Darstellungen forschen, das ästhetische Moment nicht vernachlässigen: er kann sich aber durch bloßes Sammeln von Thatsachen wahre, wenn gleich minder glänzende Verdienste erwerben. Daher ist der Nutzen, den die Historiker im Allgemeinen gewähren, als ein viel bedeutenderer zu bezeichnen. Ein mittelmäßiger Aesthetiker ist noch unerquicklicher, als ein mittelmäßiger Dichter, während selbst der weniger begabte aber gewissenhafte Sammler sein Schärflein zum Baue trägt, den die Hand des Meisters späterhin errichten wird.

Die entschiedene Vorliebe für geschichtliche Forschung, die unser Zeitalter kennzeichnet und immer reichere Früchte auf dem Gebiete jeder Wissenschaft trägt, hat sich nun auch in Bezug auf Literatur glänzend bewährt. Welche werthvolle Schätze der älteren deutschen Literatur dadurch erschlossen wurden, welche ergiebige und reine Quelle echten Kunstgenusses und erhebenden nationalen Bewußtseins daraus floß, weiß jeder Deutsche, und der Ausländer beglückwünscht und beneidet ihn darum. Aber auch die

*) Allerliebstes Miniaturbildchen von Kleindeutschland, vor der Hand mit einer leichten Gaze-Verhüllung.

omanischen Völker fühlten in unserem Jahrhunderte das Bedürfniß nach rückwärts zu blicken, nach dem Leben und Treiben ihrer Vorfahren zu forschen. Die Mühe lohnte sich, denn Vieles, mitunter Großes, wurde zu Tage gefördert. So hatten die Franzosen häufig hören müssen, sie besäßen kein Epos, die Henriade wäre erbärmlich, noch erbärmlicher die Versuche der Anderen. Sie haben selbst lange daran geglaubt, und sich dadurch zu trösten gesucht, daß sie meinten, andere Nationen schrieben Epopöen, sie hingegen machten dieselben. Sie haben aber doch ein Epos geschrieben, oder richtiger gesungen haben sie es, denn ein echtes Volksepos ist die Chanson de Roland (edd. Michel 1837; Génin 1850; Müller 1851); die laute, begeisterte Stimme eines Geschlechtes, welches lebt und kämpft und siegt und im Augenblicke der Ruhe die Thaten der Vorfahren, welche ihren eigenen so ähnlich sind, mit kräftig derben Versen besingt. Und ein Kunstepos haben sie auch, fein, zart, die mittelalterlichen Sitten und Anschauungen mit größter Treue abspiegelnd, in der weicheren Sprache des südlichen Frankreichs, der Provençalischen, gedichtet: Girartz de Rossilho. Eine ganze lyrische Literatur wurde noch früher der Vergessenheit entrissen, die Lieder der Troubadours: üppige Fluren, auf denen Tausende von Blumen prangen, einander sehr ähnlich und doch in den feineren Nüancirungen so verschieden, wenig duftend, aber mit den glänzendsten Farben geschmückt.

Den eifrigen Bemühungen der Franzosen zur Aufhellung ihrer älteren Literatur gesellten sich bald die der Deutschen, welche theils durch den ihnen innewohnenden Drang, jeden Zweig menschlichen Wissens sich zu eigen zu machen, theils durch das Bewußtsein geleitet, daß eine gründliche Kenntniß der Romanischen Literaturen wesentlich zum richtigen Verständnisse ihrer eigenen beitragen würde, sich mit Liebe auf ähnliche Forschungen verlegten. Die Arbeiten von Uhland, Schlegel und Diez über Provençalische Poesie, die von Ferd. Wolf über das alt-französische Epos, die staunenswerthen Textausgaben Immanuel Bekker's nehmen einen hervorragenden Platz in der Wissenschaft ein und werden noch immer von den Franzosen mit der größten Achtung und Dankbarkeit benützt. Und jetzt, wo der Eifer für ähnliche Studien in Frankreich etwas nachgelassen zu haben scheint, hat Deutschland eine verhältnißmäßig nicht geringe Anzahl Männer aufzuweisen, welche das Errungene zu pflegen und Neues hinzuzufügen redlich bemüht sind. Keller und Holland in Tübingen, Hofmann in München, Mahn und Mätzner in Berlin, Bartsch in Rostock, Delius in Bonn sind Namen guten Klanges, die ich nur beispielsweise hier erwähnt haben will. Die Regsamkeit der Deutschen in der Pflege alt-romanischer Studien erhielt deutlich aus dem Umstande, daß die vom Französischen Unterrichtsminister Fortoul beabsichtigte aber nach seinem Tode ziemlich lau betriebene Ausgabe der älteren Epiker zu gutem Theile Deutschen Gelehrten anvertraut wurde. Aber nicht nur Frankreich wendete sich Deutsche Forschung zu; sie erstreckte sich vielmehr auch auf die anderen Romanischen Gebiete. Und ist es auch nicht zu leugnen, daß dies in viel geringerem Maße geschehen ist, so darf der Grund theils in der größeren Entfernung der betreffenden Länder, theils in dem Mangel an innigeren Beziehungen mit der eigenen Literatur zu suchen sein. Um den Bestrebungen der Einzelnen einen Vereinigungspunkt zu bieten, war es nun eine sehr zweckmäßige Idee, ein Organ zu gründen, welches sich zur Aufgabe stellte, die Kunde der Romanischen Literaturen immer mehr zu erweitern. Im Oktober 1858 erschien das erste Heft des oben angekündigten Jahrbuches. Die Hinzufügung der Englischen Literatur kann Niemand befremden. Man würde zu äußerlich und daher ungerecht urtheilen, wenn man darin nur die Hoffnung erblicken wollte, der Zeitschrift reichere Unterstützung und somit dauernderen Bestand zu sichern. Die Beziehungen

zwischen England und Frankreich waren im Mittelalter so vielfach, daß vielmehr die Trennung des Studiums der beiden Literaturen nur sehr schwer zu bewerkstelligen und noch schwerer zu entschuldigen ist.

Von den Männern, welche dieses neue Unternehmen leiten, ist Ferdinand Wolf uns allen zu bekannt, als daß nicht Jeder aus seinen Bemühungen für die Zeitschrift die besten Auspizien ziehen sollte. Von Ad. Ebert sind außer mehreren Aufsätzen in gelehrten Zeitschriften bekannt: „Quellenforschungen aus der Geschichte Spaniens" (Kassel, 1849), und „Entwickelungsgeschichte der Französischen Tragödie, vornehmlich im 16. Jahrhunderte" (Gotha, 1856). Sein „Handbuch der Italienischen Nationalliteratur" (Marburg, 1854) ist eine sehr verständige und zweckmäßige Arbeit. Man sieht also, daß er das Feld, welches er sich für seine Thätigkeit wählte, mit ziemlicher Vollständigkeit übersieht und zu dem begonnenen Unternehmen vollkommen geeignet ist.

Unter denjenigen, welche als Mitarbeiter angeführt werden, treffen wir, neben einigen jüngeren Kräften, welchen im Jahrbuche eine Gelegenheit zu ihrer Entwicklung zu gönnen ist, die bewährtesten Männer aus den verschiedenen Fächern, und selbst eine oberflächliche Einsicht in den Inhalt des nunmehr vollständigen ersten Jahrgangs überzeugt uns, daß sie nicht blos im Verzeichnisse stehen, sondern sich auch lebhaft an dem Unternehmen bethätigen.

Das Jahrbuch hat bis jetzt nur zwei Sprachen Einlaß gewährt: der Deutschen und der Französischen. Diese Einschränkung ist allerdings zu loben, denn sonst würde die Zeitschrift ein gar zu buntes Aussehen bekommen haben; eben so wahr ist es aber, daß diese Einrichtung die Theilnahme von Einheimischen aus anderen Romanischen Ländern fast gänzlich ausschließt. Und in der That führt uns der erste Jahrgang nur Aufsätze von Deutschen und Franzosen vor. Eine andere Einschränkung von größerer Tragweite wurde schon von Karl Bartsch (im dritten Hefte des 4. Bandes der Germania) besprochen, ich meine den Ausschluß jeder Arbeit, welche nicht streng literar-historisch ist. Allerdings haben sich die Herausgeber in ihrem Programme ganz bestimmt darüber erklärt und die Geschichte der Literatur als das Ziel bezeichnet, nach welchem sie streben; es bleibt aber dennoch immer die Frage offen, ob eine so scharfe Begrenzung wirklich zweckentsprechend sei. Die verschiedenen philologischen Disciplinen hängen so fest aneinander, daß die eine keineswegs dadurch fruchtbarer gedeiht, daß man sich gegen die anderen absperrt. Ist doch die Redaktion selbst von ihrem Programme schon jetzt bedeutend abgewichen, indem sie sowohl den Aufsatz von Delius über die zweite Auflage der Grammatik von Diez, als Diez' eigene kleine Mittheilungen, beide rein sprachlichen Inhaltes, aufnahm, wofür ihr übrigens Jedermann nur Dank wissen wird. Da andererseits aber nicht zu verkennen ist, daß der Raum, welcher dem Jahrbuche gegönnt ist, kaum zur Bearbeitung des ganzen weiten Feldes der Literaturgeschichte genügen kann, so wäre zu wünschen, daß entweder ein anderes Organ gegründet würde, welches mehr den sprachlichen Studien gewidmet wäre, oder besser, um nicht innig Zusammengehörendes gewaltsam zu trennen, daß das schon bestehende Jahrbuch durch Vergrößerung seiner räumlichen Verhältnisse in den Stand gesetzt würde, sich über das ganze Gebiet der Philologie, im ausgedehnteren Sinne des Wortes, zu verbreiten.

Aus dem reichen und zumeist gediegenen Inhalte des ersten Bandes hebe ich den Aufsatz von Wolf über die Werke des Fernan Caballero schon aus dem Grunde besonders hervor, weil ich bei den Lesern dieser Blätter einige Bekanntschaft mit diesem liebenswürdigen Schriftsteller (man weiß, daß ich eigentlich „Schriftstellerin" sagen müßte) voraussetzen darf. Der gelehrte Verfasser weist darin mit richtigem Takte auf die echte Volksthümlichkeit in Sprache, Anschauungen, Schilderung von Sitten und Gebräuchen, hin,

welche das vorzüglichste Verdienst jenes spanischen Novellendichters ausmachen, verhehlt aber dabei dessen Fehler nicht, welche in dem Mangel an Handlung und spannenden Situationen und in der manchmal wirklich zu weit getriebenen Sucht, den Predigerton anzuschlagen, bestehen. Uebrigens bietet sich den Deutschen schon von zwei Seiten die Gelegenheit dar, Caballero's Werke in deutscher Sprache zu lesen, und so sehr auch, wie es mir scheinen will, in einer Uebersetzung die eben angeführten Vorzüge abgeschwächt werden, die Gebrechen hingegen schärfer hervortreten dürften, so ist doch zu erwarten, daß manche Sympathien für den gewiß interessanten Schriftsteller erwachen werden.

Reiche Belehrung bietet die gründliche Abhandlung des H. Edéléstand's du Méril über das Leben und die Werke Wace's, eines der berühmtesten Anglo-Normannischen Dichter des 12. Jahrhunderts, von welchem wir neben einigen religiösen Gedichten zwei langathmige Reimchroniken le Roman de Brut und le Roman de Rou besitzen. Mit nicht geringerem Interesse wird man den Aufsatz über englische Mysterien lesen, in welchem Ebert sich befleißigt, den Entwicklungsgang dieser ersten Anfänge der dramatischen Kunst zu zeichnen. Ist eine solche Untersuchung schon in der Literatur jedes anderen Volkes höchst anziehend, so gilt dies in noch weit höherem Maße von der englischen, wo uns diese, wenn auch noch rohe, doch höchst volksthümliche und Züge echter Genialität enthaltenden Versuche auf das Auftreten eines Geistes wie Shakespeare vorbereiten, dessen Erscheinen eben nur durch seine Vorgänger ganz zu erklären und zu verstehen ist. An eine sehr fleißig gearbeitete Monographie von K. Bartsch über die Reimkunst der Troubadours und an die von Paulin Paris und Alexander Pey mitgetheilten Analysen zweier altfranzösischen Epopöen möge hier noch erinnert werden.

Das letzte Heft enthält dann eine Uebersicht der literarischen Bewegung in Bezug auf Poesie und Prosadichtung in Frankreich, England und Italien während des Jahres 1858 und eine vollständige, gutgeordnete Bibliographie der in demselben Zeitraume erschienenen literarhistorischen Werke und Ausgaben von Schriften der betreffenden älteren Literaturen. Wie sehr solche Zusammenstellungen dem künftigen Literarhistoriker zu Statten kommen müssen, sieht Jeder leicht ein.

Es freut mich nun, mittheilen zu können, daß das Unternehmen, welches in wissenschaftlicher Hinsicht den Hoffnungen, die es einflößt, vollkommen entspricht, sich auch jener Theilnahme erfreut, welche für das Fortbestehen desselben unentbehrlich ist. Schon seit einigen Wochen ist das erste Heft des zweiten Jahrganges erschienen, welches neben einer französischen Abhandlung von Alexander Pey über das Verhältniß der Aeneis des Heinrich von Veldeke zum Roman d'Enéas und einem aus dem Spanischen von José Amador de los Rios übersetzten Aufsatz über die spanischen Sprichwörter, Anzeigen von Adolph Wolf und Tycho Mommsen enthält.

Alles berechtigt demnach zu der Hoffnung, daß das Jahrbuch sich immer mehr größere Verdienste um die Literaturen, welchen es gewidmet ist, und somit zugleich auch eine immer wachsende Theilnahme des Publikums erwerben wird, und so möge es Allen warm anempfohlen sein, welche für romanische Sprachen und Literaturen irgend ein Interesse empfinden. (W. Z.)

Correspondenzen.

Aus Kopenhagen.

15. Juni.

— Gegen Dr. Veit und Consorten. —

Ich behielt mir in meinem in dem 9. Hefte der „Berliner Revue" enthaltenen Briefe vor, wenn es mir gelänge, einige Aufschlüsse über die von Herrn Dr. Veit in dem Abgeordnetenhause zum Besten gegebene grauenerregende Geschichte von einem in Folge der erlittenen Prügelstrafe verstorbenen Soldaten zu erhalten, den Lesern dieselben mitzutheilen, und sehe mich dazu um so mehr veranlaßt, als das Histörchen allerdings nicht durchaus erfunden ist, aber, was viel schlimmer ist, Wahrheit mit Moderation enthält. Durchaus unwahr ist es übrigens, daß der Soldat in ohnmächtigem Zustande geprügelt sein soll, denn das ist gegen die gesetzlichen Bestimmungen, zu deren Ueberwachung, außer dem Arzte, auch Offiziere zu dergleichen Executionen commandirt werden. Damit ist der eine Glanzpunkt in dem Histörchen entkräftet, dem zweiten und wichtigsten, nämlich dem, daß der Soldat in Folge der erhaltenen Prügel verstorben sein soll, was ja doch die eigentliche Pointe ist, denn daß überhaupt die Prügelstrafe in der dänischen Armee angewendet wird, und daß dieselbe durch Kriegsrechtspruch einem Soldaten wegen Insubordination oder noch schlimmerer Vergehen dictirt werden kann, das hat Herr Veit doch wohl nicht tadeln wollen; ich sage also, diesem zweiten Glanzpunkte, der eigentlichen Pointe, geht es nicht besser, denn sie ist — — erlogen!*)

Mir liegen authentische Mittheilungen über sämmtliche bei den Infanterie-Bataillonen seit 1850 in Veranlassung des Singens „Schleswig-Holstein" u. dergl. vorgekommene auf Stockprügel lautende kriegsgerichtliche Urtheile vor, und ergiebt sich aus denselben Folgendes:

Beim 15. Infanterie-Bataillon wurden durch Kriegsrechtsspruch vom 7. Juli 1852 vier Gemeine wegen Insubordination, respectwidrigen Betragens und Singens des erwähnten Liedes bestraft, der Eine von ihnen mit Stockprügeln und Versetzung in die zweite Klasse. Derselbe ist nicht gestorben.

Beim 21. Infanterie-Bataillon, früheren 4. Jägercorps, wurde in Folge Kriegsrechtsspruchs ein Gemeiner, weil er als Schildwache seinen Posten verlassen, **die National-Cocarde verhöhnt** und aufrührerische Lieder gesungen hatte, in die zweite Klasse versetzt und mit Stockschlägen, so wie mit viermal fünf Tagen strengem Gefängniß bei Wasser und Brod, ferner durch Kriegsrechtsspruch vom 25. April 1854 ein Gemeiner wegen Singens des erwähnten Liedes, Verhöhnung der National-Cocarde rc. mit Versetzung in die zweite Klasse, Stockschlägen und viermal fünf Tagen strengem Gefängniß bei Wasser und Brod, und endlich durch Kriegsrechtsspruch vom 1. d. Mts. ein Gemeiner wegen ungesetzlichen Gebrauchs seiner Waffen und wegen Betheiligung an dem Singen jenes oft erwähnten Liedes mit Versetzung in die zweite Klasse, Stockschlägen und dreimal fünf Tagen strengem Gefängniß bei Wasser und Brod bestraft. — **Alle drei Bestrafte leben indessen noch.**

Bei den übrigen Bataillonen sind dergleichen Bestrafungen nicht vorgekommen.

*) Ich bemerke zum Ueberfluß, was ich schon in meinem neulichen Briefe sagte, daß Herr Veit nicht für die von ihm berichteten Unwahrheiten verantwortlich gemacht werden kann, sondern nur seine holsteinischen Freunde.

Aus Paris.

Das neue Stück von Alexander Dumas (père), welches jetzt am Vaudeville-Theater so viel Glück macht, nennt sich: l'envers d'une Conspiration und spielt zur Zeit der Rückkehr Karls II. nach England und der Restauration des Königthums.

Das Drama, welches reich an Verwickelungen und spannenden Situationen ist, würde an der geschickten Mache augenblicklich den Verfasser erkennen lassen, wüßte man es nicht bereits, daß Alexander Dumas, der Vater, derselbe ist. Von dem Inhalt etwa Folgendes:

Wir finden Karl II. zuerst in Holland, wo er sich langweilt. Er schickt Depeschen an Mazarin und Monk. Seine Gesandten aber, Middleton und Wilkins, welche die Depeschen überbringen sollen, sind Verräther, die den König betrügen, so viel sie nur immer können. Um diese Gesandten unbeachtet empfangen zu können, hat er armen Leuten zu dem Zweck ein Häuschen abgemiethet. Die Königin, seine Gemahlin, hat ebenfalls Lust zu diesem Hause, wo sie mit einer Freundin zusammenzukommen wünscht, die von England heimlich herübergekommen ist, und die öffentlich mit der Königin nicht gesehen werden darf. Die Besitzer des Häuschens überlassen dasselbe der Königin für eine Nacht mit dem Bemerken, daß sie vielleicht gestört werden könnte. Miß Edith Hamilton, so heißt die ergebene Freundin der Königin, ist die Schwester des Obersten Hamilton, einer der treusten Anhänger Cromwell's und ein erbitterter Feind des Königthums. Edith und die Königin Catharina treffen sich in dem bewußten Hause, Edith fällt der Königin zu Füßen, und diese umarmt gerührt das junge Mädchen. Als die Beiden anfangen wollen mit einander zu sprechen, hören sie Geräusch, und sie ziehen sich in ein Nebengemach zurück. Aber die Königin kehrt bald zurück, als sie den König erkennt. Die beiden Gatten tauschen einige Fragen aus über die Ursachen, welche sie zu derselben Stunde in dasselbe Haus geführt, und theilen sich ihre Projekte mit. Die Königin erzählt dem Könige, daß sie entdeckt hat, daß seine Gesandten Verräther sind, die ihn um sein Vertrauen wie um sein Geld betrügen. Die Gesandten erscheinen nun auch, und die Berichte, die sie dem Könige machen über die Stimmung in England, lauten ganz hoffnungslos. Als aber der König, der von Miß Edith bereits die wahre Lage der Dinge erfahren hat, den Gesandten seine Absicht kund giebt, sich nach England einzuschiffen, erklären dieselben, daß sie sich im schlimmsten Fall mit Gewalt dieser Abreise widersetzen würden. Aber Edith hat sich für alle Fälle vorgesehen. Sie hat die Siegel von England mitgebracht und auch Cabinetsordres aller Art, die nur noch zu unterzeichnen und zu siegeln sind, sie hat sogar einen Capitän mit seiner Compagnie bei sich, welcher die beiden Verräther sogleich verhaftet. Außerdem wartet ein Schiff im Hafen. Der König und die Königin schiffen sich ein nach London, wo im Hause ihres Erzfeindes, des Obersten Hamilton, die Gemächer für sie bereitet sind.

Edith hat Alles mit der größesten Sorgfalt eingerichtet. Das eine der Gemächer, welche für den König bestimmt sind, hat zwei Ausgänge, einen auf die Themse und einen andern auf eine einsame Straße, außerdem hängt es mit den übrigen Wohnzimmern des Hamilton'schen Hauses durch eine geheime Thür zusammen. Als Edith London verließ, war ihr Bruder bei seinem Regimente in Schottland, und an seine Rückkehr vorläufig nicht zu denken. Aber was man am wenigsten erwartet, trifft bisweilen gerade am schnellsten ein. Als Edith nach London zurückkehrt, ist die erste Person, die ihr auf der Straße begegnet, ihr Bruder. Sie will ihn vermeiden und läßt den

Schleier herab, aber der Bruder verfolgt sie. Edith tritt auf einen jungen Schotten Evan Mac-Donald zu und bittet ihn, sie gegen die Zudringlichkeit des Verfolgers zu schützen. Der galante Evan gewährt ihr seinen Schutz, und die Folge davon ist, daß er mit dem Obersten einen Zweikampf bestehen muß. Während das Duell stattfindet, entflieht Edith. Der Oberst wird leicht verwundet an der Hand, und Evan hilft ihm die Wunde verbinden. Der Oberst ist von der Courtoisie seines Gegners entzückt und bittet um seinen Namen. Als Evan ihm denselben nennt, erkennt er in ihm den Sohn seines intimsten Freundes. Er bewillkommt ihn auf's herzlichste und erklärt, daß Evan bei ihm in seinem Hôtel wohnen müsse. Evan wird in das Zimmer einlogirt, welches zunächst durch die geheime Thür, die aber nur Edith kennt, mit den Königlichen Gemächern in Verbindung steht. Edith entdeckt bald, daß der neue Einwohner ihr Vertheidiger ist, und läßt ihm aus Dankbarkeit den Ring zurück, den sie an dem Tage des Duelles getragen hat. Evan findet den Ring in seinem Zimmer und erkennt ihn sogleich wieder, da er ihn an dem Finger der verschleierten Dame bemerkt hat. Er ist entzückt und entschlossen, die schöne Unbekannte zu suchen und wiederzufinden. Der Zufall läßt ihn die geheime Thür entdecken, er dringt in die Königlichen Gemächer ein und fällt der Königin, die er für seine Unbekannte hält, zu Füßen. Edith kommt hinzu; sie hat erfahren, daß man den König, dessen Ankunft nicht geheim geblieben, verhaften will. Sie beschwört Evan, die Kleider des Königs anzulegen und zu allem zu schweigen, was mit ihm geschehen werde. Evan, der von allem nichts begreift, läßt alles mit sich machen, er wird verhaftet und in den Tower geführt. Aber bald wird er wieder befreit, denn der wirkliche Karl II. ist aus der Verborgenheit hervorgetreten und hat sich dem jubelnden Volke gezeigt. Evan wird gelobt wegen seines Muthes und seiner Ausdauer, er weiß eigentlich immer noch nicht warum. Der König verleiht ihm die Pairswürde, und die Königin belohnt ihn durch Edith's Hand. Der Oberst Hamilton, der fanatische Anhänger Cromwells muß es sich gefallen lassen, daß das Königliche Paar ihm großmüthig verzeiht. Am Schluß sind Alle glücklich.

Wie schon gesagt, das abentheuerliche Drama ist sehr geschickt gemacht und ist in der That im Stande, den Zuschauer zu unterhalten, weshalb es auch keinem Zweifel unterliegt, daß sich alsbald einige deutsche Uebersetzer seiner bemächtigen werden, damit es die Runde über alle deutschen Theater mache.

Aus Brüssel.

— Offenbach und seine Musik; — die Kunstreitergesellschaft vom Cirque de l'impératrice in Paris; — der Marquis von Pombal und die Stiergefechte. —

Die Theater waren bereits alle geschlossen, und die dreimonatlichen Ferien hatten begonnen. Da plötzlich, nachdem wir die diesjährige Theatersaison für beendet gehalten, beginnt sie von Neuem, und dies Wunder haben die Bouffes parisiennes und Offenbachs heitere Musik bewirkt. Also Ehre, dem Ehre gebührt, vor allen Dingen dem charmanten Componisten Offenbach, der die Theatersaisons nach Belieben verlegen darf, und der die Brüsseler, die sonst im Sommer in kein Theater zu bringen sind, jetzt massenhaft dahin zu ziehen und auf's Höchste zu fesseln vermag. Bis jetzt wurden aufgeführt unter steigendem Beifall la demoiselle en lotérie, Nr. 66 und le mariage aux lanternes; und da man sagt, daß diese noch lange nicht die besten Opern Offenbach's sind, so läßt sich voraussetzen, daß sich die Theilnahme und die Begeisterung für

die reizend-capriciöse Musik und die entzückende Primadonna Lisa Tautin noch steigern werden.

Offenbach's Talent ist aber auch in der That eines der originellsten von allen denen, die in der Neuzeit aufgetaucht sind. Er hat ein ganz neues Thema in der Musik behandelt, die Charge und die Carricatur, und es ist immerhin schon viel, etwas wirklich Neues, noch nicht Dagewesenes, gebracht zu haben.

Außerdem hat Offenbach noch ein nicht gering anzuschlagendes Verdienst. Er ist kein Genie, er prätendirt aber auch nicht, eins zu sein; er will nur unterhalten, und das gelingt ihm im höchsten Maße. Dabei ist seine Musik so ansprechend und melodiös, so einfach und doch so gefällig dabei.

Wenn es je einen ächt französischen, ich möchte fast sagen, Pariser Componisten gegeben hat, so ist es ohne Zweifel der deutsche Offenbach. Er hat, wie Keiner, di Art, die nur in Paris zu Hause ist, Alles sagen und Alles wagen zu dürfen, wenn es nur in einer angenehmen Form geschieht.

Und doch hat dieser wahrhaft französische Componist bisweilen deutsche Anklänge. Es ist, als ob ihn manchmal die Träumerei seines Heimathlandes überkäme, und mitten durch seine tollsten Phantasien weht hier und da ein melancholischer Zug. Das macht ihn aber nur um so anziehender.

Les extrêmes se touchent. Neben Offenbach ist es die Kunstreitergesellschaft vom Pariser Cirque de l'Impératrice, welche fabelhaftes Glück macht. Namentlich ist ein Adonis darunter, für den die ganze Damenwelt schwärmt. Brüssel und Paris sind glücklicher wie Lissabon; während dort wie hier Circus und Arena floriren, wird in Portugal allen Ernstes daran gearbeitet, endlich die Stiergefechte zu verbieten, welche übrigens viel von ihrem früheren, gefährlichen Charakter verloren haben, und welche nur noch Scheingefechte sind. Wie schade, daß der Marquis von Pombal nicht mehr lebt, um endlich seinen sehnlichsten Wunsch erreicht zu sehen. Dieser berühmte Jesuitenfeind war zugleich auch der erbittertste Gegner der Stiergefechte, und sein Streben ging dahin, ein Verbot gegen diese grausamen Belustigungen, an denen sich oft sogar Edelleute betheiligten, auszuwirken. Aber er konnte den König nicht zu einer solchen Reform bewegen. Sie schien zu gefährlich. Die Vertreibung der Jesuiten erbitterte nur den Pabst, aber das Verbot der Stiergefechte würde das Volk erbittern, und der König von Portugal gab mehr auf sein Volk, wie auf den Pabst. Der Marquis von Pompal mußte sich also resigniren, um so weniger verbarg er aber seinen persönlichen Abscheu vor den Stiergefechten. Eines Tages wagte er es sogar, in Gegenwart des Königs und Angesichts des ganzen Hofes, als ein tapferer Edelmann in die Arena hinabstieg, um mit dem Stier zu kämpfen, diesem entsetzlichen Schauspiel den Rücken zuzukehren. Nur, als der Edelmann unglücklicher Weise dem Stier erlag, wandte sich der Marquis mit den Worten an den König: „Sire, da ist edles Blut vergossen worden, auf welches das Schlachtfeld eifersüchtig sein wird. Wir haben Krieg mit Spanien. Laßt Eure Cavaliere mit den Spaniern und nicht mit den Stieren kämpfen.“

Der König seufzte, schwieg, und es blieb beim Alten.

Heute ist es umgekehrt. Die Stiergefechte werden verboten, die Jesuiten aber vertreibt man nicht mehr.

Vermischtes.

Ausstattung einer adeligen Braut im XVI. Jahrhundert.

Ein treuer und wirklicher Auszug aus Familiennachrichten eines deutschen Edelmannes: „Meiner Tochter Jutta habe ich, Hanß von Schiebelin, zum Schmucke an ihrem Ehrentage gegeben: Einen Rock von Damasden; einen Rock von Sammet, schwarz mit Perlen geziert; ein Bätbuch von blawen Sammet mit Gulden Schloß; zwei Gulden Ringe mit köstlichen Steinen, so ihrer seeligen Mutter zuhändig gewest; ein Gulden Herzlein; ein Paar Gulden Armspangen; eine Schnur großer, reiner Perlen umb den Hals und schöne rothe Corallen umb die Arm, ebenfalls ihrer seeligin Mutter geeignet; sämptlich klare und starke Leiniwand von meinir seeligin Frawen, wie auch ihre schön fein theure Kanten.

Der Bräutigam hat Ihr verehrt: Eine Schnur gekrümmte Goldgulden; ein silbern Heft und Knäuffel; zwei Silber Schellenbänder an den Arm (Schellen an Kleider-Säumen, Gürteln und Armbändern, war sonst nur die Tracht der Fürsten und des Adels); ein Gürtel mit Vorplatten von Silber und Steinen; ein Schlicht Gulden Ring mit Cruzifix; ein Gulden Ring mit Edelstein; ein schön Gulden Kreuzlein; ein Barret von Sammet; ein bunt gestreift Seiden Kleid, unten mit Filz ausstaffirt; eins von Damasden; ein durchsichtig Kleid von Nesselgarn; ein Paar schöne spitzige Schuh von sehmisch Leder zum Tantzen; ein Paar Pantöfflein von Silberstuck; ein gar schön ausgenähtes Schnupftüchlein; ein Schleyir mit Silber Preißlein durchwürkt. — Ferner hat Jutta von ihrer Schwieger als Hochzeitsgeschenk bekommen: ein groß silbirn Trinkgefäß; eine sehr schöne Spindel, sogar künstlich gearbeitet; ein Wiegen, so auf 50 und mehr Gulden gekostet und gar anmuthig zu schauen; ein groß fein Tafeldecken. Nicht zu gedenken der vielen andern und schönen und köstlichen Geschenk, so ihr von Befreundeten und fremden Hochzeitsgästen gemacht worden. Waren deren über Hundert an Zahl und haben auf die 6 Tage lang bankettirt, narrirt, getanzt, künstlich Feuer geworfen und Lustschießen gethan." Eben diese Jutta von Schiebelin schreibt kurz vor ihrer Verheirathung an eine ihrer Muhmen, sie möchte ihr doch „einin schönin Kragen von klaren Schleyir, ein Paar gepuffte Ermel und ein Paar schöne lange gelbe Zöpfe von fremden Haar machen lassen, welche sie an ihrem Ehrentage brauchen wolle."

Der so eben erschienene 7. Band des Zauberers von Rom von Gutzkow verlegt die Handlung nach Wien. Die Audienz Bennos bei dem Staatskanzler bildet eine Art Gegenstück zu der im 3. Band enthaltenen und eine Glanzstelle des Werkes bildenden Vorstellung Bonaventura's bei dem Erzbischof. Von sittengeschichtlichem Interesse ist eine Notiz über den „marianischen Bund" (S. 113). „Diese Erzbruderschaft will den Rosenkranz als ein Lebendiges, in den Personen Vertretenes, darstellen. 15 Personen stellen eine Rose vor; 11 Rosen, also 165 Personen einen Rosenstock, und 15 blühende Rosenstöcke einen Rosengarten. Die Ablässe, die die Mitglieder gewinnen, sind solidarisch und kommen nicht aus dem Verdienst des Einzelnen sondern aus dem der Gesammtheit.

Man loost sie aus, so daß die Hoffnung, eine Seele gewänne durch die Verpflichtung dieser Erzbruderschaft einen Ablaß von hundert Tagen oder eine Verkürzung der Pein im Fegefeuer etwa von hundert Jahren, sich nicht auf das eigene Verdienst sondern auf das Verdienst eines Mit-Rosenblattes begründet."

Aus den nordamerikanischen Freistaaten.

Das Geld spielt in der Politik hier in Amerika eine weit größere Rolle als selbst in England, vor allen Dingen bei den Wahlen. Als vor einigen Monaten hier in Neuyork Fernando Wood zum Mayor (Burgemeister) gewählt wurde, kostete ihm sein Erfolg etwa 70,000 Dollars, für welche er sich natürlich während seiner zweijährigen Amtsdauer reichlich zu entschädigen weiß. Ohne Geld kann eine Partei nichts ausrichten; aber indem sie Geld ausgiebt, will sie Geld verdienen. Vom County Clerk und Sherif bis zum höchsten Beamten hinauf muß jeder Bewerber Geld ausgeben, um sich Stimmen zu sichern, und den Preis, um welchen er wirbt, zu erringen. Dieser Preis ist das Amt. Um beispielsweise die sehr einträgliche Stelle eines Sherif in Philadelphia oder Neuyork zu erhalten, wagt man zehn- oder zwanzigtausend Dollars daran; wenn man nach einigen Jahren einem Andern Platz machen muß, hat man das Doppelte und Dreifache verdient; denn die Jahreseinnahme kann man auf mehr als fünfzigtausend bringen, wenn man es nur recht angreift. Wer Kassirer eines wohlhabenden County werden will, setzt gern zweitausend Dollars für die Wähler auf das Spiel; gelingt dasselbe, so hat er sich für zwei oder unter Umständen vier Jahre eine Sinecure von zehn bis zwölftausend Dollars gesichert. Durch das rasche Anwachsen der Bevölkerung haben manche, ehemals sehr wenig belangreiche Aemter jetzt Einnahmen, die außer allem Verhältniß zur Dienstleistung stehen. Der Inhaber läßt die Geschäfte durch einige gering bezahlte Mietharbeiter abthun und geht müßig. Das Jagen nach besoldeten Aemtern ist der wahre Krebsschaden dieses Landes, die wahre Triebfeder des Parteiwesens und seiner fürchterlichen Entartung. Jede Partei will sich Anhänger erwerben, indem sie bei ihrem Siege fette Aemter in Aussicht stellt. Es ist längst dahin gekommen, daß sehr viele Wahlen hauptsächlich von der Summe des Geldes abhängen, die der eine oder andere Bewerber in Aussicht stellt. Von solchen Geldern leben die vielen Tausende von Raufbolden, welche dergleichen Einnahmen als legitime Gebühren betrachten; seine Obliegenheiten erfüllt der Rowdy dadurch, daß er die dem Gegencandidaten günstigen Wähler von den Stimmbuden wegprügelt. Dieses System ist in **Baltimore** bis zum höchsten Grade der Vollendung ausgebildet worden. Die hohen Einkünfte liefern die Mittel zur Corruption. Man sieht jetzt gar keine andere Rettung, als jeden Bürger bei hoher Geldstrafe zum Abstimmen bei jeder Wahl zu zwingen, die Besoldungen zu verringern und die Unterbeamten, zum Beispiel auch jene der Polizei, sicher zu stellen, und zwar so, daß sie im Amte bleiben, so lange sie sich untadelhaft aufführen. Jetzt ist ihre Existenz von jeder Wahl abhängig. Wird ihre Partei besiegt, so werden sie brotlos und gehen unter die Rowdies. Aber bis jetzt sind jene Vorschläge nur fromme Wünsche.

(Schluß folgt.)

Militärische Revue.

Sonntag, den 24. Juni 1860.

Avis. Beiträge ꝛc. für die militärische Revue werden unter der Adresse der Expedition, Kronenstraße Nr. 21, erbeten.

Geschichtskalender.

24. Juni 1849. Die badischen Insurgenten werden bei Bruchsal geschlagen.

25. Juni 1675. Erstürmung v. Rathenow durch die Brandenburger und Gefangennehmung zweier schwedischer Regimenter unter Oberst von Wangelin.

26. Juni 1689. Eroberung von Kaiserswerth durch die Brandenburger unter Schöning.

27. Juni 1815. Gefecht von Compiegne: General v. Jagow schlägt die Franzosen.

28. Juni 1675. Schlacht von Fehrbellin: Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg schlägt den Feldmarschall v. Wrangel.

29. Juni 1679. Friede von St. Germain zwischen Kurbrandenburg und Frankreich.

30. Juni 1849. Die badischen Insurgenten werden bei Kuppenheim zersprengt.

Inhalt:

Rüstow's neuer Angriff und Vertheidigung von Festungen.

Die Neugier des militärischen Publikums war durch das Erscheinen des obigen Werkes in einem sehr hohen Grade gespannt, da der Verfasser schon durch sein vor etlichen Jahren erschienenes Werk über die Feldfortification sich einen nicht unbedeutenden Namen als Ingenieurschriftsteller (abgesehen von seinen kriegsgeschichtlichen Schriften) gemacht hatte.

In der Vorrede, in welcher R. mit scharfer Zunge die Vorurtheile des Ingenieur-Corps angreift, kündigt er in selbstgefälliger Sprache an, daß er alles Neue, was die Belagerungskunst bis heute hervorgebracht hätte, zusammenfassen und vorführen würde.

Der natürliche Trieb eines jeden Menschen nach solcher Einleitung, ein Buch, welches in seiner Fassung einem dringenden Bedürfnisse abhelfen würde, näher kennen zu lernen, bringt Jeden dazu, das in des Verfassers bekannten lebhaftem und gefälligen Style geschriebene Werk weiter durchzublättern.

Jedoch, ohne in die Details des Werkes einzugehen, da sonst der Raum zur Besprechung nicht genügen würde, müssen wir gestehen, daß wir bei der hochtrabenden Sprache des sonst nicht geistlosen Verfassers, die vom Himmel herab das Manna der Weisheit predigt, demselben doch einen höheren Standpunkt in den Ansichten über den Belagerungskrieg zugetraut hätten.

Derselbe hat weder gesehen, daß durch die neuen Waffen eine neue Aera der Belagerungskunst nothwendig geworden ist, noch, daß in Folge dessen diese edle Kunst sich (wie die Tactik) von dem todten Systeme losringt, in das hinein sie von dem Verfasser wiederum gezwängt wird.

Durch die gezogenen Geschütze ist die Entfernung der Batterien von der Festung eine ungezwungene geworden, indem z. B. heute ebensogut auf 1200, wie auf 200 Schritt demontirt werden kann; ein Vortheil, der uns des Systems der Parallelen vollständig überhebt und es möglich macht, den Angriff vollständig den Umständen und dem Terrain anzupassen.

Ebenso arbeitet das Zündnadelgewehr diesem Freiwerden des Angriffes vom System eifrig und folgerichtig in die Hände.

Die Parallelen in ihrem nun vorhandenen Sinne, als: Communicationsgräben, Schützen- und Reservestellungen, scheiden so aus dem Schema heraus und werden eine biegsame und knetbare Masse, wie sie die heutige Tactik verlangt.

Dies übersieht der Alles wissende Verfasser und hat nicht einmal sich so weit von einem fachgemäßen Urtheile losgerissen, daß er von dem Grundsatze der neusten Tactik, „erst Wirkung und dann Deckung", einen richtigen Begriff hat.

Ebensowenig erfaßt der Verfasser die heutige Rolle der Infanterie beim Angriffe, und berührt nur flüchtig die Offensive des sich eingrabenden Tirailleurs.

Das Aufhören der jetzigen völligen Sappe und deren Ablösung durch die flüchtige Sappe und die Erdwalze, wie uns dies auch Sebastopol lehrt, ist in dem Werk, in dem wir nur Neues vernehmen sollten, durchaus weder gewürdigt, noch hinreichend erwähnt. —

Dagegen regalirt uns R. mit einer neuen Angriffsmethode vermittelst Minen, die Jeder für ein non plus ultra von Schlauheit halten muß, um nicht vom Verfasser gröblich angefaßt zu werden.

Um diesem zu entgehen, geben wir dem Verfasser gerne Recht. Warum soll nicht unter Umständen, wenn wir großen Ueberfluß an Pulver haben, die Mine, wie sie der Verfasser vorschlägt, ein vorzügliches Mittel zum Avanciren gegen die Festung sein?

Allein wir können uns nicht gefallen lassen, daß der Verfasser uns wiederum in ein neues System hineinschwören und hineinzwängen will, nachdem wir uns mit Mühe aus dem alten Schema herausgewunden haben.

Die Vertheidigung des Verfassers kann natürlich nichts Neues bieten, da sie einem Angriffe gegenübersteht, der ebenfalls noch auf dem alten Systeme basirt.

Von der genialen Art der Vertheidigung des Tottleben, der die Werke nach den Umständen umformt, der das Terrain, den Spaten in der Hand, gerade benutzt wie der Angreifer, und aus den todten Werken lebendige und stets sich der Wirkung der Waffen anschmiegende macht, giebt das Buch kaum einen annähernden Begriff und läßt den, der ein lebhaftes Interesse an der neueren Kriegführung hat, vollständig kalt

Gehen wir etwas in das Detail des Buches, so ist es oberflächlich und, gegen die Gewohnheit des Verfassers, durch seine Weitschweifigkeit sehr langweilig, indem oft die colossalsten Gemeinplätze mit der wichtigsten Miene von der Welt vorgetragen werden, und man in dem dicksten Wuste eines großartigen Wortkrams herumschimmt; so z. B. fängt jedes Kapitel mit einer Einleitung an, in der der Stoff entweder von den ältesten Zeiten ab historisch hergeleitet, oder aus seinen Urformen logisch entwickelt

wird. Um dies in wirklich drolliger Vollendung zu sehen, lese man das Kapitel über die Mauer, die erst dünn, wie ein Messerrücken, wo möglich, gebaut werden muß, um dem Angreifer das Platzgewinnen auf derselben unangenehm zu machen; und erst in der logischen Folge dicker wird, um der feindlichen Schußwirkung widerstehen zu können. Später erhält sie dann eine Dammschüttung hinter sich und wird so eine Escarpe.

Unwillkürlich fällt bei solchen und ähnlichen öfteren Entwickelungen die Fabel vom Maulwurfe ein, der beim Ansehen einer Kirsche vom Stengel auf Ast und Stamm folgernd, schließlich sich ein dem Kirschbaum ähnliches Gebäude herausdoctorte.

Die Betrachtungen über die Anlage der Festungen, über Festungs-Systeme und Festungsgruppen, die von dem Standpunkte der Theorie des (sehr) großen Krieges aus stattfinden, sind ebenso müßig wie die Theorien verschiedener anderer Herren Literaten über große Landesvertheidigung.

Wenn man mit großen Cirkeln, Radien, Theorieen und Betrachtung des Globus der Erde für die Vertheidigung eines specifischen Landes mit specifischen Einwohnern und Institutionen etwas heraus-„tüfteln“ will, so geht man gewiß nicht den richtigen Weg, gerade wie die politischen Theorieen, die aus gewiß nicht falschen, aber kosmopolitischen Betrachtungen hervorgegangen sind, nie (wie wir heut zu Tage sehen können) zum Gedeihen des Staates führen.

Solche Betrachtungen können nur helfen, wenn sie aus den positiven und speciellen Eigenthümlichkeiten des Landes, des Volkes und den augenblicklichen Umständen her entwickelt worden sind.

Vielen mögen diese gelehrten Floskeln über Linien, namentlich excentrische Vertheidigung ꝛc. der „großen Landesvertheidigung“ oder die Kreise, die R. seinen Betrachtungen zu Grunde legt, und die Massen von Armeen, mit denen herumgeworfen wird, imponiren; dem, der weiß, wie ein Staat sich historisch entwickelt, um gesundes Leben zu erhalten, der weiß, wie nur die durchlebten Phasen Stoff zur Weiterbildung geben, der weiß auch, daß das Festungssystem eines Staates sich nicht aus beliebig aufgestellten Theorieen oder Redensarten entwickeln läßt, sondern daß im Allgemeinen die Geschichte dem Staatenführer die Stellen anweist, wo eine Festung ihren Zweck erfüllt.

Ist hier und da ein Irrthum begangen, so ist solcher noch lange nicht so schlimm wie die tausend Irrungen, die sich in hingeworfenen, sogenannten genialen Gedanken befinden, deren Ausführungen, Gott sei Dank! nur in den tausendsten Fällen und meist zum Unglück des Staates in's Leben treten.

Die Instructionen, die der Verfasser über Recognosciren, Verhalten der Commandanten u. s. w. giebt, sind höchst amüsant, indem man sich in die Fähnrichszeit zurückgeführt sieht, wo auch oft über die selbstverständlichsten Sachen lange gepredigt und man in die ersten Anfangsgründe des militärischen Lebens eingeführt wurde.

Da R. den preußischen Offizier nicht kennt, auch wohl nie gekannt hat, so setzt er bei ihm doch ein zu geringes Maß positiver Kenntnisse voraus.

Ohne noch auf die detaillirten Verpflegungsvorschläge einzugehen, wo der Verfasser auf alle mögliche Kleinigkeiten einen sehr breiten Werth legt, lassen wir das Buch liegen, das uns in jeder Hinsicht nicht befriedigt hat.

Der Mangel an Tiefe des Gehaltes, die Breite der Deduction, welche die Gründlichkeit ersetzen soll, der sehr schwache Standpunkt, auf dem der Verfasser als Ingenieur steht, und die Zerfahrenheit des ganzen Buches werden dasselbe nirgends zu einem Wegweiser für Offiziere machen, sondern es im Wuste der Militärwerke mit manchem andern spurlos verschwinden lassen.

D.

Tagesereignisse.

Die Friedensverpflegungs-Etats sind nunmehr publicirt worden, und es hören somit die bisher unter dem Namen »Kriegsbereitschafts-Verpflegungs-Etats« bestandenen provisorischen Bestimmungen auf, um dem Definitivum endlich Platz zu machen. Die neuen Etats weichen von den projectirten in mancher Beziehung ab, indem namentlich Hauptmannsgehälter dritter Klasse bei allen Truppen beibehalten wurden, was der »Etat für die Reorganisation« nicht kannte. Dagegen erhält jedes Infanterie-Regiment, die neuformirten eingeschlossen, einen fünften Stabsoffizier, was auf den ersten Blick nicht als unbedingt nothwendig erscheinen möchte. Die jüngsten Abtheilungs-Commandeure der Artillerie-Regimenter erhalten, wie die 9 neu creirten jüngsten Stabsoffiziere des Ingenieurcorps, nur ein Gehalt von 1800 Thlr. — Die Pferdezahl der Batterieen ist erhöht, indem bei der Fuß-Artillerie statt drei nunmehr vier Offizierpferde, vier (statt drei) Vorrathspferde und zwei (statt ein) Trompeterpferde auf den Etat gebracht sind. Bei der reitenden Artillerie ist die Zahl der Reitpferde per Batterie von 44 auf 60 erhöht worden. Das Musikcorps des Garde-Artillerie-Regiments geht ein, wogegen jede Fußbatterie desselben drei berittene Trompeter und das Regiment überdies einen Stabstrompeter erhält, so daß dasselbe an Stelle der bisherigen Janitscharenmusik ein berittenes Trompetercorps von 1 Stabstrompeter und 27 Trompetern formiren wird.

Die gymnastisch-militärische Vorbildung auf unseren Schulen gewinnt immer mehr Boden, und aus den bloßen Wünschen und Vorschlägen beginnen bereits Thaten zu werden, wenn freilich vorläufig auch nur in bescheidenen Anfängen. Die »Elberfelder Zeitung« läßt sich darüber aus Berlin schreiben:

Das unermüdliche Bestreben unserer höchsten Militärbehörde, die Armee zu dem ernsten Kampfe, der ihr nach menschlicher Voraussicht in nicht ferner Zeit bevorsteht, auf das Aeußerste zu kräftigen und zu stählen, hat neuerdings zu der Maßregel Veranlassung gegeben, die gymnastischen Uebungen, deren günstiger Einfluß auf die Gewandtheit des Körpers von allen Autoritäten längst anerkannt ist, zu einem Gemeingut des ganzen Heeres in noch größerem Umfange zu machen, als sie es bisher schon waren. Seit der Gründung der hiesigen Central-Turnanstalt, vor etwa einem Decennium, sind zwar alljährlich eine Anzahl von Offizieren und Unteroffizieren zur Theilnahme an den sechs bis neun Monate währenden praktischen Cursen hierher commandirt worden; doch reichte die Ausbildung dieser Einzelnen nicht so weit, um den gesammten Regimentern der Armee den Unterricht im Bajonettiren, Fechten, Turnen &c. bis ins Detail zugänglich zu machen. Fortan soll diese Lücke ausgefüllt, und den gymnastischen Uebungen überall die Ausdehnung gegeben werden, daß sie die Grundlage und gewissermaßen den Kern der militärischen Ausbildung ausmachen. Zu dem Ende ist hier im vorigen Monat, unter dem Vorsitze des Obersten v. Werder, Inspecteurs der Jäger und Schützen, eine Commission von Offizieren zusammengetreten, die sich der Aufstellung einer ganz speciellen (auf die Theorie der Turnkunst und das praktische Bedürfniß gleichmäßig gestützten) Instruction zu unterziehen hat. Die Instruction ist dazu bestimmt, das Exercierreglement, den oben angedeuteten Absichten entsprechend, zu ergänzen, resp. zu ersetzen. — Vielleicht, daß die bevorstehende Reform über kurz oder lang dazu führt, dem Turnunterrichte auf den Schulen und Gymnasien eine mehr militärische Richtung zu geben, dergestalt, daß dieselbe der Ausbildung des Heeres in die Hände arbeitet und den Mangel der verhältnißmäßig kurzen Dienstzeit in Preußen möglichst aufwiegt. Es ist anerkannt, daß die sechs-, acht-, zehnjährige Dienstzeit der übrigen großen europäischen Heere unsere Armee, diesen gegenüber, einigermaßen in den Schatten stellt; und wenn auch die Vaterlandsliebe und Intelligenz des Preußischen Volkes ein unverkennbares Gegengewicht bildet, so würde es doch ein nicht hoch genug zu veranschlagender Vortheil sein, könnte mit der körperlichen Ausbildung unserer künftigen Soldaten schon in frühester Jugend der Anfang gemacht werden. Das Beispiel der freien Schweiz zeigt, daß dergleichen möglich und durchführbar ist, unbeschadet der geistigen Erziehung der jungen Staatsbürger, und ohne daß eine einseitige exclusiv-militärische Richtung bei denselben Platz greift. Auch

liefert der Versuch im Kleinen, der hier in Berlin mit einer Anzahl von Gymnasiasten seit einigen Jahren gemacht wird, den nämlichen Beweis. Wer die munteren Knaben an den schulfreien Nachmittagen im sogen. Hyppodrom des Thiergartens unter dem Commando von einigen Unteroffizieren exerciren, bajonettiren und sich tummeln sieht, der empfängt den Eindruck, daß nicht nur die Gesundheit des Körpers und Geistes befördert, sondern auch für die künftige militärische Dienstzeit der jungen Leute ein Grund gelegt wird, welcher — dem ganzen Lande zugängig gemacht — der Kriegstüchtigkeit unseres Volksheeres gewiß einen sehr wesentlichen Nutzen bringen würde.

Hieran knüpfen wir noch folgende Notiz der Königsberger „Hartungschen Zeitung:“

„Militärische Uebungen wird das hiesige Waisenhaus und Schullehrer-Seminar nunmehr auch auf den Lectionsplan ihrer Anstalt setzen. Herr Director Dembowski hat zur Ausführung dieses Planes die bereitwilligste Unterstützung bei Ihren Excellenzen dem Oberpräsidenten der Provinz Dr. Eichmann und dem commandirenden General v. Werder gefunden, ja der Letztere hat sich bereit erklärt, der Anstalt, damit auch die mit dem Gewehre auszuführenden Exercitien geübt werden können, 90 Gewehre zu übermachen und nöthigenfalls einen tüchtigen Unteroffizier zur Verfügung zu stellen.

Die Waffenfabriken in Solingen sind jetzt vollauf beschäftigt, besonders wird England auf mehrere Jahre ein einträglicher Kunde sein, da schon die contractlich übernommenen Lieferungen zur Ausführung mehrerer Jahre bedürfen. Die Hauptgattungen dieser Waffen sind Marinemesser und Bayonnetsäbel, welche letztere auch bei den neuen Bürgerschützen eingeführt sind. Seit dem Frieden von Villafranca ist aber ganz besonders Italien ein guter Abnehmer. So meldet das „Frankfurter Journal,“ welches die Italiener als Solinger Kunden wohl mehr vermuthet als wirklich gesehen hat. Dagegen hat England allerdings bedeutende Bestellungen gemacht, was am besten die Fortschritte der Solinger Waffen-Fabrikation beweisen möchte.

Die „Badische Landeszeitung“ schreibt: „Die in mehreren deutschen Staaten vorgenommenen Versuche zur Erreichung der vorzüglichsten Art und Weise des Ladens der gezogenen Kanone von ihrem Hintertheile aus, haben bekanntlich bis jetzt noch keine ganz befriedigenden Ergebnisse geliefert. Während man in dieser Richtung sich in den Zeughäusern beschäftigte, benützte auch ein erprobter Fachmann, Hr. K., ein Badener, seine technischen Hülfsquellen in stiller Zurückgezogenheit, und, wie man mit Bestimmtheit erfährt, soll es seinem eifrigen Studium gelungen sein, eine Methode zu erfinden, die alles bisher Errungene übertreffe und die noch obschwebenden Uebelstände vollkommen beseitige. Der Erfinder beabsichtigt, dem Herrn Kriegsminister seine im Modelle gearbeitete Erfindung vorzuzeigen und deren Prüfung zu erwirken. Wir werden Näheres, insoweit es das Geheimniß des Erfinders nicht verletzt, in den nächsten Tagen nachtragen.“

Wir wollen wünschen, daß der Verschluß des Herrn K. ein sehr praktischer sein möge, aber die „Zurückgezogenheit“ des Karlsruher Correspondenten muß noch größer gewesen sein wie die des Erfinders, wenn er noch nicht weiß, daß mehrere Systeme zum Laden von hinten bereits in die Artilleriemateriale aufgenommen worden sind, z. B. in das preußische, Whitworthkanon ꝛc.

Es sollen auch in diesem Jahre, im Anschluß an die Versuche von 1856 und 1858, ausgedehnte Schießversuche der Marine am Strande bei Neufähr stattfinden. Nachdem durch Schießen gegen die freie Ebene für die 36pfündigen Kanonen Nr. I., II. und III., so wie für 10zöllige Bombenkanonen die Schußtafeln für die verschiedenen Geschoßarten festgestellt sein werden, wird zur Prüfung des Resultats ein Scheibenschießen stattfinden. Zum Schluß wird als Instruction für die in Danzig befindlichen Marine-Truppen ein Scheibenschießen aus den neu eingeführten gezogenen 24pfündigen Kanonen mit geladenen und ungeladenen Granaten veranstaltet werden. Zur Ausführung dieser Versuche soll die dort garnisonirende 1. See-Artillerie-Kompagnie, sowie Offiziere der 2. Artillerie-Kompagnie aus Stralsund herangezogen werden, und geht am 27. d. M. ein Kommando von 1 Offizier und 30 Mann nach Neufähr, um die erforderlichen Vorbereitungen zu treffen. Die Schießübung selbst beginnt am 15. Juli und wird voraussichtlich bis Mitte September dauern.

Der Verleger der „Allgemeinen Militair-Zeitung" in Darmstadt, Zernin, kündigt ein in Frankfurt a. M. erscheinendes Militair-Journal an, welches für die deutsche Bundes-Armee berechnet sein soll. Es führt den Titel: „Militair-Wochenblatt für das deutsche Bundesheer," giebt 1½ Bogen in Quart und kostet jährlich 7 Thlr. — Es wird dem Programme nach aus zwei Theilen bestehen. Das „Hauptblatt" bringt:

1) Alle in den deutschen Bundesstaaten erlassenen neuen militairischen Verordnungen und Bestimmungen von allgemeinem Interesse.

2) Die Verfügungen der Militair-Commission des deutschen Bundes, welche ein allgemeines Interesse haben.

3) Sämmtliche Veränderungen in den Personal-Verhältnissen der deutschen Armeen (Ernennungen, Versetzungen, Todesfälle, Pensionirungen, Ordensverleihungen ꝛc.)

4) Vergleichende Uebersicht der bestehenden, sowie der neuen Einrichtungen und Vorschriften der deutschen Armeen im Gebiete der Formation, der Ausrüstung, der Ausbildung, der Erhaltung und Verwendung der Truppen und Waffen, der Heere wie der Festungen.

5) Uebersicht der Behörden und Befehlshaber über die Hauptkörper und Glieder deutscher Armeen (Kriegsministerium, Generalstab, Adjutantur, Verpflegungs-, Justiz-, Sanitäts-, Erziehungs- und Bildungs-Wesen, Prüfungs-Commission, der Infanterie, Kavallerie, Artillerie, der Festungen ꝛc.)

6) Vergleichende Uebersicht der bei den Bundesheeren üblichen Terminologie (Commandos und Signale) im Gebiete der Organisation, Taktik und Technik.

Eigenthümlich scheint es uns für eine deutsche Militairzeitung, daß sie den französischen Meter als Maaßeinheit annehmen, und die Confusion der deutschen Maaße noch dadurch vermehren will, daß sie unter dem bekannten deutschen Ausdruck „Fuß" den vierten Theil des französischen Meter verstehen wird.

Instruction für den preußischen Infanteristen von v. Dossow, Seconde-Lieutenant im 26sten Infanterie-Regiment, commandirt zur Schulabtheilung.

Unter diesem Titel ist vor einigen Tagen ein neuer Leitfaden zum theoretischen Unterricht bei J. Schlesier in Potsdam erschienen, der einmal die veralteten Instructionsbücher zu ersetzen verspricht, gleichzeitig aber auch einige neue Beiträge enthält.

So sind schon in der Einleitung die bis dahin beinahe stets fehlenden Kriegsartikel und deren Erklärung enthalten. Mit klaren, kurzen, aber dennoch anregenden Worten erläutert der Herr Verfasser die Begriffe von Muth, Tapferkeit, Ehre und Kameradschaft und wirkt somit auch auf die moralischen Eigenschaften des Soldaten. — Dem Ausbildungsgange des Rekruten gemäß reihen sich dann die einzelnen Abschnitte aneinander, von denen vorzüglich die Theorie des Schießens nach dem vorzüglichen Werke des Major von Schachtmeyer, die Gesundheitsregeln auf dem Marsche, und eine praktische Anleitung und Instruction über den Felddienst hervorzuheben sind.

Wie bei derartigen Werken gewöhnlich, findet sich auch in diesem durchaus nichts Neues; jedenfalls aber ist die Reihenfolge der Zusammenstellung und die kurze, faßliche Art der Darstellung anzuerkennen, so daß das Buch bei dem geringen Preise von nur 7 Sgr. für 14 Druckbogen sicherlich eine glückliche Zukunft zu haben verspricht.

Viele in den Text gedruckte Figuren, sowie eine Ordens-Tafel, vermehren die Ausstattung des Werkchens.

☞ Im nächsten Quartale werden wir unseren Lesern eine Uebersetzung aus dem „spectateur militaire" bringen, welcher für ein französisches Blatt eine merkwürdig objective Auffassung des **italienischen Krieges** enthält. Wir werden uns aber mit der einfachen Uebersetzung nicht begnügen, sondern aus den hier vorhandenen Materialien das Bild zu vervollständigen suchen und die nöthigen Karten und Pläne beifügen.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Kronenstr. 21.